





Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

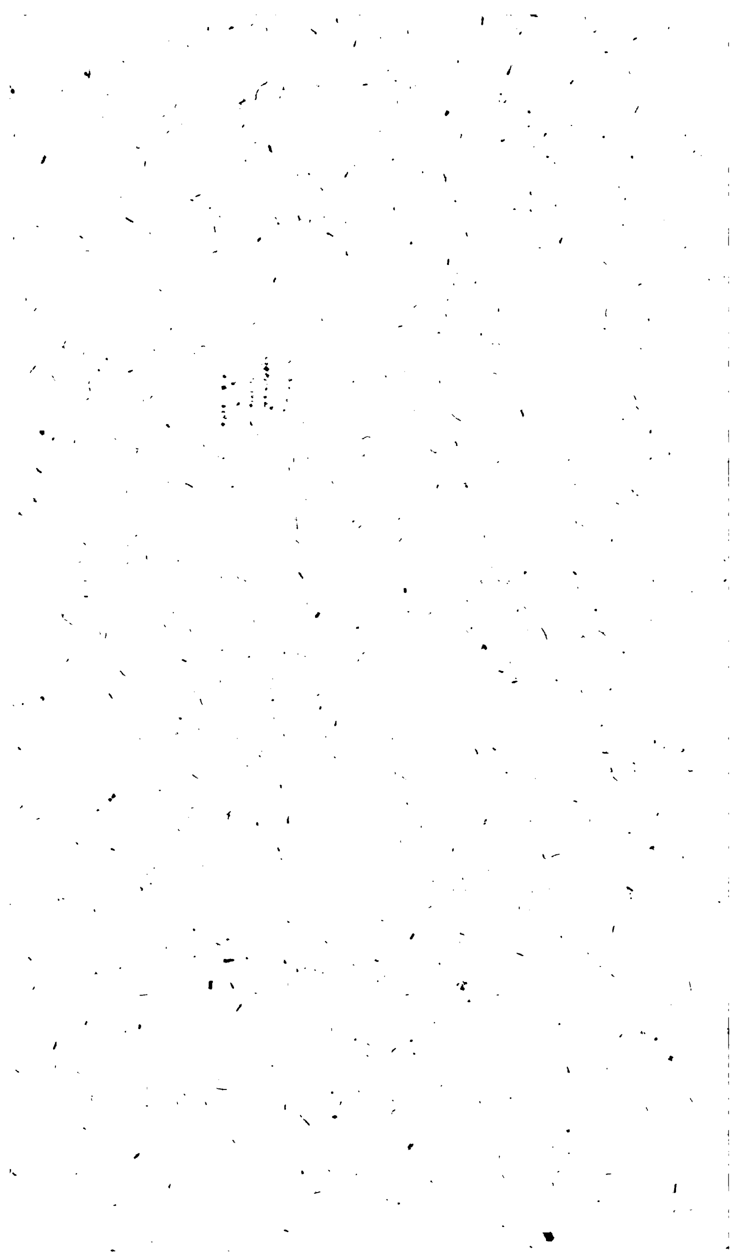
auf das Jahr 1808.



---

ngen.

[illegible]



Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 2. May 1808.

Göttingen.

Kurze Darstellung der Entwickelung der hohen Schulen des Protestantischen Deutschlandes, besonders der hohen Schule zu Göttingen, von dem Hofrath Meiners. 64 Seiten in Octav 1808. Die meisten Betrachtungen, welche diese vier Bogen in sich fassen, waren von dem Verf. schon in seiner Geschichte und Beschreibung von Göttingen, in seinem Werke über die Verfassung und Verwaltung Deutscher Universitäten; endlich in der Geschichte der hohen Schulen unsers Erdtheils, vorgetragen worden. Hr. Hofr. M. hielt es aber doch für rathsam, die zerstreuten Gedanken und Facta auf die gegenwärtige Art zu sammeln, und zu ordnen, sowohl um die Theilnehmung des einheimischen und auswärtigen Publicums an den Schicksalen der höheren Deutschen Lehranstalten zu verstärken, als um eine gehörige Ansicht academischer Angelegenheiten nach seinen geringen Kräften zu verbreiten. Wenn der Verf. die eine, oder die andere dieser Ansichten nicht in dem Grade erreichen sollte, in welchem er sie zu erreichen

wünschte: so wird er sich mit dem Bewußtseyn trösten, eine Arbeit unternommen zu haben, zu welcher er sich innerlich verpflichtet glaubte.

Hr. Hofr. M. zeigte sein Manuscript unter Anderen unserm Hrn. Prof. Artaud. Dieser, sein Freund, urtheilte, daß der Inhalt dieser kleinen Schrift wahrscheinlich manche seiner Landsleute interessiren werde. Er entschloß sich daher, aus derselben einen dem Geschmack seiner Nation angemessenen Auszug zu machen. Dieser Auszug ist gleichfalls bey Vandenhoek und Ruprecht, unter dem Titel: *Observations générales sur les Universités Protestantes, en Allemagne, et particulièrement sur celle de Goettingue*, gedruckt worden, und beträgt 3 Bogen in Octav.

Paris.

Bey Brasseur, dem ältern: Du droit des gens, ou principes d'association civile et politique; suivis d'un projet de paix générale et perpétuelle, par *J. J. B. Gondon*. T. I. S. XVI und 368. T. II. S. 322. T. III. S. 340 in Octav.

Auf den ersten Anblick des Titels könnte man, vollends wenn man damit die Dedication an den Fürsten Erzkanzler Cambaceres verbindet, auf den Gedanken kommen, daß hier eine weiter gehende Tendenz, als die, welche Privat-Schriftsteller für sich verfolgen, zum Grunde läge: allein wenn man etwas weiter lieset, so wird man nicht nur darüber ungewiß, sondern man fühlt sich auch mehr und mehr überzeugt, daß der Verf. nur aus eigenem Antriebe das Werk unternommen habe, und daß der Ursprung desselben, wie ähnliche Werke Anderer, dem wohlwollenden Gemüthe des Urhebers allein zuzuschreiben sey. Seine Vorgänger aber haben mit mehr Scharfsinn und mit weit größerer Consequenz die

Idee eines ewigen Friedens begründet; und das, was etwa hier im Detail, zur wirklichen Einführung dieser Idee in das Leben, vorkömmt, verräth oft sehr wenig Vertrautheit mit der Welt und der Geschichte. — Er lebe, sagt der Verfasser, in einem Dorfe Ansouis, im Departement Vaucluse, wo es eben keine literärische Subsidien gebe: indeß behaupte er nicht, daß ihm die Wissenschaft an- oder eingebohren sey; er habe studirt, bevor er geschrieben habe, und nachgedacht, indem er das letztere gethan; da aber, zufolge der Gesetze der Natur, oder der allgemeinen Verknüpfung der Dinge, alles, was folge, aus dem Vorhergehenden entspringe: so seyen auch ihm die Ideen gekommen, nachdem er einmahl den Plan entworfen gehabt, und jede habe gleichsam von selbst den ihr gebührenden Platz eingenommen. Seit einigen Monathen halte er sich nun zu Paris auf, wo er Gelegenheit gehabt, auch Grotius, Pufendorf und Aristoteles über die von ihm abgehandelten Gegenstände nachzulesen, und diese Lecture sey zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, da er gefunden, daß er zwar dieselben Gegenstände auf eine etwas andere Weise behandelt habe, übrigens aber mit ihnen nicht im Widerspruch sey. Er versichert zugleich, Bodin's Republik, Gravina über die Römischen Gesetze, Locke über die bürgerliche Regierung, Mably's droit public, und die Französische Encyclopädie, sämmtlich ohne Zweifel in dem Dorfe sehr seltene Werke, benutzt zu haben. Ausser diesen werden nun auch in den Noten von Zeit zu Zeit Voltaire's Essai sur l'histoire générale, Rollin, Tacitus, und Montesquieu über den Geist der Gesetze, angeführt. — In dem ersten Buche wird von der Gesellschaft überhaupt, der ursprünglichen,

der häuslichen, der bürgerlichen und der politischen Gesellschaft gehandelt. Unter der letztern versteht der Verf. die Verhältnisse der Völker zu einander, weshalb er auch dafür droit des gens, und ähnliche Ausdrücke synonym gebraucht. Im zweyten Buche wird alsdann sogleich von der Armee, im dritten von der Disciplin, im vierten vom Kriege, im fünften von der Einführung eines Gesetzes zum ewigen Frieden, und im sechsten endlich von der perfection de la société de peuple à peuple, par l'institution d'un gouvernement politique, qui doit établir la paix générale et perpetuelle gehandelt. Vorzüglich von dem letzten Theile, als dem wichtigern des Ganzen, wollen wir Einiges ausheben, welches die Art und Weise, wie der Verf. verfährt, am besten darstellen wird. Um zu einer Regierung zu gelangen, welche die Rechte der Völker schütze, müsse ein pouvoir extrinsèque und ein pouvoir intrinsèque seyn. Das erste in den Händen der Fürsten, als Repräsentanten der Völker, welche durch ihren Willen das andere erst zu Stande brächten. Dieß pouvoir intrinsèque aber solle aus einem Congreß, der das Völkerrecht bewache und bewahre, aus einem Tribunal, welches die Gesetze entwürfe, während die Fürsten von Zeit zu Zeit zusammen kämen und sie sanctionirten, aus einem Tribunale, das nach diesen Gesetzen die Urtheile fälle, und aus einem Protector, der die Urtheilssprüche zur Vollziehung bringe, bestehen. Dieß alles scheint uns eben nichts Neues, das Ganze als Idee behandelt: aber die Darstellung der Idee in der Wirklichkeit, die eben die große Aufgabe seyn würde, die kaum ein Privat-Schriftsteller keck genug seyn sollte, auflösen zu wollen, behandelt unser Verf. immer zugleich und auf die leichteste Weise von

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1808.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

lischen Gymnasium zu Teschen in Schlesien, jetzt Rector und Professor zu Iglo in Ungern. Im Selbstverlag und in Commission. — 151 Seiten in Octav. Der Eifer dieses Gelehrten, unsers Correspondenten und ehemahligen Mitbürgers, verdient Bewunderung; von Versuchen zu Versuchen gehet er fort, seine Ungerschen Landsleute zur gelehrten Thätigkeit und Verwendung ihrer Geisteskräfte zu literarischen Arbeiten aufzumuntern. Wie wenig erkennen wir hierin die Vortheile Deutschlands! so wenig, als wir es ahnen, wie bald auch wir bey dem eintretenden Gang der Dinge dahin gelangen können, daß einmahl auch Andere bey den Deutschen eben solche Anstrengungen werden anwenden müssen, um sie zu einer literarischen Thätigkeit wieder zu erwecken. Poesien sind zu des Verf. Absicht allerdings das beste Mittel, und ein Almanach ist dem Zeitgeiste angemessen; und doch konnte der Almanach im vorigen Jahre nicht zu Stande kommen, und erwartet nun, mit Beyfügung des neuen Titels, für das österreichische Kaiserthum, bessere Unterstützung durch Subscription; zugleich begleitet mit einer neuen Zeitschrift von und für Ungern zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, welche neben den Annalen der Litteratur des österreichischen Kaiserthums gar wohl wird bestehen können. In der jetzigen Sammlung stößt man auf mehrere gute Gedichte, besonders unter den Deutschen, welche voran stehen; Es folgen ein paar in Kronstädt-Siebenbürg-Sächsischer, mehrere in Lateinischer; ein paar in Ungrischer Sprache, mit Uebersetzungen; auch von Lucians Charon, vom wackern Professor Genersich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.
Den 2. May 1808.

Göttingen.

Kurze Darstellung der Entwickelung der hohen Schulen des Protestantischen Deutschlandes, besonders der hohen Schule zu Göttingen, von dem Hofrath Meiners. 64 Seiten in Octav 1808. Die meisten Betrachtungen, welche diese vier Bogen in sich fassen, waren von dem Verf. schon in seiner Geschichte und Beschreibung von Göttingen, in seinem Werke über die Verfassung und Verwaltung Deutscher Universitäten; endlich in der Geschichte der hohen Schulen unsers Erdtheils, vorgetragen worden. Hr. Hofr. M. hielt es aber doch für rathsam, die zerstreuten Gedanken und Facta auf die gegenwärtige Art zu sammeln, und zu ordnen, sowohl, um die Theilnehmung des einheimischen und auswärtigen Publicums an den Schicksalen der höheren Deutschen Lehranstalten zu verstärken, als um eine richtige Ansicht academischer Angelegenheiten nach seinen geringen Kräften zu verbreiten. Wenn der Verf. die eine, oder die andere dieser Absichten nicht in dem Grade erreichen sollte, in welchem er sie zu erreichen

niges, zur geographischen Erforschung der nicht genug untersuchten Südländer, und Südsee-Inseln, ausgerüstet wurde. Zwey von den ausgesandten Naturkundigen blieben, aus Furcht vor der Tyranney des ersten Befehlshabers der beiden Corvetten, auf Isle de France zurück. Zwey andere wurden mit einer großen Zahl von andern trefflichen Menschen durch die Härte, und den Eigensinn desselbigen Mannes aufgerieben. Von vier und zwanzig Gelehrten, und Künstlern, welche das Institut empfohlen hatte, kamen nur drey nach Frankreich zurück. Einer von diesen drey, der Mahler Petit, starb wenige Monathe nach der Rückkehr in das Vaterland an den Folgen des Scorbuts. Hr. Peron, und sein Gehülfe Lesueur, ein herrlicher Zeichner, waren die einzigen, welche ihr Leben, und ihre Arbeiten retteten; und man muß allerdings darüber erstaunen, wie viel der Eine, und der Andere geleistet haben. Selbst auf der zweyten Reise von Cook entdeckte man nicht mehr, als 250 neue Arten von Thieren: Hr. P. entdeckte deren 2506. Hr. P. begnügte sich nicht damit, Thiere nach Linneischer Art zu beobachten, und zu beschreiben. Er gab auf alle interessante Merkmahle, besonders auf Sitten, und Gewohnheiten, auf den Nutzen, und Aufenthalt von Thieren Acht, und beschrieb sie dann nach einer treuen lichtvollen, und gleichförmigen Methode. Auch hier blieben der Fleiß, und Eifer des Hrn. P. nicht stehen. Was nur möglicher Weise erhalten werden konnte, das präparirte er entweder, oder stopfte er aus; und wenn die Größe von Thieren das eine, oder das andere untersagten, so brachte er wenigstens die Gerippe, oder Häute, oder einzelne charakteristische Theile mit. Die Zahl der Thiere, oder Theile von Thieren, welche Hr. P. in

das Museum der Naturgeschichte abgeliefert; der, geht über hundert tausend hinaus. Er behielt nichts für sich: eine desto preiswürdigere Uneigennützigkeit, da Hr. P. manche Stücke, besonders lebende Thiere, für sein eigenes Geld kaufen mußte! Der Werth aller dieser Arbeiten, und Sammlungen ward dadurch noch unendlich erhöhet, daß Hr. Lesueur von funfzehn hundert Menschen, und lebenden Thieren die treffendsten Gemählde, oder Zeichnungen verfertigte. Auf den Bericht der fünf Deputirten des Institutes erfolgte der Befehl, daß die Reisebeschreibung des Hrn. P. auf kaiserliche Kosten gedruckt werden solle. Der Verfasser berührt in seiner Reise, von welcher wir unsern Lesern jetzt Rechenschaft geben wollen, die zoologischen Entdeckungen nur sehr kurz, weil er diese für ein besonderes Werk aufgehoben hat. Der Plan der Entdeckungsreise, welchen Fleurieu entworfen hatte, ist meisterhaft. S. 4, 5. Man könnte sich des größten Unwillens gegen den Capitän Baudin nicht erwehren, wenn dieser auch keine andere Schuld auf sich geladen hätte, als daß er einen solchen Plan durch die Verkehrtheiten seines Geistes und Herzens größten Theils vereitelte. Der Geograph, und der Naturalist segelten am 19. October 1800 aus Havre ab, und warfen am 2. November vor Santa Cruz die Anker. Zu den größten Unannehmlichkeiten dieser Stadt gehört der Uebelgeruch von getrockneten Fischen, die in Magazinen aufbewahrt, und theils durch die Hitze, theils durch Mangel von Wartung verdorben werden. S. 16. Die Canarischen Inseln sind so arm an Wasser, daß die Einwohner ohne die Vorräthe ihrer Cisternen nicht bestehen könn-

ten; und wegen dieses Wassermangels bezweifelt Hr. B., daß die schrecklich nackten Felsen der so genannten glücklichen Eilande jemahls viel mehr, als bisher, angebauet werden können. S. 17. Lancerote und Fortaventura sind die Kornkammern der Canarischen Inseln. Selbst auf diesen beiden Eilanden entsteht Mißwachs, wenn ihr unfruchtbarer Boden nicht durch starken Regen getränkt wird. S. 18. Es ist eine sehr richtige Bemerkung des Hrn. Bailly, eines Reisegefährten des Verf., daß man die Canarischen Inseln nicht als Fortsetzungen des Atlasgebirges oder als Ueberbleibsel eines verschwundenen Continents ansehen könne, da sie insgesammt vulcanischen Ursprungs seyen, und gar keine ursprüngliche Gebirgsarten enthalten. S. 23, 25. Die beiden Schiffe verließen den Hafen von Santa Cruz am 13. November, und erreichten Isle de France nicht eher, als am 15. März 1801, weil der eigensinnige Baudin darauf bestand, den nähern Weg längs den westlichen Ufern von Africa zu nehmen, welchen man wegen der häufigen Windstillen schon seit mehr, als hundert Jahren gegen die zwar weitere, aber schnellere, jetzt gewöhnliche, Fahrt vertauscht hat. S. 30. Der Zeitverlust, welchen die langsame Reise nach Isle de France hervorbrachte, war die erste Ursache, daß man von dem vorgeschriebenen Plan abweichen mußte. In eben den Graden, in welchen man sich dem Aequator nähert, nimmt die magnetische Kraft ab. Das Barometer sinkt, und das Thermometer steigt. Das Hygrometer geht bis zur Sättigung. Die Winde werden schwächer, und Rec. wundert sich, daß der Verf. hinzusetzt; beständiger, da selbst auf der Südsee die Winde in der Nähe des Aequators

das ganze Jahr durch sehr veränderlich sind. Endlich wird der Gang aller Instrumente viel gleichförmiger, als er in höheren Breiten zu seyn pflegt. S. 36. Das Leuchten des Meeres bietet sehr mannichfaltige Erscheinungen dar. Alle diese Erscheinungen können aus der Phosphorescenz der Mollusken und anderer weichen Seethiere erklärt werden, wie der Verf. und mehrere seiner Reisegefährten durch eine große Menge von Versuchen gefunden haben. S. 37–56. Wenn man das Verzeichniß der kostbaren und nützlichen Pflanzen aus allen Theilen der Erde durchgeht, welche der öffentliche Garten auf Isle de France in sich vereinigt, S. 57–61; so bewundert man zugleich den glücklichen Boden dieser Insel, und den rühmlichen Eifer, womit die Französischen Befehlshaber, Seefahrer und Naturforscher alle diese Schätze gesammelt, und gepflegt haben. Ein Herr Lislet verglich das Europäische Eichenholz mit zwey und zwanzig tropischen Hölzern, und fand, daß jenes in Rücksicht auf Schwere nur den siebenzehnten, und auf Stärke nur den neunzehnten Platz verdiene. S. 61, 62. Die üble Behandlung, welche der Capitän Baudin seinen Untergebenen hatte widerfahren lassen, bewog über vierzig der besten Matrosen, und viele Officiere, Naturkundige, und Künstler, auf Isle de France zurück zu bleiben. Die Uebrigen, welche am 25. April 1801 ihre Reise nach Neuholland fortsetzten, bereuten es bald, daß sie nicht ein Gleiches gethan hatten. Denn kaum waren die beiden Schiffe unter Segel gegangen, als der erste Befehlshaber bekannt machen ließ, daß man von nun an bloß jede Decade ein halbes Pfund frisches Brot, und statt der bisherigen Por-

tion von Wein drey Sechszehntel einer Bouteille von schlechtem Tafia erhalten werde, der um einen niedrigen Preis auf Isle de France war eingekauft worden. Das plötzliche Abschneiden von Wein, von frischem Brot und Fleisch war das Vorspiel, und ward in der Folge der Grund aller der Uebel, welche so große Verheerungen unter den Besatzungen beider Schiffe anrichteten. S. 63. Bey der Annäherung gegen die nordwestlichen Küsten von Neuholland brachten Ostwinde ganz andere Wirkungen hervor, als sie bis dahin hervorgebracht hatten. Die Atmosphäre war rein und heiter. Das Barometer stieg, und das Hygrometer zeigte eine fortschreitende Abnahme von Feuchtigkeit an. Hr. P. glaubte aus diesen Erscheinungen schließen zu können, daß die Küste von Neuholland ein niedriges Land seyn müsse, das weder hohe Berge, noch dichte Wälder, oder große Flüsse und Seen habe. Keiner von denen, welchen er seine Vermuthungen vortrug, wollte denselben beytreten, bis die physischen Vorhersagungen durch den Erfolg bestätigt wurden. S. 65, 66. Wo man auch ans Land ging, traf man nirgend die geringste Spur einer Frucht an, welche Menschen oder Thieren zur Nahrung hätte dienen können, und hieraus läßt es sich erklären, warum man auch keine ausschließlich fruchtfressende Thierart fand, nicht einmahl Affen, womit alle Ostindische Länder, selbst die am nächsten liegenden Molukken, angefüllt sind. S. 78. Das erste menschenähnliche Wesen, was unser Verf. an den öden Gestaden von Neuholland sah, war eine schwangere Wildinn, die durch ihre scheußliche Magerkeit, und schlaffen, bis auf die Schenkel herabhängenden, Brüste nicht weniger, als durch die

Häßlichkeit ihrer Gesichtsbildung, zurückstieße. Da sie merkte, daß sie den Fremdlingen nicht entweichen könne; so setzte sie sich auf die Erde hin, und sank in eine Art von Erstarrung, aus welcher man sie weder durch freundliches Zureden, und schmeichelnde Geberden, noch durch dargebotene Geschenke erwecken konnte. So bald die Reisenden sich entfernten, machte sich die Neuholländerinn davon, ohne eins von den empfangenen Geschenken mitzunehmen. S. 81. Man erhielt bald nachher eine abermahlige Probe von der beynahe unüberwindlichen Ungeselligkeit und Feindseligkeit, wodurch sich die Neuholländer so sehr von den freundlichen Bewohnern der Südsee-Inseln unterscheiden. S. 90. Man sah an einer Stelle elende Hütten, welche aus kleinen in die Erde gesteckten Zweigen bestanden, und mit Baumrinden bekleidet waren. Diese Hütten waren nur drey Fuß hoch, eben so breit, und fünf bis sechs Fuß lang. S. 82. Manche der Französischen Seefahrer, und Naturforscher geriethen an den unwirthbaren Küsten von Neuholland mehrere Mahle in Gefahr, vor Hunger, vor Durst, und übermäßigen Anstrengungen umzukommen. Wenn die Einen, und die Anderen endlich mit genauer Noth gerettet wurden, und ihre Schiffe wieder erreichten; so hatten sie das Ansehen von Personen, die kaum aus einer langwierigen Krankheit zurückgekommen seyen. 96 . . . 98. S. Die Seeschlangen unterscheiden sich von den Landschlangen unter anderen Merkmahlen durch einen platteren, ruderförmigen Schwanz. Sie halten sich meistens in der Nähe von Ufern auf. Doch bemerkte der Verf. dergleichen auch bisweilen auf dem hohen Meere, wo man drey bis vier hundert Meilen (mil-

les) von den nächsten Mittel entfernt wird. Er hält sich für berechtigt, die Wasserschlangen als eine besondere, von den Landschlangen verschiedene Art oder Familie zu betrachten. S. 105 ... 107. Unter den Gewächsen der dürren Küsten des Landes Endracht waren dem Verf. vorzüglich drey merkwürdig: eine Art von Spinifex, eine Mimosa, und besonders eine große Art von Cyperus, welche letztere ein mehlichtes, dem Weizen ähnliches, Korn hervorbringt, und wahrscheinlich zur Befestigung mancher unfruchtbaren Gegenden unsers Erdtheils dienen würde. S. 112, 113. Nur auf den Inseln Bernier, Dorre, und Dirk-Hartigs entdeckte man die kleinste, und zierlichste Art von gestreiften Kanguruhs (Kangurus fasciatus). Die Erfahrung lehrte in der Folge, daß eine jede Art dieser Thiere ihren ganz bestimmten, und gleichsam abgeschnittenen Aufenthalt hat, ausserhalb welchem sie nicht gefunden wird. S. 114, 115. Wenn die Kanguru-Mütter sich selbst schwer verwundet fühlen, so sorgen sie auf eine rührende Art für die Sicherheit oder Flucht ihrer Kleinen, welche sie nicht länger schützen oder retten können. S. 117. Man kann sich kaum etwas Grausenvolleres denken, als die durchaus nackten, und menschenleeren Inseln, die an den Strecken der Küste von Neuholland herliegen, welche von ihrem ersten Entdecker den Nahmen des Landes de Witt erhalten haben. S. 128, 138. Es ist durchaus unbegreiflich, woher diese traurigen Inselwüsten entstanden sind, da die nicht weit entfernten Ostindischen Eilande von schwelgerischer Fruchtbarkeit überströmen. — (Die Fortsetzung im nächstfolgenden Blatt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1808.

Paris.

Voyage de Découvertes aux terres australes, etc. par M. F. Péron. Tome premier. (S. oben S. 713.) Während der Untersuchung der Küsten von Neuholland nahm der Scorbut auf beiden Schiffen so sehr überhand, daß der Capitain Baudin sich genöthigt sah, in Timor Erfrischungen aufzusuchen. Unsere Reisenden wurden von dem Holländischen Commandanten auf dieser Insel sehr gut empfangen. Auf Timor, wie auf den übrigen größern Ostindischen Inseln, gibt es, ausser der kleinen Zahl von Europäern, dreyerley ganz von einander verschiedene Arten von Einwohnern. S. 144. Die erste besteht aus Negern, welche, gleich einsamen und reissenden Thieren, in den unzugänglichsten Wildnissen leben: die andere, aus Malayen: die dritte, aus Chinesen, die schon seit manchen Jahrhunderten über die Ostindischen Inseln verbreitet sind. S. 144. Der Verf. sah auf Timor zwey Malayen, welche Silberbleche mit einem so festen Kitte an die Zähne geheftet hatten, daß man die ersteren auf keine Art von den letzteren losmachen

konnte. Hr. P. bedauert es, daß er sich nach der Beschaffenheit dieses Kitts nicht genauer erkundigte. S. 160, 61. Die Scorbut-Kranken erholten sich auf der unglaublich fruchtbaren Insel Timor sehr bald. Dagegen aber brachen bald Ruhren und andere Krankheiten aus, welche viele Menschen auf beiden Schiffen tödteten, oder ihre Gesundheit so schwächten, daß sie nicht lange nachher an den Folgen ihres Aufenthalts auf Timor starben. S. 173. Bey der Abreise von Timor richteten beide Schiffe ihren Lauf nach der südlichen Spitze des Landes Diemen, welches die Reisenden am 13. Jan. 1802 zuerst erblickten. S. 207. Auf der ganzen Reise zeigte sich Hrn. P. keine so mahlerische Landschaft, als die, wodurch er am Eingange des Schwanenhafens im Lande Diemen überrascht wurde. Von dem Ufer an, wo kleine Vorgebirge, und liebliche Gebüsche mit einander abwechselten, erhoben sich sieben Reihen von Bergen hinter einander. Alle diese Berge waren mit den mannigfaltigsten und schönsten Bäumen oder Gesträuchen bekleidet, in welchen sich zahllose Vögel von den reichsten Farben, und den verschiedensten Gestalten regten, so wie der Hafen selbst durch große Schaaren von schwarzen Schwänen bedeckt war. S. 220. Gleich bey dem ersten Aussteigen sahen Hr. P. und seine Gefährten auf einem nahen Felsen zwey Männer, unter welchen Einer den einladenden Geberden der Fremden folgte, und mit der größten Zuversicht zu ihnen herabkam. Die Physionomie des jungen Mannes hatte nichts Wildes. Seine Augen drückten eben so sehr Gutmüthigkeit, als Verwunderung aus. Er schrie, und sprang heftig, als er nach angestellter Untersuchung entdeckte, daß die Fremdlinge an dem übrigen Leibe eben so weiß, als im Gesichte seyen. Seine Aufmerksam-

keit wandte sich bald von den Personen der Jünglinge auf ihr Fahrzeug, in welches er hineinsprang, und was er in allen seinen Theilen genau beobachtete. S. 221. Zu dem jungen Mann gesellte sich allmählich noch ein älterer, und zwey Weiber, die durchaus nackt waren. Man reichte den Männern, und Weibern allerley Geschenke, welche sie aber mit der größten Gleichgültigkeit annahmen: ein Zug, setzt Hr. P. hinzu, welchen wir nachher auch bey andern Individuen derselbigen Race bemerkten. S. 223. Unter den Bäumen, sowohl des Ufers, als der entferntesten Gebirge, stiegen am meisten die gewaltigen Eucalyptus empor. Mehrere derselben hatten eine Höhe von 160 . . . 180, und einen Umfang von 25 . . . 36 Fuß. S. 232. Die Französischen Reisenden waren von dem Zutrauen, und der Zuneigung, welche die Eingebornen ihnen bewiesen hatten, sehr eingenommen worden; und nichts war ihnen daher unerwarteter, als daß auf einmahl, ohne die mindeste Veranlassung, ein Wurfspieß hinter einem Felsen hervorgeflogen kam, der Einen aus ihrer Mitte hart an der Schulter, und am Halse verwundete, S. 231, 236: eine Treulosigkeit, welche sie auch nachher abermahls erfuhren, und die sie lehrte, wie wenig man den arglos scheinenden Kindern der Natur trauen könne. S. 235. Hr. P. und zwey seiner Bekannten stießen einst auf einen Haufen von zwanzig Wildinnen, die alle gleich häßlich waren: einige jüngere Mädchen ausgenommen. Diese hatten einen festen und gutgebildeten Busen, wiewohl die Brustwarzen zu dick, und zu lang waren: S. 252. Die Französischen Seefahrer hatten Gelegenheit, die älteren und neueren Karten nicht bloß der südlichen, sondern auch der südöstlichen und östlichen Küsten des Landes Diemen, [illegible] wie der

südlichen und südwestlichen Küsten von Neuholland, in vielen Stücken zu berichtigen und zu ergänzen. S. 238, 39, 305. Wir können unsern Lesern von diesen geographischen Entdeckungen nichts mittheilen, theils wegen der Umständlichkeit der Nachrichten, theils auch deßwegen, weil mit dem ersten Bande noch keine Karten ausgegeben worden sind. Hr. P. fand an der südöstlichen Küste des Landes Diemen Grabmähler, welche die halbverbrannten Ueberbleibsel von Verstorbenen enthielten. Die versengeten Gebeine waren zuerst mit Asche, und Rasen bedeckt, und dann mit kleinen Obdächern von Zweigen und Rinde überbauet. S. 266. Unter einem Haufen von Wilden des Diemens-Landes fand sich Einer, der fünf Fuß sechs Zoll hielt. Die übrigen waren zwischen 5 Fuß 2 . . . 4 Zoll groß. Auch der am wenigsten häßliche hatte unverhältnißmäßig dünne Schenkel und Beine, und einen dicken Leib. Die Gesichter der Wilden drückten die inneren Regungen von Zorn, Freude u. s. w. schnell und kräftig aus. Ihr Blick behielt aber immer etwas Furchtbares und Düsteres. S. 280. Allen Eingebornen von Neuholland und Diemens-Land waren Umarmungen, Küsse und andere Liebkosungen etwas durchaus Fremdes, von welchem sie die Absicht, oder den Sinn nicht erriethen. S. 282. Unsere Reisenden nannten den bisher nicht untersuchten Theil der südlichen und südwestlichen Küsten von Neuholland, der zwischen dem 33. . . . 39° S. Br. liegt, Napoleons-Land, so wie sie den einzelnen Vorgebirgen, Busen und Inseln, welche sie entdeckten, neue Nahmen gaben. 316, 17. u. f. S. Die erhaltene Instruction machte es dem ersten Befehlshaber zur wichtigsten Pflicht, darauf Acht zu geben, ob nicht an den südlichen und südwestlichen Küsten sich irgendwo ein beträcht-

licher Strom ins Meer ergieße, und ob eine Meerenge vorhanden sey, wodurch Neuholland in zwey Hälften getheilt werde. Unsere Reisenden sahen keinen Fluß, und wurden durch den schnell um sich greifenden Scorbut gehindert, diejenige Gegend genau zu erforschen, wo man eine neue Straße oder Meerenge vermuthete. S. 329, 31. Der Capitän Baudin behandelte Officiere und Matrosen auf dieselbige Art. Auch die erstern erhielten nichts, als Schiffszwieback, der von Würmern wimmelte, stinkendes Fleisch, was selbst die Matrosen oft vor den Augen des Commandanten ins Meer warfen, und drey Viertelquartier verdorbenen Wassers. Wein und Branntwein hatte Keiner seit länger als einem Jahre gekostet. Die Stelle von beiden vertrat der schlechte Tafia, welchen bloß die Neger-Sklaven in Isle de France trinken. Mehr als die Hälfte des Schiffsvolks war schon unfähig zum Dienst, als der Geograph (denn der Naturalist war an der Küste Diemen durch einen Sturm von dem Hauptschiff getrennt worden) bey den Inseln St. Pierre und St. François anlangte, wo man eine Durchfahrt vermuthete. Man kämpfte acht Tage lang mit widrigen Winden und Meerströmen, um, wo möglich, die wichtige Frage, welche aufgelöset werden sollte, zu entscheiden. Man mußte endlich der Nothwendigkeit weichen, und sich entschließen, nach Port Jackson zu gehen, um das Schiff und einen Theil der Besatzung zu retten. Man kann nicht ohne Schauder die Symptome der Krankheit lesen, die auf der Fahrt nach dem eben genannten Hafen so schnell und furchtbar um sich griff, daß zuletzt nur vier Menschen übrig blieben, welche einige Dienste leisten konnten. Der Geograph würde vielleicht nicht einmahl den nahen Hafen haben erreichen können, wenn nicht die menschen-

freundlichen Britten den sterbenden Französischen Seefahrern Lootsen und gesunde Mannschaft entgegen geschickt hätten. 341. u. f. S. Bey der Ankunft in Port Jackson, wo der Naturalist schon angelangt war, erstaunten die Französischen Seefahrer nicht weniger über den blühenden Zustand dieser Colonie, als sie von dem edeln Eifer gerührt wurden, womit sowohl die Englischen Befehlshaber als die übrigen Einwohner, allen ihren Bedürfnissen und Wünschen entgegen kamen, ungeachtet beide Nationen damahls noch im Kriege begriffen waren. Einer der ersten Gegenstände, auf welchen man die Ankömmlinge in der schönen Stadt Sydney aufmerksam machte, war das Fahrzeug, auf welchem der Wundarzt Baß die von ihm genannte Straße zwischen Neuholland und dem Lande Diemen entdeckt hatte. Man bewahrt das Schiff als ein Heiligthum auf. Einige Tabaksdosen, welche man aus dem Holze dieses Fahrzeuges verfertigt hat, werden als Reliquien betrachtet; und der Gouverneur Paterson glaubte dem Französischen Befehlshaber ein sehr schätzbares Andenken zu überreichen, als er demselben ein kleines Stück von dem Holze des Entdeckungsschiffes in einem silbernen Gehäuse schenkte, auf welchem die vornehmsten Umstände der Baßischen Reise gestochen waren. S. 369. Die öffentlichen Gebäude, und alle übrige Theile der Stadt Sydney zeugen von einer musterhaften Verwaltung, und einem schnell wachsenden Wohlstande. In dem Hafen fanden sich viele Schiffe, die aus den verschiedensten Gegenden gekommen, oder nach den verschiedensten Gegenden bestimmt waren. Manche Schiffe, welche man aus inländischen Hölzern bauete, und bemastete, lagen auf den Werften. S. 374, 375. Noch mehr Bewunderung, Theilnehmung und Nachdenken, als das rege Leben und

Leben in der Stadt, und dem Hafen von Sydney, veranlaßten in den Französischen Reisenden die Bewohner dieser neuen Colonie. Jamais peut-être un plus digne objet d'étude ne fut offert à l'homme d'état, et au philosophe; jamais peut-être l'heureuse influence des institutions sociales ne fût prouvée d'une manière plus éclatante, et plus honorable, qu'aux rives lointaines, dont nous parlons. Hier sind die verworfensten Menschen von beyderley Geschlecht versammelt, welche das Mutterland wegen ihrer Verbrechen, oder unheilbaren Lasterhaftigkeit auswarf, und welche man auf der einen Seite durch die Unfehlbarkeit harter Strafen bey ferneren Vergehungen, und auf der andern Seite durch die Hoffnung eines bessern Schicksals allmählich bewegte, gute Bürger und Bürgerinnen zu werden. S. 375, 76. Die öffentlichen Mädchen, die während ihres ausgelassenen Lebens in London, wie in andern großen Städten, unfruchtbar sind, werden in Neuholland nach überstandener Besserung fruchtbare Mütter, und gute Hausfrauen. Der Englische General-Gouverneur eröffnete dem Französischen Befehlshaber einen unbeschränkten Credit auf den öffentlichen Schatz, und gab ihm gedruckte königliche Scheine (des cédules royales imprimées), welche derselbe bloß unterschreiben, und mit den jedesmahligen Zahlen ausfüllen durfte. Alle Einwohner nahmen diese Anweisungen ohne Bedenken an Zahlungsstatt an. Die Kranken wurden auf das beste verpflegt: die Gesunden und Genesenden neu gekleidet; die Schiffe ausgebessert, und mit allem Nothwendigen versorgt, und noch ein drittes Fahrzeug angeschafft. Ein Posten von Englischen Soldaten bewachte das Observatorium, was man an der östlichen Seite von Sydney Cove errichtet hatte; und die Französischen

Naturforscher, und Officiere erhielten die Erlaubniß, zu gehen, oder zu reisen, wohin sie wollten. S. 378, 379. Alles bestrebte sich, das edle Verfahren zu erwiedern, wodurch der Französische National-Convent die Schiffe von Cook, und Vancouver unverletzlich gemacht hatte, und allenthalben wiederhohlte man den Grundsatz, daß die Sache der Wissenschaften die Sache der Völker sey. Hr. P. machte eine Reise nach der Stadt Rosehill oder Paramatta, welche von der Hauptstadt fünf und zwanzig Meilen entfernt liegt. Ein breiter und schöner Weg führt von der einen Stadt zur andern. Man wird nirgend aufgehalten, da an allen Stellen, wo Gewässer dieses nothwendig machten, feste Brücken erbaut worden sind. Je mehr man sich von dem Gestade des Meeres entfernt, desto fruchtbarer und bekleideter wird der Boden. In den Wäldern sieht man häufig freye Plätze, die mit zartem und wohlriechendem Grase bedeckt sind. Auf diesen Plätzen weiden zahlreiche Heerden von Schafen, welche man aus England und Spanien hergebracht, und die sich hier, wie fast alle übrige Arten von großem und kleinem Vieh, so sehr veredelt haben, daß man ihre Wolle in London theurer, als die beste Spanische Wolle bezahlt. S. 381, 382. Hr. P. besuchte mehrere Wohnungen von Colonisten, die am Wege lagen. Er fand durchgehends denselbigen Fleiß, dieselbige Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Man hörte nirgends weder von Diebstählen, noch von Todtschlägen. S. 382. Alle Versuche, welche man bis dahin mit dem Anbau von Reben gemacht hatte, waren durch die heissen Nordwestwinde vereitelt worden. Hr. P. zweifelt aber doch nicht, daß man zuletzt auch die Cultur des Weinstocks zu Stande bringen werde. S. 387. — (Der Beschluß im folgenden Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 7. May 1808.

Paris.

Voyage de Découvertes aux terres australes, etc. par *M. F. Péron. Tome premier.* (s. oben S. 713, 721.) — Die Grafschaft Cumberland, welche alle Niederlassungen der Engländer in Neu-Südwales enthält, wird gegen Westen durch eine Kette von Bergen begrenzt, die sich sowohl nach Broken-Bay, als nach Botany-Bay hinzieht, und die Grafschaft wie ein halber Mond einschließt. Die Gebirge von Neuholland streichen, wie die Cordilleren, von Norden nach Süden, gehen aber nicht, wie diese, nahe an der westlichen, sondern an der östlichen Küste her. S. 388. Die westliche Küste von Neuholland besteht aus lauter dürren Sandwüsten, welche die Natur zu einer ewigen Unfruchtbarkeit verdammt zu haben scheint. In den höheren Gegenden der Stadt Sydney sieht man bey heiterem Wetter die westlichen Gebirge, oder die so genannten blauen Berge, ungeachtet sie vierzig bis funfzig Meilen entfernt sind. Man entdeckt mehrere Ketten von Gebirgen hinter einander, die sich

um desto mehr erheben, je tiefer sie in das Innere des Landes hineingehen. Selbst alsdann aber, wenn man sich diesen Gebirgen auf zehn oder acht Meilen nähert, nimmt man weder tiefe Senkungen, noch hervorstechende Spitzen wahr. Vielmehr haben sie das Ansehen von gleichförmigen Bollwerken, oder Vorhängen, die am Ende des Horizonts hergezogen sind. Mehrere kühne Männer und Jünglinge unternahmen Reisen in die westlichen Gebirge. Allein keinem glückte es, weiter als vierzig Meilen vorzudringen, wo sich unübersteigliche Felsen, und Katarakten entgegenstellten. S. 389. Auf einer dieser Entdeckungsreisen fand man zuerst die Be-dia-Gal, die von den Neuholländern an der Küste durch Sprache, Sitten, Lebensart, und Körperbau abweichen. Sie haben nähmlich viel längere Arme und Schenkel, als die ursprünglichen Küstenbewohner. S. 392. Die Atmosphäre von Neuholland hat, wie das Pflanzen- und Thierreich dieses Continents, ihre eigenen Gesetze, die mit allen Principien unserer Wissenschaften, und bisherigen Systeme streiten. In mäßigen Entfernungen thürmen sich ungeheure Kettengebirge unabsehlich hinter einander auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach geben viele derselbe den höchsten bekannten Gebirgen der übrigen Erdtheile wenig oder nichts nach. Wer sollte nicht glauben, daß die Winde, welche über diese hohen Gebirge herkommen, kalt, oder wenigstens kühl seyn müßten? Sie sind dieses nicht allein nicht, sondern vielmehr so brennend heiß, daß sie in wenigen Augenblicken die stärksten Pflanzen, welche sie treffen, und eine große Anzahl von Vögeln tödten. S. 396, 97. Die glühendsten Winde sind die aus Norden und Nordwesten. Man kann aber auch selbst die Ostwinde

trockene und heisse Winde nennen. S. 400. Sowohl das Hornvieh, als die Schafe, vermehren sich so geschwinde, daß einer der angesehensten Güterbesitzer berechnete: Neuholland werde in zwanzig Jahren alle die Wolle liefern können, welche Großbritannien brauche, und wofür man bisher jährlich 1,800,000 Pf. Sterl. bezahlt habe. S. 401. Man hat selbst die haarigen Schafe aus Bengalen, und vom Vorgebirge der guten Hoffnung durch Vermischung mit Spanischen und Englischen Schafen so veredelt, daß sie jetzt eine, wenn auch nicht lange, doch äusserst feine und seidenartige Wolle geben. S. 403. Hr. P. und einer seiner Freunde wohnten zu Paramatta bey einem Französischen Juden, der zwar keinen eigentlichen Gasthof hielt, bey welchem aber doch alle angesehene Personen, die in die Stadt kamen, einkehrten. Der Mann war unter dem Commodore Phillips als Dieb und Falsarius deportirt worden, und hatte sich in dem Lande der Verweisung nicht bloß gebessert, sondern auch ein beträchtliches Vermögen erworben. Die Französischen Reisenden wurden prächtig, unter andern mit den ausgesuchtesten Weinen aus Frankreich, Spanien, Madera und vom Cap bewirthet. S. 409. In der Art, wie der Verf. die Geschichte eines andern Franzosen, der falsche Banknoten gemacht hatte, wiederhohlt, ist Etwas, was unser Gefühl beleidigt. S. 410. Man hat bis jetzt in ganz Neuholland, das einen Flächenraum von mehr als hundert tausend Quadrat-Stunden hat, noch keinen einzigen Fluß entdeckt, welcher der Marne und dem Allier gleich wäre. S. 412. Alle Gewässer, welche man bisher für Flüsse hielt, waren schmale Meerbusen, welche tief in das Land hineingingen. Wenn man diese vermeintlichen Ströme verfolgte, so kam man zu-

legt an die Ausflüsse von kleinen elenden Bächen, welche auch für die leichtesten Fahrzeuge zu seicht waren. S. 413. Unter den verschiedenen Obstarten gedeihen die Pfirsich-Bäume in Neuholland am besten. Man trocknet nicht bloß große Quantitäten von Pfirsichen; man macht nicht bloß eine Art von Wein, und gebranntem Wasser daraus, sondern man mästet sogar die Schweine damit. S. 421. Zu den sonderbaren und unerklärlichen Phänomenen von Neuholland gehören auch die plötzlichen fürchterlichen Anschwellungen der Bäche, und kleinen Flüsse, die in allen Jahrszeiten, bald seltener, bald öfter, bisweilen eilf Mahle in Einem Jahre, 25, 30, 40, 50 Fuß über ihren gewöhnlichen Spiegel steigen, und die schrecklichsten Verheerungen anrichten. S. 424, 25. Diese Anschwellungen haben nicht die geringste Aehnlichkeit weder mit den Ueberschwemmungen der tropischen Flüsse, noch mit denen der Flüsse des gemäßigtern Himmelsstrichs: ausgenommen, daß sie die überschwemmten Gegenden ausserordentlich befruchten. S. 426, 427. Man behauptete, daß der Weitzen, auf einen noch nicht gebrauchten Acker an den Ufern des Hawksbury ausgesäet, fünf und neunzig-, Gerste hundert und vierzig-, Mais zwey hundertfältige Früchte gegeben habe. In der Englischen Colonie auf Neu-Südwales, sagt der Verf., verdienen nicht bloß die großen Grundsätze der Verwaltung, und deren Resultate studirt zu werden, sondern auch manche kleinere Details, die zu interessanten Vergleichungen Anlaß geben. "Ich habe z. B.", fährt Hr. P. fort, "mächtige Colonien gesehen, die seit mehreren Menschenaltern gegründet waren, und in diesen Colonien nicht ein einziges zierliches oder prächtiges Fuhrwerk gefunden, weil man sich derselben aus Mangel an fahr-

bereits Wegen nicht bedienen konnte. In der ganz neuen, noch entstehenden; Stadt Sydney hingegen sind deren acht bis zehn, außer einer Menge von Whiskys und Cabriolets, die über die ganze Colonie zerstreut sind. Auch mit dem schwächsten dieser Fuhrwerke kann man die ganze Grafschaft Cumberland nach allen Richtungen durchreisen; und es sind noch keine zwanzig Jahre, daß gebildete Menschen sich an diesen fernen Gestaden niederließen"! S. 428. Der Gouverneur Patterson führte Hrn. P. zu einem der merkwürdigsten Pflanzer, einem Baron de la Clampe, ehemahligem Französischen Obersten, den die Stürme der Revolution zuletzt nach Australien verschlagen hatten. Auf den Gütern dieses seines Landsmannes sah der Verf. zwey vielversprechende Pflanzungen: die eine von Kaffee-Bäumen, die andere von Baumwollen-Stauden. Es war dem Urheber dieser Pflanzungen ein inniger Trost, daß er in kurzer Zeit der neuen Colonie zwey neue Erwerbzweige verschaffen, und dadurch seine Dankbarkeit gegen eine Nation beweisen werde, die ihn in seinem Unglück so großmüthig aufgenommen habe. S. 432. Der Boden der Grafschaft Cumberland besteht, vom Meere an bis an die blauen Berge, aus einem quarzigen Sandstein, der mit einer mehr oder weniger dicken Schichte von Pflanzenerde bedeckt ist. Unter den Geschieben, welche die wilden Wasser aus den inneren Gebirgen herabschwemmen, finden sich viele, welche zeigen, daß die Gebirge im Innern des Landes Granit und andere ursprüngliche Steinarten enthalten. S. 441, 42. Der Verf. schließt diesen ersten Band der eigentlichen Reisebeschreibung mit der Nachricht von der Abfahrt aus Port Jackson, die nach einem Aufenthalt von beynahe vier Monathen am 18. November 1802 er-

folgte. Der Capitain Baudin blieb sich beständig gleich. Er schickte den Naturalisten nach Frankreich zurück, nicht bloß mit den bisher gemachten Sammlungen, und den Kranken oder Geschwächten, die um ihrer Gesundheit willen eine baldige Rückkehr in das Vaterland wünschen mußten, sondern auch mit mehreren gesunden, fast unentbehrlichen, Mitgliedern der Gesellschaft, welche sich seine Ungnade zugezogen hatten. Es macht Hrn. P. viele Ehre, daß er von einem Manne, der ihn selbst, und viele andere verdiente Menschen auf eine unerhörte Art gequält hatte, mit so vieler Mäßigung reden konnte. Es ist uns, wir gestehen es, schwer geworden, diese Mäßigung nachzuahmen. Das zwanzigste und ein und zwanzigste Kapitel kann man als Anhänge des ersten Bandes ansehen. In dem zwanzigsten Kapitel handelt der Verf. von den Versuchen, welche man mit dem Dynamometer von Regnier über die physischen Kräfte der auf der Reise besuchten Völker anstellte. Das Instrument bestimmt sowohl die verhältnißmäßige Kraft der Hand, als der Hüften, in so fern sie sich in einzelnen kurzdauernden Anstrengungen äussert. Nach vielfältigen Versuchen ergab es sich, daß die Wilden im Lande Diemen weniger stark seyen, als die Neuholländer: diese weniger stark, als die Malayen in Timor; diese viel weniger stark, als die Franzosen, und die Franzosen nicht so stark, als die Engländer, 448. u. f. S. Rousseau irrte daher gewaltig, wenn er glaubte, daß die rohen Kinder der Natur in Ansehung körperlicher Vorzüge so Vieles vor den gebildeten Menschen voraus hätten. Die Wilden im Lande Diemen sind von denen in Neuholland gänzlich, oder, wie der Verf. sich ausdrückt, wesentlich verschieden. Die ersteren sind viel schwärzer, als die letzteren, haben

kurzes und krauses Wollenhaar, große ungewöhnlich lange Köpfe, dünne Arme und Beine, und fast ohne Ausnahme einen aufgetriebenen Leib. S. 448. Die Neuholländer haben die letzteren Merkmahle mit den Eingebornen des Diemen-Landes gemein, unterscheiden sich aber durch eine weniger dunkle Farbe, durch lange, nicht krause, Haare, durch weniger dicke; nach oben mehr eingedrückte, als in die Länge gezogene Köpfe, und durch einen etwas höheren Grad der Cultur, indem sie schon in größeren Gesellschaften beysammen leben, und ihre Hütten, Waffen und Fahrzeuge etwas vollkommner sind, als die der Diemen-Länder. S. 450. Rec. kann nicht umhin, zu erinnern, daß andere zuverlässige Reisende von der Farbe, den Haaren, den Waffen, Werkzeugen und Canoes der Neuholländer nicht so reden, als unser Verf. Die Vermuthungen über die Ursachen der Schwäche der Wilden in Neuholland, und im Lande Diemen, so wie der Malayen in Timor, haben uns nicht genug gethan. 458. u. f. S. Unzählige Völker nähren sich nicht besser, strengen sich eben so übermäßig an, oder sind eben so unthätig, bewohnen eben so ungesunde Gegenden, als die Neuholländer, Diemen-Länder und Timoresen, und haben doch viel mehr körperliche Stärke. Unter den Wilden, sowohl im Lande Diemen, als in Neuholland, fanden sich Manche, die entweder am ganzen Leibe, oder doch auf dem Rücken, stark behaart waren. S. 476, 77. Im ein und zwanzigsten Kapitel beschreibt der Verf. die merkwürdigste unter den neuen Gattungen von Mollusken, welche er auf seiner Reise entdeckte, 485. u. f. S., besonders 488 die Pyrosoma. Diese Gattung scheint auf den 19. und 20° der westlichen Länge von Paris, und den zweyten und dritten Grad der nördlichen Breite bey

schränkt zu seyn. Hr. P. versichert, daß alle übrige Arten von pelagischen Mollusken und Zoophyten nicht auf das Gerathewohl über den ganzen Ocean zerstreuet, sondern daß vielmehr eine jede Art an gewisse Grade der Breite und Länge, oder an eine gewisse Temperatur des Meeres, gebunden sey. S. 492, 93.

Wir müssen zuletzt noch einige Worte über den Atlas hinzufügen, der den ersten Band begleiten sollte. In diesem Atlas fehlen bis jetzt nicht bloß die Karten, sondern auch manche andere Blätter, welche man bis zum Abdruck des ersten Bandes nicht vollenden konnte. Die Kupfer, welche wir vor uns haben, stellen entweder Ansichten von Inseln und Küsten, Landschaften, Grundrisse von Städten, Waffen, Geräthe und Fahrzeuge, oder Köpfe, Brustbilder und Figuren von Menschen, oder endlich Land- und Meerthiere dar. Die ersteren scheinen uns richtig gezeichnet, aber nicht immer richtig colorirt zu seyn, indem wir die Farben hin und wieder zu grell finden. Unter den menschlichen Köpfen und Figuren sind einige allem Ansehen nach mit einer furchtbaren Wahrheit gezeichnet. Schwerlich wird Jemand die drey Neuholländer auf dem XVIII. XIX. und XX Blatte ansehen, ohne vor Entsetzen über den Ausdruck der Thierheit zurück zu fahren, der in den Gesichtern dieser Menschen liegt. Wenn die genannten Köpfe und Figuren getroffen sind; so müssen die auf Bl. VIII. IX. XI. XVII. durchaus verzeichnet seyn, als welche auch gar nicht mit den Beschreibungen übereinstimmen, welche Hr. P. selbst von den Einwohnern des Landes Diemen gemacht hat. Die meisterhaftesten unter allen Zeichnungen und Stichen sind, unserm Urtheile nach, die von Thieren, besonders von Mollusken, und

gesammt von Lefileur. Wenn diese so wahr, als schön sind, wie wir keine Ursache zu zweifeln haben; so werden selbst die größten Kenner, und die strengsten Richter kaum Etwas daran auszusetzen, oder hinzu zu wünschen finden. Nur Ein Blatt, nähmlich das drey und dreyßigste, läßt uns fürchten, daß doch die Colorirung nicht allenthalben so vollkommen, wie die Zeichnung seyn möge.

Berlin.

Bey Decker: Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden, in dem Jahre 1803. 256 Quartf. 4 Kupfert. 1806.

Zur Experimental-Philosophie gehörige Abhandlungen. 1. Ueber meteorische Stein- und Metallmassen, von Hrn. Klaproth. 2. Chemische Untersuchung einer grünen Erde aus Neu-Ostpreussen, von demselben. 3. Untersuchung eines besondern fossilen Brennmaterials aus Ostpreussen, von demselben. 4. Ueber die Gattung Chara, von Hrn. Willdenow. 5. Bemerkungen über die Verdünstung der Salzsoole bey der Wärme des Dunstkreises, mit Rücksicht auf die Vortheile, welche für die königl. Preussischen Salinen daraus zu ziehen seyn dürften, und einer Untersuchung der Ursachen, welche dabey wirksam sind, von Hrn. Hermbstädt. 6. Versuch einer neuen Theorie von der Existenz und den Qualitäten der physischen Elemente, aus allgemeinen Phänomenen entwickelt, von demselben. Diese Abhandlungen befinden sich sämmtlich in dem Bande der *Mémoires de l'Académie R. des sciences etc.* ins Französische übersetzt, und sind von uns bereits in diesen Blättern 1807. 127. Stück angezeigt worden.

Zur Mathematik gehörige Abhandlungen. 1. Abhandlung über das Visiren der Fässer, mit Bezug auf den in Berlin eingeführten Visirstab. Von Hrn. Eytelwein. Dieser Visirstab ist der bekannte Diagonalstab. Er gebe bey den am meisten vorkommenden Fässern ziemlich genau den wahren Inhalt an: die eine Seite desselben den Inhalt des Fasses nach Eimern, die andere nach Quarten, deren 64 auf einen Eimer gehen. Ueber die Einführung dieses Visirstabes, und die Grundsätze, welche bey seiner Eintheilung beobachtet sind, hat Hr. E. keine bestimmte Nachrichten auffinden können. Weil aber dieser Stab nur für Fässer von ähnlicher Gestalt gelten kann, wie denn auch die Abtheilungen desselben sehr nahe ausweisen, so kann man sich desselben bey Fässern, welche gar zu sehr von der Gestalt abweichen, für welche der Stab verfertigt worden ist, nicht mehr ohne großen Fehler bedienen, daher denn der Hr. Verf. hier einen andern Visirstab angibt, vermittelst dessen der Inhalt des Fasses überhaupt aus dessen Spundtiefe, Bodenweite, und Länge gefunden, und in Berliner Quarten ausgedrückt werden kann, wobey er denn die Lambertische Formel, als eine der Wahrheit sehr nahe kommende, zum Grunde legt. Zuletzt untersucht er noch die Abmessungen eines Fasses, bey denen der Diagonalstab mit Sicherheit angewandt werden kann, und welches die größten Abweichungen sind, die in vorkommenden Fällen entstehen können; denn, welche Krümmung die Faßdauben haben müssen, wenn Lambert's Formel den Inhalt eines Fasses in völliger Schärfe geben sollte. 2. Ueber das Höhenmessen vermittelst des Barometers, von Hrn. Fischer. Erste Abhandlung. Zuerst eine kurze Geschichte der hieher gehörigen Bemühungen. Dann über das

Mariottische Gesetz. Die Naturforscher behaupten ziemlich einstimmig, daß dieses Gesetz bey den äussersten Graden der Verdichtung und Verdünnung der Luft nicht mehr gültig seyn könne. Die Gründe seyen aber mehr von metaphysischer, als von physischer Art, und beruheten auf atomistischen Vorstellungen. Nach der dynamischen Vorstellung, welche richtig gefaßt, und nicht über die Grenzen einer möglichen Prüfung durch Erfahrung ausgedehnt, etwas mehr als bloße Hypothese (?) seyn dürfte, sey eine unendliche Verdichtung und Verdünnung nichts weniger, als undenkbar. (Aber ob diese Verdichtung oder Verdünnung mit dem Drucke in gleichem Verhältniß stehe, darauf kömmt es eigentlich bey dem Mariottischen Gesetze an.) Ob dieses Gesetz unter allen Temperaturen Statt habe, lasse sich nur daraus entscheiden, ob Gay-Lussac's und Dalton's Versuche, daß nähmlich alle elastischen Flüssigkeiten durch gleiche Erhöhung der Temperatur in gleichem Verhältniß ausgedehnt werden, durch die ganze, in unserer Gewalt stehende Wärmescale, richtig sey. (Unsers Erachtens entscheiden hier Gay-Lussac's und Dalton's Versuche wohl nichts. Vielmehr muß man umgekehrt schließen, so lange das Mariottische Gesetz gültig ist, wird auch die Ausdehnbarkeit der Luft durch die Wärme mit der Temperatur gleiche Schritte halten.) Was die chemische Beschaffenheit einer Luftmasse für Einfluß auf das Mariottische Gesetz habe, lasse sich gegenwärtig noch nicht mit völliger Gewißheit entscheiden. Ueber specifische und relative Ausdehnsamkeit (Elasticität) luftförmiger Stoffe. Unter der specifischen versteht der Verf. die absolute Elasticität, welche eine bestimmte Gewichtsmenge (z. B. 1 Gran) einer Luftmasse äussert, wenn sie unter einer zwar willkührlichen, jedoch bestimm-

ten, Temperatur (z. B. 0° Reaum.) in einen Raum von bestimmter Größe, z. B. eines Cubikzolles, zusammengedrückt wird. Relative Ausdehnsamkeit ist dem Verf. diejenige, welche eine Luftmasse A, in Vergleichung einer andern B, bey gleicher Dichtigkeit, haben würde. Allerdings ist es sehr gut, daß der Verf. diese Begriffe von einander unterscheidet, zumahl da bey der Theorie der barometrischen Höhenmessungen vorzüglich auf den letztern Begriff Rücksicht zu nehmen ist. Die aus dem Mariottischen Gesetz abgeleitete Folge, daß bey einer Luftsäule, in dem Zustande des Gleichgewichts, die Dichtigkeit von unten nach oben in geometrischer Reihe, oder nach den Ordinaten einer logarithmischen Linie abnehme, setze nicht sowohl gleiche Temperatur durch die ganze Luftsäule, als vielmehr überall gleiche relative Ausdehnsamkeit der Luft voraus, und die bisherige Unvollkommenheit der Theorie barometrischer Höhenmessungen habe vorzüglich darin ihren Grund, daß man auf den letztern Umstand nicht genug Rücksicht genommen, und bey den Höhenmessungen von den unzähligen Ursachen, welche auf die relative Ausdehnsamkeit der Luft Einfluß haben, z. B. die mancherley Gasarten, welche sich mit der Atmosphäre mischen, Dünste u. dergl., nur eine eine einzige, nähmlich die Wärme, in Betrachtung gezogen habe. Daß indeß die gewöhnliche Theorie doch eine so starke Annäherung gebe, davon liege der Grund darin, daß unter allen jenen Ursachen die Wärme die wirksamste sey (oder vielmehr darin, daß nach Dalton und Gay-Lussac alle mit der Luft gemischten elastischen Flüssigkeiten durch die Wärme um gleichviel ausgedehnt werden. Man vergl. hiermit unsers Hrn. Hofr. Mayer's Physicalisch-mathe-

matische Abhandl. über das Ausmessen der Wärme in Rücksicht und Anwendung auf das Höhenmessen vermittelst des Barometers S. 163 u. f. In dieser Schrift kann man sich auch durch einen theoretischen Beweis von Dalton's und Gay-Lussac's Erfahrungen überzeugen, wenn man S. 35 ff. statt des dort gebrauchten Wortes Luft nur überhaupt luftförmige Flüssigkeit setzt, weil die dortigen Schlüsse nicht bloß atmosphärische Luft voraussetzen). Ueber die Mittel, die relative Ausdehnsamkeit der Luft zu messen. Gerstner's Luftwage sey, mit einigen Abänderungen, die der Verf. angibt, zu diesem Zwecke vorzüglich geeignet. Sie bestimmt die Dichtigkeit der Luft, woraus dann die relative Elasticität sich durch die Division der Barometerhöhe mit dieser Dichtigkeit ergibt. Der Coefficient in der Höhenformel sey nichts anderes, als diese relative Elasticität der Luft selbst. Der Verf. nimmt das arithmetische Mittel zwischen diesen Coefficienten in der untern und obern Station, und zeigt in einigen Beyspielen, wie dieß Verfahren die gesuchte Höhe genauer, als die de Lucsche Formel darstellt. (Ob dieß in andern Beyspielen auch der Fall seyn würde, läßt sich aus den angeführten Beyspielen allein nicht entscheiden. Denn es kömmt darauf an, was man für ein Gesetz in Absicht auf die Veränderung der specifischen Elasticität von unten nach oben annimmt. Der Verf. nimmt erst an, daß diese Elasticität C constant sey, und findet hieraus für die Höhe x zwischen beiden Stationen den gewöhnlichen logarithmischen Ausdruck $C \log \frac{b}{y}$, und doch setzt er nachher C wieder veränderlich, weil er zwischen diesen Coefficienten C in der untern und obern Station das arithmetische Mit-

tel nimmt. Um eine rückgänge Formel für das Höhenmessen zu finden, müßte schon bey der Integration, C als eine Function der Höhe x betrachtet werden. Aber dann würde der Integral-Ausdruck nicht mehr der von dem Verf. gefundene seyn können. Es gehören also noch mehr Betrachtungen dazu, den Vorzug von des Verf. Methode vor der de Lucschen zu rechtfertigen, welches denn vielleicht noch in der folgenden Abhandlung geschehen wird.)

Zur Philosophie gehörige Abhandlungen. 1. Hrn. geh. R. Klein über Gemüthsschwäche und Gemüthskrankheiten in rechtlicher Rücksicht. 2. Ueber den Charakter, von Hrn. Biester. 3. Bemerkungen über den logischen Regressus, nach dem Begriffe der alten Commentatoren des Aristoteles, von Hrn. Nicolai. Diese Abhandlung ist von uns schon (G. g. A. 1807 127 Stück) angezeigt worden. 4. Ueber Pestalozzi's Lehrart, von Hrn. E. G. Fischer, unpartenisch, billig und vorsichtig beurtheilt.

Schöne Wissenschaften: Hr. Hofr. Hirt über die Mahlerey bey den Alten; fünfte Abhandlung, von ihrem Ursprung bis auf die 93. Olympiade, oder Apollodor von Athen; ist eben die bereits in den Mémoires de l'Académie R. des sc. befindliche und G. g. A. 1808 S. 524, 525 erwähnte geschätzte Abhandlung — Hr. Prof. Spalding über Seneca's Tröstung an den Polybius; eine Schrift, die des Stoikers unwürdig ist, und daher für unecht und ihm untergelegt geachtet wird; Die Frage ist polemisch beantwortet, in Bestreitung des Diderot, und Widerlegung seiner Gründe, die er anführt, um die Schrift dem Seneca abzusprechen; man muß also, um alles zu übersehen, nebst der Schrift, den Diderot (im Essai sur les Regnes

de Claude et de Nature) gelesen haben — Hr. Prof. Buttmann über die philosophische Deutung der Griechischen Gottheiten, insbesondere von Apollo und Diana; mit einem besonnenen Forschungsgeiste werden sie wieder als Sonne und Mond in ihre alten Rechte eingewiesen.

Noch ist angehängt: Nachtrag zur Classe der Experimental-Philosophie: Ueber einige neue Südamericanische Palmen, von Carl Ludwig Willdenow: es sind vier Gattungen, welche auf dem festen Lande des südlichen America wachsen: Aiphanes, Oreodoxa, Geonoma, und Chamaedorea.

Paris.

Voyage dans l'Intérieur de la Louisiane (wo von oben S. 594, 625, 638, nachzusehen ist).

Ausser einigen Bemerkungen, die Hr. Robin in den beiden vorigen Theilen, und im Anfange des vor uns liegenden dritten, über verschiedene Gewächse mitgetheilt hat, folgt nun von S. 311 bis zum Schlusse dieses Bandes die Flora von Louisiana, nach dem System von Jussieu geordnet. Wir müssen aber mit Leidwesen gestehen, daß uns lange keine so überflächliche und unvollständige Flora, als die gegenwärtige, vorgekommen ist. Der Verfasser scheint so wenig Kenntniß der Botanik zu besitzen, daß er sich deßhalb auch nur gewöhnlich auf die Bezeichnung der Gattungen einschränkt. Specielle Angaben beziehen sich meistens nur auf Gewächse, welche durch ihre Anwendung in der Oeconomie u. s. w. bekannt sind. Ist von andern die Rede, so sind die darüber gegebenen Nachrichten so unbefriedigend, daß man nichts zu errathen im Stande ist,

was für Arten der Verfasser eigentlich meint. Man vergleiche Plantago S. 374, Convolvulus S. 400, Aster S. 437, Solidago S. 438, und mehr andere. Und von allen diesen Gattungen werden höchstens nur 2—4 Arten aufgeführt, wovon in Louisiana ohne Zweifel drey bis vier Mahl mehrere vorkommen. Er gesteht (S. 335), daß das Land sehr reich an Gräsern ist, will sich aber in keine weitläuftige Beschreibung derselben einlassen, sondern nur bemerken, daß die Wiesen mehrere Arten von Glanzgras enthalten, wovon eine violette, eine andere gelbe Staubbeutel trägt! — Daß die meisten Getreidearten im nördlichen Asien zu Hause sind, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Ganz irrig ist daher die Vermuthung des Verfassers, wenn er S. 335 sagt: »J'ai trouvé, vers la rivière de Vermillon, une espèce de froment conforme en tout au froment cultivé, excepté que les grains en étaient maigres et presque sans substance farineuse; ce pourrait être l'espèce primitive du froment nutritif perfectionné par la culture«. So wenig der erfahrne Mycolog es dem Verfasser glauben wird, daß in Louisiana eine so große Anzahl Schimmelarten (Mucores) vorkommen soll, daß kaum eine Lebenszeit zu ihrer Beschreibung hinreichen würde, S. 327; eben so wenig wird er den Muscologen überzeugen, daß daselbst nur wenig Moose gefunden werden. Mitunter sind von manchen Gewächsen umständlichere Nachrichten mitgetheilt, als der Plan der Flora zu erfordern scheint; doch haben wir keine neue Bemerkungen gefunden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 9. May 1808.

Oldenburg.

Bey Schulze: Beobachtungen und theoretische Untersuchungen über die Strahlenbrechung, von H. W. Brandes, herzogl. Holstein-Oldenburgischem Deichconducteur. Erster Band, welcher die Beobachtungen, und empirische Resultate aus denselben, enthält. 128 Quarts. 2 Kupfert. 1807.

Der Verfasser, welcher bereits Beobachtungen dieser Art im dritten Bande von Gilbert's Annalen der Physik mitgetheilt hat, erwirbt sich durch eine noch weiter ausgedehnte Reihe von Beobachtungen in gegenwärtiger Schrift, um einen bis jetzt noch nicht hinlänglich bearbeiteten Gegenstand der Naturlehre, ein um so grösseres Verdienst, je mehr der Theoretiker die Schwierigkeiten fühlt, die mannigfaltigen Ungleichheiten der irdischen Strahlenbrechung dem Calcul zu unterwerfen, und daraus brauchbare Anwendungen für das Nivelliren, Höhenmessen, und selbst für die nähere Kenntniß der astronomischen Horizontal-Refraction, abzuleiten, so wie denn auch die Erklärung der so genannten

ten Spiegelung, und anderer Luftgebilde, welche mit der Strahlenbrechung in Verbindung stehen, wird eine solche Reihe von Beobachtungen allerdings sehr gefördert werden muß. Ueber einige wichtige Fragen, welche bey dieser Lehre vorkommen, haben zwar bereits die Herren Woltmann, Gruber, Wollaston u. a. lehrreiche Untersuchungen geliefert, da sie nicht bloß die Größe der Variationen zeigen, welchen die scheinbare Höhe eines Gegenstandes unterworfen ist, sondern auch einige Hauptumstände angeben, von welchen es abhängt, ob ein Gegenstand höher oder niedriger erscheint: aber dennoch blieben noch mehrere Untersuchungen zurück, über welche mehr Licht zu verbreiten, der Zweck von den Beobachtungen des Hrn. Verf. war. Wenn wir auch über die Ursachen, wovon die Variationen der scheinbaren Höhe entfernter Gegenstände abhängen, gänzlich unbelehrt blieben, so würde es doch schon sehr wichtig seyn, wenn man aus Beobachtungen auch nur empirische Regeln ableiten könnte, durch welche sich aus der scheinbaren Höhe eines einzigen Gegenstandes von bekannter Entfernung und Höhe, bestimmen ließe, wie zu eben der Zeit andere ähnlich liegende, aber an Entfernung und Höhe verschiedene, Gegenstände erscheinen müßten, oder wenn man die Frage beantworten könnte, wie die gleichzeitige Aenderung der scheinbaren Höhe von Gegenständen auf der Erde, von ihrer Entfernung und wahren Höhe abhänge. Solche empirische Regeln aufzusuchen, war daher der erste Zweck des Verf. Zugleich hoffte er eine zweyte Frage zu beantworten, nähmlich wie die Variationen der scheinbaren Höhe sich ändern, wenn der Standpunct des Beobachters mehr oder minder hoch über der Erdfläche liegt. Es war zugleich seine Absicht, diese Fragen für die zwey verschiedenen Fälle zu beant-

worden; da der Lichtstrahl entweder über eine Wasserfläche, oder über ein ebenes trockenes Land geht; aber nur der letzte Theil dieses Plans ist eigentlich so ausgeführt worden, daß sich der Verf. mit den Resultaten befriedigen zu können glaubte. Die Beobachtungen, bey denen der Lichtstrahl über eine Wasserfläche (den Meerbusen der Jahde) ging, hat er bereits in Gilbert's Annalen der Physik umständlich erzählt. Aber er hält diese Beobachtungen nicht für hinlänglich genau, weil es ihm damahls theils an einem guten Werkzeuge fehlte, das Nivellement zur Bestimmung der Höhen der Signale gehörig zu bewerkstelligen, theils auch die Vorrichtung, um die Höhe des Auges über dem Boden zu bestimmen, nicht fest genug war, um in den Winkeln bis auf 3″ sicher zu seyn. Auch werde der Werth dieser Beobachtungen dadurch vermindert, daß der Lichtstrahl, ob er gleich größten Theils über eine Wasserfläche ging, doch nicht durch eine völlig gleichförmige und zu allen Zeiten gleiche Gegend ging. Schon die Wasserfläche selbst, über welche der Lichtstrahl zum Auge gelangte, sey in einem der Ebbe und Fluth unterworfenen Gewässer, wie es der Meerbusen der Jahde ist, zu veränderlich; ihre Höhe ändere sich innerhalb 6 Stunden ungefähr um 12 Fuß; es werden zuweilen einige Gegenden von Wasser entblößt, die zu anderer Zeit ziemlich tief mit Wasser bedeckt sind; die Erwärmung des Wassers sey bey diesem verschiedenen Stande und bey diesen verschiedenen Tiefen ungleich, und nicht alle Gegenstände konnten so ausgewählt werden, daß sie dicht am Ufer des Wassers lagen: es blieb daher unentschieden, wie viel der Lichtstrahl sich da, wo er über Land ging, und da, wo er sich über der Oberfläche des Wassers bewegte, von seiner ersten Richtung abgelenkt habe, und die diese Ablenkungen, die es in dem einen und dem an-

dern Theile seiner Bahn erfuhr, bald von einerley, bald von entgegengesetzter Art seyn konnten, so mußten hieraus sehr bedeutende und mannigfaltige Irregularitäten entstehen, die zu keinen bestimmten Resultaten führen konnten. Daher werden denn diese Beobachtungen hier nur in der Kürze angeführt, nicht um Folgerungen daraus zu ziehen, sondern nur um einzelner Merkwürdigkeiten willen. Aber weitläuftiger und sorgfältiger beschäftigt sich nun der Verf. mit den Beobachtungen, bey denen der Lichtstrahl über einen trockenen Boden zum Auge gelangte. Zu diesen war die völlig ebene und gleichförmige Marschgegend um Ekwarden vorzüglich passend, wenn gleich zu wünschen gewesen wäre, daß Beobachtungen an etwas mehr erhöheten Gegenständen, als jene Marschgegend liefern konnte, hätten können angestellt werden. Der Verf. beschreibt nun zuerst die Methode, deren er sich bediente, die scheinbaren Höhen der Gegenstände zu messen, die dem Zwecke dieser Beobachtungen sehr gut angemessen ist, und sich durch Einfachheit und Genauigkeit empfiehlt. Der Gebrauch von eigentlichen Winkelmessern und Micrometern konnte hiebey nicht gut Statt finden, weil es allzu beschwerlich gewesen wäre, bey einer etwas erheblichen Reihe von Beobachtungen, die man nicht allemahl von einem bequem eingerichteten Observationszimmer anstellen kann, immer ein völlig genau gestelltes Niveau anzuwenden, und so die Höhenwinkel zu bestimmen. Aber man sieht, wie ein Mann, der mit den gehörigen theoretischen Kenntnissen ausgerüstet ist, auch durch einfache Mittel sich zu helfen weiß, und eben nicht immer mit kostbaren Werkzeugen versehen zu seyn braucht, um dennoch eine sehr brauchbare Reihe von Beobachtungen anstellen zu können. Was für Vorsichten angewandt wurden, die dabey leicht vorfallenden Irregularitä-

aus zu vermeiden, wird in der Einleitung zu den Beobachtungen angeführt. Das Beobachtungsregister selbst gehet vom 26. May 1804 bis zum 2. Julius, und ist auf 7 Tafeln dargestellt, worauf ausser den scheinbaren Höhen der aus verschiedenen Entfernungen beobachteten Gegenstände, auch noch die Nebenumstände, z. B. Stand des Barometers, Thermometers, Hygrometers, Wind, äussere Ansicht des Himmels u. dergl., bemerkt sind. Unter allem, was diese Beobachtungen lehrten, war die überaus schnelle Aenderung der Refraction, welche bey heiterem, stillem Wetter, zumahl nach warmen Tagen, kurz nach Sonnenuntergang Statt findet, sehr auffallend. Die gleichzeitigen Phänomene des fallenden Thaues und der schnellen Abkühlung der Luft gaben dem Verf. keine genugthuende Erklärung, und er bemühete sich lange vergebens, den Grund dieser schnellen Aenderung aufzufinden, bis er ihn endlich in Pictet's Versuch über das Feuer entdeckte. Pictet beobachtete nähmlich die Wärme der Luft in verschiedenen Höhen über der Erde, und fand, daß kurz nach Sonnenuntergang die Abkühlung nur nahe an der Erde so schnell, in einiger Höhe aber langsamer fortgehe, und um diese Zeit der Temperaturunterschied in verschiedenen Höhen sich von Minute zu Minute ändere, indem die höhern Luftschichten ihre Wärme wenig vermindern, während die untern sich schnell abkühlen; und es war nun leicht einzusehen, daß bey dieser, nicht in allen Schichten der untern Luft gleichen Abkühlung, das Gesetz wie die Dichtigkeit der Luft in der Höhe abnimmt, Aenderungen leiden, und dadurch die Refraction veränderlich werden müsse. Pictet's Beobachtungen zeigten zugleich, daß das Wachsen und Abnehmen der Wärme-Differenzen in verschiedenen Höhen gerade zu eben den Tageszeiten Statt finde, wie das Wachsen

und Abnehmen der scheinbaren Höhen entfernter Gegenstände, und berechtigten also, die Variationen der Refraction allein, oder doch größten Theils als Folge jener Wärme-Differenzen zu betrachten. Indeß, so vielen Grund diese Vermuthung auch für sich hatte, so schien es doch nicht überflüssig, sie auch durch directe Beobachtungen zu bestätigen, und zugleich auch zu bestimmen, wie große Aenderungen der Refraction mit einer bestimmten Differenz der in verschiedenen Höhen Statt findenden Wärme zusammen gehörten. Dieß hat die Reihe der Beobachtungen vom März und April 1805 veranlaßt, welche auf Tafel VIII . . . XI. dargestellt ist. Nun eine Reihe von Beobachtungen im September 1805 über die scheinbare Höhe eines Gegenstandes, aus zwey ungleich hohen Standpuncten gesehen, nebst einem Anhange von Pictet's, Saussure's und Six's Beobachtungen über die verschiedene Temperatur der Luft in größern und geringern Höhen. So weit der erste Abschnitt. Im zweyten, Resultate aus den Beobachtungen über die Variationen der scheinbaren Höhe entfernter Gegenstände. I. Beantwortung der Frage, wie diese Höhe sich mit dem Unterschiede der Temperatur der höhern und niedern Luftschichten ändert. Daß diese Variationen sich, im Ganzen genommen, wie jene Unterschiede der Temperatur verhalten müssen, läßt sich a priori einsehen. Auch die Beobachtungen lehren dieß Gesetz, aber freylich gibt es Irregularitäten dabey, über die man noch mehr Aufklärung wünschen könnte, und worüber der Verf. einige Vermuthungen beyfügt. II. Vergleichung der Aenderungen, welche die scheinbare Höhe solcher Gegenstände leidet, die gleichweit entfernt, aber ungleich hoch sind. III. Vergleichung der Beobachtungen, welche auf ungleich entfernte Gegenstände gerichtet waren. IV. Versuch, allgemeine

Schlüsse aus den bisherigen Beobachtungen abzuleiten. Es scheint aus diesen Beobachtungen zu folgen, daß bey sehr hohen Gegenständen die gleichzeitigen Aenderungen der scheinbaren Höhe beynahe in dem Verhältniß der Quadratwurzeln der Entfernungen stehen, woraus denn leicht eine Regel abgeleitet werden kann, aus der irgend einmahl beobachteten scheinbaren Höhe eines Gegenstandes von gegebener Entfernung seine wahre Höhe zu finden, wenn zu gleicher Zeit die scheinbare Höhe eines andern bekannten Gegenstandes gegeben ist, wie hier durch ein Beyspiel erläutert wird. V. Vergleichung der Beobachtungen, welche aus Standpunkten von ungleicher Höhe angestellt sind. Dritter Abschnitt. Ueber einige besondere Phänomene, welche mit der Strahlenbrechung in Verbindung stehen. Ueber das scheinbare Zittern der Gegenstände. Ueber die Spiegelung.

Noch zur Précis ... de Nancy p. 639.

Zur Literatur: S. 35 Hr. Justin Lamoureux legte ein Stück aus einem großen Werke vor, das er in Druck zu geben gedenkt: Recherches sur l'abolition de la servitude de l'Europe et sur l'état des serfs au moyen âge. Was hier daraus angeführt ist, ist erst die Behauptung, die Ursache der Sklaverey sey allein Mißbrauch der Stärke gewesen (aber wenn der Hungrige zu essen verlangte, und sich dafür hinzugeben versprach?). Die Abschaffung derselben sey mit dem ersten Beyspiel der Freylassung gleich geschaffen worden; durch die Länge der Zeit wirkte es weiter bis zur gänzlichen Aufhebung (ist als ein witziger Gedanke, welcher auffallend seyn soll, gut). Bekannt ist bereits, daß der Sturz der großen Vasallen durch

die gestärkte königliche Gewalt den Leibeigenen zu gute kam; und daß es gar verschiedene Arten von Leibeigenschaft gab. Das Werk kann wichtig werden, da von diesem Gegenstande des mittlern Zeitalters in Frankreich eine gründliche Ausführung sehr gewünscht wird. Hr. Coster, historische und critische Abhandlung von der Rusticiade: einem Lateinischen Gedicht aus dem sechszehnten Jahrhundert, als Gegenstück der Nanceide, von welcher bereits im vorigen Jahre Notiz ist gegeben worden (Gött. gel. Anz. 1807 S. 88): eine Erzählung von dem Bauernkrieg, der mit dem Nahmen der Joquerie belegt ward, welcher 1525 während der Gefangenschaft Franz I. an den Grenzen des südlichen Deutschlands, in Elsaß und Lothringen ausbrach; und von Anton, Herzog von Lothringen, unterdrückt ward. Weder der Gegenstand (denn von beiden Seiten waren es bloß grausenvolle Auftritte von Wuth und Grausamkeit), noch die Behandlung (denn es muß dem Auszug nach eine bloße geschmackleere Versification seyn) versprechen Belehrung oder Unterhaltung. (Der angeführte Vers S. 46: Semper apum regia *brevis* subnascitur aula, wird wohl in der Handschrift *brevior* gewesen seyn, Ad certamen atrox ne longius *advolet* illis, vielleicht *avolet*). — Hr. Blau, eine historische Abhandlung über das künstliche Eis, aus unsers Beckmann's Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen entlehnt. Hr. Willemet, biographische Notiz vom verstorbenen Professor der Botanik, M. Vahl (Martin Vahl), in Kopenhagen; eine andere von dem 1804 verstorbenen Claude Durival, ancien Greffier en chef du conseil vom K. Stanislaus; beide waren Mitglieder der Gesellschaft. Anzeigen von Schriften der Mitglieder.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1808.

Göttingen.

Eine vom Hrn. Prof. Gauß am 15. Januar d. J. der königl. Societät der Wissenschaften überreichte Abhandlung, *Theorematis arithmetici demonstratio nova*, deren Inhaltsanzeige wir hier noch nachzuhohlen haben, hat das berühmte Fundamental-Theorem der Lehre von den quadratischen Resten zum Gegenstande, welches sowohl in der ganzen höhern Arithmetik, als in den angrenzenden Theilen der Analysis eine so wichtige Rolle spielt. Bekanntlich heißt eine ganze Zahl a quadratischer Rest der ganzen Zahl b, wenn es Zahlen der Form $xx - a$ gibt, die durch b theilbar sind, so wie im entgegengesetzten Falle a quadratischer Nichtrest von b genannt wird: die Zahl a kann positiv oder negativ seyn, b hingegen wird immer als positiv angesehen. Die höhere Arithmetik lehrt, daß alle Primzahlen b, für welche eine gegebene Zahl a quadratischer Rest ist, unter gewissen linearischen Formen begriffen sind, so wie wiederum andere linearische Formen alle Primzahlen enthalten, von denen a Nichtrest ist. So ist z. B. -1 quadrati-

scher Rest aller Primzahlen der Form $4n+1$, quadratischer Nichtrest aller Primzahlen der Form $4n+3$; ferner $+2$ ist quadratischer Rest aller Primzahlen der Formen $8n+1$, $8n+7$, hingegen quadratischer Nichtrest aller Primzahlen der Formen $8n+3$, $8n+5$. Aehnlicher speciellen Lehrsätze gibt es eine unendliche Menge, die sich aber alle aus der Verbindung der beiden angeführten mit folgendem allgemeinen ableiten lassen: Zwey ungleiche positive (ungerade) Primzahlen, p, q, haben allemahl gleiche Relation wechselseitig zu einander (d. i. die eine ist quadratischer Rest oder Nichtrest der andern, je nachdem die andre Rest oder Nichtrest der ersten ist), wenn entweder beide von der Form $4n+1$ sind, oder wenigstens die eine; hingegen ist ihre wechselseitige Relation entgegengesetzt (d. i. die eine ist Nichtrest der andern, wenn diese Rest von jener ist, und umgekehrt), so oft beide zugleich von der Form $4n+3$ sind. Dieß ist das erwähnte Fundamental-Theorem, welches man in mehr als einer Gestalt ausdrücken kann: die hier gewählte ist diejenige, in der es in der Abhandlung des Hrn. Prof. Gauß neu bewiesen ist.

Die schönsten Lehrsätze der höhern Arithmetik und nahmentlich auch diejenigen, wovon hier die Rede ist, haben das Eigne, daß sie durch Induction leicht entdeckt werden, ihre Beweise hingegen äusserst versteckt liegen, und nur durch sehr tief eindringende Untersuchungen aufgespürt werden können. Gerade dieß ist es, was der höhern Arithmetik jenen zauberischen Reiz gibt, der sie zur Lieblingswissenschaft der ersten Geometer gemacht hat, ihres unerschöpflichen Reichthums nicht zu gedenken, woran sie alle andere Theile der reinen Mathematik so weit übertrifft. Die beiden oben

erwähnten Specialsätze waren schon Fermat bekannt: welcher, seiner Behauptung nach, auch im Besitz ihrer Beweise war: ob er sich darin nicht täuschte, können wir nicht entscheiden, da er nie Etwas davon bekannt gemacht hat: aber für möglich dürfen wir es gewiß halten, da mehrere Beyspiele von Selbsttäuschung bey andern großen Geometern, nahmentlich bey Euler, Legendre und auch bey Fermat selbst, vorhanden sind. Von dem ersten jener Theoreme gab Euler den ersten Beweis; allein das andere zu demonstriren, glückte diesem großen Geometer, seinen eifrigen, viele Jahre hindurch fortgesetzten, Bemühungen ungeachtet, nicht: erst Lagrange war es vorbehalten, diese Lücke auszufüllen. Beide Geometer bewiesen auch noch verschiedene andre specielle Sätze, eine größere Anzahl aber, die sie durch Induction fanden, entzog sich ihren Bemühungen, sie zu beweisen, stets. Es ist indeß ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß beide Geometer durch Induction nicht auf das allgemeine Fundamental-Theorem gekommen sind, das einer so einfachen Darstellung fähig ist. Dieses ist zuerst, obwohl in einer etwas andern Gestalt, von Legendre vorgetragen, in der Histoire de l'Académie des Sciences de Paris 1785; sowohl hier, als nachher in seinem Werke: Essai d'une théorie des nombres, hat dieser treffliche Analyst den Beweis auf sehr scharfsinnige Untersuchungen zu gründen gesucht, die aber gleichwohl nicht zu dem gewünschten Ziele geführt haben, welches, wenn wir uns nicht irren, auch auf diesem Wege nicht erreicht werden konnte.

Der Verfasser der Abhandlung, welcher diese Anzeige gewidmet ist, betrat die Bahn der höhern Arithmetik zu einer Zeit, wo ihm alle frühern Arbeiten andrer Geometer in dieser Wissenschaft ganz

unbekannt waren; diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß er überall einen ganz eigenthümlichen Gang genommen hat. Jenes Fundamental-Theorem fand er zwar schon sehr früh durch Induction, allein erst ein ganzes Jahr später gelang es ihm, nach vielen Schwierigkeiten und vergeblichen Versuchen, den ersten vollkommen strengen Beweis aufzufinden, der im vierten Abschnitte seiner Disquisitiones arithmeticae entwickelt ist; dieser Beweis gründet sich aber auf sehr mühsame und weitläuftige Auseinandersetzungen. In der Folge kam er noch auf drey andre Beweise, die zwar von jener Unbequemlichkeit frey sind, aber dagegen andre sehr tiefliegende und ihrem Inhalte nach ganz heterogene Untersuchungen voraussetzen; der eine dieser Beweise ist gleichfalls in dem angeführten Werke S. 416 mitgetheilt, die beiden andern werden zu ihrer Zeit bekannt gemacht werden. Immer blieb also noch der Wunsch übrig, daß es möglich seyn möchte, einen kürzern, von fremdartigen Untersuchungen unabhängigen, Beweis zu entdecken. Der Verf. hofft daher, daß die Freunde der höhern Arithmetik mit Vergnügen einen fünften Beweis sehen werden, der in gegenwärtiger Abhandlung auf weniger als fünf Seiten vorgetragen ist, und in jeder Hinsicht nichts zu wünschen übrig zu lassen scheint. Bey der gedrängten Kürze, worin dieser Beweis abgefaßt ist, können wir freylich hier von dem Gange desselben nur eine unvollkommene Idee geben: mehr würde hier aber auch um so überflüssiger seyn, da der XVIte Band der Commentationes, worin er bereits abgedruckt ist, nächstens erscheinen wird.

Die Grundlage des Beweises ist folgender neuer Lehrsatz: Wenn p eine (positive ungerade) Primzahl, k eine beliebige, durch p nicht theilbare, ganze

Zahl, besonders wenn ferner unter den Resten, die aus der Division der $\frac{1}{2}(p-1)$ Producte k, $2k$, $3k \ldots \frac{1}{2}(p-1)k$ durch p entstehen, in allem sich μ Reste befinden, die größer als $\frac{1}{2}p$ sind (also $\frac{1}{2}(p-1) - \mu$ solche, die kleiner sind, als $\frac{1}{2}p$), so wird k ein quadratischer Rest von p seyn, wenn μ gerade ist, hingegen ein quadratischer Nichtrest, wenn μ ungerade ist. Die Zahl μ, die bloß von k und p abhängig ist, mag durch das Zeichen (k, p) dargestellt werden. Durch eine Reihe von Schlüssen, die keines Auszugs fähig sind, wird nun gezeigt, daß, wenn k und p zwey ungerade Zahlen sind, die keinen gemeinschaftlichen Theiler haben, allemahl $(k,p) + (p,k) + \frac{1}{4}(k-1)(p-1)$ eine gerade Zahl wird: daraus folgt also, daß, so oft k und p beide von der Form $4n+3$ sind, nothwendig eine der Zahlen (k, p), (p, k) gerade, die andre ungerade seyn muß; in allen übrigen Fällen hingegen, d. i. so oft beiden Zahlen, k und p, oder wenigstens einer, die Form $4n+1$ zukommt, werden nothwendig entweder (k, p), (p, k) beide zugleich gerade, oder beide zugleich ungerade seyn. Hieraus folgt, in Verbindung mit obigem Lehrsatze, die Wahrheit des Fundamental-Theorems von selbst. — Auf demselben Wege, auf dem diese Resultate gefunden werden, wird in der Abhandlung zugleich ein neuer Beweis für die oben erwähnten beiden Specialsätze gegeben: es läßt sich nähmlich leicht zeigen, daß $(-1, p) = \frac{1}{2}(p-1)$, also gerade oder ungerade, je nachdem p die Form $4n+1$ oder $4n+3$ hat; eben so wird $(2, p) = \frac{1}{4}(p-1)$, wenn p die Form $4n+1$ hat, und $(2, p) = \frac{1}{4}(p+1)$, wenn p von der Form $4n+3$ ist, daher $(2, p)$ gerade wird, so oft p die Form $8n+1$ oder $8n+7$

hat, hingegen ungerade, so ist p von der Form 8n+3 oder 8n+5 ist.

Berlin.

Von dem Versuch einer Erklärung der Punischen Stellen im Pönulus des Plautus, von Hrn. Director Bellermann, haben wir jetzt das zweyte Stück (71 S. gr. Octav, 1807) vor uns. Da das erste Stück mit der ersten Scene des zweyten Acts sich schloß (s. diese Anzeigen 1806 S. 1879 flg.): so folgt hier die Erläuterung der zweyten Scene, die der Verf. ganz in freyem jambischem Sylbenmaaß übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert hat, um die ganze Stelle in das gehörige Licht zu setzen. Das Punische ist ihm indessen Hauptsache, und nur von diesem wollen wir ein paar Erklärungsversuche des Verf. ausheben. V. 35: Hanno muthumballe bechadreanech wird erklärt: חנכו מתים בעלי בחדרי אנח, sitis gratiosi, viri, domini mei; in intimo meo est angor. (Wenn im Folgenden die Erklärung des zweyten Worts als Eigennahme lächerlich genannt wird, so muß Rec. bemerken, daß es wirklich ein Punischer Nahme ist. Auf einer Münze bey Pellerin Rec. III. 22. T. 88. und bey Bayer zum Sallust S. 367 N. II. kömmt Aristo mutumbal vor. Dieß wäre מתן בעל, wie das Griechische Διοδωρος.) S. 42: Me bar bocca, מה בר בכה, was ist das für ein Sohn des Jammers; was für ein jämmerlicher Mensch! V. 50. antwortet der Punier auf die Frage: quid quaeritis? muphursa, d. i. Bewirthung, מפרושה, von פרש, מפרש, welches Ez. 27, 7. Job 36, 29. domus, hospitium, bedeute. Mipho lechianna schreibt, Hr. B. מפו לך יענה, Milphio wird dirs schon deuten. V. 53. Laech

lechanenim tibi michot, לך לחנבים למארת [illegible] ibi ad daemones, ad tartara. V. 56. illum ve-binam, איש אמר בִּינָם, vir dixit prudenter (vielleicht בנעם, wie نعم, recte, belle). — Es ist freylich leichter, Einwendungen gegen die Erklärung so dunkler Worte zu machen, als, sie zu verbessern; sonst könnte man erinnern, daß die angenommene Bedeutung von מפרש aus den angeführten Stellen nicht erweislich sey; daß es unwahrscheinlich sey, daß der Punier schon Milpho's Nahmen wisse (vielleicht ließe sich das lesen [illegible] לך מי יענה, quis hic tibi respondebit?); daß das S. 28 Angeführte sich auf جي (ein ursprünglich Persisches Wort) beziehe, wovon حي, das Golius anführt, wohl bloß Schreibfehler ist. Auch hätte das Wort Hebr. nicht [illegible], sondern [illegible] geschrieben werden müssen. Das zuletzt als Türkisch angeführte خنّاس ist rein Arabisch (s. Sur. 114, 4). Doch Rec. bemerkt dieses bloß, um die übrigens sinnreichen und oft glücklichen Erklärungen der ferneren Prüfung des Verf. zu empfehlen. Zu dem, was S. 40 flg. gegen die Anzeige des ersten Programms erinnert ist, bemerkt Rec., daß er nicht vom Hebräischen, sondern von spätern Jüdischen Vorstellungen sprach, die der Verfasser gewiß nicht verwechseln wird. Dothout's Animadverss. sind Leovardiae 1765, Octav, erschienen. Daß Plautus die Punische Stelle nicht fürs Theater übersetzt habe, gibt Rec. gern zu; auch Aristophanes übersetzte das Persische des Pseudartabas nicht: aber daß in Rom das Punische so bekannt gewesen sey, daß die Zuschauer einen

ganzen Monolog von mehreren Versen hätten verstehen können, wagt er aus dem häufigen Verkehr der Römer mit den Karthagern nicht zu folgern. — Was S. 43 flg. gegen Adelung, welcher zweifelte, ob die Stelle auch wirklich Punisch sey, und die sechs letzten Verse mit Bochart für eine andre Sprache hielt, erinnert wird, dürfte zum Theil zu entscheidend ausgedrückt seyn. Es läßt sich doch fragen, verstand Plautus das Karthagische so, daß er es schreiben konnte, und woher hatte der Sklave Plautus, der weder Feldzüge gemacht, noch Handlung getrieben hatte, es gelernt? Da er wahrscheinlich auch diese Punische Stelle aus dem Griechischen Schauspiel des Aristarchus nahm, so ließe sich weiter fragen, war dieser des Punischen so mächtig, daß er eine ganze Stelle darin schreiben konnte? Keines von beiden läßt sich mit Gründen bejahen. Man nehme aber eines oder das andere an, so konnte ja entweder schon im Griechischen Original eine Uebersetzung seyn, die Plautus, nicht für die Zuhörer, sondern bloß für die Acteurs und Leser, mit übersetzte, oder er selbst eine hinzusetzen. Und da einzelne Römer und Griechen auch gewiß andre Phönicische Dialecte, z. B. den Libysch-Punischen, kannten, warum sollte es abenteuerlich seyn, zu glauben, daß ein solcher, entweder schon im Griechischen oder im Lateinischen Text, den Inhalt des Monologs in einem andern Dialect hinzufügte? Das Abenteuerliche scheint nur in der Vorstellung zu liegen, die der Verf. S. 44 davon gibt. Bey der großen Ungewißheit der Sache wagt Rec. kaum, Etwas darüber bey sich festzusetzen, oder eine Erklärung, zumahl der Stellen, wovon es keine alte Uebersetzung gibt, für etwas mehr als Hypothese zu halten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1808.

Modena.

Catalogue de 501 étoiles, suivi des tables relatives d'Aberration et de Nutation, par *Antoine Cagnoli*. 1807. 280 Seiten in Quart.

Dieses Sternverzeichniß war schon im X. Bande der Memorie di Matematica e di Fisica della Società Italiana abgedruckt, und erscheint hier verbessert und vermehrt. Jener erste Abdruck war auch von historischen Nachrichten über die Entstehung des Catalogs begleitet, wovon wir hier Einiges ausheben. Cagnoli hatte die Verfertigung eines Sternverzeichnisses aus eignen Beobachtungen schon im Jahre 1783 an seinem damahligen Aufenthaltsorte Paris angefangen, und nachher diese Arbeit in den Jahren 1788 ... 1792 zu Verona mit denselben Instrumenten vollendet. Der Plan, welchen er sich dabey vorgesetzt hatte, ging dahin, nördlich vom Aequator in jeder Zone von einem halben Grad Ausdehnung in der Declination wenigstens vier zuverlässige Bestimmungen von Sternen zu geben, die in der geraden Aufsteigung un-

gefähr 6 Stunden von einander abstanden. Hieraus ist die anfangs auffallende Auswahl der Sterne zu erklären, da keinesweges die hellesten in jedem Sternbilde ausgehoben sind, sondern statt dieser sich oft Sterne bis zur sechsten Größe in dem Verzeichnisse befinden. Ganz konnte indessen Cagnoli doch diesem Plane nicht treu bleiben, theils weil nicht überall schickliche Sterne zu finden waren, theils weil Gesundheitsumstände und andre Störungen ihn daran hinderten. Cagnoli wollte bey seinem Verzeichniß nichts von Andern entlehnen; er bestimmte also, um die absoluten geraden Aufsteigungen zu erhalten, die von α im Fuhrmann durch 24 unmittelbare Vergleichungen mit der Sonne, und fand hieraus ein mit Maskelyne's neuester Angabe bis auf 1″ stimmendes Resultat. Die Instrumente, womit die ganze Arbeit ausgeführt ist, sind ein beweglicher Quadrant von drey Fuß Halbmesser, dessen achromatisches Fernrohr zwey Zoll Oeffnung hat; ein achromatisches 3½fußiges Mittagsfernrohr mit 28 Linien Oeffnung, beide von Megnié, und eine vortreffliche, von Robins in Paris verfertigte, Pendeluhr. Alle diese Instrumente befinden sich gegenwärtig auf der Sternwarte zu Mailand. Einige Sterne sind übrigens nach Beobachtungen von Cesaris in Mailand bestimmt, und im Catalog durch ein besonderes Zeichen unterschieden.

Von den 501 Sternen des Verzeichnisses sind die meisten nördliche, nur 28 sind südliche. Ihre Stellungen sind für 1800 angegeben, und jeder Rectascension und Declination ist die Anzahl der Beobachtungen und der Unterschied der am meisten abweichenden mit beygefügt. Die Unterschiede von Piazzi's Bestimmungen gehen bey dem größern Theile

der Sterne nur auf wenige Secunden, und es ist wirklich ein Beweis von vorzüglicher Geschicklichkeit und Sorgfalt, daß Cagnoli mit seinen, für einen solchen Zweck doch nur mittelmäßigen, Hülfsmitteln diesen Grad von Schärfe hat erreichen können. Am Ende des Verzeichnisses sind sämmtliche Sterne noch einmahl nach ihren Abständen vom Nordpol geordnet, welches für diejenigen, die diese Sterne zur Vergleichung anwenden wollen, sehr bequem ist.

Vorzüglich schätzbar sind die dem neuen Abdruck des Catalogs beygefügten speciellen Aberrations- und Nutations-Tafeln für die meisten dieser Sterne; erstere sind bereits nach der neuesten Bestimmung der Constante der Aberration von Delambre (20"25) berechnet, letztere hingegen gründen sich noch auf die Annahme der halben großen und kleinen Axe der Nutations-Ellipse zu 9"0 und 6"7, und alle Zahlen derselben müssen demnach um den neunten oder vierzehnten Theil vergrößert werden, wenn sie mit Laplace's oder v. Zach's neuesten Angaben in Uebereinstimmung gebracht werden sollen.

Berlin.

Briefe eines Wundarztes über die wichtigsten Gegenstände der Heilkunde, seinem ehemahligen Lehrling und jetzigen Freunde, so wie allen Anfängern der Wundarzneykunst gewidmet von Gottlieb Maas. Mit einer Vorrede und Anmerkungen von **C. L. Mursinna.** 1806. 484 S. in klein Octav. Der redliche Verfasser diente nach S. 10 im Americanischen Kriege bey der Holländischen Marine auf einem Hospital-Schiffe. 1. Brief. Es ist nicht gut, daß ein junger Wundarzt gleich zur Armee kömmt. 2. Br. Empfehlung der Ana-

tomie. Ein zehnjähriger Junge verrenkte sich das Wadenbein, ward von Aerzten aus Mangel an Kenntniß des Körpers unrichtig behandelt, und doch durch Einrichtung bald geheilt. 5. Br. Salpeter und Theden's Pulvis leniens schaden nur beym Tripper; der Verf. dagegen läßt fleißig die Geburtstheile mit warmem Wasser waschen, reicht schleimige Sachen, läßt zur Ader, gibt Opium alle 2 Stunden einen ganzen oder halben Gran, setzt Blutigel ans Mittelfleisch, und wendet erweichende Klystiere an; nach 14 Tagen allererst, wenn sich der Ausfluß bereits gemindert hat, gebraucht er Einspritzungen. 6 Br. Bell's Abhandlung über die venerische Krankheit wird als wahrhaft und verständlich empfohlen. Der Verf. braucht die Mercurialsalbe und Sublimatpillen. Er sah nie üble Folgen vom Gebrauche des Sublimats. 7. Br. Durch die Französischen Emigranten verbreitete sich auch in der Grafschaft Mark die venerische Krankheit unter der niedrigen Volksclasse sehr häufig. Man behandle venerische Uebel dermahlen nicht ernstlich und anhaltend genug. Er mußte in Westphalen noch nicht ausgewachsene Jungen und 65jährige Bettlerinnen an venerischen Zufällen, die sie sich durch Unzucht zugezogen hatten, behandeln. Behandlung der Bubonen. 8. Br. Behandlung venerischer Geschwüre. Er habe verschiedene Mahle bey Kindern armer Leute die Lippen durch venerische Auswüchse so zusammengewachsen gefunden, daß sie keine Nahrungsmittel mehr mit gewöhnlichem Eßlöffel zu sich nehmen konnten, und er die Lippen mit dem Bistourie trennen mußte. Er nenne dieses Uebel die Sibbens, fand sie ansteckend, und ebenfalls durch die Französischen Emigranten

eingebracht. 9. Br. Enthält allerhand Lebensregeln, z. B. kein Fuselfreund zu seyn, nicht zu hoch zu spielen, sich in die allgemein herrschenden Vorurtheile zu fügen u. s. f., und handelt dann von der Entzündung, die der Verf. in drey Gattungen, nähmlich Phlegmone, Phlogosis und Erysipelas, theilt. Phlogosis sey eine passive Entzündung, z. B. bey Richter's Hydrops vagus zu bemerken. 10 Br. Heilung der Entzündung, Oeffnung der Abscesse, die der Verf. durch Aetzstein verrichtet, oder durchs Messer bey Aponeurosen, oder an Gelenken durchs Haarseil. Von Psoas-Abscessen (die Aetiologie des Verf. scheint doch nicht richtig, denn die Caries vertebrarum ist wohl die Hauptsache, auch haben wir nie den Pouteau'schen Cylinder gebraucht, sondern langten noch immer mit dem lapis causticus aus), zum Theil nach Abernethy. 12. Br. Schenkel-Abscesse öffnet der Verf. durch Aetzstein, und lobt die Einspritzung von Mercurius nitrosus, welcher die Heilung gar sehr beschleunigen soll. Zum innerlichen Gebrauche komme nichts der China bey. Der Verf. scheint den Zutritt der Luft zu Geschwüren, besonders der Lungen, nicht zu fürchten, sondern leitet die Verschlimmerung der Zufälle von dem Verluste des Eiters her. Er habe oft Leber-Abscesse mit dem Messer glücklich geöffnet und geheilt, ohne daß der Zutritt der Luft zu schaden schien. Bey Abscessen aponeurotischer Theile sucht er die zu starke Absonderung des Eiters durch die Umwickelung zu verhindern. Lob des warmen Bades. 13. Br. Der Verf. wünscht das Barbieren von der Chirurgie getrennt, und andere pia desideria erfüllt zu sehen. Vom Panaritium, und Nagelgeschwür oder Zwangnägeln. 14. Br. Ent-

zündung der Brüste bey säugenden Frauen. Auch diese Abscesse öffnet der Verfasser mit dem Aetzsteine. Bey wunden Brustwarzen läßt er das Kind mittelst eines über die Warze angebrachten Kuhstriches saugen. Von der Phlogosis. Von Verbrennungen. Nach vielen eigenen Erfahrungen rühmt der Verf. gar sehr das Opium. 15. Br. Ueber Kant und Fichte. Von Verfrierungen. Vom Brande an den Zehen alter Leute. 16. Br. Blutgeschwür und Karbunkel. Bey beiden macht der Verfasser gleich anfangs Einschnitte durch die ganze Geschwulst. Erysipelas, Tartarus emeticus und Fliederblumen seyen seine Hauptmittel. Blatternrose. 18. Br. Von eingesperrten Brüchen. Krampfige Einklemmung. 19. Br. Einschnürung der Brüche, mit Entzündungszufällen. Der Verf. warnt durch ein Beyspiel, nach gegebenem Mohnsafte ein Tabaksklystier eher anzuwenden, als die Wirkung des Mohnsaftes vorüber ist. 20. Br. Kopfverletzungen. Der Verfasser bemerkt die Stelle, wo sich der Patient bey heiler Haut über Schmerzen beklagt, mit einem aufgelegten kleinen Stück von Aetzstein; das hernach an dieser Stelle erfolgende Geschwür dient ihm bey eintretenden übeln Zufällen als Leiter wegen der zu machenden Einschnitte. 21. Br. Ueber Kindererziehung, und Patriotismus. 22. Brief. Auch der Verfasser sah bey Kopfverletzungen gute Wirkung von kalten Aufschlägen. Kälte schwäche. Er legt bis 20 Blutigel an den Kopf, betröpfelt ihn mit Naphtha, und gibt innerlich Ipecacuanha mit Calomel. Hr. Mursinna lobt versüßtes Quecksilber, die Brechwurzel und Opium beym innern Wasserkopf der Kinder. 23. Brief.

Knochenbrüche. Der Verfasser erzählt vier sehr interessante Krankengeschichten von Knochenbrüchen. 24. Br. Von selbst entstandene Geschwüre und Geschwülste. Der Verfasser, "welcher wegen verschiedener Beschwerden, an sich selbst vier Mahl die Moxa applicirte, kann aus eigener Erfahrung versichern, daß der damit verbundene Schmerz sehr gut zu erleiden ist". In den Lymphgeschwülsten des Kniegelenkes zeigt sich die Moxa am wirksamsten. Habe die Wassersucht in der Gelenkhöhle ihren Sitz, so würde zu ihrer Heilung insgemein die Ansetzung von drey Cylindern erfordert. Schon den dritten Tag nach der Operation könne man sehen, wo solche wiederhohlt werden müsse. Im Ganzen ist dieser Brief einer der trefflichsten. 25. Br. Knochen-Speckgeschwulst, und Coxalgie. 26. Br. Anwendung der Pouteau'schen Cylinder, besonders gegen eine eigene Art Brustkrankheit. Der Verfasser schildert seine traurigen Glücksumstände. — Von den Krümmungen des Rückgrathes. Nach dem Verf. ist das Feuer wirksamer, und führt schneller zum Ziele, als die Fontanellen. Er badet die Kinder, welche an der Kyphosis leiden, in verdünnter Schwefelsäure (welches uns doch schädlich scheint). Selbst krumme Hälse heilte der Verfasser glücklich durchs Feuer. Auch die nirgends beschriebene Krümmung des Ellenbogengelenkes, welche durch die Zusammenziehung des Musculus Biceps hervorgebracht wird, heilte er in drey Fällen glücklich durch die Abbrennung eines Cylinders auf dem Musculus Anconaeus und Triceps, um nähmlich diese Antagonisten des Biceps zur Thätigkeit aufzureitzen. 27. Brief. Von

Geschwüren. Durch seine Untersuchungen wurde der Verfasser, gegen Bell's Autorität, belehrt, daß nicht ein einziger von seinen gewesenen Patienten nach zugeheilten alten Geschwüren, bey der vernachlässigten Setzung von künstlichen Geschwüren, von irgend einer Beschwerde befallen wurde, ungeachtet einer 16, der andere 10, der dritte über 17 Jahre lang offene Füße gehabt hatte. Von der Spina ventosa.

Leipzig.

Von John (in unserm Original heißt er Charles) Bell's Zergliederung des menschlichen Körpers, nach dem Englischen umgearbeitet von Dr. J. C. A. Heinroth, und Dr. J. C. Rosenmüller, Prof. der Anatomie zu Leipzig, haben wir nun auch den zweyten Theil, enthaltend den dritten, vierten und fünften Theil des Originals, oder die Hirn- und Nervenlehre, die Sinneswerkzeuge, die Eingeweide und das Saugadersystem, erhalten. Zum Behuf des Selbststudiums und academischer Vorlesungen. Mit 32 Kupfertafeln von J. F. Schröter. 1807. 450 Seiten in Octav, ohne Vorrede und Inhaltsanzeige. Da wir das Original umständlich im Jahrg. 1806 im 28. und 175. Stück, so wie den ersten Theil dieser Uebersetzung, angezeigt haben, so bleibt uns nichts anzumerken übrig, als daß die Kupfer auch zu diesem Bande ganz gut nachgestochen sind, und daß die wackern Herren Herausgeber noch ein alphabetisches Verzeichniß derjenigen Zergliederer, nach welchen einzelne Theile des menschlichen Körpers benannt worden sind, beygefügt haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 14. May 1808.

Frankfurt am Mayn.

Bey J. C. B. Mohr: Ueber die Entschädigungsberechtigung der Staatsdiener bey Aufhebung ihrer Stellen. Von den Reichs-Kammergerichts-Assessoren von Kamptz und Freiherrn von Stein in Wetzlar. 1808. XX und 123 Seiten in Octav.

Die Veranlassung, wie sie in der Einleitung angegeben wird, bezeichnet zugleich auch ihren Hauptzweck — die Beleuchtung der Entschädigungsberechtigung der Advocaten und Procuratoren des ehemahligen Kayserlichen und Reichs-Cammergerichtes. Wenn man in allem, was auf diesen Zweck Bezug hat, die Ruhe einer einfachen rechtlichen Erörterung vermißt; so darf man sich nur an die Lage der Verfasser und in die vorigen Verhältnisse der cammergerichtlichen Richteramts-Personen zu ihren jetzigen Gegnern denken, um ihre vielfach gereitzte Empfindlichkeit nicht ungerecht zu finden. Daß sie sich genöthiget sehen, wie ihnen vor dem Publicum in die Schranken zu treten, können ihnen nicht anders, als unan-

genehm seyn, und sie haben es mit Recht ihrer Würde angemessen finden müssen, der Form einer [illegible] Streitschrift die einer allgemeinen Untersuchung vorzuziehen, obgleich die derselben zum Grunde liegende Rechtsfrage in Beziehung auf sie und ihre Collegen keine Streitfrage seyn kann, und es zur Ehre der Nation und ihrer biedern Fürsten auch nie gewesen ist. Mit Vergnügen lieset man S. 53 ... 73 das Verzeichniß der Regenten, welche die vollkommene Entschädigungsberechtigung der cammergerichtlichen Reichs-Staatsdiener anerkannt haben, und die Verfasser vermuthen ohne Zweifel mit Grund, daß nur in zufälligen Umständen die Ursache liegt, warum sie noch nicht den Beweis voller Einstimmigkeit aller Deutschen Regenten führen können. Es sind ohnehin nur wenige, die noch in der ehrenvollen Reihe fehlen. Selbst wenn das strenge Recht den Dienern des aufgelöseten Reichs nicht zur Seite stände, wäre es Deutscher Fürsten unwürdig, Männer darben zu lassen, die dem gemeinsamen Dienste des Vaterlandes ihre Kräfte gewidmet hatten, und eine Catastrophe nicht zu erwarten berechtigt waren, die Deutsche Treue und Redlichkeit so lange zurückgehalten hat, und welche die politische Unschädlichkeit des Reichsverbandes für immer zu entfernen schien. Bey den Männern, die, wie die Reichsgesetze sich ausdrücken, tanquam perpetui togati senatores in senatu imperii saßen, ist es nicht der sehr mäßige Gehalt, der ihren Verlust bedeutend macht; denn eine auserlesene Zahl gelehrter und geübter Justizmänner (und vielleicht war diese Zahl am Reichs-Kammergerichte nie so groß, als gerade in den letzten Zeiten) kann um das, was man Versorgung nennt, nie lange verlegen seyn: es ist vielmehr der plötzliche Stillstand einer ruhmvollen Thätigkeit,

(4) [illegible]

die Vernichtung langjähriger Arbeiten und Bemühungen, das Erlöschen einer höchst ehrenvollen politischen Existenz, das plötzliche Verrücken eines Ziels, das Mancher wenigstens nun für seine Lebenszeit erreicht zu haben glaubte — das Alles ist bey weitem das Härtere in dem Schicksale der cammergerichtlichen Richteramts-Personen. Und wer kann ihnen dafür Entschädigung geben? Wir läugnen nicht, daß das Alles in ähnlicher Art auch das übrige Dienst-Personal trifft; nur bey weitem nicht in dem Grade. Am nächsten kommen vielleicht die Procuratoren, besonders diejenigen unter ihnen, welche sich einer ausgebreiteten Praxis erfreuten, wie Jeder ermessen kann, der Wetzlar in der guten alten Zeit kannte, oder durch einen Verräther aus ihrer Mitte (den sarcastischen Haas) kennen gelernt hat. Ihr Ansehen zu Hause und auswärts war groß, ihr Einfluß an manchem Deutschen Hofe nicht gering, ihr Einkommen häufig weit beträchtlicher, als das der Richter, und ihre Lage meistens einem dauernden Familien-Etablissement günstig. Daß auch sie der Schlag, der das Deutsche Reich zertrümmerte, hart traf, härter vielleicht, als die Assessoren, liegt vor Augen. Daß sie, daß vorzüglich die, die erst noch zu ernten gehofft hatten, um einigen Ersatz sich bemüheten, und auf allerley Hülfsmittel verfielen, welche sie mit der heutigen Staats-Oeconomie vereinigen zu können glaubten, wer wird's ihnen verargen? Nur mußten sie dabey vor allen Dingen sich überzeugen, daß ihre Plane Dritter wohlerworbene Rechte nicht gefährden; und in dem Puncte scheinen sie es freylich nicht allzu strenge genommen zu haben, indem sie auf verschiedenen Wegen zu einer Theilnahme an den für sie nie bestimmt gewesenen Sustentations-Geldern zu ge-

längern versuchten. Wir nannten die Procuratoren vorzugsweise, weil sie ein ausschließliches Recht zur Vertretung der Parteyen am Cammergericht hatten, und der Advocaten einziger Vorzug die Aussicht auf die Procuratur war, indem ihnen keine ausschließliche Befugniß zur Praxis bey diesem höchsten Reichsgerichte zustand. Dem Vernehmen nach sollen aber gerade diejenigen, welche jetzt am wenigsten wirklich verlieren, die größere Zahl derer ausmachen, mit welchen es die Verfasser der vorliegenden Schrift zu thun haben. Sie zerfällt in zwey Theile, wovon der erste die allgemeinen Grundsätze, der zweyte die Anwendung auf das Reichs-Cammergericht enthält. — Zuvörderst wird der Grund der Entschädigungs-Berechtigung der Staatsdiener, deren Stellen aufgehoben werden, nach der Theorie und nach der Deutschen Praxis dargestellt, sodann der subjective und objective Umfang derselben untersucht. Daß einem Staatsdiener, dessen Stelle aufgehoben wird, Entschädigung gebühre, wenn nicht die Beschaffenheit der Stelle oder ein besonderer Vertrag entgegen steht, leidet keinen Zweifel, und die Uebereinstimmung der Deutschen Praxis konnte hier nicht fehlen, wovon dann auch der Beweis aus der Praxis der einzelnen Deutschen Staaten, der Deutschen Kreisverbindungen und des gesammten Deutschen Reichs beygebracht wird. Auffallend war es uns, daß bey diesem die Praxis aa) unter der Reichsverfassung, und bb) unter der Bundesverfassung dargelegt wird: eine Auferstehung der Todten, die uns wenigstens noch zu früh scheint! Zwar haben wir so eben im 15. Hefte des Rheinischen Bundes gelesen, daß der Hr. Cammergerichts-Assessor v. Kamptz meint, und mit ihm manche kluge, brave Männer, daß es noch jetzt

einen Deutschen Gesammtstaat gebe, und wir wissen wohl, daß mehrere Schriftsteller dieselbe Meinung vorlängst geäussert haben: allein bey allem Respect, den wir vor der Gewalt der Meinungen haben, können wir uns doch nicht überzeugen, daß es ihr allein, ohne einige äussere Beyhülfe, gelingen werde, den Rheinischen Staatenbund in einen Gesammtstaat umzuwandeln. Und auf alle Fälle wäre dieser das im Sommer 1806 förmlich vernichtete Deutsche Reich weder in alter, noch in erneuerter Gestalt! Es scheint daher, daß hier eigentlich von der Entschädigungsberechtigung der Staatsdiener nach erfolgter Auflösung des Staats, dem sie dienten, die Rede seyn müsse, und daß nicht die Aufhebung der Stellen durch den bestehenden Staat hier in Frage kommen könne. Dieser Gesichtspunct ist aber von den Verfassern gänzlich ausser Acht gelassen, obgleich sie, unserer Ueberzeugung nach, nicht Ursache hatten, ihn zu scheuen. Wäre das Deutsche Reich in die Hände eines Eroberers übergegangen; so hätte dieser, nach den Grundsätzen des Völkerrechts, die staatsrechtlichen Verpflichtungen des vorigen Besitzers anerkennen und übernehmen müssen. Dieser Fall ist nicht eingetreten; sondern der zusammengesetzte Staatskörper des Deutschen Reichs ist in mehrere souveräne Staaten aufgelöset worden, welche, der Natur der Sache nach, weder in die Rechte, noch in die Verbindlichkeiten des Reichs haben succediren können. Dennoch ist aber hierdurch eine Vernichtung aller durch die Reichsverfassung begründeten oder bedingten Rechtsverhältnisse, so fern sie besonders auf wohlerworbenen Rechten Einzelner beruhen, so wenig, als eine das ganze Rechtsgebäude der Deutschen umstürzende

Revokation bewirkt worden, durch welche, nach der Meinung Einiger, die sich Rechtsgelehrte nennen, die Anerkennung des Rechts von Seiten der Regenten mehr eine Gnade, als eine Pflicht seyn soll. Hatten nun die jetzt souveränen Staaten gegen die Mitglieder des Reichs-Cammergerichts Verpflichtungen, deren Wirkung jetzt noch rechtlich möglich, d. h. mit der neuen Ordnung der Dinge nicht im absoluten Widerspruch ist; so kann auch der Untergang des Reichs keinen Vorwand abgeben, sie unerfüllt zu lassen. Und solche Verpflichtungen hatten sie allerdings. Denn sie waren Constituenten des Cammergerichts, und die Beysitzer desselben ihre Repräsentanten, wie die Gesetze ausdrücklich erklären. Ob nun gleich das Reich zu Grunde gegangen; so sind doch jene Constituenten des Cammergerichts übrig geblieben, und wie durch die Auflösung einer Gesellschaft die Genossen derselben nicht von ihren gegen Dritte übernommenen Verbindlichkeiten frey werden: so können auch die ehemahligen Reichsstände sich von demjenigen, was sie dem Cammergericht schuldig waren, nicht lossagen, so lange dessen Glieder nicht auf eine oder die andere Weise zu ihrer Zufriedenheit entschädiget sind. Die Analogie der Bundesacte spricht überdieß auch vollkommen für die Entschädigungsberechtigung der beym Cammergerichte angestellt gewesenen Reichsdiener. Der subjective Umfang dieser Berechtigung wird übrigens im Allgemeinen mit Recht auf die eigentlichen Staatsdiener beschränkt, und durch die oben schon angedeuteten Ausnahmen näher bestimmt. Der hier angegebene Begriff des Staatsdienstes scheint indessen zu enge zu seyn, indem ein Staatsdiener nicht allein der ist, welchem die Verwaltung eines Zweiges der

Staatsgewalt aufgetragen ist, sondern überhaupt jeder, welcher vom Staate bestellt ist, um für denselben bey der Staatsverwaltung vorkommende Geschäfte oder Hülfsleistungen zu besorgen. Die Aerzte, Bothen und Pedellen des Cammergerichts waren doch auch Reichs-Staatsdiener, ohne einen Zweig der Staatsgewalt zu verwalten? — Dieß wird auch gleich im Eingange des besondern, die Anwendung auf das Cammergericht enthaltenden, Theils von den Verfassern eingeräumt. Die Entschädigungsberechtigung der Mitglieder des Reichs-Cammergerichts und des übrigen in wirklichem Staatsdiener-Verhältnisse stehenden Personals ist, unserer Ueberzeugung nach, über alle Anfechtungen erhoben; und wir würden unter denen, welche aus der Sustentations-Casse besoldet wurden, und denen, welche aus den Canzley-Gefällen und Zuschüssen des Reichs-Erzcanzlers ihren magern Unterhalt genossen, keinen Unterschied machen, weil diese, wenn etwa der großmüthige Fürst Primas für sie nicht ausreichend sorgen könnte, eben so gerechte Ansprüche an die souverän gewordenen Reichsstände hätten, als sie an das gesammte Reich zu machen wohl befugt waren. Gehören nun aber auch die Advocaten und Procuratoren in die Kategorie der ehemahligen Reichs-Staatsdiener? Gehörten sie dazu, so wäre noch immer nicht ausgemacht, daß sie nun auch aus den für die Richteramts- und einige andere Cameral-Personen bestimmten Sustentations-Geldern zu entschädigen seyen. Allein der Beweis ihres Nicht-Rechts ist allerdings der beste Wall, welcher um diese zur Abhaltung fremder Begehrlichkeit gezogen werden kann. Da nur in dem Staatsdienst-Vertrage der Grund einer vollständigen Ent-

Entschädigungsberechtigung für Staatsdiener liegt, welche ihre Stellen ohne ihre Schuld verlieren: so ist jene Vorfrage hier entscheidend; und sie kann für die Cammergerichts-Procuratoren und Advocaten nicht günstig beantwortet werden. Denn sie sind nur zum Dienst der Partheyen, nicht des Staats, beym Cammergerichte angestellt worden, und bloß die Pflicht des Staats, nur Männer, die öffentliches Zutrauen verdienen, zur gerichtlichen Praxis als Fürsprecher und Sachwalter zuzulassen, ist der Grund ihrer vorläufigen Prüfung, und förmlichen Ansetzung und Beeidigung, wie dazu das Cammergericht durch die Reichsgesetze beauftragt war. Hierdurch erhielten sie Concession zur gerichtlichen Praxis bey diesem Gerichtshof, die, wie bereits bemerkt ist, nur in Ansehung der Procuratoren ausschließend war. Hätte der fortbestehende Deutsche Reichsstaat das Cammergericht aufgehoben; so würde derselbe wohl für verpflichtet erachtet werden mögen, den Advocaten und Procuratoren durch ein Surrogat, d. h. durch eine ähnliche Concession an einem andern Gerichte, zu Hülfe zu kommen, und, könnte er das nicht, einen billigen Ersatz zu leisten. Allein nach der gänzlichen Auflösung des Reichs ist nicht wohl abzusehen, an wen sie sich deßhalb sollten halten können, da ihnen bey weitem nicht dasselbe Rechtsverhältniß, wie besonders den cammergerichtlichen Richteramts-Personen, zur Seite stehet. Die Verfasser sprachen ihnen indessen doch in dem Puncte ein Recht zu, dergestalt, daß ihnen jetzt an sämmtlichen Deutschen höchsten Gerichten die Praxis freyzustellen, und, wo sie sich fixiren wollen, ihrer Wahl zu überlassen wäre. Uebrigens halten sie es für billig, daß ihnen

auch außerdem noch einige, allenfalls temporäre, Unterstützung zu Theil werde. Sie haben die ihrer Meinung entgegen gesetzten Gründe vollkommen widerlegt, und Rec. gesteht, daß auch ihn diese Ausführung von der Unrichtigkeit einer den Ansprüchen der Advocaten und Procuratoren günstigeren Ansicht überzeugt hat, welche jedoch, wie er wünscht und hofft, in der Großmuth und Liberalität der Deutschen Regenten eine reiche Hülfsquelle finden werden. Es ist nicht zu vermuthen, daß diese bey einem so ausserordentlichen und einzigen Ereigniß auf dem strengen Rechte bestehen, und einige vorübergehende, für jeden Einzelnen unbeträchtliche, Aufopferungen scheuen werden, die das Andenken an eine Staatsverbindung ehren, der sie doch allein die Möglichkeit ihres jetzigen erhabenen Standpunctes verdanken.

München.

In der Schererschen Kunst- und Buchhandlung: Miscellen zur Geschichte der teutschen Litteratur, neu aufgefundene Denkmäler der Sprache, Philosophie und Poesie unsrer Vorfahren enthaltend. Herausgegeben von Bern. Jos. Docen. Erster Band, 1807, 292 Seiten; zweyter Band, 310 Seiten in Octav.

Der Herausgeber dieser Sammlung alter, größten Theils poetischer, Denkmähler des Geistes und der Sprache der Deutschen schließt sich an die Reihe der literärischen Patrioten, die seit einigen Jahren das erkaltete Interesse für die ältere Deutsche Literatur mit Fleiß und Eifer wieder anregen und beleben. In Zeiten, wie die unsrigen, verdienen diese Bemühungen doppeltes Lob. Wir glauben daher, bey der Anzeige des vorlie-

[illegible] Werkes, dem wir eine zweckmäßige Fortsetzung wünschen, etwas verweilen, und einige Gedanken über die Einrichtung solcher Sammlungen, und über Deutsche Philologie überhaupt, voranschicken zu müssen. Der Herausgeber dieses alten literärischen Denkmähler hat, unsers Erachtens, im Ganzen einen sehr richtigen Begriff von seinem Unternehmen. Er hat sorgfältig erwogen, was man sammeln, und wie man das Gesammelte bearbeiten soll, damit es wirklich nütze und bey dem Publicum Eingang finde. Die Erfahrung habe gelehrt, wie wenig durch enthusiastische Versprechungen und Lobpreisungen in diesem Fache ausgerichtet werde. Desto mehr Gewinn lasse sich von einer zweckmäßigen Anleitung zum leichteren Verstehen der alten literärischen Denkmähler erwarten. Ferner müsse man nicht Notizen auf Notizen häufen, und das Wichtige mit dem Unwichtigen durch einander mischen. Besonders müsse man auf Darstellung des Ganzen der ältern Literatur nach ihren verschiedenen Perioden hinarbeiten. Ehe aber dieß gehörig geschehen könne, müsse man von allen der Aufmerksamkeit würdigen Geisteswerken, die aus jenen Perioden übrig geblieben sind, eine so viel, als möglich, vollständige Kenntniß haben. Diese richtigen Grundsätze, von denen Hr. Docen ausgeht, scheinen uns aber noch einer genaueren Bestimmung zu bedürfen, wenn sie uns in der Anwendung weiter bringen sollen, als wir bisher schon waren. Die ältere Deutsche Literatur hat ein anderes Interesse für den Geschichtforscher, ein anderes für den Sprachforscher, und noch ein anderes für den Ästhetiker. Wer für den Geschichtforscher, den Sprachforscher, und den Ästheti-

les zugleich sammeln will, erschwert sich selbst die Arbeit, und läuft Gefahr, in dem Chaos von Notizen, die geordnet werden sollen, sich selbst zu verlieren. Auch die Absonderung des Wichtigen von dem Unwichtigen ist auffallend verschieden, je nachdem man den historischen, oder den bloß philologischen, oder den eigentlich ästhetischen Gesichtspunct wählt. Wir würden daher den Vorschlag thun, daß Männer von dem Fleiße und den Kenntnissen des Hrn. Docen fürs erste sich darauf beschränkten, das Merkwürdige in einer bestimmten Hinsicht zu sammeln und zu erläutern. Dann würde eine Sammlung wieder der andern zur Stütze dienen. So lange man aber die verschiedenen Gesichtspuncte in einer Sammlung vereinigen will, zweifeln wir, ob die Wege, die einander durchkreuzen, zu dem Ziele führen werden, wo wir mit dem Hrn. Docen anzukommen wünschen. Nach dem Titel dieser Sammlung ist sie zwar auf Sprache, Poesie und Philosophie beschränkt. Aber wie Vieles ist nicht dem Sprachforscher wichtig, was wenig, oder gar keinen poetischen Werth hat! Und was sich zur Kenntniß der Philosophie der mittleren Jahrhunderte aus Deutsch geschriebenen Werken dieses Zeitalters lernen läßt, ist doch kaum nennenswerth. Dafür würden wir dem Herausgeber rathen, auf die ältesten Spuren rhetorischer Bildung in der Deutschen Prose überhaupt zu achten, und, so weit es seine übrigen Geschäfte erlauben, unter allen Arten von prosaischen Deutschen Denkmählern aus den mittleren Jahrhunderten nach rhetorischer Ausbeute zu forschen. Daran scheint uns besonders deßwegen gelegen zu seyn, weil es sich so sehr der Mühe

lohnt, auch der neuern Beredtsamkeit der Deutschen durch Vergleichung mit der älteren Deutschen Prose zu Hülfe zu kommen, besonders da, wo die rhetorischen Freyheiten, die mehrere unserer vorzüglichsten Köpfe sich zu nehmen angefangen haben, in der älteren Deutschen Prose eine ehrwürdige Autorität finden, die durch keine Gottschedisch-Gellertische, oder Adelungische Schule vernichtet werden kann. So viel zur Einleitung. — Der erste Band enthält, in zwey Abtheilungen, Folgendes. Erste Abtheilung: 1. Einige Denkmähler der Fränkischen Sprache. Nur für den Sprachforscher interessant. Beyläufig S. 25 eine artige Auflösung der Existenz des vermeinten Dichters Kazungali, dessen seltsamer Nahme schon zu mancherley gelehrten Untersuchungen Veranlassung gegeben hat. Nach der Erklärung von Hrn. Docen ist das Wort Kazungali nur aus Mißverstand für einen Nahmen angesehen worden. Es stammt aus der Randglosse einer Uebersetzung des Wortes Rhetorica in das Deutsche: Gezüngel, her. — 2. Probe einer alten Interlinear-Uebersetzung der Psalmen. Das Wort Sonne ist hier Masculin (der Sunne), und das Wort Mond Feminin (die Maninne). Aus der freyen Wortstellung oder so genannten Construction in diesen alten Uebersetzungen ließe sich Vieles für die Fortbildung der neueren Deutschen Sprache benutzen, wenn wir nur genauer wüßten, ob es wahres Deutsch, und nicht alter Latinismus ist, den man der Deutschen Sprache zu einer Zeit aufdrängte, da man ihren eigenen Geist noch nicht kannte; z. B. Uffstigent die berge unde niderstigent die velt (Felder), als Uebersetzung des Lateinischen: Ascendunt

montes et descendunt campi." Aber wenn eine solche Wortstellung auch für die Deutsche Prose verlohren gegangen ist, warum soll sie nicht wenigstens in der Poesie erneuert werden dürfen? — 3. Erzählungen aus dem Stricker und Conrad von Würzburg. Wir stimmen dem Wunsche des Herausgebers bey, daß eine besondere Sammlung solcher leichten Erzählungen Deutscher Dichter aus dem Schwäbischen Zeitalter veranstaltet werden möchte. Nur müßte dann auch gehörig untersucht werden, was von Deutscher Erfindung ist; denn viele dieser Erzählungen sind doch wohl bloße Uebersetzung, oder Nachahmung Französischer *Fabliaux*. — 4. Zusätze und Berichtigungen zu Hrn. Erdwin Jul. Koch's Compendium der Deutschen Litteraturgeschichte. Besonders bemerkenswerth sind einige Notizen über das Heldenbuch. — 5. Gedichte von Conrad von Würzburg und Andern, die in der Sammlung der Minnesinger fehlen. Bey dieser Gelegenheit eine critische Vertheidigung der Minnesinger gegen Adelung, dem es freylich, bey allen seinen Verdiensten um Deutsche Sprache und Literatur, an poetischem Gefühle fehlte. Aber in unsern Tagen kömmt ja wieder die Uebertreibung des Lobes der alten Minnesinger in die Mode. Was wird aus der Deutschen Poesie werden, wenn man, mit einigen neueren Enthusiasten, das Schöne, das sich in den romantischen Werken der mittlern Jahrhunderte findet, für vollendet zu halten anfängt? Sollte es sich nicht eben deßwegen der Mühe lohnen, fürs erste die Dichter, welche über die übrigen Minnesinger so hervorragen, wie Conrad von Würzburg, einmahl isolirt zu stellen, und ihre Werke zu sammeln, damit man etwas deutlicher

sie, wie weit sich die romantische Poesie der mittleren Jahrhunderte in ihren vorzüglichsten Repräsentanten den classischen Formen des Griechischen und Römischen Alterthums nähert? — Zweyte Abtheilung: 1. Heinrich's von Ofterdingen und der übrigen Meistersänger Wettstreit auf der Wartburg. Eine ansehnliche Nachlese von bisher unbekannten Strophen zu diesem interessanten Spiele des altromantischen Witzes. Der Herausgeber verspricht eine besondere Abhandlung darüber. Aber so merkwürdig der so genannte Krieg auf der Wartburg in Beziehung auf die Geschichte der romantischen Poesie ist, so unbedeutend ist doch sein poetisches Verdienst. — 2. Philosophischer Tractat von der wirklichen und möglichen Vernunft, aus dem vierzehnten Jahrhundert. Eigentlich nur Fragment eines philosophischen Commentars über die Evangelien; aber ein höchst merkwürdiges Fragment. Wer sollte glauben, wenn man es hier nicht mit Augen sähe, daß ein Deutscher Scholastiker des vierzehnten Jahrhunderts in seiner Muttersprache die abstractesten Begriffe der Neuplatonischen und Aristotelischen Metaphysik auf eine ähnliche Art, wie einige unserer allerneuesten absoluten Metaphysiker, mit dialectischer Kunst verarbeitete? Ob der Mann sich selbst verstanden, ist eine andere Frage. Aber die Deutsche Sprache hat wenigstens in diesem Fragment aus dem vierzehnten Jahrhundert eine solche Bildung, daß man kaum begreift, wie sie nachher wieder zu der Stufe der Rohheit herabsinken konnte, auf welcher der Philosoph Wolf sie fand, als er sein Deutsches Compendium der Metaphysik schrieb. — 3. Glossographische Denkmähler der ältern

Deutschen Sprache vom achten bis zwölften Jahrhundert. Eine gelehrte Einleitung zu dem unter Nr. 4. hierauf folgenden *Glossarium* theotisco-latinum, ex antiquis codicibus bibliothecae Monacensis concinnatum, von dem Herausgeber, dessen rühmlicher Fleiß in diesem Fache noch vortreffliche Früchte tragen kann. — 5. Altdeutsche Lieder, aus dem sechszehnten Jahrhundert. Größten Theils des Aufbehaltens werth. — Der zweyte Band liefert: 1. Ein Fragment im Altsächsischen Dialect, aus der Bamberger Stifts-Bibliothek, von der Zerstörung Jerusalems und dem Weltende; nur in Beziehung auf die Sprache interessant. — 2. Nachricht von einer unter dem Landgrafen Heinrich von Thüringen um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts verfertigten Weltchronik. Von historischem und philologischem Interesse. Desgleichen 3. die Anzeige einer alten Handschrift der Aeneide von Veldeck. — Der übrige Theil dieses Bandes enthält poetische Stücke, in denen sich der Geist der romantischen Dichtkunst der Deutschen aus den mittleren Jahrhunderten, zwar von keiner neuen Seite, aber von der bekannten in mehreren trefflichen Zügen, zeigt: z. B. in Marien Leben, einem Gedichte, freylich nach dem Lateinischen, aus dem dreyzehnten Jahrhundert; ferner aus den Gedichten gnomischen Inhalts von dem Stricker; einigen Spruchgedichten von dem Teichner; in der Fortsetzung der Sammlung altdeutscher Lieder, besonders aus dem sechszehnten Jahrhundert; und in den bis dahin ungedruckten Gedichten von Heinrich Frauenlob, einem Dichter, der zu den geistreichsten und cultivirtesten unter der Menge der

Minnesänger gehört. Der Herausgeber verspricht eine Fortsetzung, welcher wir mit Verlangen entgegen sehen. — Unter den übrigen Beyträgen, die dieser Band enthält, haben sich die plattdeutschen Reime über das Absolute, S. 251, von einem neueren, noch lebenden, Verfasser, wohl nur zufällig eingeschlichen, um der Sammlung eine gewisse Mannigfaltigkeit auch für solche Leser zu geben, für die sie doch eigentlich nicht vorhanden ist. Auch verspricht ja der Titel der Sammlung ausdrücklich alte Denkmähler.

Einbeck.

Der Herr Senator, Advocat und Notar G. H. Reddersen zu Nordheim hat bey Feysel 1808 in einigen Blättern drucken lassen: Zeugnisse von Krankheitsgeschichten, in welchen das Schwefelbad bey Nordheim im Jahre 1807 merkwürdige Hülfe geleistet hat. Bis dahin, daß uns der Herr Doctor und Physicus Kiefer eine ausführliche Beschreibung der Schwefelquelle liefern wird, kann es den Hülfsbedürftigen sehr willkommen seyn, hier eine Zahl beglaubigter Zeugnisse zu finden, von Personen, für welche dieß Schwefelbad bereits heilsame Folgen und Wirkungen gehabt hat, selbst in einigen hartnäckigen Uebeln rheumatischer Art. Er schickt eine kurze Nachricht von der Wiederauffindung dieser Schwefelquellen 1803 voran. Hr. Reddersen selbst hatte sich zu Errichtung einiger dienlichen Anstalten und Anlegung eines Badehauses verwendet, und von den Kranken mit gebrauchter Vorsicht die Zeugnisse gesammelt, welche er hier öffentlich vorlegt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 16. May 1808.

Harlem.

Reize naar de Caribische Eilanden, in de Jaren 1780 en 1781, door *Cornelius de Jong*. 326 Seiten in Octav. 1807. Der Verfasser diente als Lieutenant auf einem Kriegsschiffe, das nach der Insel St. Eustatius geschickt wurde, theils um den dortigen Handel gegen die Englischen Kaper zu decken, theils um eine reiche Kauffahrteyflotte nach Holland zurück zu führen. Wenn man die Gewaltthätigkeiten lieset, welche die Englischen Kaper, und andere Englische Kriegsschiffe gegen die Colonie eines damahls noch befreundeten Staats ausübten, S. 97, 98; so begreift man den heftigen, und allgemeinen Widerwillen, welchen ein solcher Mißbrauch von Uebermacht hervorbringen mußte. St. Eustatius ist eine kleine felsige Insel, die selbst in ihrem blühendsten Zustande nicht so viele Westindische Producte erzeugte, als die Einwohner selbst brauchten. S. 105. Dieß unfruchtbare Eiland

ward während des Krieges, welchen Großbritannien mit den Nordamericanischen Colonien führte, der vornehmste Stapelplatz, wohin die Nordamerikaner ihre Producte brachten, und Europäische Waren eintauschten. Auch die Franzosen und Spanier benutzten die Vortheile des freyen Handels, der auf St. Eustatius getrieben wurde. S. 107. Weil die Nordamericaner St. Eustatius am häufigsten besuchten; so war die Englische Sprache die herrschende. Auch waren Wohnungen, Hausrath, Kleidung, und Lebensart ganz nach Englischen Mustern eingerichtet. S. 108. Wegen des ausserordentlichen Zusammenflusses von Kaufleuten, und Waren stieg die Miethe von Zimmern, und Packhäusern zu ungeheuern Preisen hinauf. Große Vorräthe von kostbaren Waren lagen unter freyem Himmel, oder wurden höchstens durch ausgespannte Segeltücher und Matten geschützt. S. 109. Die Holländischen Besitzungen im südlichen America führten zu der Zeit, als der Verf. in Westindien war, jährlich 14,000 Oxhöfte Zucker, fünf tausend Pipen Rum, 36 Millionen Pfunde Kaffee, und 12 Millionen Pfunde Baumwolle aus; und diese Baumwolle übertraf die aller Westindischen Inseln sehr weit. S. 111. Hr. J. schämt sich, den Zustand von Schwäche, oder vielmehr von völliger Wehrlosigkeit zu beschreiben, in welchem er die für den Holländischen Handel so wichtige Insel St. Eustatius fand. S. 112. Es gehören vier Generationen dazu, um die Kinder, welche Blanke mit Negerinnen erzeugen, völlig weiß; und nur drey, um sie völlig schwarz zu machen. Denn wenn eine Mulattinn sich mit einem Neger vermischt, und die Töchter, die aus einer solchen Verbindung

entstehen, sich wieder Negern überlassen; so werden die Kinder der Töchter von Mulattinnen so schwarz, daß man sie von Negern nicht unterscheiden kann. Genaue Beobachter versicherten dem Verf., daß selbst die vollkommen weissen Abkömmlinge von Negerinnen doch immer noch gewisse Merkmahle behielten, an welchen man erkennen könne, daß eine Mischung von Negerblut in ihnen übrig sey. S. 122. Das Kriegsschiff, auf welchem Hr. J. diente, und die Kauffahrteyflotte, welche dasselbe begleitete, hatten kaum ihre Rückreise angetreten, als sie von einem Englischen Geschwader überfallen, und nach St. Eustatius, das sich um dieselbige Zeit an den Admiral Rodney ergeben hatte, zurückgeführt wurden. 180. u. f. S. Der eben genannte Admiral behandelte sowohl die Holländischen Kriegsgefangenen, als die Einwohner von St. Eustatius, so hart, daß er selbst von den Britten verflucht wurde. S. 239, 242. Die verschiedenen Bekanntmachungen der Englischen Befehlshaber auf St. Eustatius, müssen in allen unbefangenen Lesern den lebhaftesten Abscheu erregen. 243. u. f. S. Die Beute, welche Rodney auf St. Eustatius, und in den benachbarten Gewässern machte, war unermeßlich. Ausser den reichen Waaren-Niederlagen der Insel bemächtigten sich die Engländer hundert und siebenzig grösserer und kleinerer Schiffe, und ihrer Ladungen. Der achte Theil der ganzen Beute fiel dem Admiral Rodney zu. Der Verf. traf die Witwe, und die beiden Töchter des Admirals im Jahr 1790 auf dem Helder in einem mehr ärmlichen, als glänzenden Aufzuge an; und frägt nicht ohne Grund, wohin denn alle die Schätze verschwunden seyen, welche der Admiral in Westindien zusammengeraubt hatte?

Leyden.

Bey Haak: Interpretatio epistolae Pauli ad Galatas. Auctore *E. A. Borger*, Theol. Doct. 1807. gr. Octav 399 Seiten.

Historisch-exegetisch-homiletischer Versuch über Galat. 3, 12-15. Von C. C. Zänner, Archidiakonus an der evangelischen Kirche zu Dinkelsbühl. Nürnberg. 1807. gr. Octav 358 Seiten.

In Hrn. Borger's Commentar findet man das Beste, was über den Brief an die Galater geschrieben ist, zusammengestellt, und mit gesunder Beurtheilung begleitet. Am meisten folgt er, sowohl in der Interpretations-Manier, als auch in der Interpretation selbst, dem verewigten Koppe, wiewohl er auch hier und da von seinen Erklärungen abweicht. Nach den Prolegomenen folgen zuerst die critischen Bemerkungen über den ganzen Brief, und darauf die Erklärung selbst. In dieser findet man auch hier und da ausführlichere philologische Erläuterungen über einzelne Wörter, als zur Erklärung des Briefs erforderlich war, z. B. bey 2, 16., 3, 6. über δικαιουν, εργα νομου, πιστις. Eine ausgebreitete und pünctliche philologische und exegetische Gelehrsamkeit und Belesenheit ist in diesem Buche gar nicht zu verkennen.

Hr. Zänner liefert in seinem Versuche eine reiche Sammlung von Erklärungen der Stelle Gal. 3, 15-21., eine eigene Erklärung derselben, eine Homilie über dieselbe, und zuletzt sogar kurze Biographien berühmter, von ihm vorher angeführter, Exegeten. Er führt ungefähr vierzig Erklärungsversuche mehr auf, als Bonitz in einer 1800 herausgegebenen ähnlichen Schrift aufgeführt hatte, ob er gleich viele mit Stillschweigen übergeht,

welche dieser aufgezeichnet hatte; versichert aber beyläufig, daß sich die Zahl der über diese Stelle vorhandenen Erklärungen auf zwey hundert belaufen werde. Am lehrreichsten ist diese Schrift für die Geschichte der Exegese. Man findet hier alle Haupterklärungen der Stelle gut geordnet, und getreu, meistentheils auch mit ihren Gründen, angeführt. Daraus kann man überhaupt auf den jedesmahligen Zustand der Exegese gewisse Schlüsse machen. Und da wir überhaupt über die Geschichte der Erklärung einzelner Stellen, welche sehr interessant behandelt werden kann, noch wenige Schriften haben, so verdient diese um so mehr Aufmerksamkeit. Sie hat eine Stelle gewählt, welche wohl unter allen im N. T. die verschiedensten Erklärungen erfahren hat. Auch Borger erklärt sich über diese Stelle ziemlich ausführlich. Es wird der Mühe werth seyn, zu zeigen, was er und Hr. Zäuner, nach so mancherley Erklärungen, über diese Stelle bestimmen, und dieß wird zugleich dazu dienen, uns mit diesen beiden Exegeten noch mehr bekannt zu machen. Der letzte ist überzeugt, daß Paulus V. 20. die Meinung zu entfernen suche, als ob Moses, der Gesetzesmittler, schon der rechte Mittler wäre. Die Anhänger der Mosaischen Gesetzverfassung hätten nähmlich behaupten können, daß die dem Abraham gegebene Verheissung schon in dem Mittler Moses in Erfüllung gegangen sey. Dagegen sagt Paulus: Dieser Mittler gehört dem Einen Samen, d. i. Geschlechte Abrahams, dem die Verheissungen gegeben waren, nicht an, (so daß also bey ἑνος hinzugedacht wird: σπερματος) oder (wenn man ἐκ supplirt) er stammt gar nicht von seinem Geschlechte ab, Gott aber ist, für alle Völker und Zeiten, nur Einer, folglich kann

das Gesetz den Verheissungen Gottes nicht entgegen seyn. — Hr. Borger entscheidet nicht. Er läßt dem Leser die Wahl zwischen drey Erklärungen, und jede unterstützt er mit guten Gründen. 1) Das Mosaische Gesetz ist zwar durch den Dienst der Engel und eines Mittlers gegeben worden, aber nicht bloß das Gesetz hat einen Mittler (des ἑνὸς suppl. νομοῦ), auch das Christenthum hat seinen Mittler, und es ist ein und derselbige Gott, welcher Mosen und Christum gesandt hat. 2) Bey ἑνὸς kann man πραγματος suppliren, und darunter die επαγγελιαν verstehen. So sind wieder zwey Erklärungen möglich: a) Paulus antwortet auf einen Einwurf der Juden, welcher im 20. V. enthalten ist: Wie sollten dann die göttlichen Verheissungen ihre Kraft nicht durch das Gesetz verlohren haben, und dieß bloß um der Uebertretungen willen gegeben worden seyn, da doch dieß durch den Dienst der Engel und eines Mittlers gegebene Gesetz alle vorhergehende göttliche Anstalten, folglich auch jene göttliche Verheissung, ihrer Kraft beraubte? Darauf antwortet nun Paulus: Einen Mittler hatte zwar jene Eine Verheissung nicht, aber dieß kann ihr nichts benehmen, denn Ein Gott ist der Urheber des Mosaischen Gesetzes und der dem Abraham gegebenen Verheissung, folglich kann diese durch jenes nicht aufgehoben worden seyn. b) Das Gesetz ist um der Sünde willen, zur Unterdrückung der Rohheit, und daher mit einem gewissen äussern Pompe, durch Engel und einen Mittler gegeben worden, jene Eine Verheissung aber hat keinen Mittler gehabt, sie bedurfte ihn auch nicht, sie bezog sich auf Christus und die Erbschaft, V. 16. 18. Deßwegen aber ist sie doch

nicht weniger sicher und göttlich, als das Gesetz: denn sie hat einen und denselben Gott zum Urheber.

Rinteln.

De febris scarlatinae therapia simplicissima, dissertatio epistolaris ad virum doctum etc. D. G. L. Hansen, Aulae, urbis et provinciae Hannoveranae medicum conscripta ab Antonio Wilhelmo *Crusius*, Halae-Magdeburgico. (Arzt zu Bassum bey Bremen). 1808. Octav. 31 S.

Der Verfasser, der seit drey und dreyßig Jahren die medicinische Praxis ausübt, zeigt sich durch diese Schrift als ein Mann von Kenntnissen und Erfahrung, dessen Urtheil über das Scharlachfieber und dessen Rath in Behandlung desselben alle Achtung verdient. Das Scharlachfieber, schreibt er, sey eine epidemische, aber keineswegs ansteckende, Krankheit, die im Herbste, Winter und Frühjahr die gesundesten Menschen befalle, und unter zweckmäßiger einfacher Behandlung schnell und glücklich vorübergehe. Ein mäßig warmes Verhalten, bey brennenden Augenbeschwerden in dunkelem, bis zu 16 Grad nach Reaumur erwärmtem, Zimmer, fleißiges Trinken wässeriger Getränke, wie Brotwasser, dünnen Biers, Hollunderblüthen-Aufgüsses u. s. w., mäßiger Gebrauch von Nitrum, Honig oder Fliedermus, und bey Halsbeschwerden einen Gran Brechweinstein zugemischt, bey Schleimanhäufungen in den ersten Wegen, Trägheit und aphtosem Zustande derselben, Salmiak, mit Brechweinstein und Honig gegeben, seyen oft hinreichend, die Krankheit in kurzer Zeit glücklich zu heben. Bey Halsbeschwerden dieser Krankheit lasse er weder

Pflaster auflegen, noch gurgeln; ein Warmhalten des Halses durch eine locker umgelegte baumwollene Binde sey hinreichend. Alle erhitzende Mittel, welche die heutige Medicin oft gegen dieß Fieber angewendet habe, seyen schädlich. Exspectationem medici aegrotantes scarlatinosos melius juvare, quam hodiernae therapiae perversitatem. Die Crisis, die bey gemäßigtem Regimen in 14 Tagen gut von Statten gehe, erfordere nachher keine stärkende Mittel; denn bey Kranken, die nachher noch an Schwäche leiden, sey keine wahre Crisis erfolgt, und sie leiden entweder an Eiterungen, oder verfallen in eine andere Krankheit. Es fehle zwar nicht an Geschichten von bösartigen Scharlach-Epidemien; er habe solche aber in etlichen und dreyßig Jahren nie beobachtet. — Dieß wollen wir wohl glauben. Denn, daß es wirklich Scharlach-Epidemien gibt, wo eine stärkende Kurart bald angewendet werden muß, und einzelne Scharlachkranke, bey denen ein reitzendes und stärkendes Heilverfahren sehr nothwendig und nützlich war, davon ist der Referent, der nun auch dreyßig Jahre lang die Medicin ausübt, aus Erfahrung überzeugt, und der Fehler vieler junger Aerzte, in Hinsicht des Scharlachfiebers sowohl, als anderer Krankheiten, liegt heutiges Tages nur darin, daß sie bey den meisten Krankheiten immer eher das Seltene zu sehen glauben, als das Gewöhnliche, und daher durch die Anwendung des nur auf seltene Fälle passenden Heilverfahrens weit öfter schaden, als der alte Arzt, der oft gerade umgekehrt handelt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1808.

Harlem.

Tweede Reize naar de Middellandsche Zee, gedaan in de Jaren 1783, 1784. en 1785, door *Cornelius de Jong*. 431 Seiten in Octav. 1807. Die gegenwärtige Beschreibung der zweyten Reise nach der mittelländischen See enthält noch mehr bekannte, oder fremdartige Dinge, und weniger neue Data, als die früheren Arbeiten des Verf. von ähnlichem Inhalt. Das Kriegsschiff, auf welchem Hr. J. als erster Lieutenant diente, war dazu bestimmt, die gewöhnlichen Geschenke der Holländischen Regierung an den Dey von Algier zu überbringen. Nicht ohne Entsetzen kann man die Beschreibung des Sturms lesen, von welchem das Holländische Geschwader nicht weit von den Balearischen Inseln überfallen wurde: besonders die Schilderung der unvermeidlich scheinenden Todesgefahren, in welchen das Schiff, auf dem Hr. J. sich befand, stundenlang mitten in den gräßlichsten Brandungen an den Felsenufern von Minorca schwebte. 46. u. f. S. Der damahlige Dey von Algier war ein Greis von vier und achtzig Jahren,

und eben so sehr geliebt und geehrt, als gefürchtet: ein in dem Algierischen Räuberstaat beynahe unerhörtes Beyspiel! S. 136. Alle Lebensmittel, selbst solche, welche man in Europa zu den Seltenheiten und Kostbarkeiten der Tafel rechnet, sind in Algier um geringe, oder billige Preise zu haben. S. 136, 236. Die Algierischen Apfelsinen übertreffen die Französischen ohne alle Vergleichung. Die Apfelsinen allein sind im Verhältniß der übrigen edleren Früchte theuer, weil man das Hundert mit drey Holländischen Gulden bezahlt. Man schätzte im Jahr 1783 die Bevölkerung von Algier auf 120,000 Seelen. S. 242. Der Verf. hält es für schwer, Algier mit offenbarer Gewalt zu erobern. Viel leichter scheint es ihm, in der Dunkelheit der Nacht ein mit Pulver geladenes Schiff in den Hafen zu bringen, und vermittelst desselben die Stadt in die Luft zu sprengen. S. 277. Auch die beßten Wirthshäuser in Mallaga, und in der Nachbarschaft waren unsäglich schlecht. S. 311. Man fürchtete die so genannten Bravos, oder gedungenen Meuchelmörder, so sehr, daß selbst Spanische Officiere, welche unsern Verfasser von einem Balle zu Hause begleiteten, ihre Degen zogen, so bald sie auf die Straße kamen. S. 311 und S. 26. — Wir können nicht umhin, uns darüber zu wundern, daß seit einiger Zeit sowohl in Frankreich, als in Holland mehrere Beschreibungen von Reisen erschienen sind, welche schon vor zwanzig und mehreren Jahren gemacht worden. Kann man daraus Etwas für den zunehmenden Geschmack an dieser Art von Schriften schließen?

Tübingen.

Bey L. J. Fues: D. Gottl. Christ. Storrs Sonn- und Festtags-Predigten, nach seinem Tode

herausgegeben von D. J. G. Süskind und D. J. F. Flatt. Zweyter Band. Nebst einem Anhange von Synodal-Predigten. 1807. groß Octav 40 und 510 Seiten.

Der Geist dieser Predigten ist schon bey der Anzeige des ersten Bandes von uns charakterisirt worden. In diesem zweyten Bande haben wir noch mehr practische und ausgesuchte Themata, als in dem ersten, gefunden. Dahin gehören vorzüglich: 1) Daß Jesu Bergpredigt mit der evangelischen Lehre von der Begnadigung um seinetwillen vortrefflich zusammenstimme, über Matth. 5, 1-16. 2) Die gerechte und wohlthätige Strenge des Gesetzes Christi, über Matth. 5, 17-48. 6) Ueber den Sinn und die Vortrefflichkeit der Vorschrift Jesu: alles, das ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, über Matth. 7, 1-12. 7) Daß unsere Hoffnung auf die im Evangelium verkündigte Seligkeit nur alsdann gegründet sey, wenn sie mit redlichem Gehorsam gegen seine Vorschriften verbunden ist, über Matth. 7, 13-29. 8) Die Christliche Treue in Verwaltung der irdischen Güter als echte Klugheit, über Luc. 16, 1-12. 20) Daß das Gebot der Liebe Gottes das erste und vornehmste Gebot sey, über Matth. 22, 34-46. 25) Wie wichtig es für die bürgerliche Gesellschaft sey, daß Gott gegeben werde, was Gottes ist, über Matth. 22, 15 ff. 36) Was Jesum Christum predigen heiße? über Luc. 2, 1-14. 41) Wie ehrwürdig die Christliche Kirche bey ihren auffallenden Mängeln sey, über 2. Tim. 2, 19. 42) Die Unveränderlichkeit des Christenthums, über Hebr. 13, 8. 43) Die wichtige Wahrheit, daß Jesus selbst ein Christliches Lehramt angeordnet hat, über Ephes. 4, 11. 12. — Die Herr-

ausgeber haben noch eine Nachricht von Storr's Leben und Charakter hinzugefügt, wodurch sie eben sowohl dem Verewigten, als ihrer Dankbarkeit, als seine ehemahligen Schüler, ihrer Verehrung, ihrer Freundschaft, ihren vertrauten Verhältnissen gegen ihn, ein würdiges Denkmahl gesetzt, und auch die Nachrichten solcher Personen, welche mit ihm in noch näheren Verbindungen standen, benutzt haben. Man findet hier auch das erste vollständige und nach der Zeitfolge geordnete Verzeichniß der Storrschen Schriften. Wir empfehlen diesen ganzen Aufsatz vorzüglich Jünglingen, welche die Theologie studiren: er kann für sie, besonders in unserm Zeitalter, sehr belehrend, zurechtweisend und erhebend seyn.

Altdorf.

Bey dem Herausgeber: Georg Andreas Will's, weil. kaiserl. Hofpfalzgrafen und ältesten Professors zu Altdorf, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, ergänzet und fortgesetzet von Christian Conrad Nopitsch, Pfarrer zu Altenthann. Achter Theil oder vierter Supplementband, von S—Z. 1808. 512 Seiten in Quart, und 6 Seiten Vorrede und Subscribenten-Verzeichniß. (Vom dritten Supplement s. G. g. A. 1806 S. 1454).

Hiermit hat der fleißige Verfasser, der als Pfarrer zu Altenthann, unweit Altdorf, angestellt, zugleich Vicarius des Altdorfischen Kirchen-Ministeriums ist, und deßhalb in Altdorf wohnen muß (vergl. Theil VII. oder Supplementband III. dieses Gelehrten-Lexicons S. 38 f. Artikel: Nopitsch), sein rühmlich unternommenes, und mit Beharrlichkeit und eigenen Aufopferungen fortgesetztes, Werk glücklich beendigt, und dadurch den Litera-

toren einen wesentlichen Dienst geleistet. Je augenscheinlicher dem Verf. sein Streben nach der möglichsten Vollständigkeit gelungen, und je unverkennbarer es ist, daß seine Sorgfalt und Genauigkeit sowohl in Bearbeitung der einzelnen neuen Artikel, als in Sammlung ergänzender und berichtigender historischer und literärischer Notizen zu den frühern Artikeln des Willschen Lexicons, bis zu Ende des Werks keinesweges nachgelassen hat: desto mehr bedauern wir es, aus der Vorrede zu Supplementsband IV. vernehmen zu müssen, daß nicht allein der Absatz dieses von Hrn. N. auf eigne Kosten unternommenen Werkes bis dahin seinen Erwartungen zu wenig entsprach, sondern daß er auch Ursache hat, zu glauben, sein bereits 1802 begonnenes Werk sey bis dahin selbst einzelnen Literatoren zu wenig bekannt geworden, noch weniger also von solchen benutzt, die es wohl hätten benutzen dürfen. So viel mehr halten wir uns also verpflichtet, auf die große Reichhaltigkeit dieser vier letzten Bände, vorzüglich des letzten, aufmerksam zu machen, und dadurch zur Ermunterung des würdigen Verfassers das Unsrige beyzutragen. Es ist nähmlich, wie eine nähere Ansicht der vorliegenden Bände lehrt, buchstäblich wahr, was der Verfasser in der gedachten Vorrede versichert, daß man in diesem Werke nicht bloß Nachrichten von gebornen Nürnbergern, sondern auch von sehr vielen ausländischen Gelehrten und Künstlern findet, von deren Leben und Schriften vielleicht nirgends so vollständige und richtige Notizen angetroffen werden; daß besonders nicht wenige ausgezeichnete Männer aus den verschiedensten Provinzen und den angesehensten Städten Deutschlands in diesem Lexicon vorkom-

men, die theils in Nürnbergischen Diensten waren und blieben, oder sich wenigstens in Nürnberg häuslich niederließen, theils aber wieder in andere Dienste traten, jedoch, weil sie eine Zeitlang dem Nürnbergischen Staate angehörten, hier erwähnt werden mußten; und daß auf der andern Seite wiederum viele Nürnberger, die in Anspachische, Bairische, Braunschweigische, Lüneburgische, Sächsische u. s. w. Dienste als Universitätslehrer, als Räthe, als Aerzte, als Mahler, Bildhauer, Kupferstecher u. s. w. getreten sind, hier ihre Erwähnung finden, weil sie nicht übergangen werden durften; allein auf dem vormahligen academischen Gymnasium und der gegenwärtigen Universität Altdorf, bey einem nie sehr reichen Personale, kommen über 125 Professoren aus dem Auslande vor, welche daselbst angestellt waren, deren hier, so weit es das Verhältniß dieser Supplementbände zu dem Willschen Werke mit sich bringt, Erwähnung geschieht.

Reich ist der vorliegende Band besonders an ganz neuen Artikeln, aus denen folgende vor andern eine Auszeichnung verdienen: J. Paul Sander, Conrector am Aegidischen Gymnasium zu Nürnberg (starb 1804); Georg Friedrich Casimir Schad, Buchhändler zu Nürnberg (st. 1795); J. Adam Schmerler, Rector zu Fürth (st. 1794); J. Gottfried Schöne, Diaconus zu Nürnberg; Bernhard Nathanael Gottlob Schreger, Hofrath Professor der Chirurgie zu Erlangen, früher zu Altdorf; Ludwig Schubart; Georg Christoph Schwarz, Professor der Philosophie zu Altdorf (st. 1792); Gotthold Immanuel Friedrich Seidel, Diaconus zu Nürnberg; Georg Thomas Serz, Rector an der Lorenzer Schule

zu Nürnberg (st. 1803); Johann Christian Siebenkees, erster Professor der Rechte zu Altdorf; J. Philipp Siebenkees, Professor der Philosophie und der abendländischen Sprachen daselbst (starb 1796); J. Andreas Sixt, erster Professor der Theologie daselbst, auch Professor der Griechischen Sprache und Pastor des Altdorfischen Ministeriums; J. Leonhard Späth, Professor der Mathematik, Physik und Forstwissenschaft daselbst; Georg Theodor Strobel, Pastor in der Nürnbergischen Vorstadt Wöhrd (st. 1794); Jacob Sturm, Mahler und Kupferstecher zu Nürnberg; Valentin Carl Veillodter, Pfarrer im Nürnbergischen; Benedict Christian Vogel, erster Professor der Arzneykunde, auch der Botanik, zu Altdorf, und Senior der Universität; Paul Joachim Siegmund Vogel, Professor der Theologie und Philosophie, auch Archidiaconus daselbst; Georg Ernst Waldau, Prediger zu St. Lorenz in Nürnberg; Georg Christoph Wilder, Diaconus zu Nürnberg; Philipp Ludwig Wittwer, auf kurze Zeit Professor der Arzneykunde zu Altdorf (st. 1792); endlich Johann Wolf, Pädagog zu Nürnberg. Einzelne Zusätze zu den Artikeln der frühern Bände der Nopitschischen Bearbeitung, welche dieser Band noch enthält, z. B. zu den Artikeln: Ackermann, G. L. Bauer, Gabler, Joh. Tobias Mayer, von Murr und andere lassen wir billig aus der Acht. Aber versagen können wir uns die Bemerkung nicht, daß sowohl dieser letzte Band des Nopitschischen Lexicons, als die drey ersten, welche mehrere verdiente Lehrer der Universität Altdorf aufführen, von der fortwährenden Thätigkeit dieser Lehrer, auf einer Universität, die mit so geringem Kostenaufwand, als nur irgend eine in Deutschland, bisher erhalten ist, und auch von ihrer neuen Re-

gierung bisher keine thätige Unterstützung erhalten hat, zum überzeugenden Beweise dienen. — Noch bemerken wir, daß ein vollständiges Nahmenregister den Gebrauch dieses Werks, in Verbindung mit dem Willischen, erleichtert; und wünschen dem thätigen Verfasser, der diesen letzten Band Sr. königl. Majestät von Baiern dedicirt hat, recht bald eine angemessene Belohnung seiner Anstrengung, und eine solche Aufmunterung, die ihn bey neu vorhandenen Materialien zu künftiger Fortsetzung seines literärischen Werks auffordern möge.

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Tabellarische Uebersicht der in Mecklenburg wildwachsenden phänogamischen Pflanzengeschlechter, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Pflanzenkunde und einem nach der Blüthenzeit geordneten Verzeichnisse aller in Mecklenburg wildwachsenden, mit sichtbaren Blüthen versehenen, Pflanzen. Ein Handbuch für Erzieher, Anfänger und Liebhaber der Pflanzenkunde, von J. C. L. Wredow, Lehrer an der großen Schule in Parchim. — 1807. XII und 308 Seiten in Octav.

Unter den vielen botanischen Handbüchern, die seit einigen Jahren erschienen sind, glauben wir auch das vorliegende dem Publico, für welches es der Verfasser besonders bestimmt hat, wegen seiner Faßlichkeit und zweckmäßigen Einrichtung empfehlen zu können. Einige Unvollkommenheiten in der Kunstsprache und einige unrichtige Angaben in der beygefügten Flora wird der erfahrne Botaniker dem bescheidenen Verfasser gern verzeihen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1808.

Paris.

Bey der Imprimerie Bibliographique und mehreren Buchhandlungen, 1806: Dictionnaire des ouvrages *anonymes* et *pseudonymes*, composés, traduits, ou publiés *en français*, avec les noms des Auteurs, Traducteurs et Editeurs; accompagné de notes historiques et critiques; par Ant. Alexi *Barbier*, Bibliothécaire du Conseil d'Etat. *Deux* Volumes. I. 76 und 522 S. II. 678 Seiten groß Octav.

Mag es mit dem Quis, non quid auch oft genug seine Richtigkeit haben, dennoch wird es der Fälle immer eine Menge geben, wo es gar nicht gleichgültig bleibt, wer dieß oder jenes geschrieben und drucken lassen; aus jenen Zeiten der Französischen Literatur besonders, wo theils noch die Scheu vor öffentlicher Critik, theils eine sehr beschränkte Preßfreyheit, und der Ursachen mehr noch, manchem Schriftsteller anriethen, seinen Nahmen wenigstens nicht sogleich aufs Spiel zu setzen. Bey der großen Zahl auch in Frankreich anonymer

und pseudonymischer Producte, ist es daher zu verwundern, daß man daselbst nicht eher schon auf den Einfall kam, die in tausend Catalogen und andern Büchern sich hierüber zerstreut findenden Notizen endlich in ein Ganzes zu bringen. Als erster, ins Große gehenden, Versuch kann der vorliegende für gelungen genug gelten; denn nicht weniger als 8569 Artikel stehen hier aufgestellt, deren anonym gewesene Verfasser nahmentlich angezeigt werden; oder wenn sie hinter fremden Nahmen sich versteckt, auch diese Larve nunmehr müssen fahren lassen.

Selbst auf diesem Felde indeß war in unserm Deutschland vorlängst die Bahn gebrochen worden; denn schon in Placcius 1708 endlich abgedrucktem Theatro Anonymorum etc. fand Hr. B. doch an die tausend Landsleute; aber, wie leicht zu erachten, auch viele Mißgriffe; und in dem 1740 von Mylius publicirten Supplementbande sogar 1700 Franzosen, und der Fehler schon ungleich weniger. Daß la France Littéraire unsers Ersch ihm nicht unbekannt geblieben (mit Ausnahme jedoch des unlängst erschienenen zweyten Ergänzungsbandes), kann man sich leicht vorstellen; und wenn in Ermangelung reiner Quellen der Deutsche Sammler auch mitunter aus trüben schöpfen mußte, sein Werk mithin manche Berichtigung verlangte; so ist Hr. B. doch billig genug, Deutschem Fleiße nicht allein volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern auch einzugestehen, daß die Arbeit des Hrn. Ersch die seinige ungemein erleichtert habe, und zur Vollendung derselben der letzte und kräftigste Anlaß für ihn gewesen sey. Was für andere Hülfsmittel in seinem eigenen Vaterlande von ihm aufgesucht worden, und was Er für Bib-

[Bücher]verzeichnisse oder andere bibliographische Arbeiten, die mit Angabe der Anonymen und Pseudonymen sich etwa im Vorbeygehen befaßt, als die sichersten sind, will in dem ziemlich umständlich gerathenen Discours préliminaire nachgesehen seyn; in welchem auch, mit nachahmenswürdiger Erkenntlichkeit, die Nahmen aller Französischen Gelehrten und Literatur-Freunde verzeichnet stehen, welche dem Verfasser in seinen oft genug sehr mühsam gewordenen speciellern Untersuchungen mit edler Bereitwilligkeit an die Hand gegangen sind. Eben dieser Discours préliminaire enthält ferner eine Menge das Bücherwesen überhaupt betreffender Ansichten; worunter mehr als eine wohl auf jedes Land, wo Pressen schwitzen, andere hingegen doch nur für den Horizont des eigentlichen Frankreichs zu passen scheinen.

Daß Hr. B. die Erfordernisse zu einem brauchbaren Catalog gehörig kenne, ist von ihm mit dem vor ein paar Jahren in zwey Foliobänden erschienenen Verzeichnisse der Staatsraths-Bibliothek bereits dargethan worden; und was die in vorliegendem Werke befolgte Methode anlangt, war es ohne Zweifel sehr wohl daran gethan, sich mit Abdruck der ersten, den Sinn hinreichend bildenden, Wörter des aufgeführten Buchs oder Schriftchens, nebst Angabe des Druckorts, Jahrs, Verlegers und Formats, zu begnügen; vor welcher Angabe sich dann der Nahme des nunmehr aufgefundenen oder entlarvten Autors eingeschaltet findet. Ein Mehreres war schon deshalb nicht nöthig, weil doch meist nur mit dem Buche eines ungenannten oder pseudonymen Schriftstellers in der Hand, es geschieht, daß

man auch nach dem Nahmen desselben sich umsieht, und also die Vergleichung hier unverzüglich anstellen kann. Was für Ausnahmen von dieser Regel, und das mit gutem Grunde, Hr. B. sich etwa erlaubt, verlangt abermahls einen Blick auf dessen Vorbericht. Bibliographische und andere Anmerkungen stehen mit kleineren Lettern und möglichster Wortsparniß unter den Numern, sind aber nicht so zahlreich, als manchen Literator, dem es um vollständige Aufklärung zu thun ist, sie vielleicht wünschen wird. Etwas häufiger finden dergleichen Notizen sich im starken, dem zweyten Bande angehängten, Supplemente; welches hauptsächlich daher entstand, weil Hr. B., um indeß seiner Sache noch gewisser zu werden, eine Menge Artikel vor der Hand bey Seite gelegt hatte, und erst nach beendigtem Abdrucke des Uebrigen sie in die Officin liefern konnte. Schon am Schlusse des ersten Bandes, beide Volumes jedoch umfassend, finden sich ein paar mit Corrections und Additions gefüllte Bogen, die also bey Benutzung des Werks nicht aus der Acht zu lassen sind. Bequemer wäre es allerdings für uns gewesen, dergleichen Ergänzungen und Berichtigungen an Ort und Stelle eingetragen zu finden; da dieses aber, wie es scheint, zu rechter Zeit nicht mehr bewerkstelligt werden konnte, wird man doch lieber ein doppeltes oder dreymahliges Nachschlagen sich gefallen lassen, als mit halber Belehrung das Werk aus der Hand legen wollen!

Aus dem 15. und 16. Jahrhunderte stößt man auf nur wenige hier genannte oder enthüllte Schriftsteller; und diese Seltenheit erklärt sich

freylich zum Theil, aus der damahligen Beschaffenheit des Bücherwesens. Etwas belebter fängt es im siebenzehnten zu werden an; von den bey Placcius und Mylius befindlichen Französischen Nahmen indeß gesteht Hr. B. selber, meist nur solche, wobey es irgend Etwas zu berichtigen und zu ergänzen gab, beybehalten, den übrigen Troß längst vergessener, und, wie ihm schien, kein besseres Schicksal verdienender Nahmen und Schriften aber ganz unbeachtet gelassen zu haben: daß also, wem irgend ein Französischer, von Hrn. B. nicht kenntlich gemachter, Anonym oder Pseudonym jenes Zeitraums begegnet, noch immer zu den Vorarbeiten unsrer Landsleute wird greifen müssen. Die bey weitem größere Anzahl, wie es sich vorhersehen ließ, datirt seit der Mitte verwichenen Jahrhunderts, und von dieser Zeit an, mußte das Ausfindigmachen dergleichen ungenannt gebliebener, oder nur Wenigen mit Sicherheit bekannt gewordener Nahmen auch immer leichter werden. Mitunter kleine Pamphlets und andre Heftchen dieser Art anzutreffen, wird Niemand befremden, der aus der Geschichte, auch unsrer Tage nur, weiß, welchen Eindruck dergleichen Flugblätter und Schriftchen oft genug hinterlassen. Wem an Entdeckung anonymer Romanen- und Schauspieldichter nicht sonderlich viel zu liegen scheint, wird doch wenigstens durch die Nahmen und Stände der Leute überrascht werden, die man mitunter hier als Verfasser derselben angibt.

Wie natürlich, läßt sich über das Vertrauen, womit Werke dieser Art zu befragen sind, erst nach einem eine Zeit lang fortgesetzten Umgange

urtheilen. Rec., welcher, in Erwartung eines dritten Bandes, nur seit kurzem dieses Werk benutzen konnte, fand über ein paar Dutzend Anonymen und Pseudonymen — der neuern Zeit, versteht sich — sogleich erwünschte Auskunft; und das ohne erhebliche Zweifel über die Richtigkeit der Angaben; mit Ausnahme etwa des Christianisme dévoilé etc., das hier ohne weiteres dem bekannten Baron Holbach zugeschrieben, und als die erste seiner so genannten philosophischen Arbeiten angegeben wird; da doch Voltaire (Correspondance générale Tom. IX. p. 592. Kehler Ausgabe) es geradezu dem ein Jahr darauf als Directeur des Vingtièmes zu Paris bankrott gestorbenen Damilaville zutheilt, und hierüber um so mehr Glauben verdient, da eben dieser Damilaville unter seine vertrautesten Jünger und Correspondenten gehörte. Bald hinter diesem Artikel steht die bekannte, in Bibelstyl geschriebene, Chronique des Rois d'Angleterre etc. eines angeblichen Nathan Ben Saddi; hinter welcher Maske man bisher den berühmten Grafen Chesterfield gesucht hatte; hier aber wird ein Herr Fougeret de Monbron als Verfasser angegeben, der das Ding doch nur in das Französische übersetzt haben mag. Druckfehler in den Nahmen finden sich nur selten, die der ausländischen etwa ausgenommen; woran man aber längst schon gewöhnt ist. Indessen hätten doch auch bey Französischen Nahmen, oder Gräcisirten, z. B. nicht Polliere statt Polier, Gryphalere statt Graphelache, Tiphaine statt Tiphaigne, stehen sollen. Dieser letzte (ein Französischer Arzt, dessen ganzer Nahme Tiphaigne de la Roche) war Verfasser der

1760 zu Paris gedruckten Giphantie, einer überaus witzigen Utopien-Reise, in deren Titel auch schon sein Nahme anagrammatisch stecke. Daß dieses Product des bereits 1774 gestorbenen Landsmannes noch im Jahr 1800 unter der Aufschrift: Voyage à Gyphantie, eine neue Auflage in Paris erlebte, und schon 1761 in Holland nachgedruckt worden, hat Hr. B. dießmahl unbemerkt gelassen. Zu London übersetzte man es gleich nach seiner Erscheinung ins Englandische; ins Teutsche aber (ein gewiß höchst seltener Fall!) ward es erst im Jahre 1803, unter dem Titel: Die Geisterinsel, ohne daß sein, übrigens nicht ungeschickter, Uebersetzer den Nahmen des Verfassers anzugeben gewußt.

Weiter lassen sich vergleichende Bemerkungen hier nicht füglich verfolgen; weil es dem Leser noch zu sagen gibt, daß ein dritter und letzter Theil nachfolgen sollen, welcher nicht nur (was auch höchst nöthig) das Register der, den wahren Nahmen gegen über gestellten und mit den erforderlichen Rückweisern versehenen Pseudonymen enthalten wird, sondern auch ein zweytes der anonym gewesenen Schriftsteller selbst, und endlich ein drittes (welches vielleicht am ersten zu entbehren wäre), wo beide sich nach Ordnung der Materien aufgeführt finden werden. An der Spitze dieses letzten Bandes wird ein Verzeichniß von ungefähr 1200 Französischen Anonymen und Pseudonymen stehen, welche in Lateinischer Sprache geschrieben haben. So unentbehrlich nun die beiden ersten Register in der That auch sind, wie denn auch die Liste der Lateinischen Anonyme nicht unwillkommen seyn dürf-

re: so hat man noch im May des Jahres 1808, obgleich das Ganze ungesäumt die Presse beschäftigen sollen, im Auslande wenigstens von Erscheinung desselben nichts gehört. Zu bedauern wäre doch wirklich, wenn ein den in Frankreich so zahlreich gewordenen Bibliothekaren ganz besonders, und auch andern Literatur-Freunden, nützliches Werk unvollendet bliebe! Rec. fängt dieses zu befürchten an; weil Hr. B. den Eigenthümern der Imprimerie Bibliographique, (ein auch noch nicht gesehenes Aushängeschild!) schon deßhalb den wärmsten Dank zollen zu müssen glaubt, daß selbige so uneigennützig, et dans des circonstances difficiles (der ganze Buchhandel liegt bekanntlich darnieder) sich mit dem Abdruck eines Werkes befaßt hätten, dont rien ne leur garantissoit le succès! Und doch kosten die beiden starken Bände des ungemein sauber, auch auf schönem und zum Bemerken sehr tauglichen Papier, gedruckten Werkes selbst diesseit des Rheins wenig nur über vier Deutsche Thaler! Vielleicht finden Autor und Verleger besser ihre Rechnung bey der neuen Ausgabe des in Frankreich, und auch wohl anderwärts, doch immer beliebten Nouveau Dictionnaire historique; als womit Hr. B., laut Vorbericht, seit geraumer Zeit sich gleichfalls beschäftigt, von den bisherigen Ausgaben aber, nicht mit Unrecht, sagt: "que, souvent augmentées, et jamais corrigées, elles roulent depuis une quarantaine d'années sur le même fonds d'erreurs et de méprises".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 21. May 1808.

Göttingen.

Bey Dieterich: De *Johannis Valentini Andreae*, Theologi olim Virtembergensis, consilio et doctrina morali. 16 Seiten in Quart. 1808.

Johann Valentin Andreä ist ein so merkwürdiger, originaler und, in Ansehung seiner Entwürfe und Unternehmungen, bis auf unsere Zeiten so verschieden und mannigfaltig beurtheilter Mann, daß es keiner Entschuldigung bedürfen wird, wenn Hr. Consistorial-Rath Stäudlin seine moralische Plane und Lehren zum Gegenstande des diesjährigen Oster-Programms gemacht hat, aus welchem wir hier, nach der Gewohnheit dieser Blätter, nur einen kurzen Auszug mittheilen wollen. Andreä trat, als ein Jüngling von 21 Jahren, Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien an, weil sein Vaterland Wirtemberg seinen Studien und Absichten nicht entsprach, und er einen unwiderstehlichen Trieb fühlte, Menschen, Völker und

Sitten in grössern Umfange kennen zu lernen. Ausgezeichnet durch Genie und Geschmacksbildung, und ausgerüstet mit den mannigfaltigsten Kenntnissen, trat er diese Reisen an. Zu Genf sah Andreä, wie er in seiner Selbst-Biographie sagt, etwas Großes und ihm Unvergeßliches, einen echten Freystaat, und eine Sitten-Censur, bey welcher sich weltliche und geistliche Macht die Hand boten, und durch welche eine bewundernswürdige Ordnung und Reinheit der Sitten hervorgebracht wurde. Mit Wehmuth beklagte er es, daß eine solche Anstalt der evangelischen Kirche mangele; und seit dieser Zeit bemühete er sich aufs eifrigste, ihr so Etwas zu verschaffen. Man sieht in diesen, in seiner eigenen Lebensbeschreibung vorkommenden, Aeusserungen den Keim und Ursprung der Hauptbestrebungen seines ganzen nachfolgenden Lebens, und es ist nicht nöthig, Erklärungsgründe anderswoher mit Mühe und Zwang herzuhohlen. Was der treffliche Jüngling zu Genf gesehen hatte, was Calvin diesem Staate geschenkt hatte, was in der That einzig in seiner Art war, und auf lange Zeit das Blühen dieses Staats gründete, das, oder wenigstens etwas Aehnliches, suchte Andreä den evangelischen Kirchen zu schenken. Eine Sittenzucht wollte er in denselben einführen, und eine große moralische Revolution bewirken. Zu diesem Zwecke gebrauchte er zwey Hauptmittel. Er züchtigte die verderbten Sitten und Meinungen seines Zeitalters, und suchte eine Fraternität guter und weiser Menschen, welche sich einstimmig und unermüdet mit der Verbesserung der Sitten beschäftigen sollten, zu Stande zu brin-

gen. Ob er der Stifter des Rosenkreuzer-Ordens, ob er der Verfasser der Schriften, in welchen dieser Orden als schon lange gestiftet angekündiget, und beschrieben wird, ob aus demselben oder aus dieser Ankündigung der Freymaurer-Orden entstanden sey, davon ist hier nicht die Rede, sondern nur davon, welches seiner Plane und Anstalten erster Ursprung und höchster Zweck gewesen sey, und was er selbst für moralische Grundsätze gehabt habe. Ueber beides läßt sich aus seinen eigenen Schriften hinreichende Auskunft geben. Er lud wirklich, sowohl öffentlich, als durch Privat-Mittheilungen, zu einer Fraternität ein, welche sich die Verbreitung sittlicher Kenntnisse und echter Sittlichkeit sollte angelegen seyn lassen. Er entwarf in seinen Schriften lebendige Schilderungen des moralischen Zustandes seines Zeitalters, hielt ihm das Bild eines echt-christlichen Staats vor, suchte seine Zeitgenossen durch Satyren, Fabeln, Apologen, Dichtungen verschiedener Art, zu belehren, zu rühren, zu bessern. Er erweiterte nach und nach die Grenzen seines Plans, und suchte eine weiter ausgedehnte Revolution in der Kirche, im Staate, in Schulen, Academien und in der Literatur zu bewirken. Daß wirklich eine Fraternität zu Stande kam, hat gar keinen Zweifel. Ihre innere Verfassung und Beschaffenheit ist nicht genau bekannt, man kann aber aus verschiedenen Spuren vermuthen, daß sie nur wenige Mitglieder hatte, daß es lauter solche waren, welche die reinere Theosophie und Mystik sich zu eigen gemacht hatten, daß diese Verbindung noch nicht über die Grenzen von Wirtem-

berg und Franken ging, und daß allerdings in derselben etwas Geheimes war, was nicht zur Publicität kommen sollte. Gewiß aber ist, daß Andreä seinen Hauptzweck verfehlte, und daß das gerade Gegentheil erfolgte. Seine Schriften sind voll von Klagen über verlorne Mühe und Hoffnung, über Verläumdung, Verspottung, Verkennung und Haß, über die Flucht und Feigheit seiner Freunde, über die unheilbaren moralischen Krankheiten seines Zeitalters. Uebrigens wurde er nicht muthlos; er hielt es für Pflicht, nicht zu schweigen, und suchte das Zeitalter, welches eine strengere Zucht und den Anblick der nackten Wahrheit nicht dulden wollte, durch Dichtungen zu wecken und zu bessern. Er blieb fest überzeugt, daß die Menschen gebessert werden können, und es Viele gibt, welche eine große Verbesserung wünschen, und dazu gern die Hände bieten würden. Die moralische Lehre Andreä's darzustellen, hat seine großen Schwierigkeiten, weil fast Alles in seinen Schriften bestimmte individuelle, temporäre, locale Beziehungen hat, und in Dichtungen eingekleidet ist, weil hier die Materie von der Form nicht leicht getrennt werden kann, und weil Andreä nie philosophische oder Christliche Moral aus Principien abzuleiten und in eine systematische Verbindung zu bringen, ausdrücklich bemüht ist. Wir sehen jedoch, daß dieser Schriftsteller die innere moralische Kraft und Würde des Christenthums ganz durchdrungen, und innigst gefühlt hatte; daß er dasselbe auf allgemeine moralisch-religiöse Ideen zurückführte; daß er auch die positiven und historischen Theile desselben auf moralische Zwecke bezog, und als

Symbole allgemeiner Wahrheit betrachtete und behandelte; daß er die Quelle aller Religion und Moral in dem menschlichen Herzen selbst suchte, und daß er ein reiner Mystiker war. Wenn man dieß aus seinen Schriften zeigt, so hat man seine moralische Lehre hinreichend dargestellt. Mit überzeugenden Gründen zeigt Andreä, daß das Christenthum eine bessernde und heiligende Kraft besitze, welche durchaus keiner Philosophie zukomme. Die rechtgläubige Lehre der evangelischen Kirche tadelt er zwar niemahls; er verwahrt sich selbst, indem er ausdrücklich erklärt, er stimme mit der Augsburgischen Confession überein, und wolle, daß der Inhalt seiner Schriften mit der in der Concordien-Formel wiederhohlten Augsburgischen Confession übereinstimme, und er verwerfe Alles, was mit derselben streite. Uebrigens finden sich doch in seinen Schriften deutliche Spuren, daß er nicht so strenge an dem symbolischen Lehrbegriffe hing, als die orthodoxen Theologen seines Zeitalters. Den Arminius, den Vater der Remonstranten, beehrt er mit einem bedeutenden Apologen, und vergleicht ihn mit Reuchlin, Erasmus und Luther. Er wünscht, daß alle Secten aus der Christlichen Kirche entfernt, und daß alle Christen sich bloß unter der Concordien-Formel des Wortes Gottes vereinigen möchten. Andreä wünschte eine neue Reformation in der evangelischen Kirche. Er wünschte ihr einen neuen Helden, wie Luther. Das Universelle im Christenthum hielt er für das Wichtigste desselben, und glaubte, daß in demselben sein göttlicher Ursprung und seine ewige Wahrheit vorzüglich liege. Er sagt, daß das Geheimniß des Christen-

thums die ganze Natur durchdringe, und daselbst in der schönsten Harmonie strahle; daß Christus die Quelle der Wahrheit sey, daß aber abgeleitete Bäche aus derselben in der ganzen Welt fließen; daß in allen Religionen und Secten Spuren des reinen Christenthums übrig seyen; daß es keinen Winkel der Erde gebe, wo nicht Gott und Christus athmen. In dem Innern des Menschen nahm Andreä eine kleine Welt an, welche die große Welt aufs genaueste darstelle, und eben so viel Bewundernswürdiges in sich enthalte, und in welcher auch die Quellen und Principien aller Religion und Sittlichkeit liegen. Mit Gott vereiniget zu werden, und den Bruder zu lieben, hielt er für die Summe alle Gesetze, und diese fand Andreä in dem menschlichen Herzen so deutlich ausgedrückt, daß er es für strafbar hielt, dabey noch nach äussern Gesetztafeln zu fragen. Für das höchste Gut hielt er den Besitz der innern Seligkeit, welche Jesus das Himmelreich genannt habe. Er beschrieb sie aber als einen mystischen Zustand. Wie viel er auf reinere Mystik hielt, sieht man auch aus den Apologen, mit welchen er Tauler'n und Arndt ehrte: Männer, denen er selbst sehr ähnlich war. Andreä lebte und wohnte in einer idealischen Welt; diese fand er in sich selbst, und war überzeugt, daß sie zugleich real sey. Er beschrieb sie in seinen Schriften auf die mannigfaltigste Art, und unter mancherley Bildern. Das ist der Zweck seines Christlichen Bürgers, welcher nach vielen Wanderungen und Verirrungen zu Gott und sich selbst zurückgekehrt ist, und sich jetzt in seiner Heimath findet. Das ist der Zweck seiner Be-

schreibung der christianopolitanischen Republik, in welcher das Innere des Gemüths auch im äussern idealischen und poetischen Formen hervortritt, und ausgedrückt wird.

Hannover.

Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, von E. Brandes, geh. Cabinets-Rath in Hannover. 1808. 257 Seiten in Octav. In den Augen derer, welche in den Begebenheiten der Zeit etwas mehr, als ein bloß mechanisches Getreibe sehen; die der Ueberzeugung sind, daß es, um sie hervorzubringen, lange vorbereitender moralischer Ursachen bedurfte, können Untersuchungen über den Geist der zuletzt verflossenen Decennien nicht anders, als höchst wichtig erscheinen. In ihnen, oder nirgend, muß der Schlüssel zu finden seyn, — nicht dazu, wie jene Begebenheiten wirklich, — sondern, wie sie möglich wurden. Das Erste aufzuklären, mag den Verfassern der Mémoires und anderer ähnlicher Schriften überlassen bleiben; das Letztere ist eigentlich das Feld für die tiefere historische Forschung; nicht bloß der verflossenen Jahrhunderte, sondern recht eigentlich der Zeitgeschichte. Denn ohne Zweifel hat hier der Zeitgenosse, der aus eigner lebendiger Ansicht schöpfen kann, unendliche Vortheile vor dem spätern Nachkommen voraus, der, nur aus den Erzählungen Anderer schöpfend, den Geist früherer Jahrhunderte zu beurtheilen unternimmt. Wer nur jemahls in historischen Untersuchungen lebte, kömmt bald zu der Erfahrung, daß das: versetzen sich können in andre Zeitalter und Jahrhunderte, zwar eine nothwendige, aber wahrlich

keine so leicht aufzulösende Aufgabe für den Historiker ist, als diejenigen sich einzubilden scheinen, die sie, ausser einem Dutzend andrer, auch noch nebenher an ihn machen. Der Verfasser, der nur aus eignen Ansichten und Beobachtungen schöpfen wollte, beschränkt sich bloß auf Deutschland; und auch von diesem lag der nördliche Theil am meisten in seinem Gesichtskreise. Sein Thema war ein großes und ernstes, wir setzen hinzu, ein trauriges Thema. Ohne Zweifel waren die zuletzt verflossenen Decennien die Periode der Blüthe der Deutschen Nation. Es ist nur Gerechtigkeit, wenn man das Zeitalter von Maria Theresia und Friedrich dem Großen das Deutsche Zeitalter nennt. Ohne Zweifel blühete in diesem Zeitalter in Deutschland viel Großes und Herrliches auf; weit mehr durch die Kraft des Volks, als der Regenten; und gewiß hat die Deutsche Nation das Urtheil kommender Jahrhunderte bey der Vergleichung mit ihren Nachbarn nicht zu scheuen; wie einseitig auch das Urtheil der Gegenwart ist! Aber es war hier, wie in einem gewissen Grade immer, der Fall, daß zwischen der reichen Saat auch das Unkraut wucherte. Zu zeigen, wie dieß geschah, und wie es wirkte, war die Aufgabe des Verfassers; haben wir Unrecht, zu sagen, daß es zugleich eine ernste, aber auch traurige, Aufgabe war? Ein Auszug aus einer Schrift, die selbst gelesen werden muß, wenn sie belehren soll, kann nicht unser Zweck seyn; aber den Hauptfaden der Ideen müssen wir doch verfolgen, um für einige Bemerkungen Platz zu finden, die mit der Freymüthigkeit, welche der Verfasser wünscht, unsre Ansichten darlegen werden. Der Hr. geh. Cabinets-Rath Br. gehet von dem allgemeinen politischen

Gesichtspuncte aus, wie die Organisation des Deutschen Staatskörpers auf die Nation zurückwirkte. Freylich konnte in einem Staatskörper, der sich in mehr als einer Rücksicht überlebt hatte, dessen Theile nur noch so schwach zusammenhingen, unmöglich ein allgemeiner Nationalgeist herrschen. Wenn man aber doch die Existenz dieses Staats für mehr gesichert hielt, als sie es war, wenn man, um uns des Ausdrucks des Verfassers zu bedienen, in die gefährlichste Selbsttäuschung verfiel, die Wirklichkeit nicht mehr klar zu nehmen, wie sie ist: so wird man doch in Anschlag bringen müssen, daß die beiden grossen Mächte, die sich innerhalb dieses Staatskörpers gebildet hatten, wie verschieden sonst ihr Interesse war, doch bey der Erhaltung desselben durchaus interessirt zu seyn schienen. Nur aber durch sie, auf keinen Fall ohne sie, war in jenen Zeiten eine Reform der Reichsverfassung möglich; zu der Ansicht, daß, wenn damahls es nicht durch sie geschehe, es dereinst ohne sie geschehen würde, erhoben sich jene Cabinette nicht; ungeachtet Katharinens Ansprüche auf die Garantie des Westphälischen Friedens in den Augen hellsehender Staatsmänner eine kräftige Warnung waren. Der Fürstenbund, auf den der Verfasser mit Recht aufmerksam macht, war eine vorübergehende Erscheinung, da er nicht zum Handeln kam: wohin konnte aber auch eine Verbindung der Glieder gegen das Haupt führen, als vielleicht zu einem Bürgerkriege? Aber unwillkührlich drängt sich die Frage auf: gesetzt, es hätten auch damahls jene großen Cabinette reformiren wollen, was und wie viel würden sie gekonnt haben? Gewiß nicht Alles; aber doch Etwas. Denn eine Reform des Reichstages und

der Reichsgerichte lag nicht ausserhalb ihrer Kräfte; und die Schuld des Unterbleibens fällt, also mehr auf sie, als auf die Nation. Daß die notorischen Mängel von diesen viel dazu beytrugen, die Anhänglichkeit an das Reich zu schwächen, ist von dem Verfasser nicht unbemerkt gelassen. — Die weitere specielle Entwickelung ist nach drey Perioden, von denen jede ungefähr ein Decennium enthält. Die erste: Nach dem siebenjährigen Krieg bis 1780. Unstreitig der Zeitraum des Aufblühens. Durch den siebenjährigen Krieg wären große Kräfte aufgeregt. Er endigte auf eine solche Weise, daß man einer Periode der Ruhe entgegen sehen konnte; der Zustand des Kriegs dauerte nicht im Frieden fort. So konnte sich Alles erhohlen; und erhohlte sich schnell, da die aufgeregten Kräfte durch große Fürsten und weise Regierungen geleitet wurden, in so fern sie einer Leitung bedurften. Es war zugleich die Periode des Aufblühens der physischen, wie der literarischen Cultur der Nation; und Alles konnte sich entfalten, weil es sich frey entfaltete. In Betreff der literarischen Cultur macht der Verf. die wichtige Bemerkung, daß bey den Deutschen die Critik voranging, und die Literatur selber erst folgte. Gewiß hatte der National-Charakter, der so ganz für das kalte Raisonnement gestimmt ist, einen Antheil daran (etwas Aehnliches fand aber doch auch in England Statt); aber der Hauptgrund lag doch wohl darin, daß man bey uns von dem Studium der Ausländer ausging. Allerdings gaben die Literaturbriefe den ersten mächtigen Stoß; allein die Richtung war doch schon früher durch die Streitigkeiten von Gottsched und den Schweizern gegeben. Vielleicht hätte, zur Ehre der Deutschen,

auch noch die Bemerkung hier einen Platz verdient, daß bey keinem neuen Volke die Literatur so ganz das Werk der Nation war. Sie kam von unten herauf, nicht von oben herab; eben deßwegen ist sie unausrottbar, so lange nicht die Nation mit ihrer Sprache selber ausgerottet wird. Drey Hauptpuncte sind es, auf welche der Verfasser aufmerksam macht, um zu zeigen, wie in diesem Zeitraum auch Unkraut unter dem Weitzen wuchs. Zuerst die großen Veränderungen in religiösen und pädagogischen Ansichten. Sehr wahr ist der Satz, daß man die Aufklärung einer Nation, an und für sich nicht nach den Ansichten schätzen dürfe, die in der Dogmatik herrschen. Aber wenn man (wie damahls der Fall war) zu den neuen Ansichten auf dem Wege einer geläuterten Exegese und historischer Studien kam (Wissenschaften, deren Werth der Verf. auf das lebhafteste anerkennt), sollten da jene Reformen in der Dogmatik nicht auch in einem gewissen Grade den Maaßstab der Aufklärung geben können? Ganz etwas Anderes war es mit den pädagogischen Ansichten, seitdem Basedow auftrat. Sie griffen zu tief in das Practische ein. Sie genauer zu würdigen, kann hier nicht der Ort seyn; nur die eine so richtige Bemerkung können wir hier herauszuheben nicht unterlassen, daß die neue Methode, indem sie mehr schaffen als entwickeln wollte, die häusliche, zwar uneigentlichere, aber eben deßhalb viel wirksamere Erziehung herabwürdigte; wovon wiederum die Vernachlässigung des zweckmäßigen religiösen Unterrichts, indem er, dem Grundsatze gemäß, das Kind nichts zu lehren, was es nicht vollkommen begreifen könne, sehr verkehrt in die späteren Jahre hinausgewiesen ward, die Folge war.

"Die besten Philanthropine waren leidige Nothbehelfe für die nicht geringe Zahl Eltern, deren große Charakterfehler sie an der Ausübung der heiligsten Pflicht hinderten; und für die sehr kleine Classe, denen die Umstände die Ausübung dieser Pflicht wirklich unmöglich machten".— Der zweyte Punct: die Ausbildung der Idee, daß der Staat eine von der höchsten Gewalt eingerichtete Maschine sey. Was der Verfasser, und was auch der Rec. bey andern Gelegenheiten darüber geäussert hat, kann hier nicht wiederhohlt werden. Traurig, aber unläugbar, ist es, daß dieser Satz nicht bloß practisch, sondern auch theoretisch, in Deutschland ausgebildet wurde; ungeachtet es doch andere Staaten in Europa gab, wo die Macht der Herrscher noch weit weniger gebunden war. Aber es war ein Satz, der practisch am engsten mit dem hier am weitesten getriebenen Militärsystem zusammenhing (wenn er gleich keinesweges allein daraus hervorging), und theoretisch hier am fleißigsten durch die Horde der Zahlen-Statistiker ausgebildet wurde; die den Triumph ihrer Kunst darein setzten, den Staat auf ein Kartenblatt zu bringen. "Sie gingen", sagt der Verfasser, "aus dem Schlamme des Maschinenwesens hervor"; wir möchten fast lieber sagen, sie waren es, die diesen Schlamm einrührten; wiewohl der Verfasser auch Recht haben mag, da es eine alte Meinung ist, daß der Schlamm das Ungeziefer erzeugen soll. Nie haben Theorie und Praxis so verderblich für die Staaten sich einander in die Hände gearbeitet! — Drittens, die Mißverhältnisse, die unter den gebildeten Ständen sich äusserten; ein Uebel, das zwar Deutschland mit andern Ländern gemein war: aber doch hier, wo die Trennung der Stän-

de so scharf blieb, am fühlbarsten wurde. Daß Friedrich nichts dagegen that, gereicht ihm, wie der Verfasser sehr wahr zeigt, zum gerechten Vorwurf. Es war das mit eine Folge davon, daß er sich selber so sehr isolirte, und so wenig einen Hof hielt; denn nur hier (das Militär abgerechnet) konnte für den Fürsten das Uebel recht fühlbar werden. — Der zweyte Zeitraum, das Decennium von 1780 bis 1790. Auch hier zuerst einige allgemeine Blicke auf den blühenden Zustand der Literatur. "Die größten Dichter der Nation, Göthe, Wieland, Bürger (zu denen jetzt sich Schiller gesellte), lieferten ihre Meisterwerke in der vorigen Periode; allein der Einfluß dieser Werke dauerte fort. Sie wurden noch viel gelesen, und tief empfunden. Critiker, die gar keine bleibende Schöpfungen der Phantasie, der Unsterblichkeit werth, aufzustellen vermochten, die mit Effect bey der Jugend das Vortrefflichste, was das Vaterland aufwies, herunter rissen, waren noch nicht vorhanden". Freylich! weil es noch keine feile Blätter gab; wo die Zwerge ihre Nahmen keck neben denen der Heroen setzen durften! Fünf Haupt-Momente zur Bildung des Zeitgeistes in dieser Periode werden besonders herausgehoben. Zuerst die Wirkung des Illuminaten-Ordens. Auch einige Blicke auf die früheren Wirkungen der Freymaurerey seit dem siebenjährigen Kriege wären hier wohl an ihrer Stelle gewesen, so wie die Folgen der Aufhebung des Jesuiter-Ordens für Deutschland, und der Bestrebungen, ihn wieder lebendig zu machen. "Der Orden der Illuminaten verschwand; was aber nicht so bald verschwand, war der Geist der Unruhe, den der

Orden zwar nicht allein erzeugte, jedoch mächtig nährte; ein Geist der List, der Pfiffigkeit, dem ursprünglich Deutschen Charakter fremd". Daß diese Vorwürfe sehr weit von denen verschieden sind, welche ein Barruel und seine Gehülfen ihm gemacht haben, brauchen wir nicht erst zu sagen. Zweytens: Kaiser Josephs Reformen. "Er verstand nur zu herrschen, aber nicht zu regieren". Sehr wahr! Möchte doch Joseph seinen Plutarch finden! Seine Charakteristik wäre zugleich die vollkommenste Charakteristik des Zeitalters; es gibt weiter keinen Herrscher, der so ganz den Stämpel seiner Zeit getragen hätte! Drittens: die wiedererweckte Neigung zur abstracten Philosophie. Gewiß eine der auffallendsten Erscheinungen, in einem so sinnlichen Zeitalter; und wohl nur aus dem National-Charakter der Deutschen erklärlich! Aber fanden nicht auch die Byzantiner, noch tiefer in den Schlamm der groben Sinnlichkeit versunken, Zeit, über das erschaffene und unerschaffene Licht zu disputiren, so gut, wie die Deutschen über das Seyn und das Absolute? Viertens: die Veränderungen in der Preussischen Monarchie nach Friedrichs Tode. Die Folgen der Selbstherrschaft entwickelten sich, als der Selbstherrscher nicht mehr war. Wir kennen in einer unumschränkten Erb-Monarchie nur Ein Mittel, den Geist eines großen Herrschers, der sich so selten auf den Sohn forterbt, in einem gewissen Grade zu erhalten: einen gut organisirten Staatsrath. Bedurfte Friedrich dessen nicht für sich — und wer will dieß uneingeschränkt behaupten? — so bedurfte er seiner für den Nachfolger, für den Staat. Aber in welchen Staaten hat man dieß eingesehen?

Endlich: die Folgen des steigenden Genusses. Nur Eine Bemerkung heben wir aus, weil sie einen Blick in die Geschichte der Cabinette werfen läßt: "Das Hinstürzen in ein schamloses Sittenverderbniß änderte vollends den Ton der Diplomaten. Was man sonst im Dunkeln trieb, erlaubte man sich ohne Scheu vor größern Gesellschaften; ja es kamen endlich die Zeiten, wo Minister gemeinschaftlich Mädchenpartien hielten. Die Schamlosigkeit in dem Einen Puncte theilte der Seele ihren Schmutz überhaupt mit". Wie kann es anders seyn? Läßt etwa nach solchen Scenen auch die wechselseitige Achtung sich sofort wieder herstellen? und ist es nicht diese wechselseitige Achtung, die den ganzen Geist bestimmt, der in den Verhandlungen herrscht? Diese fünf Hauptpuncte sind übrigens sehr heterogen. Aber das ist eben das Eigenthümliche des jedesmahligen Zeitgeistes, daß er durch die heterogensten Ursachen bestimmt wird! — Endlich die dritte Periode, das Decennium von 1790 bis 1800. Daß unter den ausgehobenen Momenten die Französische Revolution obenan stehet, bedarf keiner Erinnerung. Neben ihr: die aufgestellte Idee, von einem steten Fortschreiten der Menschheit; von dem Verfasser so gewürdigt, wie der unterrichtete Historiker sie ewig würdigen wird. Daß sie aber einen so großen Eingang fand, darf uns nicht wundern; da sie anfangs an der Französischen Revolution, und an der neuen Philosophie zwey so mächtige Stützen hatte. Wäre es wirklich der Speculation gelungen, sich ganz des Gebiets der Geschichte zu bemächtigen; was würde aus dieser, was aus unsrer ganzen höhern Cultur

geworden seyn? Glücklicher Weise wurde dieser Angriff abgeschlagen! — Endlich: die schnelle Verbreitung der Ideen des Tages durch Zeitungen und Journale: die von selbst auf Betrachtungen über den Zustand der neuesten Literatur führen.

Wittenberg.

In der Zimmermannischen Buchhandlung: Die Gestalt der Dogmatik in der lutherischen Kirche seit Morus. Von M. Aug. Basil. Manitius, Adjunct der philosophischen Facultät, Baccal. der Theologie und Diaconus zu Wittenberg. 294 Seiten in klein Octav. 1806.

Diese Schrift war schon den Jahrgängen 1804 und 1805 des Predigerjournals für Sachsen einverleibt: sie erscheint hier verbessert und erweitert. Sie enthält Auszüge aus denjenigen dogmatischen Schriften, welche seit Morus am meisten in Umlauf gekommen sind, und am meisten Einfluß gehabt haben. Die Auszüge sind nach den Materien geordnet und neben einander gestellt. Der Verf. unterscheidet und stellt dar: 1) das ältere System nach Morus, Storr und Reinhard; 2) das eklektische, nach Henke, Eckermann und Ammon (in seiner Summa); 3) das critische, nach Tieftrunk, Joh. Wilh. Schmid und Ammon (in seiner wissenschaftl. pract. Theologie); 4) das neue, vom Criticismus abweichende, nach Stäudlin und Schmidt. Die Auszüge sind getreu und gedrängt. Eigener Raisonnements enthält sich der Verf. absichtlich ganz. Das Buch ist bequem zur Vergleichung der dogmatischen Systeme, und kann diejenigen Studirenden und Prediger, welche sich nicht viele Bücher anschaffen können, mit den Hauptsachen in denselben bekannt machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.
Den 23. May 1808.

Göttingen.

Chrestomathia Syriaca maximam partem e codicibus manuscriptis collecta. Edidit *Gustavus Knös*. 1807. Bey Vandenhök und Ruprecht, gedruckt von Baier. VIII u. 120 S. Octav. Da die in Deutschland gangbaren Syrischen Lesebücher von Michaelis und Kirsch, in Schweden, dem Vaterlande des Herausgebers, schwer zu bekommen, auch in so fern mangelhaft sind, daß sie keine metrischen Stücke enthalten: so entschloß sich derselbe, eine neue Sammlung zu besorgen, die großen Theils ungedruckte Stücke enthielte, um so nicht nur den Studirenden zu Upsala, welchen er sie zunächst bestimmte, nützlich zu seyn, sondern auch zur Beförderung der Syrischen Literatur überhaupt beyzutragen. Hierin kam ihm die Gefälligkeit des Hrn. Prof. Silvestre de Sacy entgegen, der ihm aus den Schätzen der kaiserl. Bibliothek zu Paris mehrere ausgewählte Stücke abschriftlich mittheilte; eines erhielt er auch vom Hrn. Canzleyrath Tychsen zu Rostock. Einige wenige Stücke, die durch ihre leichte Sprache oder das Interesse des Inhalts sich empfahlen, nahm

er aus der Assemanischen Bibliothek oder Barhebräus. Der Inhalt der ganzen Sammlung ist folgender: 1) Schicksale des Nestorianismus in Persien; 2) Plan der Klostergeschichte des Thomas von Marga; 3) Von Elias, Bischof von Mukan; 4) Ueber die Einrichtung der Schulen in Persien, von dem Nestorianischen Patriarchen Sabarjesu, um 834 nach Chr. Diese 3 Stücke sind aus dem Assemani genommen. 5) Ausbreitung des Arabischen Reichs unter den 3 ersten Chalifen, aus Barhebr. Syrischer Chronik. Diesen Stücken sind auch bis S. 24 die Vocalzeichen, zur Erleichterung des Lesens, beygesetzt. Die folgenden, von S. 37 an, sind sämmtlich aus Handschriften genommen, und hier zum ersten Mahl gedruckt. 6) Geschichte der Homeiritischen Märtyrer zu Nagran, verschieden von der in der Michaelisschen Chrestomathie, obgleich sehr ähnlich, und daher zur Vergleichung nützlich. 7) Probe eines Syrischen Rituals, Schatzkasten (ܟܢܫܐ) genannt, aus einer Handschrift des Hrn. Canzleyr. Tychsen zu Rostock. Es ist das Werk, das Hottinger in der Archaeol. oriental S. 129 flg. beschrieben hat. 8) Ein Gedicht von Alexander dem Großen, und der Mauer, die er gegen Gog und Magog baute, in Jakobitischem, oder trochäischem Sylbenmaaß, S. 66 ... 108. 9) Klaggesang eines Presbyter, Jesaias, über die Verheerungen Timurs, in Jamben oder Ephraemitischen Versen. Am meisten zog den Rec. das Gedicht von Alexander an, weil es, obgleich selten in der Diction, doch in der ganzen Anlage, mehr poetischen Geist verräth, als man sonst in Syrischen Gedichten findet. Alexander, der hier immer der rechtgläubige heißt, versammelt seine Magnaten, und erklärt ihnen, daß er entschlossen sey, einen Zug zu machen, um unbekannte Länder

zu entdecken; er läßt eine Flotte bauen, bekömmt vom Könige von Aegypten, Sarik, Arbeiter und Geräthschaften, und schifft bis ans Meer der Finsterniß und die finstere Wüste, wo der Quell des Lebens ist. In diesem will sich der König baden, um unsterblich zu werden; aber der Versuch mißlingt, obgleich der Quell gefunden war. Von da kömmt er an die Grenze der nördlichen Völker Gog und Magog, die sehr fürchterlich beschrieben werden, und baut, um ihre Verheerungen zu verhindern und sie in ihrem Lande einzuschließen, ein grosses festes Thor. Nach Vollendung desselben wird ihm in einem Gesichte geoffenbart, daß bis ins siebente Jahrtausend das Thor verschlossen bleiben solle; dann werde es auf Gottes Befehl geöffnet werden, und Gog und Magog herausbrechen, um als Werkzeuge des göttlichen Zorns die sündigen Menschen zu strafen. Die Verheerungen und Grausamkeiten, die sie begehen sollen, beschreibt der Dichter sehr ausführlich und mit schrecklichen Zügen. Man sieht, daß auch dieses Gedicht sich auf die Zeiten des den Christen so fürchterlichen Timurs bezieht, der gegen das Ende des 7. Jahrtausends nach Griech. Zeitrechnung auftrat. Beide Gedichte haben manche Dunkelheiten, und bedürfen, obgleich der Druck sehr genau die Handschrift darstellt, oft die Hülfe der Critik. In dem von Alexander sind auch, wie es scheint, Lücken, nicht nur einzelner Worte, die man durch das Metrum leicht entdeckt, z. B. S. 78 Z. 3, wo ܡܠܟܐ fehlt; sondern auch ganzer Stellen, z. B. S. 79, man die Antwort des Königes vermißt. S. 89 muß für ܥܘܪ gelesen werden ܥܕܪ, adjuvit, succurrit. In den beiden letzten Zeilen S. 79 ist mehr als Eine

Corruptel. Doch diese Fehler und Schwierigkeiten werden unter der Leitung eines geschickten Lehrers nur desto lehrreicher, indem sie die Aufmerksamkeit schärfen, und Uebung in der Critik gewähren. Hr. Prof. Knös empfiehlt seinen Zuhörern die kleine Adlersche Syrische Grammatik (Altona 1784), und verspricht ein Glossarium für diese Chrestomathie, welches sich zugleich auf die Michaelissche, wovon jene sich füglich als der versprochene zweyte Theil betrachten läßt, erstrecken soll. Möge der lobenswürdige Eifer des Verf. für sein Fach durch keine äusseren Hindernisse gehemmt werden!

Paris.

Recherches historiques et médicales sur la Fièvre jaune, par M. *Dalmas*, Médecin des Hôpitaux des Colonies. Précédées d'un Rapport de la Société de l'Ecole de Médecine de Paris sur cet ouvrage. 1805. 200 S. in Octav. *Avertissement.* Man müßte das gelbe Fieber gleichsam in der Wiege ersticken, wenn man nicht dessen Schlachtopfer seyn wolle. Der Lord-Mayor Livingston zu Newyork in America forderte unter andern auch von dem Verf., der die Krankheit in den Antillen gesehen hatte, ein Gutachten, welches hier gedruckt erscheint, weil es zu St. Domingo und in Spanien wieder ausbrach. *Introduction.* Nach dem Verf. "La Fièvre jaune menace l'Europe de ses fureurs". *Caractères généraux.* Das generelleste Symptom sey die Furcht und die Verzweiflung, welche sich gleich vom ersten Augenblicke an der Kranken bemächtigt, und zwar mehr der robusten und sonst unerschrockenen, als der natürlich schwachen und delicaten. Gegen den dritten oder vierten Tag vermindert sich der Puls bis zu 40 Schlägen in einer Minute. Man sollte glauben,

Wind, nicht eine Flüssigkeit, gehe durch die Arterien: ein Zeichen der nahen Zersetzung des Blutes. S. 148 nennt der Verf. diesen Puls pouls gazeux. Er unterscheidet zwey Perioden dieser Krankheit; in der zweyten bemerke man, unter andern, gelbe Streifen längs der Verbreitung der Arteria carotis und temporalis. S. 7: Tous les emunctoires excreteurs laissent échapper un sang dissout et fétide. Die beste Benennung sey: Fièvre essentiellement nerveuse et maligne. Es verrathe eine altération générale et profonde du principe vital. Die Leichenöffnungen bewiesen, daß kein besonderer Theil, sondern daß die ganze thierische Oeconomie angegriffen, die ganze Masse der Säfte verdorben sey. Am häufigsten, doch nicht immer, ist der Magen entzündet. Das gelbe Fieber gleiche dem Scorbute, nur daß es freylich schneller tödte. In den zehn Jahren, die der Verf. auf dem festen Lande von America zubrachte, habe er jederzeit das gelbe Fieber auf eine große Hitze folgen, und mit dem ersten Froste aufhören gesehen: J'ai souvent même annoncé d'après la seule inspection du thermomètre, sa prochaine apparition. Daß der Ursprung des gelben Fiebers einheimisch, nicht eingebracht sey, beweiset der Verf. durch Gründe. An Oertern, wo alles zusammenkomme, dieser Krankheit einen hohen Grad von Energie zu geben, sey es unmöglich, ihren caractère épidémecontagieux zu verkennen. Ansteckend ist es nicht, wie ihm drey tausend Kranke in dem Americanischen Kriege für die Unabhängigkeit bewiesen. Ein einstündiger Aufenthalt an einem angesteckten Orte ist hinreichend, um diese Krankheit eingeimpft zu erhalten. Der Verf. bemerkte auf einem Schiffe, daß diejenigen Kanonier und Matrosen, welche in der untern Batterie schliefen, am schnellesten und heftigsten

vom gelben Fieber ergriffen wurden, die in der mittleren schon weniger, die auf dem Verdeck wenig oder gar nicht. Er habe nie Einen zum zweyten Mahle am gelben Fieber leiden gesehen. *Traitement de la fièvre jaune.* Eine allgemein passende Heilungsart gäbe es nicht, sondern man müsse sich nach Verschiedenheit der Fälle richten. Einige Kranke rettete der Verf. durch Aderlassen, andere durch den Aufguß von Holderblüthen mit Spiritus Nitri dulcis. Frische reine Luft hat großen Antheil an der Heilung. Nicht immer erschien die gelbe Farbe; bisweilen starben die Kranken an Erstickung von dem nach den Lungen getriebenen schwarzen und jauchigen Blute. An einem Kranken, der am fünften Tage starb, bemerkte man un voile noir, non pas appliqué, mais suspendu sur sa figure. Cette espèce d'ombre ne tenoit pas aux tegumens, sur lesquels il étoit impossible de rien decouvrir de noir, quand on les observoit de *très-près*, mais dependoit plutôt d'une vapeur qui s'exhaloit probablement des pores du malade qui paroissoit d'avantage à une certaine distance, et occasionnait ce symptôme vraiement effrayant, qu'il faut avoir vu pour s'en faire une idée (S. 120). Nie sah der Verf. einen Kranken geheilt werden, bey dem das schwarze Erbrechen eingetreten war. In zwey Fällen schien ihm die China eine Art Crisis durch Erregung einer heilsamen nachmahligen oder zweyten Gelbsucht am 7. oder 11. Tage zu bewirken. Schwangere, welche von dieser Krankheit ergriffen werden, gehen meistentheils darauf; doch fand er bey einer Kindbetterinn den Uterus im ganz natürlichem Zustande. Nach S. 148 läßt sich die Auflösung des Blutes schon während des Lebens nicht bezweifeln. Unter den Truppen, welche nach Domingo geschickt wurden, widerstanden die am beß-

ten der Krankheit, welche in Aegypten gewesen waren. Unter den moralischen Ursachen ist eine der gefährlichsten das Schrecken. Fontanellen oder Gonorrhoe schützt nicht vor Ansteckung. Die Fälle, die der Verf., um diese Sätze zu beweisen, erzählt, sind sehr schätzbar. *Réflexions sur l'usage de quelques médicamens.* Brechweinstein ist nützlich bey vorsichtiger Anwendung; allein er ward doch oft Ursache des Todes, weil er so schnell als das stärkste Gift wirkte, und man überhaupt jede heftige Bewegung der thierischen Oeconomie beym gelben Fieber zu vermeiden habe. So lange noch Krampf und Reitz zugegen sind, darf man ihn nicht gebrauchen. Der Verf. wendet ihn nie vor dem dritten Tage an. Ein Arzt müsse sich durch eine Art von Instinct leiten lassen: C'est le Dieu de la Pythonisse, donc le souffle divin maitrise le practicien au lit des malades et l'abandonne dans le cabinet. Mehrentheils zog er dem Brechweinstein die Ipecacuanha vor, welche eine tonische Kraft besitze. Quecksilber und Speichelfluß werde jetzt gar nicht mehr gebraucht, weil sich Rushen's Lobpreisungen schlechterdings nicht bestätigten; nur als leichtes abführendes Mittel sey Quecksilber nützlich. Peruvische Rinde. Von allen Mitteln sey dieses das bewährteste gegen das gelbe Fieber. *De la Réaction.* Das Begießen mit kaltem Wasser, das Reiben mit Eis, um Schweiß hervorzubringen, scheint dem Verf. nichts gegen das gelbe Fieber zu vermögen. Sanfte, innerlich gereichte, schweißtreibende Mittel seyen weit vorzüglicher und naturgemäßer, nur müsse man, wie gesagt, den Krampf, die Reitzbarkeit und die ausserordentliche Empfindlichkeit des Magens nicht dadurch vermehren. Blasenpflaster sind unnütz, und oft schädlich. Le Camphre, sous le rapport de calmant, de diaphorétique et anti-

septique, est un excellent remède. Der Verf. gab ihn in Pillenform, mit Rhabarber und Queck-silber. Aether und Spiritus Nitri dulcis seyen dem Moschus vorzuziehen; Opium nützt auch nichts; Säuren, sowohl vegetabilische als animalische, erfordern Vorsicht. Oleum Ricini fand der Verf. sehr heilsam in desperaten Fällen. Kenntniß des Pulses ist höchst wichtig: Les partisans de la doctrine des crises pourront citer en sa faveur l'exemple de la fièvre jaune. Seine Beobachtungen zeigten, daß fast immer den vierten, siebenten, neunten, elften und vierzehnten Tag die critischen Bewegungen erfolgten. Dann schildert der Verf. die guten und die schlimmen Zeichen bey dem gelben Fieber, und beschließt mit einem *Résumé*: "Cette maladie ne peut-être domptée que par le froid; ensuite, et c'est ici le point le plus important, il faut éloigner le plus promptement, et mieux encore annihiler, le plus complètement qu'il sera possible, les causes locales et accidentelles qui altèrent les principes constitutifs de l'air. On atteint par là à la source du mal". Hier müsse also die Hülfe der Regierung eintreten, die aber wohl ein pium desiderium bleiben möchte. Man müßte die Emigration zu einer solchen Zeit befördern, aber nicht verhindern. Les quarantaines et les cordons — seront souvent insuffisantes et quelquefois funestes. L'expérience a prouvé qu'un rayon de dix ou douze lieues de circonference est plus que suffisant pour contenir et préserver de la contagion plus de cinquante mille hommes, et que cet espèce de camp est aussi facile à garder et à approvisionner, que le seroit l'enceinte d'une ville.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1808.

Giessen.

Bey Ge. Fried. Heyer: Germanien, eine Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik von Deutschland; herausgegeben von Dr. Aug. Fried. Wilh. Crome, großherzogl. Hessischem geh. Regierungsrath rc. und von Dr. Karl Jaup, ordentl. Professor des Staatsrechts zu Giessen. 1808. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft. 376 Seiten in groß Octav.

Es war eine Zeit, wo man glaubte, das längst schon löse, endlich ganz zerrissene, Band des Deutschen Staatsvereins werde sogleich und stärker wieder geknüpft werden; und man hatte Grund, sich dieser Hoffnung zu überlassen, wenn man den Zweck des Rheinischen Bundes und die verschiedenen, eine neue Constitution vorbereitenden, Stipulationen der Bundesacte in Erwägung zog. Dennoch sind wir in einer Zeit, wo Alles so schnell geht, seit zwey Jahren nicht weiter gekommen. Woran die Schuld liegen mag, ist hier der Ort nicht zu untersuchen; wir wollen aber wünschen, daß diejenigen, deren frühe Gleichgültigkeit gegen die Ausbildung eines so vielversprechenden Vereins

lebhaft an die Geschichte der Deutschen Reichstage erinnert, nicht Ursache haben mögen, sie zu bereuen. Nur die innere Vollendung des Bundes kann diejenige Sicherheit gewähren, welche der Zweck desselben seyn soll, und eine ihm eigene Achtung erzeugen, die er als politisches Fragment, was er noch zur Zeit ist, nie erlangen kann. Auch die würdigen Herausgeber der vorliegenden Zeitschrift, deren Ankündigung vom September vorigen Jahres datirt ist, vertrauten noch dem Genius des so lange verwaiseten Deutschlands, daß er aus den Trümmern unseres zerrissenen Vaterlandes ein neues, consolidirtes und besser organisirtes Staatsgebäude emporsteigen lassen werde. Je entfernter aber die Erfüllung dieser Hoffnung scheinen mag; desto mehr ist es Pflicht des einzelnen Deutschen, dazu beyzutragen, daß das, was uns noch gemeinschaftlich seyn kann, als solches erhalten werde. "Was dürfen, was können und müssen wir, als Deutsche Nation, aus dem politischen Schiffbruch retten? — Was anders, als unsern festen Deutschen Sinn für alles, was wahr, recht, edel und gut ist; was anders, als unsere Sprache, unsere ausgebreitete wissenschaftliche Cultur, unsere Religion, unsere alte Deutsche Treue und Redlichkeit, so wie unsere einfacheren Sitten, die bey allen äusseren Stürmen doch immer unser häusliches Glück begründen; diese müssen und werden uns heilig und unverändert bleiben". So wird in der obgedachten Ankündigung gefragt und geantwortet, und durch diese Zeitschrift soll nicht nur für die Erhaltung dieser Gemeingüter der Deutschen, sondern auch für die Regeneration des Vaterlandes mitgewirkt werden, indem der Herausgeber Absicht ist, "alles Neue, Große und Gute, was in politischer, bürgerlicher und moralischer Hinsicht auf Deutschem Boden von jetzt an aufblühen wird, aufzufassen, zu

würdigen und öffentlich darzustellen, und so die Manen unserer Voreltern für so manches Wehe, welches ihre Kinder traf, durch die größern Thaten und das festere Zusammenrücken ihrer späteren Enkel zu versöhnen". Möge von diesen Versöhnungsmitteln die nächste Zukunft ihnen eine reichere Ernte darbieten, als die Vergangenheit gewährte, und die Gegenwart verspricht! Am Neuen wird es nicht fehlen; zum Großen gebricht es an Kraft; zum Guten wird der Wille gewiß nicht ermangeln. — Die Gegenstände dieser Zeitschrift sollen seyn: Geographie und Statistik von Deutschland; Länder- und Staatsveränderungen in Deutschland, mit Urkunden; Staatsverfassung von Deutschland, Staatsrecht des Deutschen Bundes; Civil-, Criminal- und Polizey-Gesetze; Militär-Einrichtungen; Religionsverfassung; Industrie und Gewerbe; National-Oeconomie und Staatswirthschaft; Hof- und Regierungsveränderungen, Genealogie der Deutschen Fürstenhäuser rc.; Anzeige Deutscher Staatsschriften. Der Plan ist zweckmäßig angelegt, und daß die Herausgeber der Ausführung desselben gewachsen sind, dazu haben sie sich längst bey dem Publicum legitimirt. Sie fordern übrigens alle sachkundigen und patriotisch gesinnten Männer in Deutschland zur Theilnahme auf.

Die vorliegenden zwey Hefte enthalten zu der ersten Rubrik: Geographie und Statistik, sechs Beyträge: 1) Neueste Ansicht von Deutschland (Nr. I.), als Einleitung zu einer geographisch-statistischen Darstellung von Deutschland, von Dr. Crome — ein sehr interessanter Aufsatz, der kurz und bündig zeigt, wie Deutschland werden sollte. Denn daß das in mehrere unabhängige Staaten getheilte Deutschland noch nicht Ein Staat ist, liegt nur zu deutlich vor Augen. Dem Staatenbunde wird immer der Charakter des Staats — die Unterwürfigkeit unter eine höchste Gewalt, fehlen, die weder der übereinstimmende Wille der Bundesge-

nossen, noch das Protectorat, für die Theorie ersetzt. Was der Bund jetzt ist, und was er nach einer vernünftigen Politik werden sollte, kann man mit Bestimmtheit sagen. Was aus ihm werden wird — wer vermag das vorauszusehen? Ausser Wünschen und Hoffnungen viel über ihn zu sagen — scheint noch zu früh zu seyn. — 2) Eintheilung des Königreichs Westphalen (Nr. VIII). 3) Statistische Schilderung der Bestandtheile dieses Königreichs, in staatswirthschaftlicher Hinsicht, von Dr. Crome (Nr. XII). 4) Allgemeine Uebersicht der zu dem Fürstenthum Oberhessen gehörigen Souveränetäts-Länder (Nr. XIV.). 5) Verzeichniß der Cammerzieler der Fürsten des Rheinischen Bundes (Nr. XI.). 6) Nachricht über die großherzogl. Hessischen Cammerzieler (Nr. IV.). An diesen Gegenstand schließt sich die Materie von dem Unterhalt der Cammergerichtspersonen an, die als eine aus der alten in die neue Verfassung übergegangene heilige Schuld zwar aller Aufmerksamkeit werth ist, und in so fern sie einen Probierstein der Gerechtigkeitsliebe der Deutschen Regierungen abgeben kann, auch ein allgemeineres Interesse erregen muß, an und für sich aber dennoch vielleicht hier zu viel Raum einnimmt. Es gehören hieher die Numern III. und VII. — Zu der dritten Rubrik sind zu rechnen: Nr. II. u. X. Großherzogl. Hessische Declaration über die staatsrechtlichen Verhältnisse der vormahligen Reichsstände und unmittelbaren Reichsritter; Nr. VI. Constitution des Königreichs Westphalen, Französisch und Deutsch, mit den Abweichungen des Projects, und mit einer erläuternden Nachschrift der Herausgeber. Diese enthält über einige Artikel der Constitution lesenswerthe Bemerkungen, z. B. zum fünften, die Armee betreffend: Sollte die bestimmte Zahl von 25,000 Mann nicht ein Simplum multiplicabile seyn? — zum sechsten Artikel, über die Erbfolge im Königreich Westphalen, womit eine Uebersicht

der verschiedenen Erbfolgeordnungen in den von Napoleon gestifteten Dynastien verbunden ist u. s. w. Nr. XIII. Steht den Landesherren das Fiscusrecht zu? von Jaup. Eine sehr gründliche Abhandlung, worin die Verschiedenheiten der unter dem so genannten Fiscusrechte begriffenen Befugnisse und Vorzüge richtig und deutlich aus einander gesetzt, und darnach die Rechtsverhältnisse dergestalt bestimmt werden, daß Jedem — dem Standesherrn und dem Oberherrn, zugetheilt wird, was ihm gebührt. — Unter die vierte Rubrik können Nr. IV. und IX. gebracht werden. Jene enthält Gedanken eines Patrioten über die Einführung des Code Napoléon, von S., mit einer Nachschrift von Jaup; diese, eine Abhandlung des Reichs-Cammergerichts-Assessors v. Kampz über die Einrichtung eines obersten Tribunals für die Staaten des Rheinischen Bundes. — Die Gedanken über die Einführung des Code Napoléon bezeichnen nur, was daben zu berücksichtigen seyn dürfte, und werden den Lesern vorzüglich um der Nachschrift willen, wo Hr. Prof. Jaup manches Vorurtheil gegen die Aufnahme des Französischen Civil-Gesetzbuches in Deutschland beleuchtet, willkommen seyn. Rec. muß bekennen, daß auch er die Schwierigkeiten, welche man hin und wieder dagegen erhoben hat, nie hat gegründet finden können. Daß der Nationalstolz sich dawider sträuben mag, ist begreiflich, und daß jenes fremde Recht das Bedürfniß der Deutschen Gesetzgebung nicht vollständig befriedigt, und nicht durchgehends für sie passend ist, läßt sich nicht läugnen. Es steht aber auch nirgends geschrieben, daß es unbedingt, so wie es ist, ohne Veränderungen oder Zusätze aufgenommen werden soll, und höchst irrig ist die Meinung, daß alles, wovon es schweigt, aufhöre, Recht zu seyn. Auf alle Fälle bietet es eine treffliche Entscheidungsquelle für unsere zahllosen Rechts-Controversen dar, und schon allein hierdurch

würde seine Aufnahme ein großer Gewinn seyn. Der Nationalstolz — nun! laßt uns bedenken, was Sallust den Cäsar von dem stolzesten Volke der Erde sagen läßt: majores nostri neque consilii neque audaciae unquam eguere: neque superbia obstabat, quo minus aliena instituta, si modo proba, imitarentur etc. Sind auch sonst die Verhältnisse verschieden, so ist doch der Grund derselbe, und die Deutsche Nation war ja immer für das Fremde die empfänglichste. Die v. Kamptzische Abhandlung wird den Beyfall aller derer erhalten, welche in dem Rheinischen Bunde innere Einheit und Ordnung zu sehen wünschen, und allen denen mißfallen, die Unabhängigkeit mit Ungebundenheit verwechseln, und eben daher an einer gefährlichen Justizschen laboriren. Nach des Hrn. Verf. Ideen sollte das oberste Bundes-Tribunal 1) ein Tribunal für die Klagen der Bundesfürsten gegen einander, der Unterthanen anderer Bundes- und übrigen Fürsten gegen einen Bundesfürsten, und der Unterthanen eines Bundesfürsten gegen ihren Landesherrn, 2) oberster Cassationshof für die höchsten Tribunale der Landesfürsten, und 3) Ober-Appellationsgericht für die Staaten derjenigen Bundesglieder seyn, welche der Errichtung einer ihrer Würde angemessen besetzten dritten Instanz nicht gewachsen sind.

Man sieht, daß schon diese ersten Hefte sehr reichhaltig sind, und es ist zu wünschen, daß die Herausgeber durch jede Art von Unterstützung zu der Verfolgung ihres gemeinnützigen Plans ermuntert werden mögen.

Bautzen in der Oberlausitz.

Eine gelehrte Schulschrift des Hrn. Directors, M. Karl Gottfr. Siebelis, verdient eine Erwähnung: disputationis de heroum graecorum educatione Pars I. in qua quaeritur, qui Graecorum dicti fere sint heroes a veteribus. 22 S. Quart. (Verwand-

ten Inhalts war schon eine Schrift G. g. A. 1804 S. 504 angeführt.) Von der Erziehung bey den Alten ist oft vieles Halb- oder Unwahres gesagt worden, wegen des schwankenden Begriffs beider Worte. Hr. S. scheint von dem Begriff einer heroischen Erziehung auszugehen, nach Anleitung einer Stelle aus Winkelmann: "bey ihnen (den Alten) in ihrer beßten Zeit, wurden nur heroische Tugenden geschätzt".— Auch hier ist eine Bestimmung nöthig: welches sind eigentlich die heroischen Tugenden, und welches waren die beßten Zeiten? Deutlicher ist, was Hr. S. setzt, Erziehung der Heroen; denn nun braucht nur bestimmt zu werden, welche sind diese? und in welches Zeitalter gehören sie? es gibt Heroen der rohern, der halbgebildeten, der mehr gebildeten Zeiten; der Gebrauch des Worts ist also durch die verschiedenen Zeiten durch sehr mannigfaltig. Hr. S. gehet daher von der Wortbedeutung und von dem Lexicalischen aus, zumahl da Schneider's Wörterbuch ihm hierin noch keine hinlängliche Auskunft zu geben schien. Sehr wohl zeigt er, durch zahlreiche Anführungen von Stellen, zuerst, welches der Sprachgebrauch im Homer sey. Seltsam ist es nur, daß derselbe sich nach allem, was Hr. S. beybringt, nicht einmahl im Homer völlig bestimmen läßt. Es liegt ein Begriff im Allgemeinen vom Voranstehenden, Vorstechenden, Vortrefflichen, zum Grunde; bald ist es Beynahme oder Beywort von den Häuptern der Stämme, von Häuptern und Anführern des Heeres und der Schaaren; Befehlshaber, Herrscher (so wie auch das Wort κρειων den Sinn hatte), auch wenn sie gleich θεραποντες, die Vertrauten (attachés) der Häupter, waren. Aber endlich ist es ein bloßer Ehrennahme, die Edeln; so sind endlich die ἡρωες Αχαιοι, die Achiven überhaupt, als tapfere Krieger. Bekannt ist es, daß ἡμιθεοι beym Homer nicht vorkommen, als in dem längst bemerkten und längst vor unsrer Zeit für unecht erklärten Vers Il. XII, 23. späterhin werden beide Wörter

als gleichgeltend gebraucht. Im Homer, würden wir sagen, sind überhaupt ἥρωες, Männer der alten Zeit, also des rohen Zeitalters, in welchem körperliche Stärke und Muth, mit ausdauernder Tapferkeit, gesundem Verstand, Erfahrung, Klugheit, allein geschätzt werden; Dieß Zeitalter aber ist durch die weite Entfernung und das hohe Alterthum Gegenstand der Bewunderung, und durch die poetische Begeisterung sind die einzelnen Individuen zu göttlichen Menschen gemacht; und so lange dauert das eigentliche Heldenalter; und die Erziehung der Heroen im eigentlichen Sinn muß daher bestimmt werden. Das scheinen ungefähr die Resultate der philologischen Bemerkungen des Hrn. S. zu seyn. Er bemerkt auch noch, daß ἥρως beym Homer überall nur ein Adjectiv sey oder seyn könne: denn wenn auch ein zweytes Epitheton dabey steht, so ist dieß nicht ungewöhnlich, zwey Epitheta anzutreffen. Beym Hesiod kommen, ausser den ἥρωες im Homerischen Sprachgebrauch, auch die ἡμίθεοι, als gemeine Benennung derselben, vor; weiter hin auch die δαίμονες (wenn wir nur erst mit der Critik des Echten im Hesiod aufs Reine wären!). Nun konnten auch ἥρωες u. δαίμονες für Eins gelten. Weiter hin wird alles vermischt, und auf vielfache Weise; es geschieht also oft, daß der Nahme ἥρως sich, in mehrern Hinsichten zugleich, verstehen oder erklären läßt, wie beym Pindar: aus welchem der Sprachgebrauch weiter durch Stellen erläutert ist. Bey ihm kömmt auch schon gottesdienstl. Heroenverehrung vor. Aber ἥρως θεός würden wir nicht so wohl ὡς θεός erklären, sondern statt ὁ θεῖος gesagt. Daß Dionysos ein einzig Mahl in Il. VI, 132, und bereits als Gott, vorkömmt, macht auf die Stelle sehr aufmerksam (da sie auch nicht mit dem übrigen Göttersystem Homers zusammenstimmt). Der schwankende Wortgebrauch in den Orphischen Gedichten; auch der Gebrauch im Diodor. Von Tragikern bringt Hr. S. nichts bey, weil das Wort ἥρως darin so wenig vorkomme.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1808.

Ofen.

Unter dem Titel: Rechenschaft von meinen Vorschlägen zur Beförderung der Astronomie auf der königl. Universitäts-Sternwarte in Ofen, hat der Director dieser Sternwarte, Hr. Joh. Pasquich, eine kleine Schrift drucken lassen, die über das zu hoffende künftige Aufblühen der Astronomie in Ungarn sehr erfreuliche Nachrichten enthält. Die seit 1780 in Ofen befindliche Sternwarte ist weder in Rücksicht der Bauart, noch der Instrumente, die sie besitzt, dem heutigen Zustande der Astronomie angemessen: dieß war um so mehr zu bedauern, da den Statuten der Universität nach für die Sternwarte ausser dem Director noch zwey Adjuncten und ein Wärter unterhalten werden müssen. Die königl. Ungrische Statthalterey, an deren Spitze der erleuchtete Erzherzog Palatinus steht, sah ein, wie wichtig dieses Etablissement für die Wissenschaften und das Land werden könne, wenn hier thätige und ganz für ihre Wissenschaft lebende Männer mit bessern Hülfsmitteln ausgerüstet würden. Hr. Prof. Pasquich erhielt daher gleich nach seiner Anstellung als Astronom bey dieser Stern-

warte den höchsten Befehl, Vorschläge zur Anschaffung neuer Instrumente zu thun: er that dieß nach dem Grundsatze, daß es hier wirklich auf echte Beförderung der Wissenschaft abgesehen sey, zu welcher alle cultivirten Nationen Europens beyzutragen sich verpflichtet halten. Seine Vorschläge wurden auch sowohl von dem Erzherzog Palatinus und der königl. Statthalterey, als von dem Kaiser selbst, sogleich ohne alle Einschränkung genehmigt, und die ungesäumte Bestellung der Instrumente befohlen. Er wandte sich deshalb an den Artillerie-Hauptmann Reichenbach in München, der bekanntlich seit einigen Jahren dort eine Werkstätte zur Verfertigung mathematischer Instrumente errichtet hat, und nach mehreren Proben den ersten Englischen Künstlern den Rang streitig machen zu können scheint. Es wurden bestellt: ein dreyfußiger Repetitions-Kreis, mit dreyßigzolligem Azimuthal-Kreise und silbernem Limbus, ein sechsfußiges Mittagsfernrohr, eine astronomische Secunden-Pendeluhr, eine astronomische Reise-Halbesecunden-Pendeluhr, ein achtzehnzolliger astronomischer Kreis, ein zwölfzolliger Kreis zu terrestrischen Messungen, ein achtfußiges Fernrohr, ein Aequatoreal; welches alles, einige Reparaturen an andern Instrumenten noch mit einbegriffen, zu dem mäßigen Preise von 7210 kaiserl. Gulden oder 8652 Gulden Reichswährung bedungen wurde. Ausserdem wurde noch eine astronomische Secunden-Pendeluhr bey dem Bergrath Seyffert in Dresden zu 360 Thaler bestellt. Die Ausführung jener Instrumente wurde durch den Krieg zwar unterbrochen, ist aber jetzt bis auf das achtfußige Fernrohr und das Aequatoreal ganz vollendet, und ein Theil der Instrumente bereits in Ofen angelangt, die übrigen werden täglich erwartet.

Es bleibt daher jetzt nichts zu wünschen übrig, als daß dieser schöne Apparat bald ein würdiges

Local finden möge, um zum Besten der Wissenschaft und zur Ehre der Ungrischen Nation und der hohen Beförderer angewandt werden zu können. Hr. Pasquich hat bereits einen schicklichen Platz für die neue Sternwarte vorgeschlagen, und nur einige besondre Umstände machen es noch ungewiß, ob man sich für denselben entscheiden wird. Auf alle Fälle darf man sicher erwarten, daß in kurzem Ungarn mit einem Tempel der Urania geschmückt seyn wird, wozu man der Ungrischen Nation und der Wissenschaft selbst wird Glück wünschen können.

Hadamar.

Sammlung medicinischer und chirurgischer Aufsätze über merkwürdige praktische Fälle, von *G. Fr. Ch. Wendelstädt*, Medicinal-Rath u. f. f. Gutsbesitzer zu Ennerich bey Limburg an der Lahn. 1807. Im Verlage der neuen Gelehrten-Buchhandlung. 248 Seiten in Octav. Vorrede. Der Verfasser bestrebte sich, nirgends in die Sucht zu verfallen, bloß Neues, Fremdes und Paradoxes in einem Bollwerke unverständlicher Worte und hyperphilosophischer Phrasen vorzutragen. Erstes Buch. 1. Kap. Convulsionen. Ein Beytrag zu deren Aetiologie. Geschichte eines tödtlichen Wasserkopfes in einem Kinde von funfzehn Monathen, wo die meisten gewöhnlichen Zeichen desselben fehlten. (Wir dächten, wo acht Unzen Wässer, wie hier, in den Hirnhöhlen sich befänden, sollte doch die Diagnosis nicht schwer seyn.) 2. Kap. Fußgeschwüre. Der Verf. warnt vor unvorsichtigem Zuheilen (doch wohl nur Austrocknen). Ein Fußgeschwür heilte nach vielen vergeblich angewendeten Mitteln die Sublimatauflösung. Der Verf. liebt Zinkblumen (in Salben) mehr, als Bley, und bey fäulichten und brandig gewordenen Fußgeschwüren die Kochsalzsäure äusserlich. 3. Kap. Anwendung

des Cosme'schen Mittels gegen Gesichtskrebs. Mittelst eines luftleer gemachten Bierkrugs lasse sich die Milch bequem aus den Brüsten ziehen. Durch starkes Reiben des Hintern mit rauhen Tüchern will der Verf. das Gesicht bey den geimpften Blattern geschützt haben. (Allein geimpfte Kinder sollten doch billig nur wenig Blattern bekommen.) Unterdrückter Fußschweiß habe gichtähnliche Schmerzen verursacht Der Verf. will beym Aufschneiden eines Spuhlwurmes eine Menge lebendiger kleiner Würmchen gesehen haben, und trägt Hrn. Nimrod's (unstatthafte) Vermuthung vor, ob nicht vielleicht die Ascariden aus den Spuhlwürmern entsprängen. Er sah auf einmahl mehrere Bandwürmer abgehen. (Rec. trieb, unter andern, einem jungen Manne drey Bandwürmer mit ganz vollständigem Kopfende auf einmahl ab.) Eine durch Zufall verschluckte Gabe von Laudanum, worauf der Patient mehrere Tage und Nächte durch schlief, heilte Manie vollkommen, nebst dem Beyspiel einer ähnlichen Heilung der Cardialgie oder eines Magenkrampfes durch eine große Dosis Opium. Bey der schwarzen Krankheit des Hippokrates, in welcher er eine fast untilgbare Säure im Magen bemerkte, schien ihm alles Saure oder leicht sauer Werdende zu schaden. 5. Kap. Schwere Entbindungen, nebst Aphorismen, als Resultate meiner Erfahrungen im Accouchement. Ob die aromatischen Aufschläge auf den Unterleib die durch mögliche erlittene Quetschung (mittelst der Zange) zu fürchtende Entzündung zu verhüten dienen konnten, möchte doch wohl noch die Frage seyn. Achtzehn Fälle, worunter zwey nicht glückliche Kaiserschnitte — doch verhütete er immer noch Zerreissung des Mittelfleisches. Die Enthirnung ließe sich nicht immer vermeiden. In heftigem Fieber mit Meteorismus nach schweren Geburten leisteten ihm mineralische Säuren, nach Reich's Vorschlag,

gute Dienste. Bey Wendungen bleibe nur das fünfte Kind am Leben, bey Zangengeburten komme höchstens das zehnte Kind um. Eine Hauptursache von unrichtigen Lagen des Kindes sey Husten in Schwangerschaften. 6. Kap. Menschenbiß. Die Kochsalzsäure sey zuverlässig ein wirksames Mittel gegen das Wuthgift. Ein boshafter Französischer Sergeant biß einen Bauer in den Daumen, wodurch dieser fast das Leben zu verlieren Gefahr lief, doch mit halb lahmem Arm noch davon kam. 7. Kap. Manie, in einer Wöchnerinn durch Glauben an Beherung veranlaßt. Kalte Aufschläge auf den geschornen Kopf und Moschus artefactus in Klystieren leisteten die besten Dienste. 8. Kap. Innerer Wasserkopf. Zweyter Fall: ward glücklich geheilt durch Anwendung einer Menge von Mitteln, z. B. Calomel, Digitalis u. s. f. 9. Kap. Pemphigus, zur Bereicherung der Diagnosis, von Dr. Kraft zu Runkel. Der blaurothe, ins Bleyfarbige spielende, dem anfangenden Brand ähnliche, Grund der Blasen unterscheide den Pemphigus von ähnlichen Ausschlägen. — Zweytes Buch. 1. Kap. Die endemischen Krankheiten Wezlars. Kurze Schilderung von Wetzlar. Die gewöhnlichen Krankheiten sind Entzündungen, Catarrh, Gicht, Rheumatismus, Ruhr fast alljährlich, und Rhachitis in manchen Straßen in allen Häusern. 2. Kap. Auswüchse am Kopfe neugeborner Kinder, mit Abbildungen: eigentlich so genannte Hirnbrüche. Das Abbinden lief in einem Falle tödtlich ab; vom Ausgange des zweyten Falls wird nichts gesagt. 3. Kap. Impfung der Jennerschen Pocken. Der Verfasser hat 108 geimpft. Von diesen wurden vier am Körper voll Pocken (?). Er meint, man sollte die Schutzblattern aus Dankbarkeit Jennersche nennen; nur findet er noch einen Zweifel, ob sie immer schützen. Da in dem einzigen Fall, wel-

cher dieß beweisen soll, "die Kuhpocken sich über den ganzen Körper verbreitet hatten", wie der Verfasser S. 154 schreibt, so würden wir diese nie für echte Schutzblattern angesehen, sondern das Kind nochmahls geimpft haben, weil jene Impfung nicht vor den giftigen Kinderpocken schützen konnte, wie doch wahrlich schon oft genug auch von Andern gezeigt worden ist. 4. Kap. Zerreissung des Dammes nach einer leichten Geburt. Ein Fall, wo der Verf. nur als consultirender Arzt auftrat, die Wunde oder den Riß so tief fand, daß man eine Hand hineinlegen konnte, und sie glücklich durch die blutige Naht heilte. 5. Kap. Es sterben nicht alle Kranke, welche der (?) Arzt für verloren hält, bewiesen durch die Geschichte eines eingeklemmten und operirten Bruches. 6. Kap. Merkwürdige Geschichte eines eingeklemmten Bruches. Sechszehn Tage lang dauerte die Einklemmung, bis endlich auf den Gebrauch von Opium u. s. f. mit entsetzlicher Abmagerung des Patienten, der Bruch zurückwich. 7. Kap. *Hydrops pericardii* in einem neun Monath alten Kinde, welches zu zahnen begann. 8. Kap. 1) Polyp im äussern Gehörgange, durch Ausreissung geheilt. 2) Kuhpocken, auf welche nach mehreren Jahren die wahren Blattern folgten. Ist die oben schon erwähnte Geschichte. Ganz offenbar erheben die hier näher angegebenen Umstände unsere obige Vermuthung zur völligen Gewißheit, nähmlich daß jene Impfung mit den Kuhpocken nicht schützen konnte, da Hr. W. die Lymphe nicht nur vermittelst Instrumenten von seiner Mutter hatte nehmen müssen, sondern mit Schnitt und Faden impfte, u. s. f. Jeder erfahrne Impfarzt, z. B. ein Dr. Lehr, würde dem Verf. ganz bestimmt zum voraus gesagt haben, daß diese fehlerhafte Impfung nicht schützen konnte. 3) Geschichte meiner zerbrochenen

Nase, durch das Zurückschlagen eines Pferdekopfs. Als sich nach 14 Tagen eine von keinem Arzt erkannte Eitersammlung in der Nasenhöhle gebildet hatte, stieß er sich selbst eine Lanzette in die Nase, und heilte sich dadurch binnen 10 Wochen. 4) Sarcom. Ein Fungus haematoides der Kopfschwarte, geheilt durch Lapis causticus mit Bleyzucker. 5) Convulsivische Krankheit eigener Art. Ein so genannter St. Veitstanz bey einem Kinde, geheilt durch Oleum Tartari per deliquium. 6) Von der Natur selbst besorgte unblutige Abnahme des Vorderarms. 7) Exstirpation einer scirrhösen Submaxillar-Drüse. — Schade, daß dieses nützliche Werk eine gar große Menge Druckfehler entstellen!

Göttingen.

Bey Vandenhök und Ruprecht: *Ernesti Spangenberg*, J. U. D. Institutiones juris civilis Napoleonei. 1808. 301 Seiten in Octav.

Der Verf., der keines der frühern Handbücher benutzen konnte, zu denen Sommer's so genanntes System des Französ. Rechts sehr mit Unrecht gehört, hat die Ordnung des Code Napoléon, da dieser nach der Absicht des Gesetzgebers zugleich wissenschaftl. System seyn sollte (*Savoye-Rollin* Disc. prononcé au corps legislatif sur le Titre 1 du Livre 2.) befolgt, und sich nur dann einige Abweichung erlaubt, wenn sie diese Idee verlassen zu haben schienen. So hat er im ersten Buch im Familienstande nur die Rubriken Ehe, väterliche Gewalt, Adoption, Tutel u. Curatel errichtet, und im dritten die Obligationen, welche daselbst nicht geordnet erscheinen, folgender Maßen zu classificiren gesucht: I. Gemeinschaftl. Grundsätze über die Obligationen. II. Von den Obligationen, die aus Contracten entstehen. 1. Von synallagmatischen Contracten. A. Von Commutativcontracten, wenn das Gegebene der einen

Parten zu dem zu Empfangenden von der andern als Aequivalent betrachtet wird: a. Von den einfachen Commut. Contr. (Kauf, Miethe, Tausch). b. Von den aleatorischen Contr., wenn auf beiden Seiten riskirt wird (Spiel, Wette, Leibrentencontract). B. Von den Nichtcommutativcontracten. a. Von onerösen Nichtcommutativcontr., d. h. wenn auf beiden Seiten Etwas versprochen wird, was gerade nicht Aequivalent des zu Empfangenden seyn soll (Ehevertrag, Societät, Vergleich). b. Von wohlthätigen Nichtcommutativcontr. (Leih- u. Borgcontract). c. Von riskirten Nichtcommutativcontr. (Bürgschaft, Pfand u. Hypothekenvertrag). 2. Von einseitigen Contracten (Depositum u. Mandat). III. Von Obligationen, die nicht aus einem Contracte entstehen. — Ausserdem hat der Verf. eine Einleitung u. einen allgemeinen Theil vorausgeschickt. In der erstern handelt er von der Entstehung des Code Napol., dessen Quellen u. Interpretation, und nimmt beyläufig die Meinung über die Existenz eines gültigen Gewohnheitsrechts (freylich nur secundum u. praeter legem) in Schutz; in letzterm handelt er im Allgemeinen von den Gesetzen u. den tribus objectis juris. Daß er das Handbuch in Latein. Sprache abgefaßt hat, dazu bewog ihn vorzüglich die jetzige Lage seines Vaterlandes, um es auch für den Nichtdeutschen Staatsbürger gemeinnütziger zu machen. Um eine solche Gemeinnützlichkeit noch mehr zu bewirken, hat er ebenfalls eine möglichst vollständige Literatur des neuern Französ. Rechts beygefügt, und vollständiger, als Dard, die abweichenden Stellen des Röm. Gesetzbuchs angezeigt; auch bemerkt, aus welcher der frühern Quellen eine dunkle Stelle des Code Napoléon interpretirt werden müsse. Auf die bey der Discussion desselben erschienenen Actenstücke ist vorzügliche Rücksicht genommen, und die erklärenden Stellen sind meistens wörtlich ausgehoben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 28. May 1808.

Darmstadt.

Bey Stahl 1808: Beyträge zur Wasser-, Brücken-, und Straßenbaukunde, oder wissenschaftliche Darstellung der in den neuesten Zeiten ausgeführten, oder in der Anlage begriffenen Bauwerke und vorzüglichsten Maschinen. Mit Kupfern. Erstes Heft. 44 Seiten in Quart. Herausgegeben von C. F. Wiebeking, königl. Baierschem geheimen Rathe u. s. w.

Obgleich des Verf. Allgemeine Wasserbaukunst in 5 Quartbänden die wichtigsten Wasserbauwerke Europens umfasse, so bleibe doch, sagt er in der Einleitung, eine wissenschaftliche Beschreibung der neuesten Unternehmungen im Gebiete der Wasserbaukunde immer noch wünschenswerth, indem wir in dieser erhabenen Wissenschaft nie zu reich an Erfahrungen werden können. Rec. stimmt dieser Sentenz gern bey, doch müssen, wie sich von selbst versteht, die mitzutheilenden Erfahrungen neu und lehrreich genug, und vor allen Dingen genau und zuverlässig seyn; widrigenfalls wären sie als alltägliche, Jedermann bekannte, Dinge unnütz, oder könnten

wohl gar der Wissenschaft und dem gemeinen Wesen mehr Schaden als Nutzen bringen. Wir werden also diese Beyträge des Verf. wohl als eine Fortsetzung, nicht als Auszug, seiner Wasserbaukunst ansehen, und ihm zutrauen dürfen, daß er durch eine geschickte Wahl der abzuhandelnden Materien auf das Interesse seiner Leser Bedacht nehmen werde. — Das gegenwärtige erste Heft enthält eine Darstellung des Flußbaues an der Iser bey München, und eine abgebrochene Abhandlung über die Oeconomie beym Bauwesen. Das zweyte wird die Häfen von Venedig, Triest und Cronstadt enthalten. Der Verf. ist auch erbötig, Ausarbeitungen von andern Wasserbaukundigen mit aufzunehmen; und diese Beyträge sollen ins Französische übersetzt werden.

§§. 1 ... 9. Unter allen Flüssen Deutschlands ist keiner so schwierig zu behandeln, als die Iser: ein Bergstrom, der oft hoch anschwillt, großen Fall und reissende Geschwindigkeit hat, und viel Kies und Sand führt; daher zu dessen Leitung selbst in der Nähe von München bis 1806 wenig geschehen, auch das Wenige, in der Vorzeit ohne Plan nach und nach entstanden, fehlerhaft war. Oberhalb München sind verschiedene Ableitungen der Iser nach der Stadt, zum Behufe der Gewerbe, Mühlen und Fabriken, gemacht; weß Endes Wehren und Abläße nöthig waren, die Ableitungs-Canäle nach Bedürfniß zu erhöhen und zu erniedrigen. Weil man aber durch diese Wehren auch das Floßholz für die Stadt herabschwemmt, so waren weiter unterwärts neben München wiederum Wehrbauten nöthig, den Strom zum Flößen zu erhöhen, und das Holz aufzufangen; und diese letztern Bauten, wozu auch die Einschränkung durch die Iserbrücken kam, hemmen den Stromlauf, und ver-

ursachen, daß er zu einer für die Stadt und deren Umgebungen, insonderheit für den Englischen Garten, zu einer sehr nachtheiligen Höhe steigt, und verwüstende Ueberschwemmungen macht. Unterhalb München, oder eigentlich von der Bogenhauser Brücke abwärts, war nun die Iser zwar nicht weiter beschränkt, aber ihr Lauf wild, unregelmäßig, mit vielen Nebenarmen zwischen Sand- und Kiesbänken, deren Anblick mit dem schönen Englischen Garten am linken Ufer zu sehr contrastirte, und nicht länger geduldet werden konnte. Dazu kam, daß der regellose Strom auch das Dorf Böhringen angriff, und zu zerstören drohete.

§. 10 . . . 25. Diesen Nachtheilen abzuhelfen, machte der Verfasser den Entwurf, der auch unter seiner Direction nach höchster Genehmigung ausgeführt wurde, der Iser unterhalb der Bogenhauser Brücke eine neue gerade Bahn anzuweisen, und sie in dieselbe durch Bauwerke auf die Breite von 320 Fuß bey mittlerem Wasserstande zu beschränken, so daß bey höherem Wasser, wenn der Strom 5 bis 6 Fuß über den niedrigsten Stand gewachsen war, er über den Bau am rechten Ufer austreten, in das alte Kiesbette sich ergießen, und dieses nach und nach mit guter Erde zum Bepflanzen erhöhen sollte. Es wurde also 1806 am vortretenden linken Ufer ein Durchstich von 3550 Fuß lang und 30 Fuß breit auf behörige Tiefe ausgehoben, dann zu beiden Seiten in der Entfernung von 320 Fuß mit Faschinendämmen, dergleichen Bauart man in dortiger Gegend bisher noch nicht kannte, befaßt; und nach dem Zuschluß des alten Bettes am 27. May erweiterte und vertiefte der Strom den neuen Durchstich von selbst, und führte Kies und Strauchwerk bey einer Geschwindigkeit von 6 bis 8 Fuß in 1 Sec. sichtlich fort, also daß er schon im Junius eine Weite von 120 Fuß

hatte. Die Richtung des neuen Stroms brachte es absichtlich, wie es scheint, mit sich, daß er unterhalb des Durchstichs das linke Ufer etwas angreifen, und eine Kiesbank wegführen sollte; weil jedoch bey höherem Wasser dieß Ufer zu stark weggerissen wurde, so mußte vorgebauet, und in der Folge daselbst noch ein perpendiculär eingebauetes Werk construirt werden. Bis zum Februar 1807 betrug die Länge aller vollendeten Bauwerke 14764 Fuß. Das neue Bette hatte sich ziemlich vertieft, und die Stromfläche in demselben schon um 11 Zoll sich gesenkt, welches zu bewirken mit eine Absicht zu dieser Unternehmung war. — Es wurden, um das Dorf Böhring zu schützen, die Bauten in gerader Richtung zu beiden Seiten weiter fortgeführt, auch noch ein Durchstich gemacht, und bis Julius 1807 waren abermahls 5690 Fuß Faschinenbauten, also in allem circa 20400 Fuß construirt worden, und alle Bauwerke widerstanden einem Hochwasser von 6 bis 8 Fuß über dem niedrigsten, wobey der Strom eine Geschwindigkeit von 12 Fuß hatte, sehr gut, auch hatte der Strom in dem neuen Bette einen ziemlich regulären Lauf.

§§. 26 . . . 33. Den 15. und 16. August 1807 verursachte ein beyspielloser Wolkenbruch in der Gegend von Tölz ein bis dahin unerhörtes Hochgewässer der Iser, wobey der Strom neben München sich 13 bis 16 Fuß bey den Brücken, in der neuen Correction aber nur 8 bis 9 Fuß über seinen niedrigsten Stand erhob. Da diese Stromhöhe alle bis dahin bekannte übertraf, so schrieben Einige sie der neuen Correction, als einer zu starken Einschränkung des Stroms, zu, welche Meinung als irrig von dem Verf. widerlegt wird. Die Widerlegung scheint dem Rec. zwar nicht sehr gründlich und überzeugend; denn wofern der Strom seinen niedrigsten Stand

unterhalb der Correction nicht eben so hoch überstieg, als oberhalb derselben, so mußte man geneigt seyn, dafür zu halten, die Einschränkung habe den Durchfluß verhindert, der doch gar wohl durch Brücken und andere Hindernisse kann verursacht seyn, wie der Verf. in der Folge anzeigt. Doch ist offenbar dieser neue Flußbau auch nicht dazu geeignet, eine Erniedrigung der Hochgewässer neben München hervorzubringen, als wozu eine Einschränkung des Stroms oberhalb der Stadt zweckmäßiger gewesen seyn würde. Es war aber dieß, wie Rec. versteht, auch nicht die Absicht des Verf. mit den bisher erwähnten Bauten, vermittelst welcher nur das Fluß-Terrain verbessert, der Englische Garten und das Dorf Böhring geschützt werden sollten; welcher Zweck auch hoffentlich damit erreicht wird, wenn der am rechten Ufer noch fehlende Uferbau bis unterhalb Böhring erst vollendet seyn wird. Uebrigens hatten auch nach diesem ausserordentlichen Hochwasser die Bauwerke sich erhalten, der Strom sich vertieft; nur an einigen Stellen, wo die Vertiefung den Bauwerken zu nahe gekommen, waren neue Böschungen und ein paar perpendiculäre Werke nöthig.

Rec., der das Locale nicht weiter, als aus der beygefügten Karte kennt, kann es nicht unternehmen, diese Stromverbesserung zu beurtheilen. Die Bauwerke sind alle nach geraden Linien und Winkeln ausgeführt; ob es nicht besser gewesen wäre, sie nach sanften Krümmungen dem Locale und den Bewegungsgesetzen mehr anzupassen, zumahl der Strom keine Vergrößerung des Abhanges, sondern nur eine regelmäßige Bahn zu bedürfen scheint; ob auch die perpendiculären Einbaue in einem so reissenden Strome nicht gewaltsame Hindernisse und Störungen seines Laufes machen, überläßt er dem Verf. zu entscheiden. Von welcher Construction und Holzart die

ausgedehnten Faschinenwerke ausgeführt worden, ob sie ausschlagen und in dauernde Uferwerke übergehen, oder jährliche Reparaturen und Erneuerungen bedürfen werden, davon sagt der Verf. nichts. Die beygefügte Karte stellt den Strom, vor und nach der Correction, dar, ist übrigens sehr mittelmäßig, mit Sand, Kiesel und Gewächsen indistinct überladen, dagegen sind die Wasserlinien weggelassen, und die Strombahn bey keinem Wasserstande genau begrenzt, auch fehlt der Maaßstab. Zu den Profilen sind die Maaßstäbe der Höhen viel zu klein, um Gebrauch davon machen zu können; desto besser, daß hin und wieder die Maaße beygeschrieben ist. Auf einer Länge von 34195 Fuß hat die Iser 81½ Fuß Fall, und in der neuen Flußbahn auf circa 12400 Fuß Länge 40 Fuß Fall, d. i. auf etwa 310 Fuß beträgt die Neigung der Oberfläche 1 Fuß, welches für einen in losem Erdreiche fließenden ziemlich ansehnlichen Strom ein enorm großer Fall ist. Selbst wenn die Nivellementslinie vielleicht nach dem scheinbaren Horizont gezogen wäre — denn der Verf. sagt so wenig, wie das Nivellement geführt, als, wie die Geschwindigkeit gemessen worden, — also nach dem wahren Horizont der Stromfall auf die nivellirte Strecke von 34000 Fuß circa 28 bis 29 Fuß weniger betragen würde; so bliebe doch ein ansehnlich mehr als gewöhnlicher Fall des Stroms übrig, welches bey perennirenden ansehnlichen Strömen in losem Erdreiche ein sicheres Zeichen großer Hindernisse im Strombette zu seyn scheint.

Im 34. u. f. §. zeigt der Verf., wie die Hindernisse des Stroms zu vermindern, die Brücken zu erweitern, Wehre oder Ueberfälle zu verbessern wären, um die Hochgewässer für München unschädlich zu machen.

Man muß gestehen, daß dieser Strombau zu lehrreichen Erfahrungen und zu einem nützlichen Beytrag der Strombaukunde geeignet ist, nur könnte man wünschen, daß der Verf. die Mittheilung desselben noch ein paar Jahre, bis zur gänzlichen Vollendung des Plans, verschoben hätte; dann würde er über die Wirkung der Bauten seine Leser mit mehrer Evidenz haben überzeugen können. Doch geben ihm diese Beyträge Gelegenheit genug, das Fehlende in der Folge nachzutragen.

Das zweyte Stück dieses Heftes handelt von der Oeconomie im Bauwesen. — Am Grundbau, an guten Materialien und deren Verarbeitung, muß man nicht sparen. Durch schlechte Bauten, von gewinnsüchtigen Werkmeistern aufgeführt, gerathen Städte und Communen in Schulden. Das Bauwesen bedürfe einer gänzlichen Reform. In neuesten Zeiten sey hierin viel in Baiern und im Königreiche Italien geschehen. Die Regierung müsse darauf sehen, daß keine schlechte Ziegel und schlechter Kalk verkauft werden. Zu einigen Bauten könne man auch alte Gebäude, z. B. ehemahlige Raubschlösser und Thürme, anwenden. Die Transportation der Materialien müsse auf Schlitten oder auf Flößen geschehen, und daher die erforderlichen Summen der Baukosten vor dem Winter angewiesen werden. Die größte Ersparung und Dauer beym Bauwesen werde aber durch Vermeidung der Entreprise-Bauten bewirkt, welches letztere der Verfasser umständlicher ausführt. Diese Materie soll in den folgenden Heften fortgesetzt werden. — Der Verf. zeigt überall einen rühmlichen Eifer, dem Wasser- und Straßen-Bauwesen beförderlich zu seyn. — Vielleicht wird er noch einige interessante Winke darüber geben, woher die Fonds zu den ansehnlichen Baukosten an

Strömen, Brücken und Heerstraßen zu nehmen? ob etwa aus den Zöllen und andern Regalien, oder aus Verpachtung der Alluvionen, Wärdern, Inseln und andern Domänen? — Das gegenwärtige Heft enthält auf den wenigen Bogen mehrere Druckfehler, welche der Verf. wohl thun wird, aus Achtung für seine eigene Arbeit und für das Publicum in dem folgenden Hefte anzuzeigen.

Paris.

Lettres particulières du Baron de Vioménil (Officier général envoyé par la France, pour diriger les Opérations militaires des Confédérés), sur les Affaires de Pologne, en 1771 et 1772; précédées d'une notice historique sur les principaux Agens Français, chargés de la même Commission, notamment sur Dumourier; et de souvenirs contenant des faits inconnus jusqu'ici, tant sur ce Général que sur le démembrement de la Pologne en 1772. Collection pour servir à l'Histoire du temps, et de supplément à l'Histoire de l'Anarchie de Pologne, par M. *de Rulhière*, qui n'a pas traité l'époque dont il s'agit dans ces lettres. 1808. Octav S. 301.

Wenn ein Hauptbuch erscheint, so pflegen nicht selten sehr unbedeutende Nachlesen unter dem Aushängeschilde eines solchen wichtigen Werkes an das Licht zu treten. Mit der angezeigten Schrift unter dem langen lockenden Titel ist das auch der Fall. Rulhiere's Buch über Polen ist bis jetzt klassisch, und dürfte es auch wohl in Zukunft seyn, so viel hier und da zu berichtigen und zu ergänzen seyn möchte; aber die Briefe von Viomenil selbst, und ein Aufsatz des Chevalier Belcour von 1769, hätten ganz füglich ungedruckt bleiben können. Die Details von dem elenden Zustande der conföderir-

ten Polen, sind bekannt. Am Rande des Abgrun-des, in welchen das Vaterland geschleudert wurde, hörte die Eifersucht der verschiedenen Befehlshaber der Conföderirten einer gegen den andern nicht auf, schien eher zuzunehmen. (Anmerklich ist es, daß bey aristocratischen Factionen und Insurrectionen der wechselseitige Neid der hohen Herrschaften über Präeminenz doch noch beynahe stärker, als bey democratischen zu seyn scheint.) Ebenfalls bekannt sind die Unmenschlichkeiten eines Deutschen Obersten, Drewitz, in Russ. Diensten. Das Einzige, was in Viomenil's Briefen noch die Aufmerksamkeit in etwas auf sich zieht, ist die Uebertumpelung des Schlosses zu Krakau, und dessen nachmahlige tapfere Vertheidigung 1772 durch den nachherigen Französischen General Choisi, der sich von einem gemeinen Soldaten zu den ersten Militärgraden schon vor der Revolution hinaufschwang, in welcher er, als ein königlich Gesinnter, verfolgt wurde, und starb. Wir zweifeln nicht, daß jene Erzählung der Wegnahme und Vertheidigung des Krakauer Schlosses, in Altdeutschen Gefühlen empfangen, und in der Sprache unsrer alten Chroniken vorgetragen, wie manche Stellen im Königshofen und andern Chronisten, noch viel anziehender wäre; aber in dem Zeitungs- oder Tagebücherstyle übercultivirter Menschen und Zeiten verliert die Erzählung einer kleinen, wenn gleich ausgezeichneten, Kriegsbegebenheit ihren Hauptreitz: eine Bemerkung, welche auf eine ganz wichtige Betrachtung leitet, daß, so wie die Erzählung der größten Kriegsbegebenheiten der neueren Zeit sehr selten befriedigend deutlich und anziehend dargestellt werden kann, eine detaillirte Beschreibung kleinerer Kriegsvorfälle ebenmäßig bey eingetretener großer Veränderung in den Gefühlen und der Sprache, den Geschichtschreiber nicht sehr beschäfti-

gen darf. Sind die Briefe von Viomenil ohne Interesse, so ist das doch nicht der Fall mit der vorgesetzten Notiz über die Haupt-Agenten, welche Frankreich zur Anfeurung und Unterstützung der Conföderirten nach Polen sandte. Une sage politique, heißt es, fit sentir au Duc de Choiseul, qu'il importoit à la tranquillité de l'Europe de circonscrire les Russes dans les limites de leur Empire. Aber Ludwig XV. wollte keinen Krieg, also ward nur intriguirt, und zuerst der Chevalier Taules, von dem ein Manuscript, welches die geheime Geschichte des Gefangenen mit der eisernen Maske aufdeckt, existiren soll, nach Polen gesandt, den Dumourier ablösete. D's. Charakter und spätere Abenteuer werden ausführlich geschildert und beschrieben. Nur von der beweglichsten Rührigkeit und Eitelkeit getrieben, geistreich, intrigant, charakterlos, ohne Grundsätze, wie so manche Andere, keiner Partey getreu, wie alle charakterlose Menschen, wird er nach dem, was man sonst von ihm weiß, dargestellt, und die Vermuthung geäussert, daß er vor seiner Flucht aus Frankreich den Herzog von Chartres auf den Thron habe bringen wollen. Von D's. Feldherren-Talenten wird nicht mit Achtung gesprochen. Viomenil, ein angesehener Officier, kam nach Polen in Dumourier's Stelle. Er ward in der Vertheidigung seines Königes am 10. August 1792 verwundet, und starb aus Angst und Gram im folgenden Februar. Das Anziehendste in der vorliegenden zusammengetragenen Nachlese zum Rulhiere sind die Souvénirs du Comte de . . . sur le premier démembrement de la Pologne. Dieser, mit dem Vertrauen des Prinzen Heinrich von Preussen beehrt, hatte sich während des Aufenthalts dieses Prinzen in Paris 1788, auf Rulhiere's Bitte, an ihn um Mittheilung archivalischer

Nachrichten aus dem Berliner Cabinette, über die erste Polnische Theilung gewandt. Der Prinz, in übelm Vernehmen mit dem Grafen v. Herzberg, konnte jedoch nichts, als die zwey zu Petersburg am 25. Julius 1772 unterzeichneten Theilungs-Tractate, von welchen er selbst Abschriften besaß, übersenden. Diese Tractaten erscheinen hier gedruckt, und zwar wohl sicher zum ersten Mahl, da sie sich nicht in dem Recueil des Hrn. Staatsrath v. Martens finden. Der erste Tractat ist der zwischen Rußland und Oestreich, in welchem die zwey Portionen, die beide Theile nehmen wollten, bezeichnet werden. Der zweyte ist der zwischen Rußland und Preussen, gleichen Inhalts. Der Verfasser der Souvénirs vindicirt für den Prinzen Heinrich die so genannte alleinige Ehre, das Project der Theilung Polens erdacht zu haben; Friedrich erzähle zwar in seinen nachgelassenen Werken den Hergang anders, allein das sey aus Eifersucht gegen seinen Bruder geschehen, von welcher Eifersucht sich in jenen Werken mehrere Proben fänden. Eigenhändige Briefe von Katharinen und Friedrich selbst, welche der Verf. gesehen haben will (S. 112), bewiesen es, daß die Ehre der Erfindung des Theilungsplans ganz allein dem Prinzen Heinrich zukomme. (Ueber die Ehre dieser Sache kann wohl kein Streit mehr Statt finden. Die Nachwelt hat längst über die zu der Zeit, da sie geschah, beyspiellose und in ihren Folgen überhaupt, für einen Theilnehmer aber besonders, höchst verderbliche Maßregel (eine der Hauptquellen der bittern Wasser, die so lange die Welt mit Wermuth tränkten) gerichtet; nur in Rücksicht der Thatsache, ob es Katharina oder Heinrich war, der den Gedanken an die Theilung zuerst hegte, kann eine Verschiedenheit der Meinung obwalten. Der unruhige, ben,

schränkt-politisch-habsüchtige Charakter des Prinzen macht, selbst in Ermangelung historischer Zeugnisse, den großen Antheil Heinrichs an dem Plane nur zu wahrscheinlich. Was man in den Souvénirs Friedrich als Neid anrechnen will, war vielleicht nur Schonung des Bruders, wenigstens in so weit, daß er bey der Nachwelt nicht als erste Triebfeder der ungerechtesten, gewaltthätigsten Handlung erscheinen sollte. Bey dieser Gelegenheit mag es uns erlaubt seyn, uns über die so häufig ganz schiefe Art, mit welcher der historische Nachlaß des großen Königes beurtheilt wird, zu äussern. Dieser Nachlaß ist unstreitig ein unsterbliches Denkmahl eines sehr großen Geistes, auch als Urkunde wichtig, aber in dieser Beziehung keineswegs höchste Autorität. Das von Sueton in Jul. Caes. c. LVI. aufbewahrte Urtheil des Asinius Pollio, eines eifrigen Cäsarianers, über Cäsars Commentarien müssen wir hier setzen: Pollio Asinius parum diligenter, parumque integra veritate compositos putat: cum Caesar pleraque et quae per alios erant gesta, temere crediderit, et quae per se, vel consulto vel etiam memoria lapsus, perperam ediderit: existimatque rescriptorum et correcturum fuisse. Es ist bereits von Mehreren sehr richtig gesagt, daß Friedrich die Thaten Anderer, nahmentlich in der Geschichte des siebenjährigen Krieges die der Armee unter dem Herzog Ferdinand, weder allemahl richtig, noch, was ungleich wichtiger ist, gehörig würdigend erzählt. Dann hat er aber auch, und das nicht immer aus Gedächtnißfehlern, manche Vorstellungsarten und Urtheile beygebracht, welche gar nicht die Beleuchtung einer genauen historischen Critik aushalten. Mag er von dem größten Theile dieser Irrthümer selbst überzeugt gewesen seyn; Einiges hat er sicher nur darum ge-

sagt, daß solches die Nachwelt glauben sollte; denn der Gewaltige verschmäht es selten, selbst nach seinem Tode durch die Ausbreitung gewissen Ideen in den Gemüthern zu herrschen; nicht einstens des Umstandes zu gedenken, wie leicht man, um den Genius einer fremden Sprache zu erreichen, Wendungen und Phrasen aufnimmt, welche die Wahrheit nicht ganz rein ausdrücken.) Der Verfasser der Souvenirs versichert, vom Prinzen Heinrich zu wissen, daß Preussen schon bey der ersten Theilung Polens Danzig und Thorn erhalten haben würde, wenn Friedrichs Ungeduld, den Präliminär-Tractat über die Theilung abgeschlossen zu sehen, nicht jenes vereitelt hätte. (Prinz Heinrichs Aeusserungen sollen, nach demjenigen, was unterrichtete Personen von seinen, noch im Manuscripte vorhandenen, Memoiren sagen, sehr unzuverlässig seyn.) — Von Maria Theresia heißt es, daß sie sich lange auf das standhafteste gewehrt habe, Polen mit zu theilen, arretée par des scrupules religieux, de s'emparer du bien d'autrui. (Man sieht, Religionsscrupel sind doch mit einer gesunden Politik, die gewiß nicht eine jede Vergrößerung billigen kann, viel vereinbarlicher, als jene Politik mit einer irreligiösen Habsucht.) Endlich habe die Kaiserinn der Vereinigung Josephs und Kaunitz's für die Theilung nachgegeben. — Die Erzählung des Auftrittes des Preussischen Gesandten zur Zeit der ersten Theilung in Polen, Benoit, im Hannöverischen, von Französischen Eltern geboren, beym Spanischen Bothschafter Aranda in Paris, ist sehr witzig. Aranda sagte von ihm: Il est un peu Chenapant (Schnaphahn), comme la plupart des Agents Prussiens, mais il a de l'esprit. Angeführt wird,

daß Benoit von seinem Herrn sehr schlecht bezahlt worden, aber durch eine Gattung von Industrie (S. 135), über welche Friedrich die Augen zudrückte, sich Vermögen erworben habe. Diese Industrie bestand darin, seine Protectionen zu Empfehlung zu Starosteyen, Castellaneyen u. s. w. zu verkaufen. Machte der unglückliche König Poniatowski Schwierigkeiten, diesen Empfehlungen nachzugeben, so erhielt Benoit seinen Zweck mit Drohung des Zornes seines Herrn, obwohl dieser fast nie den Nahmen des Empfohlnen gehört hatte.

Darmstadt.

Nicht ohne Vergnügen melden wir den guten Fortgang eines Werkes, welches den Deutschen Ehre macht, und ihre Verdienste um den Obstbau vermehrt. Wir meinen die Abbildung der Pflaumen von F. J. von Günderrode und M. B. Borkhausen, wovon der Anfang in diesen Gel. Anz. 1805 S. 585 gemeldet ist, deren Fortsetzung aber, bey Deutschlands Unglück, Manche bezweifelt haben. Jetzt sind sechs Hefte fertig; jedes hat die wohlgewählte Inschrift aus dem Virgil: Addam pruna, et honos erit huic quoque pomo. Zu beklagen ist, daß Hr. Borkhausen bereits gestorben ist, aber desto mehr Dank verdient Hr. v. Günderrode, welcher nun das Werk allein in seinem eigenen Verlage fortsetzt. Bis jetzt sind 36 Arten mit gleicher Genauigkeit beschrieben und abgebildet worden. Im fünften Hefte findet man die 3 Diaprées, wo wegen des Nahmens an das electuar. diaprunum, dessen Bauhin erwähnt, erinnert wird. Aber eine nähere Ableitung möchte doch wohl von diasprus,

und dem Italiänischen drispro seyn. Jenes bedeutete ehemahls eine kostbare Art Zeug, wovon Du Cange Stellen gesammelt hat. Man vergleiche auch Menage. Für eine Art Pflaumen soll der Nahme erst ums Jahr 1670 vorkommen. Christ hat diese ohne Beweis und Wahrscheinlichkeit eine Spanische Frucht genannt. Bey Tournefort kömmt sie unter dem Nahmen Roche-Courbon vor, von einem Dorfe dieses Nahmens an der Loire, nicht weit östlich von Tours. Es ist der Mühe werth, den Ursprung der Nahmen zu wissen, weil diese Fremdlinge sonst auf so mancherley Weise entstellet werden, daß man nicht weiß, wie man sie schreiben und aussprechen soll. Nr. 28. die cerisette, welche Willdenow nicht für eine Abart der gemeinen Pflaumen halten will, denen sie in den Blättern ähnlich ist, so wie in der Frucht den Kirschen. Die steinlose Pflaume ist offenbar durch eine Schwäche entstanden, welche sich fortpflanzen läßt. Sollte sie nicht auch zuweilen vergehen? so wie die samenlose Berberitze im ökonomischen Garten nach ein paar Jahren vollkommene Früchte getragen hat. Synonime statt Synonyme, ist ein kleiner Schreibfehler, der hier mehrmahl vorkommt.

Nürnberg.

Nachrichten zur ältern und neuern Geschichte der freyen Reichsstadt Nürnberg. Ein Beytrag zur Geschichte der Reichsstädte in Teutschland. Bearbeitet und herausgegeben von Johann Carl Sigmund Kiefhaber. Im Lechnerschen Verlag. Octav. Drey Bändchen. Bearbeitet heißt hier so viel, als gesammelt; sie erschienen zuerst heftweise, und traten an die

Stelle der Monatlichen historisch-litterarisch-artistischen Anzeigen zur ältern und neuern Geschichte Nürnbergs, wovon 6 Bändchen herauskamen. Die gegenwärtigen Nachrichten fingen 1803 an, in vier Quartalen, die ein Bändchen ausmachen. Ein zweytes, Januar bis Junius 1804, und nun, in zwey Heften, 1807 dritter und letzter Band, da die Reichsstädte selbst aufgehört haben, und Nürnberg dem Könige von Bayern zuertheilet ist. Das Werk behält doch seinen historischen Werth, als Sammlung, aber freylich zum größten Theil sehr eingeschränkt auf Nürnberg, und oft mehr noch auf die Einwohner, welche auf kleine Gegenstände aufmerken. Das, was sowohl jene, als die öffentlichen Staatsangelegenheiten angeht, wird jeder, der sie braucht, ohne unsre weitere Anzeige selbst aufsuchen; so auch dasjenige, was sich auf die Geschichte Nürnbergs beziehet; einige ältere Kaufbriefe und andre Urkunden. II. B. S. 121 lieset man einiges Merkwürdiges aus Bilibald Pirkheimer's Inventar. Für Andre werden die literarischen und artistischen Notizen das Wichtigste seyn, wenn sie gleich nicht ins Große gehen. Im I. Bande S. 137 fanden wir: Andenken an Hans Sachs, mit dem Entwurf einer neuen Ausgabe seiner Werke, vom Hrn. Docen.

Verbesserungen.

S. 609 Z. 9 ist nach am Domstifte, beyzufügen: Collegiatkirche zu Walbeck.

S. 688 Z. 4 von oben l. Ranges statt Ganges; — Z. 11 l. nur statt nun.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 30. May 1808.

Göttingen.

Das seit mehreren Wochen erwartete Glück, Sr. Majestät dem Könige auf der Reise durch Höchstdero Staaten die Bezeugungen der Devotion der Stadt und der Universität unterthänigst darzulegen, und der sehnliche Wunsch, daß Höchstdieselben die Universität und ihre Institute in Augenschein zu nehmen geruhen möchten, ward uns am 15. May zu Theil. Zu dem Empfang waren, so weit es unsre Kräfte gestatteten, die Vorbereitungen aufs möglichste gemacht; Se. Majestät geruheten, Sich dieselben allergnädigst gefallen zu lassen, bezeugten höchste Zufriedenheit mit der zum Einhohlen und Begleiten bestimmten Garde aus dem Mittel der Studirenden, mit dem ruhigen Betragen der Uebrigen in den Versammlungen auf den öffentlichen Plätzen, und mit den Instituten der Universität. Höchstdieselben geruheten, den botanischen Garten, die Reitbahn, die Bibliothek und das Museum zu besuchen; Auf der Bibliothek war das ganze Corpus der Professoren versammelt, und erhielt huldreiche Bezeu-

gung des gnädigsten Wohlgefallens, mit der wiederhohlten Zusicherung der gnädigsten Protection, mit ununterbrochener Aufrechthaltung ihres gesammten Institute und des bisherigen ganzen Wohlstandes der Universität, durch welchen sie sich eines so grossen Einflusses auf die gründliche wissenschaftliche Cultur Deutschlands bisher versichert hat. Se. Majestät setzten den folgenden Morgen die Reise nach Braunschweig fort, und hinterließen noch Beweise einer ausgezeichneten Huld durch eine beträchtliche Summe an die Dienerschaft der Institute und zur Vertheilung unter die Armen der Stadt. Zu Fortsetzung des Baues am neuen Gewächshause im botanischen Garten wurden mit gleicher königlichen Milde 2000 Thaler auf das laufende Jahr angewiesen, und so gleichfalls die künftige Fortsetzung des astronomischen Observatoriums und des neuen Flügels der Bibliothek huldreichst zugesichert.

St. Petersburg.

Auf Kosten des Verfassers: L'Académie Impériale des beaux arts à St. Petersbourg depuis son origine jusqu'au règne de Alexandre I. en 1807. Publié par le Conseiller d'Etat *Henri de Reimers*. 1807. XXIX und 161 S. in Octav.

Der durch mehrere Schriften bekannte Verfasser erzählt zuerst auf 16 Seiten die Veranlassung zur Entstehung seines Werkes, und liefert hierauf, als Einleitung, einen flüchtigen Aufsatz (S. XVII ... XXIX) über den Flor und Verfall der zeichnenden Künste, dessen Haupt-Ideen aus Göthe's Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, entlehnt sind. Man folgt von S. 1 ... 134 eine Geschichte der zeichnenden Künste in Rußland unter dem besondern Titel: L'Académie des beaux arts à St. Peters-

bourg et les artistes qu'elle a produits; und zum Beschluß ein Anhang, welcher eine Nachricht von den gegenwärtig zu St. Petersburg lebenden fremden Künstlern enthält. Der Verf. nimmt in der Geschichte der Künste in Rußland drey Perioden an: von 1758 bis 1764, von 1764 bis 1802, und von 1802 bis auf den heutigen Tag. Von dem Zustande der Mahlerey in frühern Zeiten wird nichts bemerkt, weil ihm, wie es scheint, Fiorillo's Versuch einer Geschichte der zeichnenden Künste in Rußland (1806, Octav, und in dessen kleinen Schriften B. II. S. 1 ... 104) unbekannt geblieben ist, ungeachtet man demselben, wie aus der Moskauer Literatur-Zeitung (J. 1806 Nr. II. p. 81) erhellet, in Rußland Aufmerksamkeit geschenkt hat. Da die Schrift des Hrn. v. Reimers auf seine Unkosten gedruckt worden ist, und in Deutschland wohl nicht sehr bekannt werden wird, so wollen wir das Wichtigste daraus in unsern Blättern mittheilen. — Die Künste nahmen in Rußland eben denselben Gang, wie in andern Europäischen Ländern. Sie mußten dort, wie im übrigen Europa, vom Kleinen anfangen, vom Mangelhaften und Unvollkommenen ausgehen, und nur stufenweise zu höherer Cultur heranreifen. Peter der Große, der sich in den Niederlanden mit einigen Mahlern bekannt gemacht hatte, und vorzüglich an den Werken der Flammändischen Meister Gefallen fand, entwarf den Plan, durch Einberufung fremder geschickter Künstler die zeichnenden Künste in seinem Reiche zu befördern. Ein Schweizer, Xsel (+ 1743), der für ihn viele Gemählde gekauft hatte, errichtete für den Monarchen eine Galerie zu St. Petersburg. Eine Menge Deutsche, Holländer, Engländer und Franzosen traten in seine Dienste, um in Rußland mit einer Kunstfertigkeit, die in ihrem Vaterlande nicht viel

geit, ein schnelles Glück zu machen. (S. 1...4). Um die Mahlerey empor zu bringen, schickte Peter einige Russen nach Italien, die es auch wirklich durch ihr nachahmendes Talent, das überhaupt die Russische Nation auszeichnet, weit gebracht haben. Die Zahl der fremden Künstler, welche nach Rußland wanderten, nahm unter der Kaiserinn Elisabeth ausserordentlich zu. Sie stiftete die Academie, welche viele vortreffliche Männer bildete, unter denen Bachenoff (✝ 1799), Staroff, Losenkoff, Kosloff, Tschemessoff und Kokotoff die berühmtesten waren (S. 5...12). Mit der Regierung der Kaiserinn Katharina hebt der Verf. eine neue Periode an, von 1764 bis 1802. Sie gab der Kunst eine erhabnere Richtung, verbesserte und vergrößerte die Academie, und beschäftigte selbst die berühmtesten Künstler im Auslande, z. B. Casanova und Sir Joshua Reynolds. Von S. 15...53 theilt der Verf. eine genaue Copie der Privilegien und des Reglements der kaiserl. Academie der Mahlerey, Bildhauerey und Baukunst, und der damit verbundenen Erziehungsschule, mit. Sie erschienen zuerst im J. 1764. Von der Einrichtung der kaiserl. Academie können wir hier nicht umständlich handeln. Indessen ist der Ausspruch des Verf.: L'Académie Impériale des beaux arts de St. Petersbourg surpasse, quant à l'ordre et aux ordonnances sages, toutes les autres Académies des beaux arts établis dans les différentes capitales de l'Europe", eine Hyperbel, oder vielmehr ein Compliment, da ihn einige achtungswürdige Mitglieder der kaiserl. Academie mit ihrer innern Organisation bekannt gemacht haben. Nach dem, was Rec. von der Einrichtung dieser Academie erfahren hat, bedarf sie noch mancher Verbesserung; auch scheint ihr Ansehen zu St. Petersburg für das aufkeimende Genie mehr drückend, als erhebend zu seyn.

Verschiedene, in den wichtigsten Städten gestiftete, Kunstschulen wären ohne alles Gepränge weit zweckmäßiger. Lobenswerth ist es (S. 110), daß die Academie unter den Künstlern einen edeln Wetteifer zu erwecken sucht, indem sie die jungen Artisten auffordert, merkwürdige Begebenheiten der vaterländischen Geschichte zu bearbeiten, wodurch sie sich eine neue Bahn eröffnen, und aus dem beschränkten Kreise abgenutzter Vorstellungen hervorgehen können. Auch wäre es sehr zu wünschen, daß die Directoren der Academie den Vorschlag des Verf. (S. XI) beherzigten, und eine Anzahl der besten Mahlereyen Russischer Meister in Kupfer stechen ließen. Ivanoff's Ansichten Armenischer Landschaften, des Ararat, der Stadt Tiflis und andrer uns unbekannter Gegenden würden selbst im Auslande mit großem Beyfall aufgenommen werden. Von S. 53 an findet man ein Verzeichniß der ausgezeichnetsten Künstler, die unter Katharina geblüht haben. Die wichtigsten sind: Karoukiroff aus Sibirien, die Mahler Schedrin, Sokoloff, Akimoff, Ugriumoff, Ivanoff, Alexejeff, Martynoff, Poitchenikoff, Matvejeff, Jievteinoff, Levizky, Borovikoffsky und Schoukin. Unter den Bildhauern thaten sich Gardejeff, Martos, Schoubin, Kosloffsky, Prokofieff und Schedrin; unter den Architecten, Volkoff, Sacharoff, die Brüder Michailoff, Voronichin und Demerzoff; unter den Kupferstechern, Scorodumoff, Berseniess; unter den Gießern endlich Macheloff und Jekinoff, hervor. Es war ein bedenklicher Umstand, über die Verdienste und Werke dieser Meister, von denen der größte Theil noch lebt, zu urtheilen; indeß hat der Verf., so viel wir bemerken können, stets die strengste Unpartheylichkeit beobachtet, und sich gehütet, in den Ton schnöder Herabwürdigung zu verfallen, der bey Halbwissern und angeblichen Kunstkennern seit eini-

nen Jahren Mode geworden ist. Von S. 80 ... 86 handelt der Verf. von der Medailleur-Schule, die Paul I. gestiftet, und dem Ober-Medailleur Lebrecht anvertrauet hat. Man sieht bereits mehrere viel versprechende Früchte dieser Anstalt, die durch Pauls Freygebigkeit die berühmte Farsettische Sammlung aus Venedig erhielt. Die besten Zöglinge von Lebrecht sind die Herren Besrodnoij und Poitoij, deren Arbeiten im J. 1803 den Preis erhielten. Smitnoij, welcher viel versprach, starb in der Blüthe seiner Jahre. Schiloff's und Federoff's Arbeiten wurden im J. 1806 gekrönt. Die dritte Epoche umfaßt die Regierungsjahre Alexanders I., der durch einen, vom Verf. (S. 91 f.) mitgetheilten, Ukas (vom 22. October 1802) die Statuten der kaiserl. Academie, dem Zeitgeiste gemäß, veränderte und einige wohlthätige Einrichtungen machte. Unter den Zöglingen der Academie zeichnen sich gegenwärtig folgende aus: Pinceroff, Stotnikoff, Karneef, Alexandroff, Vassilieff, Dutkin, Schoubonjheff, Jiegoroff, Varnek, Doudin, Demouth und Tschesky. Die letzten Abschnitte (von S. 127 ... 134), worin der Verf. von den fünf Präsidenten, welche die kaiserl. Academie bis jetzt gehabt hat, von den Verdiensten des Grafen A. v. Stroganoff, von den Kunstschätzen, welche die kaiserl. Academie zum Geschenk erhielt, und von ähnlichen Sachen handelt, leiden keinen Auszug. Interessant ist der Anhang von S. 137 ... 154 über die fremden Künstler, die gegenwärtig zu St. Petersburg leben. Man findet hier die Nahmen Doyen, Caraffe, Mettenleiter, Guindel, Porter (wahrscheinlich Robert Ker Porter), Bigby, Moons, Kügelchen, Ferrieres, Tischbein, Monier, della Giacoma, Molinari, Huber, Schwenke, Guarenghi, Cameron, Brenna, Trombara, Saunders, Vendramini u. s. w. In diesem Verzeichnisse vermißt

Rec. nur Atkinson und Walther, welche seit 18 Jahren in Rußland leben, und sich durch ein Prachtwerk (A picturesque representation of the manners, customs and amusements of the Russians etc. London 1804. 3 Vols. Fol.) ausgezeichnet haben.

Göttingen.

Kleine Schriften aus dem Fache der Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte und Politik, von *Christian von Schloezer*, der Rechte D., kaiserl. Hofrath u. der Staatswissenschaften Prof. zu Moskwa. *Erstes Bändchen*. 1807. Bey Heinr. Dieterich. gr. Octav 316 S. Rec. kann sich bey der Mehrzahl der in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze auf die günstigen Urtheile beziehen, welche schon früher über sie bey ihrem einzelnen Erscheinen in diesen Blättern gefället sind. — I. *De jure suffragii in societate aequali* (G. G. A. 1795 S. 1675): eine von der philosophischen Facultät in Göttingen im Jahr 1795 gekrönte Preisschrift. II. *De justi et sapientis Ducis principio, causas subditorum non e propria sententia dijudicandi, sed semper foro legitimo cognoscendas submittendi* (G. g. A. 1804 S. 824): eine academische Rede. III. *Primae lineae scientiarum publicarum* (eben das. S. 823): eine Uebersicht der verschiedenen staatswissenschaftlichen Fächer, welche ihrer Vollständigkeit wegen auch von andern Cameralisten, ausser den Zuhörern des Verf., für die sie eigentlich bestimmt war, gekannt zu werden verdient. IV. *Ueber das Römische Recht* — eine neue, ursprünglich für die Ephemeriden des Hrn. v. Muravieff geschriebene, Abhandlung. In der für die Art der Ausführung passenden Form zweyer Vorlesungen hat der Verf. die Quellen — die Geschichte — den Inhalt und den Werth jenes Rechts für unser jetziges

Zeitalter in der Kürze dargestellt. Man sieht es leicht, daß der Zweck dieses kaum 100 S. langen Aufsatzes nicht darauf geht, den des Röm. Rechts Kundigen zu belehren — er ist nur darauf gerichtet, den jungen Rechtsgelehrten, denen in practischer Hinsicht ein anderes Recht näher liegt, auch für die vorliegende Disciplin Interesse zu erwecken. Daß man diese Absicht durch eine gefällige Darstellung, durch Hervorziehen der Hauptgesichtspuncte und durch gehörige Vertheilung der Materien erreicht, wird Niemand bezweifeln — und so würde Rec. es für Unrecht halten, mit dem Verf. über das Detail, über einzelne Meinungen u. s. f. zu rechten. Freylich wird ein Jurist bey manchen aufgestellten Begriffen gegründete Zweifel haben, z. B. bey der Beschreibung der stipulationes: gerichtliche feyerliche Versprechen — bey der Bezeichnung der Agnaten: Verwandte vom männlichen Stamme — bey der Ausführung des Systems der Institutionen. (1. Jus personarum — rechtliche Verhältnisse, die aus den allgemeinen Eigenschaften der Personen entspringen. 2. Jus rerum — rechtl. Verhältnisse, die aus der allgemeinen Beschaffenheit einer Sache entspringen. 3. Jus reale — besondre rechtl. Verhältnisse, die bedingungsweise in Ansehung einer gewissen Sache Statt finden. 4. Jus in personam — Obligationen oder besondre rechtl. Verhältnisse, welche in Ansehung einer Person Statt finden. 5. Jus actionum.) Mit der Erklärung, daß die Angabe dieser Mängel kein Tadel gegen das Ganze sey, verbindet Rec. den Wunsch, daß die Ausführung des Verf. zu einer gehörigen Beherzigung des Werthes des Röm. Rechts in solchen Ländern führen möge, wo die Praxis dasselbe (wie dieß in Rußland der Fall ist) nur indirecte kennt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1808.

Göttingen.

Im Stiftungsjahre der königl. Societät der Wissenschaften A. 1751 wurden in unsrer Nachbarschaft, zwischen Osterode und Herzberg am Vorharz, die fossilen Gebeine von nicht weniger denn fünf präadamitischen Rhinocern ausgegraben; und eines der ersten Mitglieder der Societät, so wie einer der ersten Professoren der 17 Jahre vorher gestifteten Universität, der verdienstvolle Hollmann, ein bis in sein 90jähriges Alter an allem Zuwachs im Gebiete der Naturwissenschaften lebhaft theilnehmender Mann, hat davon eine Beschreibung gegeben, die als Muster von anatomisch genauer vergleichender Untersuchung solcher wichtigen osteologischen Denkmahle der catastrophirten Vorwelt, in der Literatur derselben eine Epoche macht. Sie findet sich in demselben IIten Bande der Commentarien, welcher auch Haller's erste Vorlesung über die Irritabilität, und Tob. Mayer's Mondstafeln enthält, diejenigen beiden Früchte der Societät, die zuerst den Nahmen von Göttingen auch ausser Deutschland allgemein verbreitet haben.

Was jenen Fund für die physische Geschichte unsers Planeten besonders lehrreich macht, war die Zahl dieser Ungeheuer, die da ihre gemeinschaftliche Grabstätte gefunden hatten. Sie widerlegte sehr entscheidend die sonst gäng und gebe Meinung, als ob diese weiland tropischen Geschöpfe durch eine gewaltige Fluth aus Südindien nach der nördlichen alten Welt getrieben seyn sollten: denn alle andre Gegengründe abgerechnet, so frägt man, durch welches Wunder, oder vielmehr durch welche undenkbare Concurrenz von Wundern, solch eine Heerde von Rhinocern aus dem Herzen von Indien nach dem Fuße des Harzes, so ein 1500 Meilweges weit, hätte ungetrennt geflußhet werden können.

Nun an eben diesem Gebirgsfuße, kaum eine Stunde von jener Lagerstätte entfernt, zwischen Osterode und Dorste, ist so eben ein andres ausnehmend ergiebiges Ablager von fossilen Knochen sehr verschiedenartiger tropischer Geschöpfe, namentlich von Rhinocern, Elephanten und Hyänen, entdeckt worden, wovon Hr. Hofr. Blumenbach durch die Fürsorge des Hrn. Amtmann Kern zu Osterode, und des Hrn. Apotheker Hinck daselbst, einen merkwürdigen Vorrath erhalten, und der königl. Societät in einem zweyten Specimen archaeologiae telluris (— s. diese Gel. Anz. vom J. 1801 St. 199 —) Nachricht davon ertheilt hat.

Sie fanden sich zwischen den dasigen Gypsfelsen in einem Mergellager nur etwa zwey Fuß tief unter der Oberfläche. Die darunter befindlichen Elephantenknochen sind auch von mehr als Einem Individuum: Denn vier trefflich erhaltne Backzähne, die Hr. B. vor sich hat, müssen, nach der Verschiedenheit ihrer Größe und der eben so verschiednen Art, wie die Mahlflächen ihrer Kronen, mehr oder minder, durchs Kauen abgenutzt sind, wenigstens zweyen Individuen

zugehöret haben. — Man kennt die wundersame Weise des Zahnens und des Zahnwechsels der Elephanten, daß nähmlich ihre aus vertical stehenden Platten bestehenden Backzähne nicht, wie bey andern Thieren, mit der ganzen Krone, sondern erst nur mit der vordern Ecke derselben, hervorbrechen, worauf dann allgemach die dahinter gelegenen gleichfalls aus dem Zahnfleisch herausgeschoben, und nach und nach durchs Kauen abgeschliffen werden; und daß hinwiederum mit den Jahren die vordern verticalen Zahnplatten nach der Reihe durch Absorption schwinden, so daß von einem vorher in seiner vollen Größe bis zwölf und mehr Pfund wiegenden Backzahn nachher gleichsam nur noch ein verkleinertes Modell von wenigen Lothen übrig ist.

Die gedachten vier fossilen Backzähne machen zusammen eine seltne und lehrreiche Folge, um dieß zu versinnlichen. An dem größten, auf der Bahn 7 Pariser Zoll langen, von 16 Platten, ist nur die vordre Ecke wenig abgeschliffen; die übrige Krone hat noch so, wie sie im Zahnfleisch gelegen, ihren convexen unversehrten Rücken. An dem zweyten, 5 Zoll langen, von 12 Platten, ist die Hälfte der Krone durchs Kauen abgerieben. Der dritte, 4 Zoll lange, von 8 Platten, hat eine völlig ebne Mahlfläche. Vom allerkleinsten, keine 2 Zoll langen, von 6 Platten, ist bey weitem der größte Theil der ganzen Krone abgeschliffen. Auch zwey — aber ebenfalls nicht zusammenpassende — Elfenbein- oder Stoßzähne finden sich darunter; beide von jungen Thieren; der eine, 2 Pariser Fuß 4 Zoll lang. Wir übergehen die bloße Anzeige der übrigen Knochen von Elephanten und Rhinocern.

Das Seltenste in diesem Fund aber ist ein aus seinen beyden zusammenpassenden Hälften bestehender, fast vollständiger, Unterkiefer einer mächtig großen

und [illegible] wie die durch vieljähriges Zerfleischen stark abgenutzten Zähne zeigen — hochbetagten Hyäne, so viel bekannt, das completteste Stück dieser Art, das noch gefunden ist. Denn daß sonst auch fossile Hyänengebeine neben denen von Elephanten und Rhinocern in Deutschland und Frankreich ausgegraben worden, wissen wir aus Hrn. Cüvier's classischen gehaltreichen Arbeiten über alle diese fossilen Denkmahle der Vorwelt.

Aus der Nachbarschaft jenes ergiebigen Ablagers bey Osterode, doch mehr gen Herzberg zu, war Hrn. B. schon vorher ein mit seinen Backzähnen versehenes Stück vom fossilen Kiefer eines löwen- oder tigerartigen Raubthiers gebracht worden; die gleiche Thierart, wovon sich auch der schöne Oberschedel aus der Scharzfelder Knochenhöhle in der Leibnizischen Sammlung im academischen Museum befindet, den neuerlich der Hr. geh. Rath Sömmerring mit seiner meisterhaften Genauigkeit beschrieben hat. Nun dazu den colossalen Höhlenbär selbst gerechnet, dessen zahllose Gebeine sowohl in der Scharzfelder als Baumannshöhle gefunden worden, so gibt dieß zusammen einen ganz bedeutenden Beytrag zur präadamitischen Fauna der nunmehrigen Harzgegend.

Hr. B. fügte seiner Nachricht ein Verzeichniß der ihm bekannten Stellen des Harzes bey, wo früher schon Reste vom fossilen Elephas *primigenius* ausgegraben worden. Zuerst schon in der Mitte des 17. Jahrh. bey Herzberg (Dr. Scheffer's Harzreise vom J. 1663, in Grundig's Sammlungen); 1728 bey Osterode (der Ilfelder Ritter, in Handschriftl. Nachr.); 1742 eben daselbst (Dr. König, in Kohl's Hamburg. Berichten); 1748 bey Nauderode im Hohnsteinischen (Ritter); 1803 bey Steigerthal in der gleichen Grafschaft (Hr. Hofr. [illegible], im

Hannöverschen Magazin), und zu verschiednen Zeiten selbst in der Baumannshöhle (nach Lesser, Zückert, Silberschlag und Merk).

Zum Schluß noch ein Wort über den langsamen Gang, den die Anerkennung der fossilen Elephanten für das, was sie sind, genommen hat, als merkwürdiges Beyspiel des Ganges so mancher Aufklärung in Erfahrungswissenschaften überhaupt, wenn er durch einmahl verjährte Vorurtheile erschwert wird.

Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der fürwahr große, nur leider zu überschwenglich schreibselige Naturforscher Aldrovandi einen unverkennbar fossilen Elephantenkiefer, als solchen beschrieben; nicht in seinem mineralogischen Werke, sondern in der trefflichen Jugendarbeit von den antiken Statuen in Rom (— wo auch Er zuerst der Mediceischen Venus, des so genannten Antinous, des Schleifers rc. gedacht hat —). Und doch haben erst noch zwey lange Jahrhunderte dazu gehört, ehe endlich die Ueberzeugung von der Wirklichkeit der zahllosen fossilen Elephantenknochen, selbst bey den Herren von der gelehrten Bank, allgemein geworden. — Wie 1695 das schöne Elephantengerippe bey Tonna im Gothaischen ausgegraben ward, war es kein Naturkündiger von Profession, sondern der wackre Bibliothekar und Historiographus in Gotha, Tenzel, der es sogleich für das, was es war, anerkannte. Da hingegen das ganze zeitige Collegium medicum dasigen Orts in derben, nun freylich längst verschollenen, Druckschriften es für "ein minerale" erklärte, "so in der marga arenosa, gleichsam in sua matrice, nach und nach gezeugt worden". — Und der sonst grundgelehrte Hiob Ludolf wollte, wenn das ja ein Elephant seyn sollte, ihn lieber für Karl's des Großen seinen halten, als zu-

geben, daß er fossil sey, und von einer Erd-Catastrophe zeuge, weil er meinte: unico hoc exemplo contigisse, cum nullum aliud unquam datum fuerit (in J. D. Winkler's theolog. Abhandl.). — Als lange vorher, 1577, dergleichen Gebeine unter einer vom Sturm ausgewurzelten Eiche im Lucerner Gebiet aufgefunden waren, erklärte sie der tüchtige Anatome, Fel. Plater, Prof. zu Basel und Lehrer von halb Europa, zwar für wahre Knochen, aber nicht von Elephanten, sondern von einem netto 19 Fuß langen Menschenkinde; auf welches Wort eines solchen Meisters dann auch die Lucerner diesen vermeinten Riesen von Stund an zum Schildhalter ihres Stadtwapens erkohren, ihn in Lebensgröße am Rathhaus ausmahlen ließen, und seine Gebeine bey dem heiligen Panner, das der edle Petermann von Gundoldingen in der Sempacher Schlacht getragen, und das mit seinem Heldenblute getränkt ist, im Stadt-Archiv aufbewahrten. — Ein neuerer hochverdienter Gelehrter, der Landvoigt Engel, glaubte, daß unser Planet vor der jetzigen Schöpfung von den gefallenen Engeln bewohnt gewesen, und daß manche vermeinte fossile Elephantenknochen, und darunter nahmentlich jene Lucerner, den Gerippen solcher Engel zugehört haben (*quand et comment l'Amérique a-t-elle été peuplée*). — Der große Leibniz ließ einen bey Tiede unweit Wolfenbüttel gegrabenen Elephanten-Backzahn mit der Beyschrift stechen: Dens animalis *marini* Tidae effossi: Und ein sonst braver Oryktologe nimmt das in einer seiner nützlichen Schriften für ein ihm unbekanntes Seethier, Nahmens Tiede. — Eine abgelösete einzelne Vertical-Platte eines jungen Elephanten-Backzahns hielt der verdiente Kundmann für eine versteinte unschätzbare Pavianspfote; so wie ähnliche Stücken weiland für gefingerte lusus naturae gehal-

seyn würden: ein Wahn, den doch schon der wackre Regensburger Apotheker Harrer vor 60 Jahren widerlegt hat (in Kohl's gesammeltem Briefwechsel der Gelehrten).

Rom.

Li bassirilievi antichi di Roma, incisi da *Antonio Piroli*, colle illustrazioni di *Giorgio Zoega*. *Sesta* Distribuzione. 1. Dec. 1807. (die letzte vorig. geh. oben S. 484). Die Seitenzahl läuft fort S. 141 — 198. Tafel XXXI — XXXVI.

XXXI. Eine Dea Roma, sitzend auf erbeuteten Waffen; so häufig sie auf Münzen vorkömmt, so selten sieht man sie auf Werken der Sculptur, und auch nur auf öffentlichen Denkmählern. Es giebt zwey Arten der Vorstellung von ihr; sie nähert sich entweder der Ansicht einer Amazone, mit entblößter Brust, nur mit reicherm Gewand, mehr Würde, und mit Römischen Waffen; oder sie erscheint als Pallas; nur daß sie keine Aegide auf der Brust hat, wie Z. bemerkt hat, und daß sie mehr Matronenmäßiges hat. In der erstern Gestalt sieht man sie gleich auf den Familienmünzen, die in Zeiten des Freystaats geprägt sind, und in den andern ähnlichen, die keinen Familiennahmen haben, deren Zeitalter man nach des Nero Tod setzet; von welcher Zeit sie auch auf Kupfermünzen erscheint; nach Commodus verschwindet sie auf den Münzen; dagegen fängt bereits unter oder nach Adrian die ihr ähnliche Virtus militaris an zu erscheinen, die wieder unter den Söhnen Constantins mit einiger Veränderung zum Vorschein kömmt, und den Platz bis auf den Attalus behauptet. Die auf dem gegenwärtigen Relief vorgestellte ist von der erstern Art. Von dieser Vorstellung, so wie von der andern, von den kleinen oder größern Verschiedenheiten in den Attributen, insonderheit in Ansehung

des Helms. handelt Z. mit gelehrter Fülle, vorzüglich nach den zahlreichen Münzen; nicht weniger ausführlich ist die Erläuterung der Werke der Sculptur, die noch vorhanden sind, fast insgesammt sehr verstümmelt. Der Uebergang zur Vorstellung der Virtus militaris war sehr natürlich; schon leitete das Griechische ῥώμη dahin; auch wenn man bloß an das schöne Gedichtchen εἰς Ῥώμην denkt, welches unter dem Nahmen der Erinna bekannt ist (auch in Brunck Analect.). Nur bleibt bey diesem immer zweifelhaft, soll es die der Roma, oder das Abstract der Tapferkeit seyn; ist das erstere, das einen erhabnern Sinn gibt, so muß das Gedicht der Zeit nach später als Erinna seyn. Der Roma, als Beherrscherinn der Welt, errichteten die Griechischen Städte Asiens schon frühen Tempel, zuerst Smyrna, im J. 559; in Rom erbauete ihr einen Tempel zuerst Adrian, und hier, scheint es, ist die Ausbildung von Rom zur Pallas, gleichsam als Schutzgöttinn, als Pallas Poliuchos, erfolgt, nur immer ohne Aegide, nur männlicher und immer sitzend. Gemeiniglich erscheint sie nun auch mit der Siegsgöttinn auf der Hand. Es folgt eine Aufzählung der verschiednen Werke, auf denen sich, mit einigen Veränderungen, die Roma Pallas noch erhalten hat, meist verstümmelt. In das Zeitalter Constantins gehört das bekannte Gemählde der Dea Roma im Pallast Barberini, und das andre bey Spon, das aber nicht mehr vorhanden ist. Das hier in Umriß gezeichnete Relief, in der Ville Albani, ist ein gut erhaltenes, obgleich nicht vorzügliches, Werk aus dem Zeitalter Adrians; es ist nur stark ergänzt. Beyläufig führt Z. noch an, daß, obgleich auf den Griech. Münzen so häufig ἱερὰ σύγκλητος vorkömmt, er doch anstehe, den dabey befindl. Kopf für einen weiblichen überall zu halten; es werde ein männlicher seyn, wie der Senatus und Populus R. männlich vorgestellt ward.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1808.

Paris.

Panthéon Chinois, ou parallèle entre le culte religieux des Grecs et des Chinois; avec de nouvelles preuves, que la Chine a été connue des Grecs, et que les Sérès des auteurs classiques ont été de Chinois, par *Jos.* Hager, professeur de langues orientales à l'université de Pavia, 1806. gr. Quart XXXV und 157 Seiten. Der Titel sowohl, als das Aeussere dieses bey Didot prächtig gedruckten Werks erregte bey uns nicht geringe Erwartungen. Wir bemerkten aber bald, daß wir diese herabstimmen mußten, da das Werk von dem, was der Titel verspricht, nur das letzte liefert, nähmlich die Beweise, wodurch dargethan werden soll, daß die Griechen China gekannt haben, und daß das alte Serica China sey. Schon früher hatte der Verf. Beweise für diese Meinung aufgestellt, gegen welche jedoch Hr. v. Sacy Zweifel erregt hatte. Hier will nun aber Hr. H., laut der Vorrede, nicht bey den alten Beweisen stehen bleiben, sondern noch neue hinzufügen. Er will zeigen, daß die Griechen die Chinesen kannten, und nach

Serica gingen, die Seide zu hohlen; daß Alexander, Alcibiades, Pausanias u. a., so wie Cyrus und Astyages, in Seide sich kleideten; ja daß auch die Prinzessinn Medea dem Jason ein seidenes Kleid gab; und das berühmte goldene Vließ der Argonauten nichts anders, als ein goldgesticktes seidenes Gewand gewesen sey. Er verspricht, selbst eine noch ältere Communication, als die der Argonauten, zwischen den Griechen und Chinesen zu zeigen; und endlich darzuthun, daß ein Chinesischer Tempel zu Canton eben so, wie die Tempel zu Segesta und Syracus, orientirt sey. — Diese Versprechungen, welche die Vorrede gibt, erregten die Aufmerksamkeit des Rec. natürlich in keinem geringen Grade; wiewohl sie auch nicht wenig dazu geeignet waren, Mißtrauen zu erwecken. Es zeigte sich auch bald, daß dieses nichts weniger, als ungegründet war. Wir lassen dem Verf. gern das Verdienst, einige scharfsinnige einzelne, uns wenigstens neue, Bemerkungen gemacht zu haben: aber die Ruhe und die Schärfe, welche die eigentlichen Vorzüge einer critischen Untersuchung sind, fehlen gar sehr. Der Verf. hat einige Lieblingssätze; um sie zu beweisen, rafft er Citate aus den verschiedensten Zeitaltern zusammen. Man ist bald mit ihm ein paar hundert Jahre vor, bald nach Christi Geburt, wenn es nur für seine Meinung beweiset. Als wenn das Alles Einerley wäre! Denn kam hier nicht Alles auf die genaue Unterscheidung der Zeiten an? Gesetzt, man dachte sich auch in spätern Zeiten unter Serica ganz bestimmt China, war dieß deßwegen auch früher so? Indeß ist Hr. H. noch bestimmter. Serica umfaßte, ihm zufolge, Nordchina; da hingegen Südchina unter dem Nahmen Thinae, der so viel als Tsin bezeichne, begriffen werden soll. Dieser Nahme entstand erst, sagt Hr. H., als die Dynastie der

Asia sich bildete, und ganz China sich unterwarf. Dieß geschah aber im Zeitalter des Eratosthenes; und daher kömmt auch bey diesem Schriftsteller zuerst der Nahme Thinae vor, als Hauptstadt, die er in gleiche Breite mit dem Taurus, ungefähr 36°, setzt, wo die Residenz in Nordchina sich findet. — Diese Combination mag sehr glücklich scheinen. Aber wie verspricht sich Hr. H. nicht selbst? Auf diese Weise käme ja Thinae nach Nordchina, und doch soll es den südlichen Theil des Reichs bezeichnen? Die Bestimmungen über Thinae weichen aber auch bekanntlich so im Alterthum von einander ab, daß Andere, wie Danville, es in ganz andere Weltgegenden gesetzt, und auf Malacca gesucht haben. Diese Beweise hatte der Verf. schon in einer frühern Schrift angeführt; nun verstärkt er sie durch neue, die er aus Moses von Chorene — dessen Dgenastan, nach Wegnahme der Endung, die bekanntlich Land heißt, China bezeichnen soll; und aus Cosmas. Die Zeugnisse dieser Schriftsteller aus dem 5. und 6. Jahrhundert können doch aber, wenn man dem Verf. auch Alles zugibt, nicht mehr beweisen, als daß in ihren Zeiten die Seide aus China kam; beweiset aber dieß, daß es auch Jahrhunderte früher so seyn mußte; wird die Seide nur bloß in China erzeugt? Und was soll man sagen, wenn Hr. H. ganz keck fortfährt, zu behaupten, Suria, wie bey Moses die Hauptstadt von Dgenastan heißt, sey einerley mit Sera? Eben so wenig Gewicht scheinen uns die Gründe zu haben, die der Verf. von dem Oceanus Sericus hernimmt; eine Benennung, die zuweilen dem östlichen Ocean, aber, so viel wir wissen, erst von sehr späten Schriftstellern aus dem 5. und folgenden Jahrhunderten gegeben wird. Aber wenn sie auch bey frühern sich fände, würde daraus sogleich bestimmt sich schließen lassen, daß Serica am Ocean gelegen habe? Es war das fernste Land im

Osten, das man kannte; was war also natürlicher, als daß man den östlichen Ocean darnach benannte? Was dem Verf. am meisten entgegen stand, war die Autorität des Ptolemäus, auf dessen Nachrichten bekanntlich Danville seine Untersuchungen über Serica, das er westlich von China in Tangut setzt, gebaut hat. Ptolemäus setzt nähmlich östlich von Serica ein unbekanntes Land; woraus also folgt, daß er Serica nicht als am Ocean liegend sich dachte. Aber Hr. H. weiß sich leicht zu helfen. Da die Portugiesen östlich von China kein festes Land fanden, so wird dieses unbekannte Land "mit dem Schwamme der Critik weggewischt". Aber davon ist ja eben die Frage, ob nicht unter diesem unbekannten Lande China zu verstehen sey? Auf eine tiefere Critik übrigens der ganzen Auseinandersetzung von Danville, die bekanntlich auf die Local-Angaben des Ptolemäus gebauet ist, hat sich der Verf. nicht eingelassen. Was wir übrigens hier gegen ihn sagen, betrifft weniger die Sache, als die Methode. Wir behaupten nicht, daß der Nahmen Serica durchaus nicht auf einen Theil von China angewandt, oder wenigstens mit angewandt werden könne; aber wir behaupten nur, daß die Argumentation des Verf. ohne Kraft, und den Regeln einer gesunden Critik entgegen ist. Dieser gemäß muß die Sache, unsers Erachtens, so betrachtet werden: Der Nahmen Serica hatte sich in dem Occident wo nicht schon vor (wir erinnern uns dafür keiner Beweise), doch gewiß bald nach oder in Alexanders Zeitalter verbreitet, als des Landes, aus dem die Seide und die seidenen Gewänder kamen. Das war aber auch Alles, was man davon wußte; denn die Griechen selber kamen nicht hin; man erhielt jene Producte aus der zweyten, dritten Hand. Man konnte sich also auch nichts weiter dabey denken, als das fernste östliche Land; mochte es China selbst,

oder das westlich daran grenzende Land seyn; der Nahme konnte beides umfassen; auf eine bestimmte Landschaft ihn zu beschränken, fehlte es an Kennzeichen. Diese genauere Kenntniß erlangte man erst im Römischen Zeitalter; und Ptolemäus verdanken wir zuerst eine genauere Beschreibung des Locals. Hier ist also Platz für eine specielle Untersuchung, wie sie Danville anstellte. Ob er Recht oder Unrecht hatte, ist hier nicht der Ort zu entscheiden; wer aber darüber entscheiden will, muß ins Detail gehen. — Eine neue Nahmenserklärung gibt Hr. H. von der Station auf dem Wege nach Serica, die bey Ptolemäus λιθινος πυργος heißt. Er findet darin nur die Uebersetzung von Taschkand, der Hauptstadt von Turkistan, welches im Türkischen dasselbe bedeute. Die Lage von Taschkand an der Caravanen-Straße scheint diese Erklärung allerdings zu begünstigen. Aber die folgende Meinung, die zeigen soll, daß der bey den Chinesen so berühmte und geschätzte Stein Yu-che der Stoff zu den Vasa Murrhina sey, wird man wohl für nicht mehr, als für bloße Vermuthung halten. Die in Deutschland über die Vasa Murrhina angestellten Untersuchungen scheint der Verf. nicht zu kennen. Man weiß, wie schwierig diese Forschung ist; und sie scheint uns hier nicht weiter gebracht zu seyn. Am meisten ist man vielleicht auf die aus der Vorrede angeführte Behauptung neugierig, über den frühen Verkehr der Griechen mit China. Die Beweise dafür beschränken sich aber auf die Behauptung, daß die Medischen Kleider, seidene Kleider gewesen seyen; daß Pausanias, Themistocles und Alcibiades solche Kleider von den Persern erhalten hätten; und daß endlich auch das goldene Vließ der Argonauten eben das gewesen sey. Solche Behauptungen sind nicht schwer zu würdigen. Daß die Medischen Kleider seidene gewesen seyen, ist schon lange von Andern

wahrscheinlich gemacht worden. Aber was folgt daraus weiter für die Griechen? Wenn auch Einzelne einen Kaftan von Seide zum Geschenk erhielten, was beweiset dieses für einen Verkehr? Und wozu also im voraus solche Erwartungen erregen, wenn es nicht darauf abgesehen ist, ununterrichtete Leser zu täuschen?

Beygefügt ist noch die Abbildung eines Tempels zu Canton, mit Chinesischen Charakteren über dem Eingang und an den Pfosten; die Zeichnung ist entlehnt aus der Sammlung Chinesischer Pagoden eines Hrn. Clos zu Paris. Der Verf. hat die Charakteren groß abdrucken lassen, und eine Uebersetzung beygefügt; über deren Richtigkeit wir uns natürlich kein Urtheil anmaßen können.

Rom.

Li bassirilievi antichi di Roma, incisi da *Antonio Piroli*, colle illustrazioni di *Giorgio Zoega.* — *Sesta* Distribuzione (s. oben S. 879).

XXXII. III. Mägdchen aus dem Erziehungsstifte der Kaiserinn Faustina (alimentarie Faustiniane). Auf den Münzen und Steinschriften sind die puellae Faustinianae bekannt. Vespasian war der erste Kaiser, welcher für die gelehrte Bildung der Römer sorgte, indem er öffentliche Lehrer mit Besoldung ansetzte; Nerva und Trajan waren die ersten, welche sich der Erziehung der Jugend annahmen, durch Stiftungen aus der kaiserlichen Casse; Antoninus Pius, als Witwer, errichtete zum Andenken seiner Gemahlinn Faustina, der ältern, durch Anweisung auf Ländereyen in verschiednen Gegenden Italiens, eine Anstalt, daß eine Anzahl Mägdchen auf Kosten des Staats erzogen wurden; von der Einrichtung der Anstalt wissen wir nichts weiter. Eine andere ähnliche Stiftung hatte auch Marc Aurel gemacht, nach dem Tode seiner Gemahlinn, Faustina der jün-

gern. Von Denkmählern mit Relief ist das einzige, das sich zum Andenken dieser Mägdchen-Stifter erhalten hat, zwey Steinplatten in Villa Albani, mit der Kaiserinn, die mehr Aehnlichkeit mit der jüngern, als der ältern Faustina hat; vermuthlich hatte Pius seiner Schwiegertochter die Stiftung aufgetragen oder überlassen. Späterhin wird noch einmahl einer solchen Erziehungsunterstützung gedacht, die puellae Mammaeanae, vom Kaiser Alexander Severus, zu Ehren seiner Mutter Mammäa. Auf dem Relief, von dem hier die Rede ist, stehet eine Reihe Mägdchen, alle mit dem Kopfputz, durch welchen auf Kunstwerken die jüngere Faustina sich auszeichnet; sie selbst spendet der nächsten Etwas in das zusammengefaltete Gewand; es sind angenehme Figuren, und von einer feinern Arbeit, als man sonst nicht leicht auf Römischen Kunstwerken antrifft. Reliefs, die sich auf Kaiserinnen bezögen, gibt es überhaupt wenige; Z. kennt nur die Vergötterung der beiden Faustinen, und ein Opfer der Julia Domna. Dasjenige, wovon hier die Rede ist, kannte Winkelmann, und erkannte es für das, was es ist, hat es aber in seinen Monim. ined. noch nicht geliefert; vermuthlich war es für die folgenden Bände bestimmt, die nicht erschienen sind. XXXIV. Eine kegelgestaltete Säule (meta circense). Das einzige Stück in seiner Art, das sich erhalten hat; Bruchstücke finden sich noch von drey andern; es hat die Höhe von fünfzehntehalb Fuß, in der Dicke zwey Fuß; bloß die Spitze ist ergänzt. An dem untern Theile geht eine Streif von erhobner Arbeit herum, mit fünf Figuren, die einen Bacchischen Tanz halten; aber sehr beschädigt und aus der spätern Zeit ist es; weiter hinauf sind zwey Paar Olivenkränze flach Relief, so vorgestellt, als hingen sie an Enden von durchgesteckten Querstangen; noch vier andre solche Köpfe scheinen gedient zu

haben, daß wirkliche Kränze daran aufgehängt waren. (Auf das Nähmliche lassen sich auch auf Tafel 35. die Löcher an der Säule deuten.) In der Mitte zwischen den Kränzen sieht man die Gestalt einer breiten Binde, an welcher ein Hirtenstab und eine Keule befestigt sind: Symbole von Lust- und Trauerspiel; Es ließ sich an den Circus der Flora und ihre Spiele denken; aber wir haben keine sichern Nachrichten von beiden. Sicherer ist es also zu glauben, daß diese Meta zu einer Villa der Reichen gehört habe. Daß auf der Spitze des Kegels eine eyförmige Kugel gestanden sey, glaubt Z. nicht, und hält das Vorgeben für irrig; es sey entstanden von den Puncten auf der Spitze an Vorstellungen der Meta auf Münzen; und man verwechsle die ova auf der Mittellinie, spina, im Circus, welche die Zahl der gemachten Wettrennen andeuteten, indem sie, eine nach der andern, weggenommen wurden.

XXXV. Ein Wagenwettrenner, auriga circense; in der Villa Albani; welches bereits Winkelmann u. A. ans Licht gestellt haben, und dergleichen noch einige andre bekannt gemacht sind; es ist ein Stück von einem Sarcophag. Der Panzer oder Wams aus Riemen muß seinen Nutzen gehabt haben, so wie das vorgesteckte krumme Messer, die Stränge in einem unglücklichen Falle zu durchschneiden; zumahl da sie den Zügel um den Leib gewunden hatten. Was der Auriga in der linken aufgehobnen (ergänzten) Hand hielt, sah Winkelmann für den Stiel der Peitsche an, Zoega glaubt, er habe den Siegeskranz gehalten; denn er ist als Sieger vorgestellt, nicht im Wettrennen selbst; zwey Genien halten den Helm, er selbst hat einen strickartig geflochtenen Kranz mit Schleifen um das beschorne Haar; in der Linken soll er die Zügel halten, welche ziemlich undeutlich sind. Das Werk ist aus den spätesten Zeiten Roms.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 4. Junius 1808.

Göttingen.

Bey Justus Fried. Dankwerts 1808: Ansichten des Rheinbundes. Briefe zweyer Staatsmänner. XII und 168 Seiten in Octav.

Wenn man hier nicht sowohl Ansichten findet, als vielmehr Aussichten; so liegt die Schuld nicht an den Verfassern dieser Briefe, die ihre Blicke wohl in die Zukunft richten mußten, da ihnen die Gegenwart wenig oder gar keine besondere Gegenstände der Beobachtung darbot. Der Bund ist immer noch im Anfang, und eine ernste Ansicht desselben muß sich in die Frage auflösen: was wird daraus werden? Man fürchte aber keine gemeinen politischen Prophezeihungen, obgleich eben darum die Verfasser, mehr als andere, den gewöhnlichen Prophetenlohn zu fürchten haben dürften: Sie haben eure Väter gesteiniget, also auch euch. — Die correspondirenden Staatsmänner sind ein Hofrath B. und ein Präsident M., jener in Diensten eines souverän gewordenen, dieser eines der Souveränetät unterwürfig gemachten Fürsten, beide, alte Freunde, und, wie es scheint, von

sehr gleicher Bildung und Geistesrichtung: wenigstens findet sich in ihren Ideen, Ausdrücken und Wendungen eine sonderbare Aehnlichkeit. Dazu kömmt noch der Herausgeber, gewiß ein Drillingsbruder der andern: woraus man aber nicht mit Unrecht schließen möchte, daß der Verfasser sich nicht Mühe genug gegeben habe, die Wahrscheinlichkeit seiner Dichtung durch Verschiedenheit der Schreibart zu unterstützen, wofür er indessen eher Dank, als Tadel verdient, weil der Leser bey dem Gegentheil schwerlich gewonnen haben würde. Denn vor den meisten politischen Schriften zeichnen diese Ansichten sich durch Schönheit und Lebhaftigkeit des Styls ganz vorzüglich aus. Rec. hat seit langer Zeit kein Werk dieser Art gelesen, das ihn schon dadurch so angezogen hätte; und sollte er auch die Art, zu sehen, mit dem Verf. nicht durchgehends theilen können: so würde er doch immer die Art der Darstellung als musterhaft empfehlen müssen. Schon allein in dieser Hinsicht wünscht er dem Verf. recht viele Leser, welche übrigens auch, unabhängig von desselben politischen Meinungen, hier manches gründlich gedachte und trefflich gesagte Wort des Trostes und der Ermunterung finden werden. Zum Beyspiel vorerst nur dieß eine aus der Vorrede: "Der Menschen und Völker Schicksal ruhet in der Götter Hand; sie vertheilen Glück und Unglück; aber das haben sie uns überlassen, im Unglück, wie im Glück, gleich ehrwürdig zu seyn. Wenn ein Volk Freyheit und Unabhängigkeit verloren hat; so ist schwer zu entscheiden, wie viel ihm selbst zur Last fällt? aber eigene Schuld ist es, wenn es den Zustand, den es nicht zu vermeiden gewußt hat, nicht so zu ertragen weiß, daß es der Mit- und Nachwelt Achtung verdient. Nur

mantia, Saguntus — wer möchte nicht lieber in diesen Städten mit besiegt seyn, als sie miterobert haben? Uns ist ein anderes Los gefallen; wir überleben. Uns geziemt, die Gegenwart zu ertragen, und die Zukunft zu erwarten, nicht mit verbundenen Augen oder künstlicher Täuschung, nicht mit leichtfertiger oder nichtswürdiger Gleichgültigkeit, nicht durch weibisches Verzagen oder kindische Spielereyen, nicht durch hohle Sentiments, oder große, aber bedeutungslose Werke, sondern durch Ruhe, Gleichmuth, Fassung, Besonnenheit und jene Stimmung der Seele, die, so lange Alles unsicher ist, Alles erwartet, und darum nichts fürchtet. Das ist gut, und ehrt vor Welt und Nachwelt. Durch männliches Thun haben unsere Väter Ruhm erlangt, durch männliches Dulden werden wir die Schande mindern". Wie übrigens alles seine Zeit hat; so auch das Thun, und das Dulden.

Daß des Menschen Herz ein trotzig und verzagt Ding ist, beweiset uns abermahls das Beyspiel dieses Hofraths B., der die Correspondenz mit einem hohen Jubel über den Rheinischen Bund eröffnet, und sie mit der fast trostlosen Aeusserung schließt: "Alles schwankt und zittert; wie wird es sich setzen? Es ist wahr, Manches, Alles mag anders werden, als wir denken; aber woher kommt uns die Hoffnung? Wer macht sie zur Gewißheit? Napoleon allein und die Fürsten Deutschlands können uns überzeugen. Ich wende vertrauungsvoll meinen Blick zu ihnen hinauf; — wann werden sie Erhörung winken"? Des Präsidenten Ansichten des Rheinbundes haben ihn überzeugt, und diese Ansichten treffen freylich fast nur die Schattenseite der neuen Lage der Dinge. Seinen Gesichtspunct deutet er selbst (S. 135) also an: "ich rede nur davon, was zu erwarten seyn möchte, wenn die

Bundesacte, so wie sie da ist, zum Recht erwüchse, und wie sie bisher durch einzelne Handlungen der Fürsten erklärt ist". In der Vorrede wird er etwas verschieden dargestellt, wenn der Herausgeber sagt: "Es kommt nicht darauf an, was man für den Augenblick aus der Urkunde macht; sondern darauf kommt es an, was man in der Zukunft daraus machen wird. Um dieses aber zu bestimmen, muß ihr Sinn ausgemittelt werden nach der menschlichen Natur und dem Wesen des Staats. Meinungen ändern sich, Formen verfallen, aber des Menschen Natur bleibt dieselbe, und das Wesen des Staats ist ewig". Daß der Rheinische Bund vorerst nur die Möglichkeit begründete, aus Deutschland etwas Anderes zu machen, als es bisher war, läßt sich nicht läugnen: ob etwas Besseres? muß allerdings die Zukunft lehren, und, was man von dieser Zukunft erwarten dürfe? nach Regeln der Wahrscheinlichkeit berechnen, ist in mehr als Einer Hinsicht ein lobenswerthes Unternehmen. Diese Regeln sind ohne Zweifel aus der menschlichen Natur und dem Wesen des Staats, aber in unmittelbarer Anwendung auf die Menschen und Staaten, die mit dem Rheinbunde in Berührung stehen, abzuleiten. Auch diese Art politischer Prophezeihung würde indessen nur geringen Werth haben, wenn sie nicht Resultate gäbe, welche die Fürsten und Völker belehren können, was sie jetzt und in Zukunft thun sollten und müßten; hier aber gerade treffen die von unsern beiden Staatsmännern hart getadelten Publicisten mit ihnen in Einem Punct zusammen, indem auch ihr Augenmerk darauf gerichtet ist, daß jetzt und in der Zukunft aus der Bundesurkunde nichts gemacht werde, was den ewigen Gesetzen des Rechts und der Wahrheit entgegen ist. Ein

neues Staatsgebäude aufführen auf einem unvollendeten und schwankenden Fundamente, ist freylich immer zweckwidrig. Aber sind denn Baurisse die Gebäude selbst? und sollten nicht die politischen und die juristischen Staatsmänner sich gegenseitig ihre Träume gönnen? Auch diese gehen ja von der Hypothese aus, daß die Bundesacte, wie sie da ist, zu Recht erwüchse: man erlaube ihnen doch, in diesem Zwischenzustande, "wo Alles schwankt und zittert", an dem Altare, dessen Priester sie sind, das heilige Feuer der Gerechtigkeit zu bewahren! Möchten nur alle um diesen Altar sich vereinigen; keiner durch Ehrgeitz oder Eigennutz sich verleiten lassen, falschen Göttern zu opfern! — Man kann bey der rein-politischen Ansicht des Rheinischen Bundes zwey Hauptfragen aufwerfen: was haben wir verloren? was gewonnen? und hier wieder: was haben wir an Wirklichkeit, was an Hoffnungen gewonnen? — Die erste Frage wird in den vorliegenden Briefen nur kurz berührt, und nur in Beziehung auf die in Folge des Rheinbundes aufgelösete Reichsverfassung, von welcher mit Recht behauptet wird, daß nicht an ihr, sondern an den Menschen in ihr die Schuld lag, wenn die Einheit, die sie gebot, und mit ihr äussere Sicherheit und Achtung unter den Nationen, verloren ging; daß sie, erhalten in ihrem wahren ursprünglichen Geiste, alles gewähren konnte, was man von dem neuen Bunde erst erwarten muß. "Waren wir nicht, dem Geiste der Verfassung nach, — vereinigt zu gemeinsamer Vertheidigung ꝛc.? Hatten wir nicht einen Kaiser? nicht Reichstage? nicht Ein gemeinsames Vaterland? Warum sind wir denn, wir, diese große, kräftige Nation, so schwach geworden und erbärmlich? Darum, weil wir von dem ursprünglichen

Geiste unserer Verfassung abgewichen waren; weil unsere Fürsten lieber eigene Herren, als beschränkte Mitglieder der Deutschen Verbindung seyn wollten" u. s. w. Das alles ist zwar schon oft genug gesagt; aber vielleicht nie so freymüthig und stark. "Der Geist der Verfassung", heißt es weiter, "war nicht gealtert . . . . . sondern wir waren gealtert, Fürsten und Volk; und weil wir die Glieder nicht mehr rühren konnten oder mochten; so schrieben wir (weil das Geständniß eigener Erbärmlichkeit das schmerzlichste von Allem ist) die Schuld der Verfassung zu". Wie viel oder wie wenig nun auch nach veränderter Form des Staats von uns zu hoffen seyn möge, wird gleich vorläufig angedeutet: "Es sind dieselben Fürsten, es ist dasselbe Volk, welches den Geist in den Formen hat untergehen, welches Deutschland hat untergehen lassen! Ich will das Beßte hoffen. Wir sind belehrt durch eine große Erfahrung; ich will glauben, daß wir geneigt geworden sind, sie zu benutzen, wiewohl ich mich durch das Studium der Geschichte überzeugt habe, daß die Menschen selten oder nie im Großen ihr eigenes Unglück zu benutzen wissen". — Von dem Gewinn an wirklich Gutem will unser Briefsteller (es ist immer der Präsident M., der das Hauptwort führt) noch zur Zeit wenig wissen. "In den einzelnen Staaten", sagt er, "ist allerdings Manches geschehen, worüber man sich zu freuen hat, und es ist geschehen zufolge des Bundes. Aber haben Sie erfahren, daß viel Bundesmäßiges geschehen sey? So viel ich mich umsehe: es gibt Bundesstaaten, aber in Deutschland suche ich den Bund umsonst. . . . . . So weit ein Ungeweihter . . . . urtheilen kann, möchte man fast glauben, der alte blinde Trieb Deutscher Fürsten und Völker, sich

abzusondern von der Deutschen Einheit, sey durch die Verbindung mit Frankreich erst zum Bewußtseyn gekommen, und verfahre jetzt planmäßig". Der Gewinn an Hoffnungen, zu denen die Bundesurkunde berechtigen könnte, soll aus der Beantwortung der Fragen: wer hat den Bund geschlossen? wie ist er geschlossen? sich ergeben. Das Wesentliche, was zur Beantwortung der ersten Frage gesagt wird, besteht in Folgendem: Der Monarch eines fremden Staats hat mit den Regenten anderer Staaten eine Uebereinkunft abgeschlossen, durch welche diese Staaten einmahl unter sich vereinigt, und zweytens, also vereinigt, in eine Allianz mit Ihm getreten sind. Von der ersten Verbindung ist Er Protector; von der zweyten, Mitglied. Das zweyte Glied der Verbindung bilden die Deutschen Könige, Churfürsten, Herzoge, Fürsten und Grafen, welche den Bund geschlossen haben. Dieses ist von ihnen einseitig geschehen: so haben sie die alte Verbindung mit Kaiser und Reich aufgehoben, so die neue ohne Zuthun ihrer Völker geschlossen. (Es wäre zu weitläufig, sich hier über das zu äussern, was in letzterer Hinsicht besonders von dem Verf. bemerkt worden ist. Nur wollen wir auf die wahrscheinliche Entstehungsart des Bundes aufmerksam machen, von welcher in den vorliegenden Briefen erst beynahe am Schlusse derselben die Rede ist, und nach welcher man wohl wird annehmen dürfen, daß nicht die Deutschen Fürsten es waren, welche über sich oder Andere nach ihrem Ermessen verfügten.) Nur zwischen den Bundesfürsten und Napoleon findet ein Verhältniß Statt. Jene haben sich für souverän erklärt, und die Souveränetät ist ihnen zugestanden; es sind also die Fürsten souverän, nicht die Völker. Zwischen diesen

und dem Protector findet kein rechtliches Verhältniß Statt, die Mediatisirten etwa ausgenommen. Was konnte nun von diesen Compaciscenten beschlossen werden, und wie muß das, was beschlossen ist, in dieser Beziehung erklärt werden? Das erste Glied der Verbindung ist der Monarch eines fremden Staats, dessen Absichten nicht nach seinen individuellen Gesinnungen, sondern nach seinem Verhältniß zu dem Staate, den er regiert, zu beurtheilen sind. Nun liegt es aber in der Natur eines jeden Staats, daß er nach völliger äusserer Unabhängigkeit streben muß, und wenn dieser Zweck durch gleiche Vertheilung der Macht unter mehrere Staaten erreicht wird; so entsteht ein Gleichgewicht, dessen Idee ganz der Vernunft gemäß ist. Bildet sich aber ein übermächtiger Staat; so wird er, nach der alten Eroberersitte, die minder mächtigen Staaten sich einverleiben, oder er wird, nach der modernen Politik, kleinere Staaten neben sich bestehen lassen, sie aber so schwach und klein machen, daß er von ihnen nichts zu fürchten hat, und sie durch Bündnisse so in Schutz nehmen, daß er immer die ihnen übrig gelassenen Kräfte zu seinen Zwecken gebrauchen kann. Hiervon nun wird die Anwendung auf die jetzige Lage Deutschlands gemacht, nach einer vorgängigen lesenswerthen Uebersicht der andern Europäischen Staaten. — Wenn man nun auch gegen des Verf. Theorie im Allgemeinen, nach den Erscheinungen, welche die Geschichte aller Zeiten und aller Völker uns vorhält, wenig einzuwenden haben dürfte; so scheinen doch bey deren Anwendung auf die jetzige Lage der Dinge die Eigenthümlichkeiten unserer Zeit nicht genug beachtet zu seyn. Das große Genie, welches die Idee des Europäischen Föderativ-Systems erzeugt hat, und

schon so weit in deren Ausführung fortgeschritten ist, wird gewiß die Pflichten eines Monarchen Frankreichs und eines Hauptes des riesenhaften Bundes, dessen Dauer nur durch wesentliche Vortheile aller verbündeten Staaten garantirt werden kann, zu vereinigen wissen. Der Rheinische Bund ist, auch in seiner jetzigen Ausdehnung, nur ein kleiner Theil jenes Föderativ-Systems, aber allerdings ganz dazu geeignet, aus Deutschland ein möglichst festes Bollwerk für Frankreich gegen die östlichen Staaten zu machen, und schon in dieser Hinsicht stehen beide in einem engern Verhältniß, das auch durch das Protectorat befestigt ist. Auf dieses besondere Verhältniß wird nun, in Verbindung mit den vorausgeschickten allgemeinen politischen Erörterungen, die Erklärung der Bundesacte, was ihren völkerrechtlichen Theil betrifft, und die Wahrscheinlichkeit, wie Frankreich sie erklären und anwenden wird, gebauet. In staatsrechtlicher Hinsicht, in Beziehung auf die Bundesfürsten zu ihren Völkern, wird angenommen, daß jene nur souverän geworden seyen gegen diese, sonst überall nicht — eine Ansicht, der Rec. nicht beystimmen kann, obgleich der Verf. in derselben allein Trost zu finden glaubt, weil er daraus die Verbindlichkeit der jetzt regierenden Fürsten ableiten will, ihre Unterthanen gegen Willkühr durch eine bestimmte und feste Constitution zu sichern. Die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel für beide kann man schon um deßwillen nicht in Abrede stellen, weil bey den neuen souveränen Regierungen die Meinung, der Fürst sey an seine ältern positiven Pflichten nicht mehr gebunden, wenn gleich nicht allgemein, doch größten Theils, angenommen zu seyn scheint. So wenig daher auch Rec. mit der allgemeinen Ansicht des Verfassers in diesem Puncte

übereinstimmen kann: so sehr muß er dennoch wünschen, daß das, was hier, insonderheit S. 131 f., so schön und kräftig gesagt wird, zum Wohl der Fürsten und Völker recht möge beherziget werden. Die zweyte Frage: wie ist der Bund geschlossen: kann, so lange eine diplomatische Geschichte seines Ursprunges fehlt, nicht mit Zuverlässigkeit beantwortet werden, und allerdings entbehren wir in der Hinsicht ein sehr bedeutendes Erklärungsmittel. Doch helfen die Umstände, unter denen er geschlossen ist, einiger Maßen aus, und der Verf. scheint in der Beantwortung jener Frage der Wahrheit sehr nahe zu kommen.

Rec. zweifelt nicht, daß der größere Theil des Publicums diese Briefe mit Interesse lesen wird. Er hat aber schon einige Mahl bemerkt, daß der Vf. wohl bisweilen seine Gegenstände zu schwarz sieht, und wie leicht kann darauf eine in manchen Verhältnissen sehr natürliche Unzufriedenheit mit den vorgegangenen Veränderungen und ihren Folgen Einfluß gehabt haben? Man vergleiche nur das offenherzige Bekenntniß des Präsidenten S. 21 f. Man lasse sich daher ja nicht zu übertriebenen Besorgnissen verleiten, und gebe die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht auf, die so wohlthätig uns die Gegenwart tragen hilft! Auch der Verf. dieser Briefe kann sie noch nicht aufgeben, das verzweiflungsvolle Einschließen in sich selbst, die Resignation auf das, was wir in uns sind, und das uns keine Macht entreissen kann, noch nicht für die einzige Zuflucht gehalten haben: sonst hätte er die Bekanntmachung derselben, von ihrer Unwirksamkeit zum voraus überzeugt, gänzlich unterlassen müssen.

Metz.

L'Appréciation du monde. Ouvrage traduit de l'Hébreu, par *Michel Berr*, Avocat, Associé-

Correspondant de la Société académique des Sciences de Paris, de la Société — de Nancy u. a. Avec une préface du traducteur. 1808. Octav 49 S. In der Vorrede gibt der Verf. der Uebersetzung selbst eine mit geläuterter Einsicht, Geschmack und Urtheil, abgefaßte Uebersicht von dem Werkchen und von der Richtung seiner Uebersetzung. Er war in dem großen Sanhedrin der Israeliten Secretär, und hatte sich schon früher durch den Appel à la justice des nations et des Rois bekannt gemacht. Das Werkchen selbst enthält Betrachtungen, wie sie wohl von Millionen Sterblichen aller Zeiten und Völker sind angestellt worden, so bald sie sich zum Nachdenken über sich und das, was ausser ihnen ist, erhoben hatten; das anscheinende Mißverhältniß in dem Menschen selbst, das Große und das Erniedrigende, das Vergängliche, Eitle, Leere, alles Irdischen, und der menschlichen Größe insbesondre; natürliche Folgen von dem unrichtig bestimmten Standpunct, auf den sich der Mensch stellt oder gestellt zu seyn glaubt; bald zu hoch, bald zu niedrig; die Kräfte und der durch seine Lage vorgezeichnete Spielraum derselben. Hiezu kamen, die düstern Betrachtungen der Einsiedler, der Klöster, der Bonzen; die Klagen der Kranken, und des ganzen Heeres der Trübsinnigen, Unglücklichen und Leidenden über alles das Elend und die Quellen desselben. Betrachtungen dieser Art sind in allen Farben, Bildern, Richtungen und Wendungen endlos gemacht worden, von Weisen und Unweisen, Philosophen, Heiligen u. Laien alle Zeitalter herunter bis auf den Verf. der leidenden Menschheit. In einem eignen Ton sind sie in den heil. Schriften des Volks Gottes vorgetragen, in Hiob, Psalmen, unter dem Nahmen Salomo's und von Propheten; hier, muß man gestehen, machen sie ganz eigne Eindrücke durch eine Art des Ausdrucks u. der Behandlung, die so viel altes, ehrwürdiges, feyer-

liches Orientalisches hat, und in fremden Bildern, fremden Schwüngen der Phantasie und eignem Rednerschmuck sich auszeichnet. — In dem ähnlichen Ton hat ein Hebräer zu Barcelona gegen das Ende vom 13. Jahrh., Bedraschi, benannt Rabbi Jacob oder Rabbi Jedaja (den ersten Nahmen erklärt Wolf in seiner Bibliotheca hebraea für unrichtig), ein Werk hinterlassen, Beschinas olam, Schätzung oder Würdigung der Welt, eigentlich von der Eitelkeit des Irdischen, und von dem Streben nach dem Reiche Gottes: von welchem, wie in ascetischen Büchern gewöhnlich ist, der Begriff in Anbeten u. Anschauen, in Betrachtung u. Meditation der Größe, Macht u. Güte Gottes, aufgestellt ist; ein künftiger seliger Aufenthalt, wenn die Seele von der irdischen Hülle befreyet seyn wird, eine ewige Glückseligkeit mit den Frommen im Anschauen u. Anbeten s. w. (S. 34, 35, 39). Also gesunde Gedanken von Unsterblichkeit des Geistes, aus dem Zeitalter des Israeliten unerwartet, erfreuen. Das Original ist von Buxtorf in seiner Rabbinischen Bibliothek angeführt und gedruckt zu Krakau 1591, und seitdem oft anderwärts (man hat auch den Text mit Latein. Uebersetzung, Examen mundi, von Uchtmann, Leiden 1650 u. 1668, s. Wolf, welcher überhaupt von dem Verfasser u. seinen Schriften ausführlichere Nachricht gibt S. 401 f.). Bestimmtheit und Richtigkeit der Begriffe und Vorstellungen muß man in jenem Zeitalter nicht erwarten; aber wohl gewisse Eigenheiten, den Geist des Zeitalters (z. B. S. 21, 22, vom Gestirneneinfluß) und die damahligen Kenntnisse; auf der andern Seite zieht es sehr an sich durch die Mischung rhetorischer u. poetischer Darstellung von moralisch, theologisch und philosophischen Gedanken und Empfindungen, oft zwar mit Wiederhohlungen, mit ascetischen Ejaculationen, spielendem Witz, aber auch

mit Kraft und Lebendigkeit, einige auch mit Erhabenheit, wie S. 16 f., S. 47. Die Betrachtungen sind in Kapitel getheilt; der Uebersetzer zeigt an, daß er das 10. und 11. zusammengezogen habe (dieß hätte auch mit 2. u. 3. geschehen können), und daß jenes Stück, bereits vor ihm übersetzt, auch in den Mendelsonschen Schriften ans Licht gestellt ist.

Daß die Schrift für eine unsrer Zeit und Geschmack anpassende Uebersetzung große Schwierigkeiten darbieten mußte, kann man sich bey einigem Nachdenken leicht vorstellen; noch besser begreift man sie aus dem, was der Uebersetzer in der Vorrede selbst anführt. Er hat sie gleichwohl großen Theils glücklich überwunden, und hierin einen gewandten, scharfsinnigen Geist, mit vielseitiger Fassungskraft und Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, bewiesen. Wir wollen noch die eigne Angabe des Werths der Schrift vom Uebersetzer selbst hersetzen: L'àppréciateur du monde renferme des longueurs, quelques idées fausses, et avec cela un très grand nombre de beautés remarquables et même extraordinaires; il y regne plus d'imagination que de raison et de connoissances positives, plus de sensibilité que de gout; ce qui le distingue surtout, c'est un alliage unique entre l'esprit metaphysique et profond, caractérique du siècle scientifico-littéraire des Arabes — et le style oriental et poétique — des Juifs s. w. Er gedachte noch Anmerkungen beyzufügen, welche er aber auf künftige Zeit auszusetzen sich bewogen gefunden hat. Uebrigens wünschen wir die Erwartung des Uebersetzers in Erfüllung gehen zu sehen, daß wohlunterrichtete Leser, Freunde der Sprachen u. Geschichte, sich werden angezogen fühlen, durch eine wenig bekannte Gattung der Literatur, und durch religiöse und philosophische Meinungen eines merkwürdigen Zeitalters.

Paris.

Essay sur la Fièvre jaune des Antilles, par *J. Garnier*, Docteur en Médecine, Médecin de S. M. le Roi de Westphalie. 1807. Chés Didot le jeune. Der Vf. spricht als Augenzeuge von den Verheerungen, die diese Krankheit verursacht. Er hat sie in Martinique beobachtet, und verschiedne Mahl glücklich behandelt. Unter andern hat er das Glück gehabt, unsers jetzigen Königes Majestät von dieser fürchterlichen Krankheit herzustellen.

Ihm scheint es, daß der Charakter der Krankheit anfänglich in einem gereitzten und entzündlichen Zustande, vorzüglich der Verdauungseingeweide, besteht, der schnell in Brand und Fäulniß übergeht. Dieß beweisen folgende Umstände.

Die Krankheit entsteht vorzüglich in heissen Climaten, und gemeiniglich in der heissen Jahrszeit. Sie befällt am häufigsten Europäer, die vor kurzem angekommen sind, und unter diesen gewöhnlich junge starke Mannspersonen, die an eine starke, nahrhafte und geistreiche Diät, und an eine geschäftige Lebensart in freyer Luft gewöhnt sind; solche, die aus nördlichen Gegenden kommen; selten alte Leute, und Weibspersonen; nie Kinder.

Auch die Zufälle im ersten Zeitraume der Krankheit beweisen es, daß ihr Anfang inflammatorischer sthenischer Art ist. Sie befällt die gesundesten und blühendsten Menschen gemeiniglich plötzlich, mit Kopfweh in der Stirn und den Schläfen, rothen thränenden Augen, trockner Hitze, hartem, schnellem, lebhaftem Pulse, Schmerzen in der Magen- und Lendengegend, die sogar bey einer äussern Berührung zunehmen; Uebelkeiten, ja Erbrechen u. s. w. Freylich dauert dieser Zeitraum nur 12—18, selten 24 Stunden. Alsdann ändert sich der ganze Charakter

der Krankheit. Die Kräfte sinken plötzlich; der Puls wird schwach; der Kranke verfällt in einen betäubten, schlafsüchtigen Zustand; die Oberfläche des Körpers wird dunkelgelb, mit untermischten schwarzen Flecken; die Zunge wird schwarz und trocken; der Kranke bricht eine schwarze Materie, wie Kaffeesatz, aus; es entstehen Blutungen u. s. w. Das Zeichen eines unvermeidlichen Todes ist Verhaltung des Urins.

In den Leichnamen der Verstorbnen findet man gemeiniglich die äussere Oberfläche der Därme entzündet, die innere Oberfläche derselben und des Magens voll brandiger Flecken, die Milz hart und dunkelblau; wodurch die Meinung des Verf. von dem ursprünglichen Charakter der Krankheit gleichfalls bestätigt zu werden scheint.

Der Hauptbeweis liegt in dem Erfolg der bisher angewandten Kurmethoden. Keine Behandlungsart ist mit einem unglücklichern Erfolge angewandt worden, als die incitirende; denn auch in den Antillen gab es Brownianer; da hingegen die Kurmethode, die der Verf. vorschlägt, in allen Fällen, wo er sie anwendete, mit glücklichem Erfolge angewendet wurde.

Seine Absicht ist bloß, Reiz und Entzündung in den Präcordien zu mindern und zu heben. Die Mittel, wodurch er dieß zu bewerkstelligen sucht, sind lauwarme Bäder, und häufiges wässeriges, säuerliches, besänftigendes Getränke. Wenn aber diese Mittel helfen sollen, müssen sie sogleich im Anfange der Krankheit, bey der Erscheinung der ersten Zufälle, angewendet werden, so daß sie mehr als Vorbauungsmittel, als als Heilmittel der Krankheit zu betrachten sind. Hat die Krankheit den zweyten Zeitraum erreicht, so ist der Kranke selten zu retten.

Alles aber kömmt darauf an, daß das lauwarme Bad lange genug, das ist, so lange fortgesetzt wird, bis die Zufälle der Reizung verschwinden, und jedesmahl wiederhohlt wird, wenn diese Zufälle wieder erscheinen. Ein Kranker saß 17 Stunden; der Verf., der die Krankheit selbst überstanden hat, saß 9 Stunden im Bade.

Aderlässe sind überhaupt nicht zu empfehlen, ausgenommen wenn der Puls sehr voll und hart ist; dieß ist er aber selten. Indessen erzählt der Verf. die Geschichte eines Kranken, welcher glücklich hergestellt wurde, nachdem man ihm zwey Mahl zur Ader gelassen hatte. Ein anderer wurde auch gerettet, dem man ein Spanisches Fliegenpflaster auf den Magen gelegt hatte.

Bey unseres Königes Majestät hatte die Krankheit schon 12 Stunden gedauert, als das erste Bad, in welchem er 3 Stunden saß, angewendet werden konnte, und der Krankheit sogleich eine gute Wendung gab.

Der Verf. bedauert, daß er durch seine Abreise von Martinique gehindert wurde, mehrere Erfahrungen zu machen. Uebrigens gibt er gern zu, daß die Krankheit verschiedener Modificationen fähig ist, und daß sie vielleicht in America nicht ganz so erscheint, wie er sie in den Antillen gesehen hat. — Ansteckend ist sie höchst wahrscheinlich nicht. Kranke, welche in Hospitälern nahe an dergleichen Patienten lagen, die sogar in das Bette gelegt wurden, in welchem Kranke am gelben Fieber kurz vorher gestorben waren; Personen, die sich sehr viel mit dergleichen Kranken zu schaffen machten, sie pflegten, wurden nicht von der Krankheit ergriffen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 6. Junius 1808.

Rom.

Wir gaben in unsern Blättern vor einigen Jahren eine Anzeige von einer vorzüglich lehrreichen antiquarischen Schrift eines geistreichen Schriftstellers, des Hrn. von Bonstetten, 1804 168. St. S. 1665 — 1675, Voyage sur la Scène des six derniers Livres de l'Enéide (der Verfasser ist eben der, von welchem im vorigen Jahre, Recherches sur la nature et les loix de l'imagination G. g. A. 1807 S. 1593 angezeigt worden). Der Recensent von jener Schrift hatte einige Bedenklichkeiten über einen und andern Umstand, der darin vorkömmt, gemacht. Weit entfernt von der gewöhnlichen Empfindlichkeit der Gelehrten, jede Erinnerung, welche an ihren Schriften gemacht wird, hoch übel aufzunehmen: ließ Hr. von Bonstetten durch einen gemeinschaftlichen Freund im Anfange dieses Jahres den Recensenten von seinem Voyage ersuchen, ihm über jene Zweifel nähere Erläuterungen und neue Fragen über den classischen Boden Virgils mitzutheilen: er sey, bey seinem jetzigen Aufenthalte in Rom, im Stande, neue Nachrichten zu geben; indem er Bekanntschaft mit dem

Prinzen Chigi, Besitzer von Castel Fusano und von dem Boden, von welchem Virgil spricht, so wie er auch Besitzer von Veji ist, errichtet; von ihm sey er zu einer Partie nach Laurentum eingeladen, wo der Prinz auf der Stelle der Villa des Plinius nachgraben läßt; folglich in der Nähe von Ostia und andern alten Plätzen, von denen sich vielleicht noch Spuren in den Local-Benennungen des Bodens dürften errathen lassen; den Leipziger Virgil mit seinen Excursen über diese Gegenstände zu Aeneis VII. IX. habe er nicht zur Hand.

Es läßt sich leicht denken, wie angenehm dem Recensenten diese humane Aufforderung, und die Aussicht, besser unterrichtet zu werden, seyn mußte. Er beantwortete also in einem Schreiben die Hauptgegenstände, die nur durch Ansichten des Bodens selbst bestimmt werden können, insonderheit über das Lager des Aeneas, und den Marsch und Angriff auf Laurentum; wie sehr wird es ihn freuen, wenn er einst in einer neuen Ausgabe von Voyage sur la Scène de l'Enéide sich des Bessern belehrt sehen wird! Für erst gleich erhielt er von dem würdigen Mann einige Notizen und Bemerkungen, welche, ausgezogen und ins Deutsche übersetzt, dem Publicum in einem gelehrten Blatte mitzutheilen der Rec. keinen Anstand nimmt, da er der Denkungsart des edlen v. B. gesichert ist. Sie beziehen sich theils auf die oben gedachten Excurse, theils auf die oben angeführte Anzeige von 1804, und die ihm handschriftlich zugeschickten Zweifel. Den Liebhabern des classischen Alterthums können sie nicht anders als angenehm seyn.

"Im Virgil Aen. IX, 239. — *locum insidiis conspeximus ipsi* qui patet in *bivio* portae quae proxima ponto (vergl. G. g. A. 1804 S. 1670.) 1. Von diesem bivium ging der eine nach der Verschanzung der Flotte, V. 70. *classem aggeribus saeptam circum*

et fluvialibus undis, und der andre (nordostwärts) längs dem See (*lac marais. lacus*, qui post Albae de nomine dicti Albani V. 387.) hin nach Laurentum und Rom s. w.! Sie hatten (Nisus und Euryalus) die Wahl, längs dem Ufer des Flusses, und dann, längs dem Meere hin zu gehen, um, wo möglich, das feindliche Lager zu umgehen, oder den Weg durch das Lager selbst zu nehmen: *hac iter est*, spricht Euryalus V. 324., und nicht längs dem Fluß und dem Meere".

2. "Die ältesten aller Handschriften lesen IX, 387. *locos* statt *lacus*; Nun lese ich im Plinius, daß in der alten Sprache *loci* ein Feld, ein Stück Land, bedeutete, woher locuples, loci plenus, einen reichen Gutsbesitzer bedeutet (Plin. XVIII, 3.). *Tum rex stabula alta Latinus habebat* (388.) bedeutet so viel, als, es war eine Länderey des Königes (une ferme). Die Lage von Alba erlaubt keinen Getreidebau; es hatte seine Aecker in der Ebene und in seinem alten Gebiete. Will man lacus lesen, so muß man einen kleinen See darunter verstehen, der ganz nahe ist, und auch an die Länderey des Latinus stieß. Nisus konnte noch nicht so weit gelaufen seyn, indem er wieder umkehrte; er hoffte den Euryalus zu erblicken: V. 388. *ut stetit et frustra absentem* respexit amicum — audit equos: er mußte also ganz nahe seyn: Euryalus war zurückgeblieben: Euryalum tenebrae ramorum onerosaque praeda impediunt V. 384. Nisus konnte also noch nicht sehr weit gelaufen seyn".

3. "Ueber die Lage von Laurentum habe ich nicht den mindesten Zweifel, seitdem ich die Freude hatte, im Strabo genau eben die Stelle anzutreffen, die ihr Virgil und die Ansicht der Gegenden selbst anweiset (Strabo V, S. 232 ed. Lips. To. II. p. 159). Die alten Interpreten lasen also und sahen schlecht" (s. Excurs. III. ad lib. VII.).

4. "Hr. Schlegel hat gesagt, oder irgendwo drucken lassen, daß Trasfusina di Picchi einer Familie

Piechi angehöre; allein der Prinz Chigi, der Eigenthümer des Orts, ein sehr gelehrter und aufgeklärter Herr, hat ihm versichert, daß es keine Familie Piechi gebe. Also stehet meine Vermuthung fest".

5. "Im 198. Vers *tumulo* videor reperire *sub* illo posse viam ad moenia Pallantea: ist das *sub tumulo* zwischen Monte Decimo und der Tiber: sub *illo* tumulo, den er vor sich liegen sah; es läßt sich der Weg nach Rom gar nicht anders zeigen und bezeichnen" (vergl. G. g. A. 1804 S. 1670).

6. "Lage des Lagers des Aeneas. Der Fluß bog sich rechter Hand ein wenig; der See lag weiter hinauf, nur ein wenig links hin, so daß der größere Theil desselben eine Schutzwehr gegen Turnus ausmachte. Noch jetzt, des vom Strom abgesetzten Schlammes, der zu festem Boden geworden ist, und des Schuttes von einem ehemahligen starken Anbau der Gegend, ungeachtet, kann man nach Ostia (von Norden her) nicht kommen, als über eine sehr lange alte Brücke mit niedrigen Bögen". — (Denkt man sich die Gegend nach der Ankunft der Schiffe von der See her, wo sie in die Tiber einlaufen, so errichten die Troer nicht weit über dem Ausfluß am östlichen Ufer, also rechter Hand des Stroms, im Winkel zwischen dem Ausfluß und dem Meere, eine Verschanzung zur Bedeckung ihrer Schiffe, und über derselben schlagen sie das Lager längs dem Strom hin, auf; nordwärts am obern Ende stößt es an einen morastigen See, auf der Westseite an die Tiber. In dem Bezirke des Lagers liegt das heutige Ostia (vergl. G. g. A. 1804 S. 1669). Von Ostia haben wir eben daselbst S. 1049, 50, ähnliche Nachrichten vom Hrn. de Vivere, erwähnt, und schon früher, 1803 S. 1905, aus Fea Relaz. di un Viaggio ad Ostia e Laurento. von welchem wir auch eine schöne Karte vom alten und neuen Ostia mit der Gegend von 1804

in Händen haben. Da, wo die Verschanzung der Schiffe sich an das Lager anschloß, war ein Thor ins Lager angebracht, mit zwey Wegen landeinwärts, von denen der eine unterwärts an dem Meere hin, ostwärts nach Laurentum zu, gehen mußte, der andre weiter nordwärts nach der Spitze des morastigen Sees zu. Dieses Thor nennt Hr. v. B. die porta in bivio; es ist das bivium portae, quae proxima ponto V. 238., auf welcher Seite die Rutuler, die von dieser Seite das Lager der Troer einschlossen, schlechte Wache hielten, so daß Nisus und Euryalus durchbrechen zu können hofften, 236 f. Hr. v. B. nimmt die andre Ansicht, vom Innern des Landes her nach der See zu, und so läuft ihm die Tiber rechter Hand in das Meer. Also ist ihm das linke Ufer der Tiber, die östliche Seite, mit dem Lager der Troer und Latium.)

7. "Erzählung von dem Defilé und dem Hinterhalt des Turnus (lib. XI. XII.); sie wird deutlicher auf der Stelle. Der Prinz Chigi hat ein herrliches Gefäß mit Basrelief in der Villa von Plinius gefunden, und das Bildniß einer reitzenden geistreichen Person auf Marmor mit Wachs gemahlt (le portrait d'une personne charmante et spirituelle en marbre mais peint en cire). Er wird seine Ausgrabungen an der Stelle fortsetzen".

"Was ich nicht begreifen kann, ist der Angriff, welchen Pallas mit seiner Reuterey macht (lib. X, 362 f. bey der Landung der Troer, welche den Turnus zwingen, die Belagerung des verschanzten Lagers aufzuheben, V. 285 f.). Alles ist mir hier dunkel; vielleicht rechtfertigt das Local die Bewegungen der Völker des Aeneas, die sie vor dem Angriff von Laurentum machten".

"Noch jetzt ist zu Velletri eine porta fura oder furia, so genannt, weil Camillus ehemahls die Stadt

an dieser Seite angegriffen und erobert hatte; sie stehet auf einem jähe abhängigen Boden; man erzählte mir zu Velletri, daß bey einem Rechtshandel, welchen die Stadt Lariccia mit der Stadt Ardea hatte, wegen eines mitten zwischen beiden liegenden Stück Landes, erwiesen worden sey, daß dasselbe ehemahls zu Corioli gehört habe".

"Der liebenswürdige Erzbischof von Tarent besitzt eine schöne Griechische Medaille mit einem Pferde, das ein Genius bekränzt; es hebt den einen Vorderfuß auf. Vor ihm steht ein junger Mensch, mit einem Gefäß, in welchem er den vom Huf erregten Staub aufzufassen scheint. Der Prälat glaubt hier die Stelle im Horaz nach dem buchstäblichen Sinne annehmen zu können: sunt quos curriculo *pulverem Olympicum collegisse* juvat: und findet eine kleine Ironie in der Gegenstellung *pulverem* und *evehit ad deos*".

"Eben dieser Prälat versicherte auch, bey Veranlassung des Monte Testaceo zu Rom, daß zu Tarent (Tarĕnte spricht man es dort aus) ein Hügel sich findet, welcher ganz aus aufgehäuften Schalen vom Murex bestehet, die man zur Zubereitung des Purpurs dort gebraucht hatte".

Wir fürchten nicht, daß es dem edeln Mann mißfallen kann, wenn wir aus dem frühern Schreiben noch Einiges ausziehen und beybringen. Einem so aufgeklärten Geist, der über den kleinlichen Eigendünkel weit erhaben ist, kann Mittheilung von seinen Nachrichten durch einen Dritten nicht entgegen seyn, weil sie Belehrung von Andern zur Absicht hat. "Von Albano aus habe ich verschiedne Seitenreisen nach Cori, Nettuno, Ardea und endlich nach Neapel gemacht. Wie viel Städte gibt es hier, die ganz in Verfall gerathen! wo man nicht mehr wieder aufbauet! fast alle Städte in Latium sind in diesem Falle; und mit ihnen ein noch größerer Umkreis in Neapel;

und bald wird das neue Rom mit den Ruinen des neunzehnten Jahrhunderts die Ruinen des ersten Jahrhunderts bedecken, et novus rerum nascitur ordo — Aber weit ärger noch sind les ruines morales et intellectuelles. — Dessen ungeachtet, bey der Beraubung seiner Zierde und bey einem allgemeinen Elend Roms, gehen die schönen Künste vorwärts. Canova ist gewiß der Phidias der Neuern. Es gibt Deutsche Künstler, z. B. **Wagner**; Dänische (Lund. Weis) und Italiänische, die sich sehr auszeichnen. Camuccini wird von der Nachwelt unter die großen Mahler gerechnet werden. Es halten sich hier zwey Americaner auf, die sich sehr hervorthun, einer davon ist Olston, Enkel von Washington, ein Mann von Vermögen, und ein guter Künstler: dieser hat mich versichert, daß, im Verhältniß des jungen Alters der vereinigten Staaten, die schönen Künste in America mehr geschätzt und betrieben werden, als in Europa. — Es ist hier ein trefflicher junger Mann angekommen; Mit dem Homer und Pausanias in der Hand, hat er eine Reise von zwey Jahren in Griechenland gemacht, und an, ich glaube, 500 Aussichten mitgebracht, die durch die Camera obscura verfertigt sind; er hat mit Hülfe des Pausanias verschiedne Städte u. Alterthümer aufgefunden. Hat man seine colorirten Zeichnungen in der Hand, so glaubt man, man reiset durch alle die Gegenden; Attika und der Peloponnes sind mir bereits so gut bekannt, als Genf. — Die dortigen Hindernisse (in Griechenland), welche das Nachgraben verbieten, sind eine Wohlthat für die Nachwelt; diese wird vielleicht einst in Griechenland mehr Statuen finden, als in Europa sich erhalten haben". —

Eben daselbst.

Bassirilievi antichi di Roma — da *Zoega* — (s. vorhin S. 879 u. 886). XXXVI. Mann und Frau

am Tische, conjugi a mensa. Z. klagt wieder hier über die Flüchtigkeit Winkelmann's in Anführung und Beschreibung alter Denkmähler. (Freylich riß ihn sein feuriges, auch wohl heftiges, Streben zuweilen hin.) Das Relief enthält einen ähnlichen Gegenstand, als das von Z. bereits tav. XI. vorgestellte und erklärte (Eine häusliche Ansicht, oben G. g. A. S. 319, Mann und Frau, und zur Seite ein Pferd). Das gegenwärtige, in Villa Albani, ist wieder: Mann u. Frau an der Tafel; hinter der Frau oben ein Pferdekopf aus einem Fenster; unten vier weibl. Figuren: diese sind kleiner, als die sitzenden beiden, Herr u. Frau, sind; und also sind es Sklavinnen zur Aufwartung: eine solche Verschiedenheit der Größe ist auch anderwärts bemerkt worden; gemeiniglich nur auf Griech. Relief; hier offenbar auch auf einem Römischen. Das Pferd aber steht anderwärts zur Seite (so daß es also hier durch den Kopf nur angedeutet zu seyn scheint, ohne daß man eben ein Fenster im Stall denken muß; solche Andeutungen durch Haupttheile erlauben sich die Künstler auch auf geschnittnen Steinen, auch wohl auf gemahlten Vasen). Winkelmann hatte in seinen Monim. ined. pl. 20. eben dieses Relief mit jenem andern (tav. XI.) ans Licht gestellt pl. 19., und es irrig für eines und dasselbe mit dem, zwar ähnlichen, bey Montfaucon To. III. pl. LVIII. gehalten. Zoega erklärt sie nun beide, mit Bemerkung der ergänzten Theile der Figuren. Das Pferd könne sehr wohl, so wie es auf Steinschriften vorkommt, anzeigen, daß der Mann zu Pferde (als eques) Kriegsdienste geleistet hat, und der beystehende Eichenbaum könne in eben dem Sinn, als sonst der Eichenkranz ob civem servatum, beygesetzt seyn. Auch die Bemerkung macht Z., daß die Sculptur zwischen Pilastern, an beiden Seiten wie eingefaßt steht, anstatt daß man sie sonst wie in Rahmen eingefaßt sieht.

Göttingische gelehrte Anzeigen unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1808.

London.

An Essay on the Principle of Population; or, a view of its past and present effects on human happiness; with an inquiry into our prospects respecting the future removal or mitigation of the evils which it occasions. By *T. R. Malthus*, A. M. Late fellow of Jesus College, Cambridge. In two Volumes. Vol. I. and II. The third edition. 1806. Octav S. 505, 555.

Obgleich die vorliegende dritte Ausgabe des angezeigten Buches bereits vor ein paar Jahren erschienen, und in Deutschland schon durch eine Uebersetzung des jüngern Hrn. Hegewisch bekannt ist: so verdient dennoch das wichtige Werk eine Anführung zur Ehre unsrer Blätter. Wahre höchst bedeutende neue Ansichten, wenigstens in ihren Schlußfolgen neu, ein treffender Blick ganz practischer Art, gesunde Vernunft, eine edle, gutmüthige Denkungsart, die in einem jeden Buche den Hauptgrund ausmacht, daß dem dafür Empfänglichen beym Lesen so wohl wird, charakterisiren das Werk. Drey Bemerkungen müssen wir diesem allgemeinen Urtheile

noch beyfügen, in Beziehung auf Ansichten, die in Deutschland den Werth der Bücher nicht selten höchst irrig oder einseitig bestimmen. Einmahl herrscht bey einer gewissen, nicht kleinen, Classe in Deutschland ein Hang nach einer Genieäfferey und ausschließender Bewunderung, obwohl im Einzelnen fast nur für den Augenblick dauernd, größten Theils eines elenden Flitterstaats von neuem Wörterkram und Wortfügungen. Nicht der Werth der Gedanken und ein deutlicher, kräftiger Vortrag, der ihnen Eingang verschafft, also kein langweiliger, sind für jene Partey von Bedeutung; sie, in der Mehrzahl selbst ohne Phantasie, ohne leichten treffenden Witz, will dennoch allein nach einem so genannten poetischen Maaßstabe die verschiedenartigsten Producte des schaffenden Geistes würdigen. In den Schriften, die in die politische Oeconomie einschlagen, hat sich freylich in Deutschland die Genieäfferey bisher so gut wie gar nicht gezeigt; aber dagegen ist auch die ganze Gattung bey jener Classe zu keinem Ansehen gelangt. Daß es aber in dieser Gattung möglich war, ein Meisterwerk nicht allein der Sache, sondern selbst der dramatischen Darstellung nach, zu liefern, bewies Galiani, kein Deutscher, dessen unübertreffliche Darstellung nicht einmahl in Deutschland die gehörige Schätzung erhielt, weil diese Darstellung, wahrhaft fein-komischer Art, nicht von der, bey den Genieaffen allein beliebten, hochtrabenden Gattung war. Allein wenn es auch möglich wäre, was nicht der Fall ist, daß wir viele ähnliche Werke, wie die einzigen Dialogues sur le commerce des bleds, haben könnten, so möchte das sogar dem Zwecke wichtiger Untersuchungen sehr nachtheilig fallen, den Haufen der Leser von der Betrachtung der Gedanken, der Hauptsache, ab-, bloß auf den Genuß der Form leiten.

In allen Zeiten haben Männer von wahrer Kraft und Geist mit eigenthümlichem Style geschrieben, am besten sich und ihren Geist auf diese Art der Nachwelt dargestellt, wie unter uns Lessing, Möser, Büsch, Michaelis und, um von Lebenden nur zwey zu nennen, v. Schlözer und v. Spittler. Die Beyspiele dieser Männer sind nicht verderblich für den Geschmack und durch elende Nachahmer geworden; wohl aber steht es dem Beyspiele zweyer andern unsrer bedeutendsten Schriftsteller, v. Herder und v. Schiller, zuzuschreiben, daß in Deutschland bey einer Parthey die erwähnte ausschließende Bewunderung eines ernsten poetischen Anstrichs Statt fand: sey es nun, daß er sich in dunkeln Orakelsprüchen, oder blumigen Verzierungen, oder in einem zugespitzten Charadenstyl zeigte. Mit Scharfsinn zu glänzen ward Hauptbestreben, auf Unkosten der gesunden Vernunft, des geraden Blickes, des Wahrheitssinnes, die zwar zuweilen durch das Haschen nach ingeniösen Gedanken und Vorstellungsarten gewannen, aber im Ganzen sehr dadurch verloren. Indem ein Theil sich erwähnten Verdrehungen des Geistes activ oder passiv hingibt, sucht ein andrer Theil, zweytens, schriftstellerische Vollkommenheit nur in Aufstellung der letzten abstracten Principien, in endlosen Versuchen von streng seyn sollenden Definitionen, fast immer doch zu enge oder zu weit, da sich fruchtbringende Hauptwahrheiten höchst selten völlig genugthuend in wenigen Worten ausdrücken lassen. Durch das feinste Spalten der Begriffe tritt so leicht eine Beschränkung des Blickes in Uebersicht der mannigfaltigen großen Massen ein. Ganz etwas Anderes ist es, wie wahrhaft denkende Köpfe längst bemerkten, die vornehmsten Charaktere in einer jeden wissenschaftlichen Untersuchung bey dem zu behandelnden Gegenstande anzugeben,

oder den Wahn zu hegen, daß aus Embryonen von kurzen, stets neu gemachten, Formeln Riesengeschlechter der kräftigsten Wahrheiten sich von selbst entwickeln müssen. In allem, was in das Practische eingreift, zeigt sich die Wahrheit des Gesagten am stärksten. Wie hat nicht z. B. die Theologie der Religion dadurch geschadet, indem jene, auf das spitzfindigste alle einzelne Lehrsätze bestimmend, den wohlthätigen Einfluß und die Macht dieser Menschenzähmerinn im Großen verminderte oder vernichtete. Wie hat es nicht in der Staatsverwaltungs-Lehre practisch so häufig die größten Uebel veranlaßt, daß man ein oder ein paar Principe ausschließend befolgte, da in der Anwendung jener Lehre, die ganze Weisheit darin besteht, alle die einschlagenden Principien, die sich größten Theils widersprechen, stets gegenwärtig zu erhalten, damit nicht das eine oder das andere auf Unkosten der Menschheit ein zu großes Uebergewicht empfange, und es hier fast allein auf die richtige Beurtheilung ankömmt, welches Princip in einem vorseyenden Falle dem andern nachgesetzt werden soll. Drittens ist der bedeutende Hang zu poetischen Effect machen sollenden Aufstutzungen oder unfruchtbaren trockenen Schul-Definitionen von sehr nachtheiliger Einwirkung auf das Hervorbringen und Würdigen wahrer eigenthümlicher Gedanken gewesen. Kaum wird ein Schriftsteller verstanden, wenn er sagt, daß das Schätzenswertheste in einem Buche wahre eigenthümliche Gedanken sind. Mit einem reinen Wahrheitssinne, dem edelsten und seltenen Geschenke des Himmels, dem Nachdenken hingegeben, erzeugt der gute Kopf wahre eigenthümliche Gedanken, wenn er sich nicht auf die Folter spannt, solche zu haben, in welchem Falle sie zwar eigenthümlich seyn können, jedoch viel seltener wahr, als paradox.

Eitle Charlatanerie ist es zwar, von häufiger Entdeckung großer Wahrheiten zu sprechen, allein sicher bleibt es, daß der gute Kopf, unter den angegebenen Bedingungen, theils auf manche nicht beachtete Nebenbemerkungen treffen wird, theils auf Gedanken, die, wenn sie auch Andere bereits hegten, doch, da er sie nicht von ihnen entlehnte, bey ihm selbst entstanden, als sein Eigenthum zu betrachten sind, von ihm mit eigenthümlicher Art geäussert werden. Diese Eigenthümlichkeiten sind es, welche die großen Lobsprüche verdienen, ungeachtet das Publicum jene Eigenthümlichkeiten, nicht in Aufsehen erregenden Worten, die man, je unverständlicher, je leichter, nachbetet, vorgetragen, selten zu würdigen weiß, und sie erst nach einiger Zeit, nach Wiederhohlungen, wenn sie den Stämpel einer beliebten Gemeinheit erhalten, aufnimmt. Wie nachtheilig der prädominirende Hang für Form, nicht Materie, es sey nun, daß er auf Ausschmückung oder das Ausdrücken in Formeln geht, der Schriftstellerey ist, leuchtet vorzüglich bey Büchern, dem Gegenstande nach ganz practischer Art, ein. Zu diesen werden die Gedanken zu häufig in Deutschland auf der Studirstube geschöpft, aus Theorien erzeugt, nicht aus der Ansicht der großen umgebenden Welt entlehnt. — Unser vorliegendes Werk, das uns zu den vorhergegangenen Bemerkungen Stoff gab, ist auf eine ganz entgegengesetzte Art entstanden. Die ungerechten Anklagen des Fanatikers Godwin gegen die bürgerliche Gesellschaft gaben zwar die ersten Gedanken; die drückende Höhe der Taxen zur Unterhaltung der Armen in England erweckte aber eigentlich den Denkenden durch Studium und Reisen in mehrere Länder gebildeten Geist des Verf., der Deutsch zu verstehen scheint, da er Süßmilch und Crome im Original

anführt. Reines Nachdenken, vom Practischen ausgehend und geleitet, führte ihn zu seiner Theorie, nicht umgekehrt. In seinem ganz ungesuchten, ungeschmückten Vortrage spiegelt sich die reine Seele eines denkenden, gefühlvollen Mannes.

Der Hauptsatz, von welchem Malthus anhebt, ist der: Die Vermehrung der Population geht in geometrischer, die der Nahrungsmittel aber nur in arithmetischer Proportion fort. Dieses beweiset er ausführlich. So richtig es ist, daß sich die Grenzen der Vermehrung der Nahrungsmittel auf dem Erdboden nicht bestimmt angeben lassen; obgleich gewiß auch hier, wie in Allem, Grenzen vorhanden sind; so ist dennoch durch Einräumung solcher unbestimmbaren Grenzen nicht der große Unterschied in der Vermehrung der Volksmenge und der Nahrungsmittel aufgehoben. Von der Vermehrung der Population hängt gar nicht unbedingt die vermehrte Erzeugung der Nahrungsmittel ab; es müssen andere Ursachen, Cultur der Menschen, eine gute Staatsverwaltung rc. hinzukommen; aber wenn selbst die höchste Vollkommenheit, die in der Wirklichkeit Statt zu finden vermag, hier eintritt, und nicht bedeutende Strecken eines nicht unfruchtbaren Landes zum Anbau von Nahrungsmitteln mehr übrig sind, so wird sich bald die Folge der verschiedenen Progressionen in Vermehrung der Bevölkerung und der Nahrungsmittel zeigen. Der stärkste Trieb der Menschheit geht auf Fortpflanzung des Geschlechts. Montesquieu hat es schon sehr richtig gesagt: Wo ein Fleck vorhanden, auf und durch den (selbst nur muthmaßlich, würden wir hinzusetzen) zwey Leute leben können, da wird eine Ehe Platz nehmen. Aber das, was zwey Leute ernährt, kann nicht eine Familie von sechs Personen erhal-

ken. Zu den gehörigen Nahrungsmitteln müssen noch, mehr und minder, nach der Verschiedenheit des Clima rc., die Möglichkeit von Pflege, gesunder Wohnung, Reinlichkeit, hinzukommen, wenn nicht eine große Mortalität in Ermangelung dieser nothwendigsten Bedürfnisse die Kinder vor Erreichung der Mannbarkeit wegraffen soll. Der ausgedehntesten Fortpflanzung der Gattung wirken drey Ursachen entgegen: 1) Moralische Zurückhaltung, sich in keine Ehe einzulassen, wo keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, eine Familie aufbringen zu können; 2) das Laster, der vage Beyschlaf, verhältnißmäßig wenig Kinder erzeugend, von denen noch weit wenigere aufkommen; 3) das Elend, diese Hauptursache, aus dem Mangel der erwähnten nothwendigsten Bedürfnisse zusammengesetzt, durch welche ein großer Theil der Menschheit so früh weggerafft wird. Daß dem so ist, daran ist nicht die auf Eigenthum und Ackerbau errichtete bürgerliche Gesellschaft Schuld. Der Verf. hat ausführlich, aus den Zeugnissen der besten Reisebeschreibungen, dargethan, wie ohne alle Vergleichung mächtiger noch das Elend bey den von Jagd, Fischfang, selbst dem großen Haufen der von Viehzucht lebenden Völkern, herrscht, auch bey den Nationen, wo durch schlechte Verwaltung große Unsicherheit des Eigenthums eintritt, und wie allein die Feststellung des Eigenthums, die Erzeugung von Subsistenzmitteln für die selbst mit keinem Eigenthum versehenen zahlreichen Classen möglich macht. (Unter allen Schwärmern sind die politischen Schwärmer die schädlichsten geworden, die entweder die bürgerliche Gesellschaft überhaupt anklagten, oder auch nur von ihr eine Vollkommenheit verlangten, die weder dem einzelnen Menschen, noch der mensch-

lichen Gesellschaft bestimmt scheint.) Die ungefähr den vierten Theil des Werks einnehmenden Schilderungen der Hindernisse der Population in den weniger civilisirten Staaten, im Gegensatze mit den Christlich-Europäischen, und der bey Griechen und Römern, wenn man gleich hie und da den Faden, wozu die Untersuchungen mittelbar führen, verliert, gewähren interessante Bemerkungen. Der Verf. bestärkt, durch Beyspiele aus der alten Welt und von China, den von Hume geäusserten Satz, daß bey den Nationen, die den Eltern den Kindermord verstatteten, nicht allein die Zahl der Geburten, sondern selbst der Volksmenge, sehr groß sey, weil man bey jenen Nationen sich ohne Rücksichten in den Ehen dem Zeugungsgeschäfte überläßt, und die natürlichen Empfindungen hinterdrein dennoch abhalten, von der grausamen Sitte in der größten Ausdehnung Gebrauch zu machen. Wie sehr die Alten, nahmentlich Plato und Aristoteles, schon an Hemmung einer übergroßen Population dachten, zur Verhütung einer allgemeinen Armuth und Elendes, ist bekannt. Was man wirksam-practisch darunter in jenen Zeiten that, erfolgte durch Emigrationen und Colonisationen. Nachdem hierin so viel in den neuern Zeiten geschehen, fängt dieser Ausweg an, schwieriger zu werden, in mehreren Rücksichten. Wo ihn die Umstände verlangen, und er practicabel ist, räth dennoch der Verf. zu dessen Benutzung (wie es sich aber ohne Erwähnung von selbst versteht, nicht durch trügerische Lockungen). Wo Emigrationen, ohne durch Fanatismus veranlaßt, erfolgen, da wird sich sehr bald die gehörige Zahl Menschen wieder finden, die der Boden ernähren kann. (Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Junius 1808.

London.

Die Auswanderungen der Hochschottländer betrachtet Malthus in seinem Essay on the Principle of Population (s. oben S. 913) in gar keinem ungünstigen Lichte, und legt der Schrift des Lord Selkirk über das Hochland großes Lob bey. Ein von Malthus ausführlich erwiesener Hauptsatz ist dieser; In den ersten Jahren nach überstandenen großen Landplagen in Europäischen Staaten, Krieg, Hungersnoth, Seuchen, werden die meisten Ehen geschlossen, und es erfolgen die meisten Geburten, weil mehr Raum und Mittel zur Ernährung von Menschen geworden. Die längst bekannte Thatsache, in der man ein Wunder sehen wollte, erklärt sich hierdurch von selbst. Indem der Verf. den Einfluß der oben angeführten Ursachen auf die Beschränkung der Population in den einzelnen Europäischen Staaten, und was ein jeder derselben hierunter noch besonders Merkwürdiges darbietet, durchgeht, entwickeln sich seine leitenden treffenden Empfindungen immer mehr: nicht darauf kömmt es an, daß viele, wenn gleich elende, menschliche

Wesen vorhanden sind, sondern Menschen, denen im Durchschnitt leidlich wohl ist, welche die nothwendigsten Bedürfnisse nicht zu kümmerlich befriedigen können. Die Politiker aus der Studirstube, welchen nicht Sicherheit oder Handhabung des Rechts einziger Staatszweck ist, werden zwar, mit den quacksalbernden Routiniers, hier entgegnen, daß der Staat verpflichtet sey, für Erreichung jenes Zweckes, wenn auch noch so viele Menschen vorhanden sind und hinzugemacht werden, zu sorgen. Nun vermag freylich der Staat hierin Etwas zu leisten, vorzüglich im Hinwegräumen von Hindernissen. Das zeigt die Geschichte, und noch häufiger, daß schlechte Maßregeln der Staatsverwaltung das menschliche Elend ausserordentlich vermehren können; allein es geht weit über die Kräfte der möglichst beßten Verwaltungen, gedachten Zweck, in der Voraussetzung einer im Verhältniß der Erwerbsquellen zu starken Population, zu erreichen. (Schade, daß Steuart's so achtbarer Nahme durch das, was er von seinem Staatsmann verlangt, der bey ihm zwar zuweilen nur als Redensart gebraucht wird, aber doch auch nicht selten, nach dem Bilde despotischer Gouvernements, als practische Idee geformt erscheint, gegen solche richtige Grundsätze gewisser Maßen mit aufgeführt werden kann.) Malthus geht von dem höchsten moralischen Gesichtspuncte aus, aus welchem die bürgerliche Gesellschaft zwar mannigfaltigem und großem Elend unterworfen, jedoch als ein Verein sittlicher sinnlicher Wesen betrachtet wird, nicht als ein Verhältniß, in welchem es nur darauf ankömmt, daß sich in ihm hungrige und aus Hunger reissende Thiere mehren. So treffend der Gedanke auch ist, so möchte er doch wohl den wenigsten Eingang bey [illegible]habsüchtigen Cameralisten oder Zahlen-Statisti-

kern finden, wenn ihn nicht practische Wahrheiten andrer Art unterstützten, die der Verf. ausführlich entwickelt. Je mehr eine Mangel leidende Population überhand nimmt, je größer die Zahl der Geburten, je unverhältnißmäßig stärker die Mortalität in den Jahren vor erreichter Pubertät. Geburts- und Sterbelisten der verschiedensten Länder beweisen unwiderleglich diese Wahrheit. Aus den zuverlässigsten Quellen werden in dem vorliegenden Buche Listen und Zahlen in großer Menge aufgeführt, und durch die Betrachtungen des Verf. benutzt, sind sie von großem Werthe. In den Staaten, in welchen die Menschen im Durchschnitte verhältnißmäßig die beßte Nahrung und Pflege genießen (denn das Mehr und Minder entscheidet hier, wie in allen Fällen), ist zwar die Zahl der Geburten geringer, als in den andern, nicht so glücklichen, Ländern, weil hier weniger leichtsinnige, und nicht so früh, Ehen geschlossen werden; aber dagegen ist die Zahl der Todten verhältnißmäßig noch viel geringer. Der Theil des Menschengeschlechts, der vor Erreichung der Pubertät stirbt, ist im eigentlichsten Verstande nur Consument, nicht Producent, dem Staate nichts in Finanzrücksichten, nichts in militärischem Werth. Die Ansicht, Menschen wie Thiere zu betrachten, etwa wie Pferde, die wohl Statt findet, muß das Resultat ergeben, daß alle Fohlen, die vor den Jahren der Brauchbarkeit crepiren, ganz unnütz sind, Arbeit und Kosten behuf ihrer Erhaltung verschwendet waren. Der Verf. führt es trefflich aus, wie wenige befriedigende Folgerungen die Geburtslisten gewähren. Um wahrhaft reichhaltige Gedanken aus Geburtslisten zu ziehen, müsse man das Leben der in einem gewöhnlichen Jahre in einem gewissen Districte Gebornen verfolgen. So wie die Sachen

stehen, führen die Todtenlisten, vorzüglich die der unter den Jahren der Pubertät Verstorbenen, zu viel umfassenderen Betrachtungen. Nach Necker starb vor der Revolution in Frankreich von 30 Einer, in England von 40 Einer. Nach Peuchet's neuer Statistique de la France betrug die Zahl der Menschen unter 20 Jahren in Frankreich ungefähr $\frac{9}{20}$ der ganzen Volksmenge; in England wird jene Classe nur auf $\frac{7}{20}$ der Population geschätzt. Sehr einleuchtend machte ein Bauer aus der Gegend des Lac de Joux (1. Th. S. 417) den Verf. auf die grossen Nachtheile der Folgen von zu frühen Ehen, der daher entstehenden, in Vergleichung der Erwerbsquellen unverhältnißmäßigen, Population, aufmerksam. Le vice du pays, wie der Bauer jene frühen Ehen nannte, sey die Ursache des in jenem Canton herrschenden Elendes. Eigentliche Hungersnoth tritt zu selten ein, um Population mit dem Arbeitslohne und den gehörigen Nahrungsmitteln, um kräftige Menschen aufzuziehen, in vollkommenes Gleichgewicht zu bringen. Durch schlechte oder nicht hinreichende Nahrung, Mangel an Pflege, geht ein grosser Theil vor erreichter Pubertät darauf; aber der bejammernswürdigste Theil bleibt übrig; derjenige, in welchem 4 oder 6 Personen sich in die Nahrung und Pflege theilen müssen, die im Durchschnitt zur Erhaltung eines gesunden Menschen erforderlich wäre. Den höchsten Grad des Elendes, den die menschliche Natur aushalten und sich doch dabey forpflanzen kann, zeigen die Pescherähs. Mit einer Population jener Art, die vorzüglich in den Nordländern, wo man mehrerer Nahrung und Pflege bedarf, so viele, nur zur Füllung von Spitälern taugliche, Menschen liefert, kann dem Staate sehr wenig gedient seyn. Indem der Verf. die Mittel durchgeht, welche man vorge-

schlagen hat, um den Anwuchs der Population ins Unendliche fortgehend und nützlich zu machen, widerlegt er die Chimären von einer gleichen Vertheilung der Ländereyen; Plane, die in der Ausführung nicht einmahl auf eine auch nur ganz kurze Zeit erhalten würden, und während dieser Zeit, bey schlechten Ernten, die schrecklichste Hungersnoth herbeyführen müßten, da Keiner Vorräthe aus guten Jahren haben würde; widerlegt, weit umständlicher, als es uns nöthig scheint, Godwin's elendes Gewäsch, das, wie es scheint, in England, ein ganz unverdientes Aufsehen erregte. Für die Prämien auf die Kornausfuhr in England bringt Malthus, gegen Smith, äusserst treffende Bemerkungen vor. So wie die Feststellung des Eigenthums Hauptursache der Vermehrung der Nahrungsmittel, Arbeiten und Volksmenge, folglich der Verminderung des menschlichen Elendes, ist, so vermehrt, nach der gewiß sehr richtigen Ansicht des Verf., die Zersplitterung der Aecker in zu kleine Grundstücke wohl die Population ausserordentlich, aber mit einer Volkszahl, wo, ungeachtet der nicht selten bessern Bearbeitung des Bodens, eine Familie in guten Jahren doch kaum hinlängliche Subsistenzmittel für sich erzeugt, folglich in schlechten Jahren ganz im Elende verkommen muß, wenn in einem bedeutenden Staate eine solche große Zersplitterung der Aecker allgemein wird. In England seyen daher die meisten Gemeinden gegen die Ansiedelungen von Häuslingen (Cottagers), die nur ein kleines Stück Land erhalten, eingenommen. (Auch in manchen Gegenden Deutschlands ist dieß der Fall. Der gesunde Verstand der Gemeinden sah hierunter häufig sehr richtig, die keine Vermehrung einer elenden diebischen Volksmenge zu ihrem Nachtheil haben wollten; viel richtiger, als

oft der, auf eine unvernünftige Weise nur auf Vermehrung der Population hinarbeitende, Staat.) Der Hauptgrund der Ueberfüllung Irlands mit einer elenden rohen Volksmenge sey in der Leichtigkeit zu suchen, mit welcher ein Stück Kartoffelnfeld zu pachten wäre, worauf man die schmutzigste Hütte finde oder errichte, sich verheirathe, viele Kinder zeuge, von denen zwar ein bedeutender Theil im Elende jung umkomme, aber doch stets ein, wiederum sich so mehrender, Ueberschuß einer solchen Population übrig bleibe. Aus Arthur Young's Reisen wird dargethan, wie bey dem Ausbruche der Revolution eine ähnliche Ueberfüllung der Volksmenge, durch die zu große Zersplitterung der Aecker, in Frankreich Statt fand. Sonderbar, daß Young, der hier gewiß sehr richtig sah, seine Wahrnehmungen und Grundsätze vergessend, nach der Theurung in England (1795) den Vorschlag that, die Gemeinheiten des Reichs sämmtlich an die Armen zu kleinen Ansiedelungen zu vertheilen. Für die erste Zeit möchte freylich die Noth hiermit sehr vermindert worden seyn: allein das Eigenthum und der Erwerb, der leidlich ein oder zwey Menschen ernährt, ist nicht hinreichend zum Unterhalte einer stärkern Familie. Bey einer solchen Vertheilung der Gemeinheiten würde aber sehr bald eine sehr große Zahl hungriger Familien, folglich von Armen, wieder entstehen. Young hat zu viel und zu leichthin geschrieben, und ist daher seinen Grundsätzen ungetreu geworden, sonst hätte er den Vorschlag unsers Verf. in Beziehung auf das Armenrecht nicht so bitter in den Annals of Agriculture angreifen können, worüber sich Malthus in dem Appendix der vorliegenden Ausgabe, in welcher er seine Hauptgrundsätze recapitulirt, und der dagegen gemachten Einwendungen gedenkt, beschwert. Um

nicht den unabsehbaren Uebeln der Ueberfüllung der Population in Rücksicht der möglichen Erwerbsquellen zu erliegen, ist, so viel, als thunlich, gegen die leichtsinnigen Schließungen von Ehen zu wirken, das heißt, von solchen, bey denen sich nicht die Wahrscheinlichkeit findet, eine Familie ernähren zu können. Nach unserm Verf. ist der niedrigste Grad jener Wahrscheinlichkeit, der das Eingehen einer Ehe rechtfertigen kann, dieser: wenn ein gesunder Mann so viel an Arbeitslohn verdient, als nach dem Durchschnitte des Kornpreises hinreicht, eine Familie, wieder im Durchschnitt genommen, zu ernähren. Hier ist es, wo der Hauptgedanke des Verf. in Beziehung auf practische Anwendung entwickelt wird. Wo sich das Axiom täglich in großer Ausdehnung realisirt, daß eine jede Commune ihre Armen ernähren muß, da wirkt es natürlich zum Eingehen leichtsinniger Ehen, wenn nicht andere Ursachen entgegen streben. In England herrscht bekanntlich erwähnter Grundsatz in gedachter Maaße, und in keinem Lande ist seit lange so viel über das Drückende der Armentaxen, die vor der Theurung von 1795 drey Millionen Pfund ausmachten, seitdem aber, so verschieden auch die Angabe des Betrages ist, noch viel höher gestiegen sind, gesagt worden, als in jenem Reiche. Auf die Hauptquelle des Uebels ist aber vor Malthus Keiner gekommen, nähmlich daß gerade der seit alten Zeiten practisch zur Anwendung gekommene Begriff, daß die Armen ein Recht hätten, von ihren Communen ernährt zu werden, bey einer ohnedem sehr steigenden Population das leichtsinnige Eingehen von Ehen, mithin die Zahl der Armen, ganz ausserordentlich vermehre. Nur dem an sich bedächtlichen, nach persönlicher Unabhängigkeit strebenden, National-Charakter, dem Ueberrest

anführt. Reines Nachdenken, vom Practischen ausgehend und geleitet, führte ihn zu seiner Theorie, nicht umgekehrt. In seinem ganz ungesuchten, ungeschmückten Vortrage spiegelt sich die reine Seele eines denkenden, gefühlvollen Mannes.

Der Hauptsatz, von welchem Malthus anhebt, ist der: Die Vermehrung der Population geht in geometrischer, die der Nahrungsmittel aber nur in arithmetischer Proportion fort. Dieses beweiset er ausführlich. So richtig es ist, daß sich die Grenzen der Vermehrung der Nahrungsmittel auf dem Erdboden nicht bestimmt angeben lassen; obgleich gewiß auch hier, wie in Allem, Grenzen vorhanden sind; so ist dennoch durch Einräumung solcher unbestimmbaren Grenzen nicht der große Unterschied in der Vermehrung der Volksmenge und der Nahrungsmittel aufgehoben. Von der Vermehrung der Population hängt gar nicht unbedingt die vermehrte Erzeugung der Nahrungsmittel ab; es müssen andere Ursachen, Cultur der Menschen, eine gute Staatsverwaltung ꝛc. hinzukommen; aber wenn selbst die höchste Vollkommenheit, die in der Wirklichkeit Statt zu finden vermag, hier eintritt, und nicht bedeutende Strecken eines nicht unfruchtbaren Landes zum Anbau von Nahrungsmitteln mehr übrig sind, so wird sich bald die Folge der verschiedenen Progressionen in Vermehrung der Bevölkerung und der Nahrungsmittel zeigen. Der stärkste Trieb der Menschheit geht auf Fortpflanzung des Geschlechts. Montesquieu hat es schon sehr richtig gesagt: Wo ein Fleck vorhanden, auf und durch den (selbst nur muthmaßlich, würden wir hinzusetzen) zwey Leute leben können, da wird eine Ehe Platz nehmen. Aber das, was zwey Leute ernährt, kann nicht eine Familie von sechs Personen erhal-

ken. Zu den gehörigen Nahrungsmitteln müssen noch, mehr und minder, nach der Verschiedenheit des Clima rc., die Möglichkeit von Pflege, gesunder Wohnung, Reinlichkeit, hinzukommen, wenn nicht eine große Mortalität in Ermangelung dieser nothwendigsten Bedürfnisse die Kinder vor Erreichung der Mannbarkeit wegraffen soll. Der ausgedehntesten Fortpflanzung der Gattung wirken drey Ursachen entgegen: 1) Moralische Zurückhaltung, sich in keine Ehe einzulassen, wo keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, eine Familie aufbringen zu können; 2) das Laster, der vage Beyschlaf, verhältnißmäßig wenig Kinder erzeugend, von denen noch weit wenigere aufkommen; 3) das Elend, diese Hauptursache, aus dem Mangel der erwähnten nothwendigsten Bedürfnisse zusammengesetzt, durch welche ein großer Theil der Menschheit so früh weggerafft wird. Daß dem so ist, daran ist nicht die auf Eigenthum und Ackerbau errichtete bürgerliche Gesellschaft Schuld. Der Verf. hat ausführlich, aus den Zeugnissen der besten Reisebeschreibungen, dargethan, wie ohne alle Vergleichung mächtiger noch das Elend bey den von Jagd, Fischfang, selbst dem großen Haufen der von Viehzucht lebenden Völkern, herrscht, auch bey den Nationen, wo durch schlechte Verwaltung große Unsicherheit des Eigenthums eintritt, und wie allein die Feststellung des Eigenthums, die Erzeugung von Subsistenzmitteln für die selbst mit keinem Eigenthum versehenen zahlreichen Classen möglich macht. (Unter allen Schwärmern sind die politischen Schwärmer die schädlichsten geworden, die entweder die bürgerliche Gesellschaft überhaupt anklagten, oder auch nur von ihr eine Vollkommenheit verlangten, die weder dem einzelnen Menschen, noch der mensch-

lichen Gesellschaft bestimmt scheint.) Die ungefähr den vierten Theil des Werks einnehmenden Schilderungen der Hindernisse der Population in den weniger civilisirten Staaten, im Gegensatze mit den Christlich-Europäischen, und der bey Griechen und Römern, wenn man gleich hie und da den Faden, wozu die Untersuchungen mittelbar führen, verliert, gewähren interessante Bemerkungen. Der Verf. bestärkt, durch Beyspiele aus der alten Welt und von China, den von Hume geäusserten Satz, daß bey den Nationen, die den Eltern den Kindermord verstatteten, nicht allein die Zahl der Geburten, sondern selbst der Volksmenge, sehr groß sey, weil man bey jenen Nationen sich ohne Rücksichten in den Ehen dem Zeugungsgeschäfte überläßt, und die natürlichen Empfindungen hinterdrein dennoch abhalten, von der grausamen Sitte in der größten Ausdehnung Gebrauch zu machen. Wie sehr die Alten, nahmentlich Plato und Aristoteles, schon an Hemmung einer übergroßen Population dachten, zur Verhütung einer allgemeinen Armuth und Elendes, ist bekannt. Was man wirksam-practisch darunter in jenen Zeiten that, erfolgte durch Emigrationen und Colonisationen. Nachdem hierin so viel in den neuern Zeiten geschehen, fängt dieser Ausweg an, schwieriger zu werden, in mehreren Rücksichten. Wo ihn die Umstände verlangen, und er practikabel ist, räth dennoch der Verf. zu dessen Benutzung (wie es sich aber ohne Erwähnung von selbst versteht, nicht durch trügerische Lockungen). Wo Emigrationen, ohne durch Fanatismus veranlaßt, erfolgen, da wird sich sehr bald die gehörige Zahl Menschen wieder finden, die der Boden ernähren kann. (Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Junius 1808.

London.

Die Auswanderungen der Hochschottländer betrachtet Malthus in seinem Essay on the Principle of Population (s. oben S. 913) in gar keinem ungünstigen Lichte, und legt der Schrift des Lord Selkirk über das Hochland großes Lob bey. Ein von Malthus ausführlich erwiesener Hauptsatz ist dieser: In den ersten Jahren nach überstandenen großen Landplagen in Europäischen Staaten, Krieg, Hungersnoth, Seuchen, werden die meisten Ehen geschlossen, und es erfolgen die meisten Geburten, weil mehr Raum und Mittel zur Ernährung von Menschen geworden. Die längst bekannte Thatsache, in der man ein Wunder sehen wollte, erklärt sich hierdurch von selbst. Indem der Verf. den Einfluß der oben angeführten Ursachen auf die Beschränkung der Population in den einzelnen Europäischen Staaten, und was ein jeder derselben hierunter noch besonders Merkwürdiges darbietet, durchgeht, entwickeln sich seine leitenden treffenden Empfindungen immer mehr: nicht darauf kömmt es an, daß viele, wenn gleich elende, menschliche

Wesen vorhanden sind, sondern Menschen, denen im Durchschnitt leidlich wohl ist, welche die nothwendigsten Bedürfnisse nicht zu kümmerlich befriedigen können. Die Politiker aus der Studirstube, welchen nicht Sicherheit oder Handhabung des Rechts einziger Staatszweck ist, werden zwar, mit den quacksalbernden Routiniers, hier entgegnen, daß der Staat verpflichtet sey, für Erreichung jenes Zweckes, wenn auch noch so viele Menschen vorhanden sind und hinzugemacht werden, zu sorgen. Nun vermag freylich der Staat hierin Etwas zu leisten, vorzüglich im Hinwegräumen von Hindernissen. Das zeigt die Geschichte, und noch häufiger, daß schlechte Maßregeln der Staatsverwaltung das menschliche Elend ausserordentlich vermehren können; allein es geht weit über die Kräfte der möglichst besten Verwaltungen, gedachten Zweck, in der Voraussetzung einer im Verhältniß der Erwerbsquellen zu starken Population, zu erreichen. (Schade, daß Steuart's so achtbarer Nahme durch das, was er von seinem Staatsmann verlangt, der bey ihm zwar zuweilen nur als Redensart gebraucht wird, aber doch auch nicht selten, nach dem Bilde despotischer Gouvernements, als practische Idee geformt erscheint, gegen solche richtige Grundsätze gewisser Maßen mit aufgeführt werden kann.) Malthus geht von dem höchsten moralischen Gesichtspuncte aus, aus welchem die bürgerliche Gesellschaft zwar mannigfaltigem und großem Elend unterworfen, jedoch als ein Verein sittlicher sinnlicher Wesen betrachtet wird, nicht als ein Verhältniß, in welchem es nur darauf ankömmt, daß sich in ihm hungrige und aus Hunger reissende Thiere mehren. So treffend der Gedanke auch ist, so möchte er doch wohl den wenigsten Eingang bey den habsüchtigen Cameralisten oder Zahlen-Statisti-

kern finden, wenn ihn nicht practische Wahrheiten andrer Art unterstützten, die der Verf. ausführlich entwickelt. Je mehr eine Mangel leidende Population überhand nimmt, je größer die Zahl der Geburten, je unverhältnißmäßig stärker die Mortalität in den Jahren vor erreichter Pubertät. Geburts- und Sterbelisten der verschiedensten Länder beweisen unwiderleglich diese Wahrheit. Aus den zuverlässigsten Quellen werden in dem vorliegenden Buche Listen und Zahlen in großer Menge aufgeführt, und durch die Betrachtungen des Verf. benutzt, sind sie von großem Werthe. In den Staaten, in welchen die Menschen im Durchschnitte verhältnißmäßig die beßte Nahrung und Pflege genießen (denn das Mehr und Minder entscheidet hier, wie in allen Fällen), ist zwar die Zahl der Geburten geringer, als in den andern, nicht so glücklichen, Ländern, weil hier weniger leichtsinnige, und nicht so früh, Ehen geschlossen werden; aber dagegen ist die Zahl der Todten verhältnißmäßig noch viel geringer. Der Theil des Menschengeschlechts, der vor Erreichung der Pubertät stirbt, ist im eigentlichsten Verstande nur Consument, nicht Producent, dem Staate nichts in Finanzrücksichten, nichts in militärischem Werth. Die Ansicht, Menschen wie Thiere zu betrachten, etwa wie Pferde, die wohl Statt findet, muß das Resultat ergeben, daß alle Fohlen, die vor den Jahren der Brauchbarkeit crepiren, ganz unnütz sind, Arbeit und Kosten behuf ihrer Erhaltung verschwendet waren. Der Verf. führt es trefflich aus, wie wenige befriedigende Folgerungen die Geburtslisten gewähren. Um wahrhaft reichhaltige Gedanken aus Geburtslisten zu ziehen, müsse man das Leben der in einem gewöhnlichen Jahre in einem gewissen Districte Gebornen verfolgen. So wie die Sachen

Madame Denis die Güte ihres Oheims, dessen Launen sie freylich empfinden mochte, früh mit Gefühllosigkeit und Undank zu erwiedern schien. V. zeigte eine Art schwacher Nachgiebigkeit gegen diese Nichte, die ihn gewisser Maßen beherrschte. 1768 gab er ihr eine jährliche Pension von 20 tausend Livres, und hatte ihr nach seinem Tode, ausser Ferney, eine Rente von 36. tausend Livres versichert. Ungemein schätzenswerth ist für uns der Trieb nach einer persönlich unabhängigen Existenz, der bey V. früh durchblickt; wenn gleich seine reitzbare Eitelkeit ihn damahls noch verführte, sich den glänzenden Fesseln der Abhängigkeit hinzugeben. Er sagt sehr naiv, die Jahre seines Lebens, deren er sich am meisten schäme, seyen die von 1743 bis 1745, wo er Höfling war. Schmeicheln konnte er auch, bis zuletzt: aber in der Entfernung, in Briefen, wobey sich eine ganz andere, weit größere, Freyheit des Geistes erhalten läßt. Daß er den ungeheuren Briefwechsel mit so vielen mittelmäßigen Menschen fortsetzte, erklärt sich aus seiner rastlosen Thätigkeit, und der stets der Nahrung des Weihrauchs bedürfenden Eitelkeit. Erhebliche Beyträge zur Geschichte der Literatur, und noch viel weniger der politischen, trifft man in dem vorliegenden Supplemente des Briefwechsels nicht an. Daß V's. Verhältnisse mit bedeutenden Personen schon früh nicht unbedeutender Art waren, sieht man aus der Anführung, daß er 1734 die Heirath Richelieu's mit der Prinzessinn Guise zu Stande brachte. In Rücksicht der Literär-Geschichte ist der bekannte Briefwechsel V's. mit d'Alembert bey weitem der wichtigste für die Periode, die er umfaßt, aus welchem auf der einen Seite zwar am stärksten V's. antireligiöser Fana-

ticismus und das Treiben der Philosophen-Secte, in so weit Voltairs davon unterrichtet wurde, aber auch zugleich auf der andern Seite V's. Ueberlegenheit an gesunder Vernunft, Geist und rechtlicher Empfindung über die andern Häupter, hervorgeht. In den letzten 10 bis 12 Lebensjahren V's. waren es hauptsächlich zwey Gegenstände, um welche sich sein so umfassendes Genie in Briefen drehete: die positive Religion, gegen welche seine Abneigung immer bitterer und heftiger wurde, und seine letzten Arbeiten für das Theater, gegen 10 Stücke, von denen die Welt ohne die Briefe, welche ihrer gedenken, schon jetzt wenig oder nichts wüßte. Die unglücklichen Kinder scheinen immer die geliebtesten: denn es bleibt merkwürdig, daß V. seiner frühern Meisterwerke viel weniger in den Briefen der Zeit, wo er diese verfertigte, erwähnt, als der spätern Arbeiten. Von diesen spätern Theaterstücken hört man auch in den vorliegenden Briefen genug: dagegen ist der antireligiöse Furor sehr wenig darin sichtbar, weil die Briefe meistens an Personen gerichtet sind, gegen die V. eine gewisse Zurückhaltung beobachten mußte. Vom Einzelnen wollen wir Folgendes ausheben: Daß V. kein lyrisches Genie besitze, sagt er selbst, klagt auch gegen den Buchhändler Cramer, daß dieser in die Ausgabe seiner Werke Alles aufgenommen habe. Si vous m'aviez consulté je vous aurais prié de me laisser faire un choix. Je vous ai dit plus d'une fois, qu'on ne va pas à la postérité avec un si prodigieux bagage. Ungern liest man ein paar Briefe, eine Streitigkeit V's. mit dem geistvollen gelehrten Präsidenten Des Brosses über ein von letzterem gekauftes Gut, betreffend. Wer Unrecht hatte, kann man aus einer einseitigen

Darstellung nicht beurtheilen. Streitigkeiten über Handlungen machen jedoch einen ganz andern widrigen Eindruck, als die lebhaftesten Bewegungen der Leidenschaften, die über Verschiedenheiten speculativer Vorstellungsarten entstehen. Daß Des Brosses von der Philosophen-Secte gehaßt wurde, war schon früher bekannt. V's. historischer Skepticismus erklärt und rechtfertigt sich gewisser Maßen bey einer Gelegenheit sehr gut in diesen Briefen. Bey seiner Nation hatte er, während seiner Lebenszeit, sehr häufig Mangel an kaltblütiger Untersuchung von Thatsachen, an Wahrheitssinn, ein Hingeben an Zusammensetzungen von Leichtgläubigkeit und Leidenschaft, bemerkt. Gegen die Erzählungen von großen Verbrechen ward er daher sehr mißtrauisch. Ueber Goldoni's Bourru bienfaisant wird ein günstiges, aber sehr gerechtes, Urtheil gefället, das Stück auch in einem Briefe, der nicht an Goldoni selbst ist, une comédie infinement agréable genannt. Bemerkenswerth war für den Rec. ein Brief an Richelieu von 1772. V. sagt darin, er habe nach 24 Jahren seine Semiramis wieder aufführen sehen. Cela m'a fait frémir, tant cela ressemble. . . . J'en ai été honteux et hors de moi-même. Tous les étrangers ont éprouvé le même sentiment. Daß auf eine Nordische Semiramis hier gezielt werde, steht in der Note. Rec. konnte sich des Gedankens an diese Aehnlichkeit gleichfalls nicht erwehren, so oft er das Stück las oder sah. 1775 schreibt V.: Le bon tems est passé: vous avez quarante Journaux et pas un bon ouvrage; la barbarie est venue à force d'esprit. Que Dieu ait pitié des Welches! Sehr zweckmäßige aufklärende kurze Noten sind dieser Sammlung beygefügt. In einer wird der Baron Holbach ganz bestimmt als Verfasser des Systême

de la Nature genannt, was man zwar längst wußte, aber noch selten gedruckt las. Auch den Verfasser des Ekel erregenden Portier des Chartreux lernen wir kennen. Es war ein Advocat, Gervaise de la Touche, der 1782 starb.

Eben daselbst.

Oeuvres complettes de *Jean Racine*, avec le Commentaire de M. *De la Harpe*, et augmentées de plusieurs morceaux inédits ou peu connus. To. V—VII. 1807. Octav, jeder Band 400 bis gegen 600 Seiten.

Mit diesen drey Bänden ist die La Harpe'sche Ausgabe, deren erste Theile wir bereits oben S. 52 anzeigten, geschlossen. Von R's. Theaterstücken finden sich hier nur Esther und Athalie. Die Entstehung beider ist bekannt; bekannt, daß R. aus Devotion dem Arbeiten für das Theater entsagt hatte, und jene Werke allein auf Befehl der Maintenon zur Aufführung für ihre religiöse Erziehungsanstalt zu St. Cyr schrieb. Als ein trefflicher religiöser lyrischer Dichter hat sich R. in den Chören dieser beiden Trauerspiele gezeigt; aber in der Aufführung werden die Chöre bey dem Meisterwerke, der Athalie, dessen rein-tragischen Eindruck schwächen, und zu sehr opernartige Empfindungen erregen. Zwey gleichfalls bekannte Merkwürdigkeiten bietet die Athalie dar: einmahl, daß sie, zwar nicht dem Sujet nach, aber doch im Ganzen, als eine aufgegebene Arbeit entstand; zum andern, daß sie anfangs gar nicht gefiel, man ihr erst nach des Verf. Tode die verdiente Bewunderung widerfahren ließ. La Harpe bemerkt sehr wahr, daß, nachdem Voltaire 40 Jahre lang die Athalie als das erste Trauerspiel bewundert hatte, er in der letzten Zeit seines Lebens, aus zunehmendem Hasse ge-

gen die Religion, in welchen er sich so sehr hinein-schrieb, daß er ihn ganz bemeisterte, dem Stücke gram wurde, weil die Geschichte aus dem Alten Testamente war, und das Gedicht ganz religiöser Art. (Fanatismus einer jeden Gattung, wenn er eine gewisse Höhe erreicht, verdirbt den Geschmack, wie man sieht.) Eine andere Bemerkung La H's. finden wir nicht minder gegründet. Wäre R. nicht wahrhaft von dem Glauben und den religiösen Empfindungen seiner Kirche durchdrungen gewesen, so würde er nicht ein so meisterhaftes Stück in seiner Art, als die Athalie, geliefert haben. Große Künstler können freylich durch die Stärke ihrer Phantasie, durch die Kraft, sich mit Hülfe dieser in die fremdartigsten Vorstellungen zu versetzen, recht schöne Machwerke geben. Aber dem sehr geübten Auge wird es wohl nie entgehen, daß es doch nur Machwerke sind; die eigne Denkungsart des Dichters wird unwillkührlich, in größern Arbeiten, durchblicken. So herrliche einzelne Stellen auch die Phantasie schaffen mag, das ganze Werk wird nicht aus Einem Gusse seyn, wenn es nicht unmittelbar aus dem natürlichen, nicht gemachten, Innern des Künstlers hervorgeht. Mögen Zeitgenossen für den Augenblick zu blenden seyn; die Nachwelt wird es sicher entdecken, ob die seyn sollende höchste Poesie aus wahren religiösen Ueberzeugungen entsprang. Die Folgen von diesem Grundsatze sind sehr fruchtbar. Es läßt sich daraus abnehmen, daß die productive Künstlerkraft nicht dadurch gewinnen kann, wenn man sich entweder erst zum Heiden macht, um die Griechheit in Marmor oder auf dem Papiere wieder aufleben zu lassen, oder zum Catholiken macht, um Madonnen und Heilige auf der Leinwand vorzustellen, oder sie in größeren Gedichten zu besingen. Aus solchen Verdrehungen vermag nichts wahrhaft

Grosses in der Kunst hervorzugehen. Bedeutende neue Zusätze enthält die vorliegende Ausgabe gar nicht. Einige der wenigen schon bekannten Epigrammen zeigen, was auch das Lustspiel, die Plaideurs, beweiset, daß R. viel scharfen komischen Witz besaß. Bekannt war es längst, daß R. zu den ersten guten Prosaikern seiner Nation gehörte. Aber nicht in Rücksicht des Styls, sondern als Beytrag zur Geschichte der Denkart und der Sitten des Mannes und der Zeit, verdienen die Histoire de Port Royal, und besonders die Briefe an Boileau, vorzüglich aber die an seinen ältesten Sohn, nicht den religiösen Dichter Ludwig, angesehen zu werden. Man findet sich in eine fremde Welt versetzt, indem man die Geschichte des wegen angeblichem und wahrem Jansenismus grausam verfolgten weiblichen Klosters Port Royal des Champs, lieset, zu dessen Anhänger die bessern Köpfe der Zeit und Schöpfer der guten Prose, Arnauld, Pascal, Nicole, Racine, gehörten, die der Jesuitischen Parten zum Opfer wurden. Familienverbindungen zogen R. zuerst in diese Devoten-Secte hinein, aber der Hang zur Devotion überhaupt war wohl der natürliche Gang, den unter gewissen äussern Umständen, bey zunehmenden Jahren, seine zur ängstlichsten Zartheit gestimmten Empfindungen nehmen mußten, die in dem gewöhnlichen Pomp der Kirche allein weder Befriedigung, noch Beruhigung finden konnten. Was bey seinem Freunde Boileau, der bekanntlich sich gleichfalls auf Seiten der Jansenisten hinneigte, weit mehr Sache der theologischen Grübeley war, war bey R. Sache des Gefühls, mit moralischen Grundsätzen vereinigt. Der Glauben an das durch die heilige Dorne in Port Royal verrichtete Wunder, und das Kleinliche des Devotionswesens, können für uns nicht sehr anziehend seyn.

Wie ehrlich es aber R. mit seiner Devotion meinte, wie sie ihn als Mensch stärkte und zur Erfüllung seiner Pflichten als Vater antrieb, das wird man mit Vergnügen aus den Briefen an seinen Sohn abnehmen.

Leipzig.

Bey Wilh. Rein und Comp., ohne Jahrzahl: Der Graphit, als neuentdecktes Heilmittel gegen die Flechten. Von Karl August Weinhold, der Medicin und Chirurgie Doctor, ausübendem Arzte zu Meissen. XIV und 112 Seiten in Octav.

Der Verfasser, ein naturphilosophirender Arzt, hohlt weit aus, um uns mit einem neuen Mittel gegen die Flechten bekannt zu machen. In der Vorrede bekommen erst die theoretischen und practischen Aerzte, welche sagen, "die Anwendung der Naturphilosophie gebäre nur Irrthümer, Luftgebilde und Thorheiten in der Medicin", eine Abfertigung. In der Einleitung aber erfahren wir, daß in den schönen Dichtungen dieser Naturphilosophen eine geheime Spur zur Wahrheit liege, daß ihre Dichtungen ein etwas in sich Vollendetes seyen, und was dergleichen mehr, und daß, wenn uns eine neue Morgenröthe in der Heilkunde aufgehen soll, wir dem Genie keine bleyernen Flügel anlegen, und die Phantasie keinesweges aus der Medicin verdrängen müssen. Wir müssen gerecht seyn, schreibt der Verfasser, und, mit Steffens zu reden, die Erzeugnisse der Phantasie niederlegen im Delphischen Tempel der höhern Poesie. Dem zufolge hat auch der Verfasser seine naturwissenschaftlichen Aphorismen, als solche Erzeugnisse, hier niedergelegt, von S. 7 . . . 21, und geht dann zum Graphit oder Reißbley über. Das Reißbley sey ein nur schwach oxydirter Koh-

lenstoff; das Englische das beste, und ungeachtet auf die Ausfuhr des rohen die Todesstrafe stehe, so habe man doch welches vor der Continental-Sperre erhalten können. — Rec., der echtes Englisches Reißbley vor sich und oft mit so genanntem Englischem verglichen hat, zweifelt daran sehr; und ist überzeugt, daß das, was uns roh als Englisches Reißbley von Fremden zugeführt wurde, keinesweges aus England war; sondern, weil wir Deutsche alles so genannte Englische besser bezahlten, für Englisches verkauft wurde, obgleich die Kaufleute es aus Schweden, Spanien, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, oder gar aus Deutschland selbst, brachten. — "Das Deutsche sey immer, sagt der Verfasser, mit fremden Theilen vermischt, daher man es in stärkern Quantitäten gebrauchen müsse". Ein unreines Arzneymittel wird aber nicht dadurch wirksamer, daß man es, mit fremden Theilen vermischt, in grösserer Quantität gebrauchen läßt, sondern dadurch, daß man es reinigt. Der Verfasser scheint aber die Reinigungsart des Deutschen Graphits durch Salzsäure, Destilliren und Waschen nicht zu kennen, sonst würde er billig zum innern Gebrauch, und zum Einführen eines neuen, so oft mit fremden Theilen vermischten, Mittels in unsern Apotheken nur den gereinigten Graphit zu nehmen verordnet haben; denn trotz aller naturphilosophischen Sätze fällt die ganze Beobachtung des neuen Heilmittels über den Haufen, wenn Deutsches, schon gegossenes, Reißbley zu den Versuchen genommen wurde, das immer mit einem guten Theil Schwefel, einem bekannten Mittel gegen Krätze und Flechten, vermischt ist. Auch ist gar nicht zu zweifeln, daß, wenn das Mittel aus den Apotheken, ohne genaue Bestimmung der Reinigungsart und des Körpers

selbst, verschrieben wird, man oft die Molybdaena micacea nitens, oder eigentliche Molybdaena, statt der reinen Molybdaena micacea et granulosa, oder Plumbago, welche hier der Verfasser *Graphites*, nach Werner, nennt, erhalten wird. Das blätterige und glänzende Wasserbley aber ist, nach Scheelens Versuchen, eine besondere, mit Schwefel übersetzte, Säure; das gemeine Wasserbley hingegen ist, wie der Verf. S. 24 anführt, ein Eisen und Sauerstoff haltiger Kohlenstoff; oder nach Scheele und Bergman eine besondere Art von luftsäurehaltigem Schwefel, und enthält ungemein viel Luft- oder Kohlensäure. Eine Verwirrung aber mit den beiden verschiedenen Molybdänen ist unvermeidlich, wenn keine bestimmte Benennung dafür gebraucht wird, sondern der Arzt, nach den vom Verf. angegebenen Recepten, bald Recipe Graphitis optimi, bald Plumbaginis anglici, bald Plumbi scriptorii, bald Graphitis Passaviensis schreibt. — Nach einem sehr unvollständig entworfenen Bilde von den Flechten, das der Verf. in dem Hospitale St. Louis zu Paris sich aufgefaßt haben will, und wozu er sich noch der Beschreibung alter und neuer Schriftsteller bedient, hat er gerade den wichtigsten übergangen, worüber man sich um so mehr wundern muß, als dieser an demselben Hospital, auf welches der Verfasser sich oft beruft, Arzt ist, und ein unübertreffliches Werk über diese Krankheit geliefert hat, nähmlich J. L. Alibert in seiner Description des Maladies de la Peau, observées à l'Hôpital Saint-Louis etc. à Paris 1806. Folio (s. Gött. gel. Anz. 1807 S. 890). — Der Verf. verwirft alle Heilungsmethoden gegen die Flechten, ausser der seinigen mit Reißbley, als unsicher, und glaubt etwas Neues zu sagen, daß er auf die Verwandt-

schaft der Flechten mit dem Harnabsonderungs-System und mit dem Graphit, als einem auf die Harnwege specifik wirkenden Mittel, das er erfunden habe, aufmerksam macht. Allein den Zusammenhang mehrerer Hautausschläge mit den durch den Harn abzusondernden Stoffen, die Nützlichkeit der harntreibenden Mittel bey Hautausschlägen, und selbst den in..ern Gebrauch des Reißbleyes bey dem Gries und der nephritischen Kolik, als eines auf die Harnwege wirkenden Mittels, kannte man schon vorher, dessen jedoch der Verf. mit keiner Sylbe erwähnt. Der Verfasser verordnet den Graphit äusserlich, bald als Pflaster zu einem halben Loth unter 2 Loth Emplastr. sapon. Barbett., bald als Salbe, sechs Drachmen Graphit zu zehn Drachmen Schweinefett, auch mit Speichel gemischt, eingerieben, täglich zwey Mahl angewendet; die Flechten kommen darauf mehr heraus. Innerlich gibt er von einer Latwerge aus zwey Loth Reißbley und acht Loth Honig früh und Abends einen Kaffeelöffel voll, nachdem er den Darmcanal vor und nach dessen Gebrauch durch ein gelindes Laxativ freyer und thätiger zu machen suchte. Auf die jedesmahlige Dosis rechnet er ein halbes Quentchen Reißbley, und gibt diese Gabe auch mit Wachholderbeermus in einem Bolus, oder auch in Pillenform mit Pomeranzensyrup. Zur Kur der hartnäckigsten Flechten habe man selten zwey, höchstens drey Unzen Graphit nothwendig. Es stelle sich darauf vermehrte Harnabsonderung und etwas Drucken beym Harnlassen ein, und es folge ein Bodensatz im Urin, welcher immer so lange anhalte, bis in den Hautflechten eine Veränderung vorgehe, die auf Heilung deute. Er schreibt dabey dem Reißbley eine specifike Wirkung zu, und

rühmt es auch besonders noch gegen die Scrophelн, gegen welche er bey hartnäckigen Fällen auch noch die Dulcamara und den salzsauren Kalk daneben verordnete. In Verbindung der Gicht mit den Flechten verordnete er neben dem Graphit Aconit und Guajak; gegen die venerische Complication Quecksilber: und glaubt, nur die venerische Complication würde dem Quecksilber weichen, nicht aber die Flechten, ohne Graphit. Gegen Krätze-Complication verordnet er einen Aethiops graphitis, oder Schwefel und Reißbley, zu gleichen Theilen, täglich zu Einem bis zwey Quentchen gegeben. Sind aber mehrere Complicationen hartnäckig beysammen, so gibt er ein Gemisch, welches er seinen Sebaldus Nothanker nennt, das aus Graphit, Hahnemannschem Quecksilber, Schwefel, Spiesglanz, Bittersüß- und Küchenschellen-Extract, Stiefmütterchen-Pulver und Campher, mit Erdrauch-Syrup zu einer Latwerge gemischt, also aus nicht weniger als acht berühmten Mitteln in Hautkrankheiten, besteht, und von welchem er rühmt, daß es ihn nie verlassen habe. — Rec. kann eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche er bey den naturphilosophirenden Aerzten oft gemacht hat, nähmlich die, daß sie bey einer großen Vorliebe zu specifiken Mitteln, besonders aber zu eigener Erfindung derselben, dem andern Extreme gar nicht abgeneigt sind, nähmlich einen solchen Nothanker von allen sonst neben ihren specifiken Mitteln von ihnen gering geachteten kräftigen Heilmitteln zusammen zu mischen. Ist dieß etwa eine Wirkung der höhern Speculationen in der Medicin? — Wir leben unsers Glaubens: Simplex sigillum veri!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 13. Junius 1808.

Halle.

In der Renger'ischen Buchhandlung: Nivellement des Harzgebirges mit dem Barometer, von *Héron de Villefosse*, inspecteur en chef des mines et usines de France, et inspecteur général des mines et usines dans les pays conquis. Aus den Papieren des Verfassers gezogen vom Professor *Gilbert* in Halle, Herausgeber der Annalen der Physik. 66 Octavs., mit einem Profile des Harzes. 1808.

Es ist diese mit einem besondern Titel abgedruckte Schrift die Abhandlung, welche Hr. Prof. Gilbert bereits im ersten Stück des XXVIII. Bandes seiner Annalen der Physik auszugsweise aus den Papieren des Hrn. v. Villefosse mitgetheilt hat, und die wegen der Wichtigkeit ihres Inhalts allerdings diese Einrichtung mit einem besondern Titel verdiente, um auch denenjenigen nützlich zu werden, welche die Annalen nicht selbst besitzen. Man muß sie als Uebersicht einer größern Abhandlung betrachten, welche Hr. v. V. über das Höhenmessen mit dem Barometer,

und über das Nivellement des in manchem Betracht so merkwürdigen Harzgebirges ausgearbeitet hat, und die einen Theil des interessanten Werkes ausmachen wird, welches er sowohl über den Harz, als auch über andere Erzgebirge, von denen er Nachrichten über den Betrieb der daselbst Statt findenden Berg- und Hüttenwerke erhalten konnte, verfaßt hat, und welches ohne Zweifel bald im Druck erscheinen wird. Nach einer vorläufigen Nachricht des Hrn. v. V. im Juniusstück des Moniteurs 1806 wird das insbesondere den Harz betreffende Werk aus folgenden zwölf Abtheilungen bestehen: 1. Geschichte des Harzes und seines Bergbaues. 2. Geognosie dieses Gebirges, und Lage der Erzgänge. 3. Gewässer, Waldung und Ackerbau. 4. Jetziger Zustand des Bergbaues. 5. Aufbereitung der Erze in den Pochwerken. 6. Schmelzkunst am Harze. 7. Eisenhütten. 8. Nebenhütten. 9. Administration. 10. Absatz und weiterer Gebrauch der Bergwaren. 11. Bevölkerung, Gesundheit, Lebensmittel, Sitten und Gebräuche. 12. Wegweiser für Reisende auf dem Harze. Nach dem, was Hr. Prof. Gilbert von dem Manuscripte selbst zu sehen Gelegenheit hatte, ist die Behandlung aller darin vorkommenden Materien der strengen Wissenschaftlichkeit so nahe gebracht, als es nach der Natur der Sache, und dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse, nur möglich ist, wodurch dieses Werk erhebliche Vorzüge vor vielen andern hieher gehörigen Schriften erhalten wird. Die Materialien dazu hat Hr. v. V. bereits in den Jahren 1803 . . . 1806, als er sich auf dem Harze als Commissär des Französischen Gouvernements bey den dortigen Berg- und Hüttenwerken aufhielt, zu sammeln angefangen. Seine jetzige Anstellung zum General-

Inspector der Berg- und Hüttenwerke in den eroberten Provinzen benutzte er, alles noch mehr zu vervollständigen und zum Drucke auszuarbeiten. Wenn man Hrn. v. V. auch nicht schon aus dem Journal des mines als einen der vorzüglichsten Männer kennen gelernt hätte, denen in Frankreich die Inspection des Berg- und Hüttenwesens anvertrauet ist, so würde uns doch schon bloß jene vorläufige Nachricht von einem Werke, das einzig in seiner Art seyn wird, und das Wenige, was uns Hr. Prof. Gilbert daraus in vorliegender Schrift mitgetheilt hat, hinlänglich belehren, was für einem thätigen, einsichtsvollen und mit mancherley Kenntnissen ausgerüsteten Manne wir künftig den Betrieb unserer Bergwerke, der so viel Menschen beschäftigt und in Nahrung setzt, zu verdanken haben werden. Zu den ersten Grundlagen eines Werkes dieser Art gehörte eine genaue Kenntniß der gegenseitigen Lage der Hauptpuncte des Gebirges und des Bergbaues. Sie dem Auge auf Einen Blick genau, und in möglichster Vollständigkeit so darzustellen, daß sich aus der Ansicht selbst alle die Fragen beantworten möchten, welche ein Sachkundiger vorzüglich thun würde, das war der Plan, den Hr. v. V. nicht bloß gefaßt, sondern auch mit einer Beharrlichkeit ausgeführt hat, welche bey den größten Schwierigkeiten nicht ermüdet ist. Einer solchen topographisch-bergmännisch-geognostischen Karte, welche Hr. v. V. nach einer mehr als vierjährigen Arbeit jetzt vollendet hat, und wovon in gegenwärtiger Schrift zugleich eine kurze Anzeige mitgetheilt ist, würde etwas Wesentliches fehlen, wenn sie nicht zugleich die Höhen und Tiefen der merkwürdigsten Puncte des Gebirges, und der Grubengebäude in Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Horizont darstellte. Die

geringe Menge von hieher gehörigen Höhenbestimmungen, welche de Luc und Rosenthal geliefert haben, so wie auch einzelne Nivellements und Markscheidermessungen, welche zum Behufe des Bergwesens hin und wieder mit großer Genauigkeit gemacht worden sind, waren dem Hrn. v. V. nicht hinlänglich, den Anforderungen zu entsprechen, welchen seine Karte ein Genüge leisten sollte. Er entschloß sich also, selbst ein vollständiges Nivellement des Harzgebirges zu unternehmen, so weit seine Karte es darstellt, d. h. vom Dorfe Seesen bis an den Roßtrapp. Diese merkwürdige und höchst verdienstliche Arbeit ist es, welche Hr. Prof. Gilbert den Deutschen Naturforschern bekannt zu machen von dem Verfasser sich erbat, und welche den Gegenstand dieser kleinen Schrift ausmacht. Die Karte, zu der dieses Nivellement gehört, ist 0,54 Metres lang, 0,39 breit, und reicht von 27° 50' bis 28° 40' östlicher Länge, und 51° 33' bis 51° 56' Breite. Der Maaßstab ist von 0,069 M. für die geographische Meile. Zur Grundlage derselben dienten ziemlich zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen, die dem Verf. durch die Herren v. Zach, v. Humboldt und Oltmanns mitgetheilt worden sind. Alle Vermessungen, welche bis jetzt von Theilen des Harzes gemacht sind, und alles Detail des Bergwesens, so weit es über der Erde sichtbar ist, stellt sie in verjüngtem Maaßstabe mit einer Klarheit dar, mit der Lasius Karte keinen Vergleich erträgt, ob man gleich auf letzterer kaum halb so viel Gegenstände, und kein solches Detail der Berge vorfindet. Sie sey zugleich im vollesten Sinne eine bergmännische und geognostische Karte, indem sie nicht bloß bey jedem Grubengebäude auf eine deutliche Art das Fallen und

Streichen der Gänge und Erzlager, die Tiefe der Schächte, das Niveau der Stollen, und ihren Lauf, und den innern Zusammenhang des Bergbaues, so weit es möglich war, sondern auch an allen Puncten, wo das Gebirge durch die Natur oder Kunst aufgeschlossen ist, durch leicht verständliche Zeichen die Gebirgsart selbst darstelle. Zu dem Nivellement bediente sich Hr. v. V. zweyer heberförmiger Barometer, welche völlig nach der Einrichtung der de Lucschen und acht Mahl ausgekocht waren. Hr. Schullehrer Schatelius zu Clausthal, der diese Barometer verfertigt hatte, besorgte die correspondirenden Beobachtungen, welche mit einem gleich guten und völlig harmonirenden Barometer in dem Amthause zu Clausthal, täglich zu bestimmten Zeiten, angestellt wurden. Hr. v. V. wählte zu den Barometer-Beobachtungen, welche dem Nivellement zum Grunde liegen sollten, die Wintermonathe, weil im Sommer die Temperatur und der ganze meteorologische Zustand der Atmosphäre auf dem Harze viel zu veränderlich sey, als daß derselbe zu Messungen mit dem Barometer geeignet sey. Auch gewähre der Winter den Vortheil, daß man sich durch Schlitten schneller, und ohne die Instrumente durch Stöße zu beschädigen, von einem Orte zu einem andern begeben könne. Die Witterung war zu sämmtlichen Beobachtungen günstig, die Reise auf dem Brocken ausgenommen, welche mit sehr großer Gefahr den 30. Januar 1805 unternommen ward, weil während des Aufenthalts daselbst ein sehr tiefer Schnee fiel. Eine Tafel, welche dieser Abhandlung beygefügt ist, enthält das Tageregister aller in den ersten 4 Monathen des Jahres 1805 angestellten Beobachtungen, nebst einigen andern, welche im

März und Junius 1804, und im August 1805, auf dem Brocken unter günstigen Umständen angestellt wurden, um die Resultate mit den Winterbeobachtungen vergleichen zu können. Einige der höchsten Berge auf dem Harze sind im Winter nicht zu besteigen, z. B. der Wormsberg, die Achtermannhöhe u. a. Für diese wurden dann auch trigonometrische Messungen angestellt, deren Detail hier ebenfalls beschrieben ist. Nachdem sich der Verf. in den Besitz aller der Beobachtungen, welche zu seinem Zwecke nöthig waren, gesetzt hatte, entstand nun die Frage, nach welcher Methode sie berechnet werden sollten. Das rühmliche Bestreben, nach eigenem Urtheil und eigener Ueberzeugung zu verfahren, veranlaßte ihn, alle seit Halley's Methode bekannt gewordenen Berechnungsarten einer genauen Critik zu unterwerfen, und daraus erwuchs allmählich das Werk, von dem bereits in den Annalen B. XXV. S. 205 eine vorläufige Notiz vom Hrn. Prof. Gilbert mitgetheilt worden ist. Hr. v. Villefosse berechnete nach den vornehmsten dieser Methoden, nahmentlich derjenigen vom Hrn. de Luc, Trembley, Rosenthal, Kramp, Hennert, Roy, verschiedene Beobachtungen, die er mit aller Sorgfalt angestellt hatte, an Stationen, deren Höhenunterschiede durch Markscheidermessungen genau bekannt waren. Keine dieser Methoden gab Resultate, welche mit den gemessenen Höhen übereinstimmten. Hr. v. V. hielt sich hiedurch berechtigt, die allgemeine Formel de Luc's zum speciellen Behufe seines barometrischen Nivellements zu modificiren, und die Eigenthümlichkeit des Landes, des Clima und der Jahreszeit, in welchen er beobachtet

hatte, scheine eine solche Modification zu erlauben, ja selbst zu erfordern. Diese Modification betrifft die von der Temperatur der Luft an beiden Stationen abhängende Correction. Statt des bekannten Divisors 215 in der de Lucschen Formel wählte Hr. v. V. die Zahl 182,4, welche er aus Vergleichung der Markscheidermessungen mit den Resultaten, welche de Luc's Formel gaben, abgeleitet hatte, wodurch dann auch andere Messungen in eine bessere Uebereinstimmung mit den Barometer-Bestimmungen gebracht wurden. Wäre Hrn. de Luc's Formel die wahre, d. h. stellte sie den Einfluß der Wärme und Feuchtigkeit der Luft auf den Höhenunterschied zwischen beiden Stationen, den Gesetzen der Wärmelehre und der Elasticität der Dämpfe genau entsprechend, dar, so sey freylich an eine solche Modification nicht zu denken. Da aber dieses nicht der Fall sey, und wir überhaupt noch keine barometrische Formel hätten, welche dieser Anforderung entspreche, so dürfe ein Beobachter allerdings befugt seyn, für sehr verschiedene Feuchtigkeitszustände der Luft die Formel abzuändern, und dieser Fall träte bey den Beobachtungen des Hrn. v. Villefosse ein, welche sämmtlich im Winter, die meisten bey mittleren Temperaturen unter dem Gefrierpuncte, angestellt waren, wobey denn der Feuchtigkeitszustand merklich von dem verschieden seyn müsse, als für welchen Hrn. de Luc's Formel zu passen scheine. Nach unserer Meinung ließe sich auch wohl in Ansehung der in der de Lucschen Formel vorkommenden bekannten Zahl $16\frac{3}{4}$ eine solche Modification treffen, daß die Höhen-Resultate aus den Barometer-Beobachtungen, für das Cli-

ma und für die Jahreszeit, in der sie gemacht worden, besser mit den Messungen übereinstimmten. Denn diese Zahl scheint uns offenbar von dem Gesetze abzuhängen, nach welchem die Wärme von unten nach oben abnimmt, welches Gesetz denn wohl nicht für alle Climata und Feuchtigkeitszustände der Luft dasselbe seyn kann, da hingegen der Coefficient 215 weniger eine Modification zu erfordern scheint, weil dieser von dem Verhältniß der Ausdehnung der Luft durch die Wärme abhängt, und nach Dalton's und Gay-Lussac's Versuchen selbst für alle elastische Flüssigkeiten, welche mit der Luft gemischt seyn können, einerley Ausdehnung für gleiche Temperatur-Erhöhung Statt findet. Vielleicht dürften uns Hrn. v. V. vortreffliche Einsichten auch hierüber noch genauer belehren. Den Beschluß dieser lehrreichen Schrift macht eine Uebersicht der aus den Barometer-Beobachtungen abgeleiteten Höhen und Tiefen, welche in dem beygefügten Profile dargestellt sind. Wir erwähnen hier nur des Brockens, dessen Höhe über dem Spiegel der Ostsee zu 3486 Pariser Fuß angegeben wird, unter der Voraussetzung, daß Clausthal 293 Toisen über dem Spiegel der Ostsee liege. Ueber den Spiegel der Leine, welche durch Göttingen fließt, erhebt sich der Brocken um 3066 Pariser Fuß, nach einem Mittel aus den Beobachtungen, welche unser Hr. Hofr. Mayer, gleichzeitig mit denen des Hrn. v. Villefosse auf dem Brocken, zu Göttingen angestellt hatte, nachdem die Barometer zuvor sorgfältig mit einander verglichen worden waren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1808.

Berlin.

In der Vossischen Buchhandlung: Was ist Geburtshülfe? Vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Joh. Gottl. Walter, königl. geh. Rath ꝛc. 1808. 113 S. in Octav.

Geburtshülfe ist schon dem Nahmen nach ein practischer Gegenstand, und die Aufschrift der Vorlesung des Hrn. geh. R. Walter's läßt daher mit Recht eine Abhandlung über das Helfen bey Gebärenden, oder über den Umfang der Kunst in Rücksicht dieser Hülfe, erwarten. Statt dessen aber findet der Leser Abhandlungen über anatomische und physiologische Gegenstände in mehr und minderem Bezug auf Entbindungswissenschaft; von dem eigentlichen Helfen ist nirgends die Rede. Die Geburtshülfe ist nach dem Verf. eine wahre Wissenschaft, wenn sie uns die Entstehung des Menschen und seine Geburt lehre, und zeige, wie dieß alles nach physikalischen und mathematischen Gesetzen geschehe. In den wenigen Worten: "Der Mensch wird aus dem großen Becken durch das kleine durchgeführt", liege sehr viel Sinn. Dadurch kömmt

der Verf. auf die Lehre von dem Becken und der Axe desselben. Bang sey der einzige, der in seinem tentamine medico de mechanismo partus perfecti 1774 die Geschichte der Geburt mathematisch beschrieben habe. Die daraus geschöpften Ansichten des Verf. aber können schwerlich mit ihren Schlußfolgen jedem Geburtshelfer genügen. Z. B. weil das kleine Becken eine unförmliche Gestalt habe, sey man genöthigt, es in drey Theile zu theilen. — Man wende einmahl diese Schlußfolge auf den Triangel an, so wird sie gewiß Niemand mathematisch finden. — Die schiefen oder so genannten Deventerischen Durchmesser sollen sechstehalb Zoll Rheinl. Maaß halten, und die Querdurchmesser fünf und ein Viertelzoll. Ein solches Maaß zeigte freylich nicht ein wohlgebauetes, sondern ein unförmliches Becken an. — Ausfälle auf genannte und ungenannte Geburtshelfer, die sich ein mathematisches Ansehen geben wollen. — Das Urtheil, welches der Verf. über unsern ehemahligen verdienten Lehrer Röderer fället, finden wir hart und unbillig. "Röderer war", "schreibt Hr. Walter, des großen Haller's kleiner Nachfolger; zuerst wollte er als Lehrer und Dictator der Geburtshülfe erscheinen, und nachmahls als Anatom". Wir wollen dagegen nur so viel erinnern, daß Haller es war, der sich die Anstellung Röderer's als hiesiger Lehrer unter nachdrücklicher Empfehlung an den damahligen Curator v. Münchhausen eifrigst angelegen seyn ließ; daß Röderer seinem Beförderer Ehre machte; daß seine geburtshülflichen und anatomischen Schriften einen bis jetzt unverminderten Werth behielten; daß Röderer für sein Alter und Zeitalter in beiden Fächern recht viel leistete, und die hiesige Universität seinen Tod gar sehr bedauerte: aber daß er zum Dictator in der Geburtshülfe oder Anatomie sich habe auf-

werfen wollen, davon ist uns auch nicht Ein Beweis in seinen Schriften aufgestoßen; die wir wohl hin und wieder in den Schriften seiner Gegner angetroffen haben. War Röderer's Lehre von der Axe auch nicht ohne Fehl, so war er doch der Gründer dieser Lehre, um welches ihn selbst das Ausland beneidete. Wir wollen nicht gegen das streiten, was der Hr. geh. Rath W. von der Axe des Beckens anführt: aber wir müssen doch bemerklich machen, daß Niemand aus §. 20 deutlich einsehen wird, wie der Mensch nach mechanischen Gesetzen geboren wird, und was die Axe des Beckens nach Bang's Ansichten nutzen soll, wenn, wie hier, die Axe des mütterlichen Körpers nicht dabey berücksichtigt wird. Nur die Kenntniß des Verhältnisses beider Axen zu einander im Normal-Zustande und in den vorkommenden Abweichungen haben einen practischen Nutzen, nicht die Ansicht von der Axe des Beckens für sich. Es ist daher kein Wunder, daß der Verf. den Nutzen von der Kenntniß der Beckenaxe bey weitem nicht so groß anschlägt, als er wirklich ist. Von der Lehre des Beckens kömmt der Hr. g. R. W. S. 23 auf den Uterus, und eifert gegen die schiefe Lage desselben. Wir müssen uns wundern, daß ein so großer Anatom, der "viele tausend weibliche Leichname" geöffnet gesehen zu haben sich rühmt, nie einen schiefstehenden Uterus sah. Rec. kann zwar nicht rühmen, daß er tausend Leichname zergliedert habe, hat aber doch auch manchen weiblichen Leichnam sorgfältig geöffnet, und besonders in obstetricischer Hinsicht die Lage der Theile untersucht, zergliedert und aufbewahrt, und hat keinen einzigen Leichnam einer Nichtschwangern gesehen, in welchem der Uterus nicht eine schiefe Stellung nach der rechten Seite gehabt hätte, so bald linker Seits das Colon und Rectum

nur einiger Maßen ausgedehnt war; dieß ist so natürlich nach der Lage dieser Gedärme und ihrer normalen, fast beständig mehr oder weniger ausgedehnten, Beschaffenheit, daß man wohl sieht, wie auch große Anatomen ganz gewöhnliche Dinge übersehen können. Wohin aber der Uterus im nichtschwangern Zustande sich schon gewöhnlich neiget, wird er wohl im geschwängerten, gewichtigeren Zustande sich noch eher neigen. Von der schiefen Lage der Gebärmutter kömmt der Verf. S. 26 auf die Frage: ob eine Ueberfruchtung möglich sey? — Wo Facta entscheiden, dünkt einen solche Frage überflüssig. — Ehe er aber diese Frage beantwortet, kömmt eine zweyte Frage vor: ob menschliche Einsicht und Geschicklichkeit eine Schwangere und ihr Kind bey einer Conceptio ovarii, tubae oder abdominalis retten könne? Die Antwort gehet dahin: Wenn der Geburtshelfer kein Weib sey, sondern im Fache der Geburtshülfe der vollkommenste Mann, und denkend, entschlossen und beherzt, so lasse sich Vieles, doch nicht Alles, von ihm erwarten. Nun kommen Zeichen der glücklichen und unglücklichen, das ist, der ausser der Gebärmutter Statt findenden Schwangerschaft, vor, bey denen doch der beßte Geburtshelfer stutzig werden müsse. Rec., der noch vor nicht gar langer Zeit einer lebenden Schwangern eine Abdominal-Frucht ausschnitt, kann nicht sagen, daß er in Absicht der Zeichen der Frucht ausser der Gebärmutter stutzig war, sondern ein Vierteljahr zuvor schon gewiß wußte, daß die damahls lebende Frucht nicht im Uterus, sondern im Abdomine liege, was auch die Folge erwies. Der Hr. g.R. W. hat aber auf das genaue Untersuchen des Uterus selbst keine besondere Rücksicht genommen. Bey dieser Gelegenheit kömmt der Verf. wieder auf einen

andern Gegenstand, nähmlich das Steatoma uteri, wo aber allen Umständen nach das Sarcoma uteri gemeint ist. Dann kömmt er auf Hydatiden, oder vielmehr Hydrops ovarii; dann auf das Ovarium, von dem er glaubt, daß der Mensch darin Leben und Bewegung bekomme. Das Ovulum nennt er haaricht. Die Tuba habe keine Muskelfibern, eben so wenig die runden Mutterbänder und der Uterus. Das Ovulum vereinige sich durch seine Röhrchen (vermuthlich Haarröhrchen) mit den Gefäßen des Uterus, und die Venen der Mutter ziehen die Arterien des Ovuli an sich: dadurch bewege sich das Ey vom Ovario durch die Tuba in den Uterus. Da müssen wir uns billig wundern, daß das Eychen nicht immer schon in der Tuba festgehalten wird, die, nach der Versicherung des Verf., so eine erstaunende Menge Venen, zumahl nahe am Uterus, hat. Wenn ein Hydrops ovarii vorhanden sey, so soll der Uterus nicht selten so verändert werden, wie in einer ordentlichen Schwangerschaft. Dieß hat Rec., der doch in seinem Leben manche solcher Kranken untersucht, und Verstorbene geöffnet, und solche Ovaria auch aufbewahrt hat, nie beobachtet, ausser wenn zugleich im Uterus ein Polyp oder ein Sarcom war. Nun erst kömmt die Beantwortung der Frage, ob eine Conceptio abdominalis etc. absolut tödtlich sey? Das Kind, meint der Hr. geh. R. W., könne durch zeitiges Ausschneiden gerettet werden, die Mutter aber gehe mehrentheils verloren. Wir wissen aber doch auch Fälle, wo es sich gerade umgekehrt verhielt, wie in Cypriani's Fall. Der Uterus sey aus einem Wesen zusammengesetzt, welches er schlechtweg cellulosa nenne, habe keine Muskelfibern, aber Arterien in Menge, und diese seyen so gut, wie hohle Muskeln, und zu diesen gehen Nerven hin. —

Die grossen Anatomen haben doch ein eigenes Glück, alles zu sehen, was sie wollen, und nicht zu sehen, was sie nicht wollen. Wir andern sehen immer nur, was da ist; und was das Auge sieht, glaubt das Herz. — Innen im Uterus sey eine Membrana vasculosa, die sich nur in der Hydrope uteri, wie die Villosa des intestini jejuni, lösen lasse. Vor ihm habe wohl Niemand diese membranam vasculosam uteri präparirt. Eine neue Befruchtung nach einer bereits vorgegangenen sey schlechterdings unmöglich. Eben so wenig eine Superfötation bey einem Uterus duplex. Der Hr. geh. Rath W. meint, dieß wäre der Güte und Weisheit des Urhebers aller Dinge entgegen, denn sonst würden immerwährende Schwängerschaften Statt finden. Wir möchten aber doch wissen, wie es zugeht, daß, wie es factisch erwiesen ist, eine Negerinn einen Mulatten und einen Neger auf einmahl gebären, und eine Hündinn einen Pudel, einen Spitz und einen Fleischerhund zu gleicher Zeit werfen kann. Die Einwirkung der Einbildungskraft läßt der Verf. doch auch nicht gelten; folglich müssen doch wohl mehrere Zeugungs-Actus verschiedener männlicher Individuen nach einander so Etwas hervorbringen. Nun kömmt der Hr. g. R. W. auf die Placenta. Auch hievon hat er seine ganz eigene Meinung. Der Urachus sey in allen Menschen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, beständig offen. Die Haut der Epidermis verlängere sich vom Leibe des Embryo über die ganze Länge der Nabelschnur bis zum Mutterkuchen. Ein Nabelbruch sey gewöhnlich ein Foramen lineae albae; hingegen eine Erweiterung des Bauchringes und Vortreten eines Bruchsackes vom Bauchfell sey so selten, als eine weisse Schwalbe: wir versichern aber, diese weisse Schwal-

be gar nicht selten gesehen zu haben. — Der eyweißähnliche Saft in der Nabelscheide möge wohl aus der Fortsetzung der Haut des Kindes kommen.— Von den Abnormitäten und Krankheiten der Nabelschnur. Albin wird ein zwar fleißiger, aber doch nicht scharfsichtiger, noch feiner Forscher des menschlichen Körpers genannt, weil er wenig auf Gestalt und Bildung der innern Fläche eines menschlichen Eyes Rücksicht genommen habe. Hydrops funiculi umbilicalis und ein ovulum tuberculosum seyen zwey gefährliche Klippen, zwischen denen ein zarter Embryo leicht zerdrückt werde. Die Ernährung der Frucht durch die Placenta geschehe so: Die Nachgeburt bestehe aus einem doppelten System von Gefäßen, und aus einem zwischen beiden bestehenden Parenchyma. Das eine Geschlecht der Gefäße gehöre ganz allein der Mutter, und das andere ganz allein dem Kinde. Aus den mütterlichen Arterien komme das Blut in das mittlere Zellgewebe, das sich bloß leidend verhalte, werde dann von des Kindes Venen zum Kinde geführt, und circulire durch seine Arterien wieder zurück. Die Kindes-Venen, die ganz verschiedene anziehende Kräfte, als die Venen der Mutter besitzen, ziehen durch Verwandtschaft die nöthigen ernährenden Theile aus dem mütterlichen Blute an. Dieß sey die schöne Theorie, die zu gründen und zu befestigen die größten Aerzte sich bemüht haben, und die mit allgemeinem Beyfall aufgenommen sey; Aber durch der Engländer Resorptions-Lehren mittelst der lymphatischen Gefäße, und der Franzosen antiphlogistische Neuerungen in der Chemie, habe man Alles simplificirt, und den menschlichen Körper zu einem bloßen chemischen Laboratorium gemacht. Vernachlässigung und Herabwürdigung der Kenntniß des menschlichen Körpers sey die erste

Folge davon. Man bekümmere sich nicht mehr, zu wissen, wo die Lungen sitzen, und woraus sie bestehen, sondern es sey genug, wenn jetzt der chemische Arzt den Athmungs- und Luftzersetzungs-Proceß wisse. — Das wohl nicht. Aber in der That ist es heutiges Tages weder für den Arzt, noch für den Anatomen hinreichend, nur die menschliche Maschine zu kennen; und jenes Zeitalter ist vorüber, wo man mit geschicktem Einspritzen und Präpariren ein großer Anatom seyn konnte, wie in F. Ruysch's Zeiten. Heutiges Tages muß man in Wahrheit noch daneben recht viel von neuen Entdeckungen in der Physik und Chemie wissen, wenn man eine bessere Einsicht in den Bau des menschlichen Körpers und die Bestimmung und Wirkung seiner Organe bekommen will, als jene großen technischen Zergliederer hatten. — Mit solchen neumodischen Waffen, fährt der Hr. geh. Rath Walter fort, habe der Prof. Schreger in Erlangen die alte schöne Lehre bestritten, und durch Combinirung aller neu erfundenen Theorien beweisen wollen, daß die Venen gar nicht resorbiren, sondern daß durch lymphatische Gefäße die nährenden Theile zum Kinde gehen. Dieß sey jedoch falsch, ob er gleich seine Sätze mit vieler Stärke und Nachdruck unterstützt habe. Er führt darauf mehrere mit Nachgeburten angestellte Versuche an, wodurch der Hr. g. R. W. erweisen will, daß weder die Nabelschnur, noch die Placenta lymphatische Gefäße habe. Allein das Einhängen der Mutterkuchen in Wasser, und das Einspritzen von Wasser in die Arterien und Venen der Nabelschnur, kann dasselbe weder erweisen, noch widerlegen, und das vom Verf. so genannte neumodisch meublirte Gebäude des Hrn. Prof. Schreger's dadurch weder stehen, noch fallen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1808.

Erlangen.

Neue Fabriken-Schule, mit illuminirten Kupfern. Herausgegeben von Chr. Lebr. Rösling, Professor zu Erlangen. Bey J. J. Palm. Erster Theil. 1806. 414 Seiten; zweyter Theil 1807. 432 Seiten in Octav. Der Verf. hat den Vorsatz, einzelne Theile der Technologie, zum Gebrauche der Practiker, dergestalt abzuhandeln, daß sie alles, was zur Gründung, Anlage, Betreibung, Erhaltung und Berechnung der Anlagskosten und des Ertrags einer Fabrike zu wissen nöthig ist, finden können. Um dieß möglich zu machen, hat er sich die Beyhülfe geschickter Fabrikanten zu verschaffen gewußt, welche ihm, mit einer seltenen Bereitwilligkeit, ihre Erfahrungen und Bemerkungen über die von ihnen viele Jahre betriebenen Gewerbe mittheilen wollen. Diese will er mit dem, was darüber schon in Schriften vorhanden ist, vereinigen und in eine wissenschaftliche Ordnung bringen. Ueberall, wo es nöthig ist, sollen Erläuterungen aus der Naturlehre und Mathematik eingeschaltet werden, zum Unterrichte derer, welche mit den Hülfswissenschaf-

ten ihrer Kunst nicht hinlänglich bekannt sind. Er hofft auch, daß einige Gelehrte diese Arbeit statt seiner übernehmen, und ihm ihre Ausarbeitungen zum Einrücken überlassen werden. Gewiß eine mühsame, aber nutzbare, Unternehmung! Der Anfang ist auch so gut gerathen, daß der Beyfall billiger Kenner nicht fehlen wird, und daß diese mit uns die Fortsetzung wünschen werden. Diese darf man, auch bey dem Ruin unsers Vaterlandes, wo jedes Gewerbe, also auch der Buchhandel, leidet, zu hoffen wagen, weil eine Buchhandlung den Verlag übernommen hat, welche dafür bekannt ist, daß sie vorzüglich nützliche Werke unterstützet, und auszuführen vermag. Jeder Theil soll, ausser dem allgemeinen Titel, auch einen besondern erhalten, unter dem man ihn einzeln kaufen kann, um dadurch denen zu dienen, welche sich allein um das darin abgehandelte Gewerb bekümmern wollen. So hat der erste Theil den besondern Titel: Ueber Potaschen- und Salpetersiederey, zwey Abhandlungen vom Herausgeber der Fabrikenschule. Mit 6 illuminirten Kupfertafeln, welche halbe Bogen sind. Dieser Theil ist, wie der Verf. selbst sagt, noch nicht ganz dem Plane gemäß; das Meiste ist aus bekannten Büchern zusammengetragen; aber dennoch findet man auch hier viel Gutes. Ein doppelter Grundriß zeigt die Einrichtung einer kleinen und einer großen Siederey, mit den nöthigen Gefäßen und Werkzeugen. Eine (gar kleine) Abbildung, wie man mit Einer Pumpe zwey Saugröhren in Verbindung setzen, und durch dieselbe von zwey verschiedenen Flüssigkeiten nach Belieben die eine oder die andere in die Höhe heben kann. Sie ist hier angewendet, um nach Nothdurft Wasser oder schwache Lauge in die Kessel zu bringen. Vorstellung eines vortheilhaften Siedeofens, nach des Verf.

Angabe. Die Arbeiten selbst sind so, wie sie in einer kleinen Siederey unweit Erlangen geschehen, beschrieben worden. Der Schlütersche Calcinir-Ofen mit einigen Verbesserungen. S. 98 bis S. 140 Berechnung des Aufwandes und des reinen Ertrags einer Potaschesiederey, nach den Angaben des Hrn. Adams, welcher aber nicht mehr verfertigt, als er zu seiner Berlinerblau-Fabrike selbst verbraucht. (Rec. erinnert an die Berechnung des Ertrags einer Potaschenhütte im Forstmagaz. 7. S. 294). Die Hauptsache bleibt immer, daß es nicht an Asche fehle. Die kleine, hier beschriebene, Siederey fodert jährlich 2432 Cubikschuh Asche; will man diese sammeln, so muß man wenigstens 20 Dörfer haben, deren jedes 30 Häuser hat, und jedes Haus muß jährlich 4 gute Cubikfuß Asche liefern. — Der Abschnitt von der Salpetersiederey erzählt zuerst ausführlich die jetzige Theorie von diesem Salze, und alle die zur Gewinnung vorgeschlagenen Mittel. Die Haufen unter Schoppen versprechen freylich Vortheile vor den Wänden; aber nach einer hier beygebrachten Berechnung kostet die Anlage unter Schoppen viel mehr, als die Anlage der Wände, wenn beide gleichviel Erde fassen sollen; und noch ist nicht erwiesen, daß der Ueberschuß an Salpeter, welchen die Haufen in einer bestimmten Zeit liefern, die Interessen des auf Erbauung der Schoppen verwendeten Geldes und die Kosten der Umwendungen der Erdhaufen völlig ersetzet. Deßwegen hat der Verfasser auch seinen Vortrag sowohl auf die Wände, als auf die Erdhaufen eingerichtet. Um die animalischen und vegetabilischen Körper schnell zur Fäulung zu bringen, soll man sie sechs Monathe lang in wasserdichten Gruben feucht erhalten, und oft umrühren lassen; oder man soll sie, klein gehackt, abkochen,

wobey denn das schädliche Fett abgeschöpft werden könnte. Ganz wahr! aber welche Kosten bey dem jetzigen Preise der Feuerung und des Arbeitslohnes! Die Benetzung mit Mistjauche oder Urin wird widerrathen, oder man sollte sie vorher in wasserdichten Behältern der Sonne und Luft aussetzen, damit sich das Koch- und Digestivsalz krystallisire. Daß die Mutterlauge noch weniger nutze, wird hier mit den bekannten Gründen bewiesen. Um die Wände feucht zu erhalten, solle man ihnen oben Gossen geben, in welche man arme Lauge, gebrauchtes Waschwasser, oder, in Ermangelung dessen, Wasser gießen läßt. Beym Sieden wird auch hier Stahl's Pfuhleimer empfohlen. Zuletzt noch, wie, nach Französischer Weise, der Salpeter durch öfteres Abwaschen mit kaltem Wasser von den fremden Salzen gereinigt werden kann.

Von einem viel größern eigenthümlichen Werthe ist der zweyte Theil, welcher auch unter folgendem Titel besonders verkauft wird: **Die Staniolschlägerey nach den Materialien des E. W. Herdegen, Staniolschlägers zu Wöhrdt, ausgearbeitet vom Herausgeber der Fabrikschule; mit 4 illuminirten Kupfern.** Er handelt ausführlich von einer Kunst, welche bisher geheim gehalten worden, oder von welcher man bisher noch keine Beschreibung gehabt hat. Es hat auch dem Verf. Mühe und Geld gekostet, ehe er einen Mann gefunden hat, von welchem er die nöthigen Materialien erhalten konnte. Unter den weissen Folien macht die, welche zu Spiegeln dienen soll, die meiste Schwierigkeit. Um recht geschmeidig, und in allen Stellen gleichartig zu seyn, muß reines Zinn genommen werden. Bey der Schreinerfolie, welche zu Verzierungen verbraucht wird, und hier auch Sertin heißt (dieses Kunstwort fehlet, wie viele, welche hier vorkom-

men, bey Jacobson), kömmt es vornehmlich auf den hohen Glanz an, welcher am besten vom Englischen Zinn erhalten wird. Zuerst das Gießen der Stangen, und die Reduction der Zinnkrätze. Dann eine vorzüglich genaue Beschreibung und Abbildung eines Hammerwerks mit den Schwanzhämmern. Das Ausschlagen der Gußstäbe zu Stanniol; das Ausebnen der Streckstreifen unter einem Platthammer oder Zainhammer; die verschiedenen Mittel, sie in Länge und Breite auszudehnen. Unter dieser Arbeit müssen die Blätter aufgelockert oder gelüftet, oder von einander abgehoben werden, weil sie sonst oft so dicht an einander kleben, daß sie ohne Gefahr, zerrissen zu werden, nicht getrennt werden können. Man weiß noch nicht gewiß, was die nächste Ursache sey, warum manche Blätter sich mehr, als andere, anlegen, doch ist dem Verf. gesagt worden, es geschehe am öftersten, wenn das Zinn, welches verarbeitet wird, Silber enthalte, und daher komme es, daß dieses Uebel öfter bey dem Sächsischen und Böhmischen, als bey dem Englischen und Ostindischen vorkomme. Rec. hat von Goldschlägern, bey denen etwas Aehnliches vorkömmt, die Meinung gehört, es geschehe bey einer gewissen Witterung öfter, als bey anderer. Das Zuschneiden der Plattschläge oder Stanniolblätter, das Aufrollen und Einpacken derselben. S. 223 Berechnung der Kosten zur Anlage einer Stanniol-Fabrike, und S. 288 des jährlichen Ertrags. S. 293 Vertrag zwischen dem Inhaber der Fabrike und dem Stanniol-Schlagmeister. Nun ist zu wünschen, daß Jemand eine eben so gründliche Beschreibung der Kunst, die farbigen Folien zu machen, geben möge. Diese bestehen aus weissen Zinnfolien, welchen durch Kunst mancherley angenehme Farben gegeben werden. Die Schrift: von

Schad erprobte Anweisung, die gefärbte Folie fabrikmäßig zu verfertigen; auf Kosten des Verfassers in Erlangen gedruckt bey Hilpert, 1805, hat der Rec. nie erhalten können. — Die andere Abhandlung des zweyten Theils hat die Ueberschrift: Mechanische Untersuchung der Hammerwerke mit Schwanzhämmern, mit besonderer Rücksicht auf das Stanniol-Hammerwerk.

Nordhausen.

Gern räumen wir in unsern Anzeigen einen Platz der Anzeige von einer Schulverbesserung ein, die, wenn sie ausgeführt wird, gute Hoffnung erweckt, daß nach den allgemeinen Calamitäten doch noch einiges bürger- und häusliche Glück durch bessere Menschenbildung wird erhalten werden können: Nachricht über die neue Einrichtung der Schulanstalten zu Nordhausen. — Gleich auf dem Titelblatt sind alle diejenigen angegeben, welche an derselben Antheil gehabt haben: "von Joh. Conrad Ephraim Grünhagen, Maire der Stadt Nordhausen; Andreas Christoph Dietrich, Superintendenten und Pastor zu St. Nicolai; Joh. Gottfried August Sparr, Director des Gymnasiums; Joh. Chr. Aug. Heyse, Rector des Gymnasiums und der höhern Töchterschule, als den Gliedern der Schul-Inspection". Ostern 1808. Octav. Gewidmet dem königl. Westphälischen Präfecten des Harz-Departements, Hrn. Borsche in Heiligenstadt; und noch wird in der Vorrede erinnert, daß die Ausführung des Plans unter specieller Aufsicht des königl. Präfecten des Districts Nordhausen, Hrn. von Steinmetzen, geschehen sey. Enthalten sind: I. Nachricht über die männlichen Schulanstalten, ausgefertiget von J. G. A. Sparr: Diese sind: A. das Gymna-

stum: I. Einleitung; II. Zweck und Verfassung desselben: es soll zu gleicher Zeit eine Gelehrten- und eine Bürgerschule seyn: dieß System ist aber das verbesserte, so, daß die gelehrte Schule nicht erst nach geschlossener Bürgerschule, zu welcher die untern Classen bestimmt sind, angehet, sondern daß die beiden untersten Classen dem Kinderunterricht ganz überlassen, für Quarta und Tertia aber theils gemeinsame, theils getrennte Lectionen angesetzt sind, für Studirende und für Nicht-Studirende: jene gehen also vorbereitet in die beiden höchsten Classen über, in welchen der Unterricht den Uebergang zur Universität vorbereitet. III. Lehrer und Lectionen. IV. Nähere Bestimmung der Lectionen: die Gegenstände derselben sind freylich zahlreich, und gehen bis auf 26 Numern; aber das will, leider! wird man sagen, unser Zeitgeist, dessen Charakter Vielwisserey, die Mutter der Seichtigkeit und der Flachheit des Kopfes und des Herzens, ist; geschickte Lehrer werden indessen, bey allem äussern Zwang an derselben zu hängen, entgegen zu arbeiten wissen und suchen. V. Seminarium für Lehrer niederer Schulen, und Ergänzungsclasse für versäumte Kinder zum Nachhelfen. VI. Schulstunden, Ferien, Examen, Schulgeld s. w. Mit dem Examen wünschten wir noch eine strenge Beurtheilung der Fähigkeiten derer, die studiren sollen, und Zurückweisung bey erkannter Unfähigkeit für die Studien, zumahl vor Abgang auf die Universität, verbunden zu wissen. B. Die Stadtschulen für Knaben, und noch C. Anhang von einer Frey- und Industrie-Schule für Kinder notorisch armer Eltern, die noch zu errichten ist. Mit Vergnügen sieht man, daß bey der ganzen Einrichtung die bessern Ansichten, Einsichten, Prüfungen und Erfahrungen der neue-

sten Zeiten genützt und angewendet sind; wie gleich die Einleitung überzeugen kann. Das Classensystem ist verlassen, ohne das Gute desselben ganz zu verkennen, und dagegen der Unterricht unter die Lehrer so vertheilt, daß jeder in seinem eigenen Fache durch mehrere Classen den Unterricht gibt: welches wenigstens mehr Vortheile, und weniger Nachtheile gewährt; die große Wahrheit, die überall vorschweben sollte, wird indessen nicht vergessen: "Gewiß hängt das Gute, das eine Schule stiften kann, hauptsächlich von dem guten Willen, dem Eifer, der Geschicklichkeit und der Lehrgabe der in ihr wirkenden Lehrer ab" s. w. (S. 5) S. 1 ... 78. II. Nachricht über die weiblichen Schulanstalten, ausgefertigt von J. C. A. Heyse. S. 79 ... 131. Auch abgetheilt in eine höhere und eine niedere Töchterschule, mit einer Menge Gegenstände des Unterrichts: wobey aber Lehrer und Vorgesetzte sehr zu sorgen, und dem Zu viel zu steuern haben werden. Die Ausführung selbst und die Erfahrung wird ohnedem noch manche Einsicht an die Hand geben. Noch Beylagen A ... E, welche die Lectionsplane enthalten. Wäre ein Zeitalter bloß zum mechanischen Gehorsam, Entbehrungen und Duldungen bestimmt, so wäre feinere Bildung für dasselbe ein sehr trauriges Geschenk; sie würde nur dienen, um das Elend mehr zu fühlen; Unwissenheit und Sklavensinn würde es erträglicher machen. Da wir aber solchen Aussichten uns nicht überlassen dürfen, so bleibt eine bessere Erziehung mit vernünftigen Einsichten, obgleich auch mit Gewöhnung zu freywilligen Entbehrungen und zu nothwendigen Duldungen, bey Fleiß und Sparsamkeit, noch das Wünschenswertheste; und folglich sind tüchtige Schulanstalten der größte Segen für das gesellschaftliche Leben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 18. Junius 1808.

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beytrag zur Begründung der Alterthumskunde, von Friedrich Schlegel. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte. 1808. Octav 324 Seiten. Das Werk ist in drey Bücher getheilt: I. von der Sprache der Indier; II. von der Philosophie, III. historische Ideen; nebst Indischen Gedichten I...IV. Wir wünschen, daß das Buch, ohne vorgefaßte Meinung dafür und dawider, gelesen und geprüft werden möge, und daß man dasjenige, was auffallend seyn kann, oder wo man den Verfasser selbst einer vorgefaßten Meinung sich hingebend antrifft, nicht das ganze Werk entgelten lassen möge. Natürlicher Weise entscheidet der Gesichtspunct, von dem man ausgeht, in der Betrachtung und dem Urtheil des Uebrigen. Nehmen wir die Geschichte der westlichen Welt von da auf, wo wir ihre ersten historischen Nachrichten und Spuren finden, so bildet sich ein ganz andrer Zusammenhang der Dinge, als wenn man

vom entfernten Orient Asiens anhebt, und aus diesem her Alles nach Westen zu abzuleiten beflissen ist; Alles erscheint in andrer Stellung, Gestalt und Farbe. Im Allgemeinen findet sich dazu ein Grund der Tradition; aber die Art, die Bestimmung und der Umfang der Ableitung borgt unvermerkt mehr, als unparteyisches Urtheil zugeben kann, von Gefühl, Phantasie und Vorliebe. Vielleicht gelangen wir weiter hin einmahl auf einen Punct, auf dem sich festen Fuß fassen oder weitere Schritte werden thun lassen. Aehnlichkeiten in gewissen Stücken finden wir in der ganzen Völkergeschichte in Sprache, Philosophie und Geschichtsüberlieferungen; aber in Auffindung der Ursachen und des Quells dieser Uebereinstimmungen bald in Diesem, bald in Jenem, bald auf die eine, bald auf die andre Weise, trennen sich die Urtheile der Forscher nach verschiednen Richtungen: insonderheit in Ansehung der Ableitung des frühesten Ursprunges. Ging das, was jetzt ist, und das, was uns historisch bekannt ist, aus einem frühesten vollkommenen Zustande hervor, und sank es später hin zum Schlechtern; oder ging es aus der Rohheit und dem Schlechtern zum Bessern fort, so wie es wieder später hin ins Schlechte herabsank? Dieß Letztere ist der Gang der Natur, durch die Geschichte bestätiget und bestärkt; das Erstere führt auf eine unmittelbar göttliche Mittheilung, einen vollkommnern Zustand, den (ob bloß?) die Poesie, durch Phantasie, gebildet hat. Diesen zweyten Weg nimmt der Orient in seinen alten Sagen. — So viel, als im Allgemeinen, vorausgeschickt.

Wenn das erste Hauptstück, von der Sprache, nicht das anziehendste ist, so hat es doch seinen natürlichen Platz, weil mit der Sprache so Vieles

in dem Uebrigen zusammenhängt. Hr. S. legt hier ein sehr ausgebreitetes Sprachstudium, mit Sprachphilosophie und dem für beides nöthigen Sinn, dar, der von der Natur gegeben seyn muß. Er findet und führt aus, daß das alte Indische Sanskrit, oder, wie er schreibt, Sonskrito, die größte Verwandtschaft mit der Römischen und Griechischen, so wie mit der Germanischen und Persischen Sprache, habe. Der Rec. fühlt sein Unvermögen, hierüber gründlich zu urtheilen, zumahl da er auf dergleichen, bloß auf gewisse Aehnlichkeiten gegründete, Sprachverwandtschaften nicht viel bauet. Da jede Sprache Ausdruck des menschlichen Empfindens und Denkens ist, so müssen die Sprachen, zumahl in den Wurzeltönen, nothwendig unter sich eine natürliche Uebereinstimmung haben; noch mehr in dem grammatischen Bau, ohne nothwendig von einander abgeleitet zu seyn. Von der frühesten Gestalt, von welcher doch die Vergleichung der Sprachen ausgehen müßte, haben wir so wenig sichere Kenntniß; zumahl da der Laut, wenn er in Schriftzug überliefert wird, so viele Abänderung erfährt: und wie viel Zufälliges in Ton, Aussprache, Gebrauch, Bedeutung, kömmt mit der Zeit hinzu, oder verändert Alles! Wir finden also Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten in Lauten und Tönen, mehr oder weniger, nachdem wir sie suchen und wünschen. Bey genauer Betrachtung scheint dieß nicht weniger der Fall bey der behaupteten Aehnlichkeit des Indischen mit den andern Sprachen zu seyn, worauf die zweyte Hypothese gebauet ist, daß also alle diese Sprachen von der Indischen abgeleitet seyn sollen. Sache des Gefühls ist freylich das Meiste hierin, aber das Gefühl wird auch wieder leicht von Vorstellung und Einbildung geleitet. Mit allem Beyfall nimmt der

Rec. die andre Bemerkung an, von den zwey Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau, S. 44 f. Warum der Verfasser auf diesen Grund der Ableitung aller jener Sprachen aus dem Indischen so viel bauet, erhellet aus dem 5. Kapitel, vom Ursprung der Sprachen, S. 60 und weiter hin von der Indischen Philosophie, da Hr. S. sich überzeugt hält, daß das Menschengeschlecht von einem Zustand höherer Vollkommenheit und göttlichem unmittelbarem Einfluß ausgegangen sey; welches mit der Indischen Lehre zusammentrifft.

Anziehender, wie schon gesagt, ist das zweyte Buch, von der Philosophie. Von der Indischen Mythologie zu sprechen, fehle noch ein hinlänglicher Vorrath von Thatsachen und Quellen, um voraus eine Darstellung des Ganzen zu geben: Doch scheint er auch hierin eine allgemeine Quelle wahrzunehmen: "wie in der Sprache, so gebe es auch in der Mythologie eine innere Structur, ein Grundgewebe, dessen Aehnlichkeit bey aller sonstigen äusserlichen Verschiedenheit der Entwickelung doch noch auf einen verwandten Ursprung hindeutet". (Diesen sucht er aber nicht, wie Andre, die eben dieß auch behaupten, darin, weil Alles von der natürlichen Verwandtschaft von Denkkraft ausgehet.) Statt einer vergleichenden Analyse der Mythologien, gebe er also hier eine Darstellung der Orientalischen Denkart, nach ihren wichtigsten Stufen und Verschiedenheiten; doch seyen die verschiedenen Epochen der Denkart nicht als philosophische Systeme zu betrachten, sondern bloße Entwickelungen und Uebergänge aus einer in die andre. So wie bereits aus dem Bisherigen erhellet, ist der Verfasser wider den Fortgang des Menschengeschlechts aus einem thierischen Zustande, und

dagegen für eine ursprüngliche Offenbarung gestimmt; erklärt aber doch diese dahin, daß sie nicht als Unterricht des Vaters im Bild und ausdrücklichem Worte zu denken sey, sondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Verdunkelung und Mißdeutung trat nun an die Stelle der Wahrheit, wilde Erdichtungen und grober Irrthum waren die Folgen s. w. (Was war nun also für die Menschen hiebey gewonnen!) Das erste und wesentliche Philosophem (System wird es schon S. 95 genannt) des Gesetzes Monu's (Menu) sey das von der Seelenwanderung und Emanation; nur sey es recht zu fassen, insonderheit nicht mit dem Pantheismus zu verwechseln; in der alten Indischen Lehre wird die Individualität nicht aufgehoben; auch ist die Rückkehr der einzelnen Wesen in die Gottheit nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böse bleibt ewig getrennt und verworfen; es fallen also auch alle die verderblichen Folgerungen des Pantheismus weg; in der Lehre von der Emanation wird alles Daseyn für unselig, und die Welt selbst für im Innersten verderbt und böse gehalten, weil es doch alles nichts ist, als ein trauriges Herabsinken von der vollkommnen Seligkeit des göttlichen Wesens. — "Auf Demonstrationen beruhe aber das System nicht, habe vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, so gut wie andre bloß dichterische Kosmogonien — wohl lohnt es sich der Mühe, es zu verstehen, wäre es auch nur, weil es die älteste Denkart des menschlichen Geistes ist, die wir historisch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwickelung und Geschichte desselben einen unabsehlichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verstehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt". (Wie

leicht ist es aber, hierin sich zu täuschen, das Gefühl erst hineinzutragen, und dann wieder alles aus demselben abzuleiten! und so läuft man Gefahr, einer beständigen petitio principii zu unterliegen. Daß eine Zeit war, da man das Wesen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte, und begriff; daß der reinste Begriff von der Gottheit das Antheil des ältesten Menschengeschlechts war, läßt sich nur setzen; Alles daraus Abgeleitete ist also bloß hypothetisch.) Mit dem, was historisch durch Tradition ist, wird man sehr leicht mit dem Verf. übereinstimmen, ohne deßwegen für das System selbst und die Folgerungen aus demselben, eingenommen zu seyn. Diese legt Hr. S. in dem Folgenden dar, und entwickelt sie nach dem ältesten Buche, des Monu's Gesetzbuch. Mit dem reinsten Begriffe von der Gottheit, wie er sich ausdrückt, war der Glaube der Unsterblichkeit der Seele verbunden; auch diesen scheint Hr. S. bloß aus einer Offenbarung ableiten zu wollen; und ohne eine solche anzunehmen, sey das Indische Emanations-System durchaus unerklärlich; Aber als mißverstandne Offenbarung, sey alles darin ganz begreiflich". In unsrer Anzeige kann nur bloß von der Darstellung der Denkart und der Gedankenfolge des Verf. die Rede seyn. "Am vortheilhaftesten" (sagt er S. 110) "und schönsten stellet sich das System der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten— zu dem göttlichen Ursprung des Menschen; so daß die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einziger Zweck aller seiner Handlungen und Bestrebungen gesetzt wird".— Nach verflogenem Geist der Gesetze sind nur todte Gebräuche und Büßungen geblieben — und so entstand auch der Begriff von der Seelenwanderung (man sehe S. 111 f.), und mit ihm

die Lehre von einem vorigen Leben oder Präexistenz der Seele, und von den Ideen der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Vollkommenheit, die besonders beym Anblick des Schönen wieder rege wird. — Indischen Ursprungs sey also alles dieses. — Nimmt man einmahl jenes (hypothetische) ursprünglich Bessere, und den nachherigen Verfall zum Schlimmen an: so erweiset sich daher, wie aus der Emanations-Lehre die Lehre vom Fatalismus hat entstehen können, und mit diesem die Lehre von der Vorherbestimmung, die Lehre von dem steten Kreislauf und ewigen Wechsel zwischen Schlafen und Wachen des unendlichen Wesens, der astrologische Aberglauben, der Materialismus überhaupt, und der Naturdienst der Inder, den der Verf. weiter ausführt, und das Aehnliche andrer Völker von ihnen ableitet, nicht nur in Beziehung auf die Zeugungskraft der Natur (er deutet auf diesen Cultus die Yavaner im Monu, S. 121), sondern auch in Anbetung der Natur als allvernichtender Zerstörungskraft; wie am Sivo, Dungha, Kali; so auch die Menschenopfer des Baal, Moloch u. a. scheinen ihm davon abzustammen, auch die Vergötterung der Heroen, da in diesen die zerstörende Naturkraft (leider!) so vorzüglich sichtbar wird (die Bewunderung schien sonst ein hinlänglicher Grund von der Heroenverehrung zu seyn). Auch große Erfinder können vergöttert worden seyn, und, so wie Hermes, also auch der ältere Buddha, und der Ganeschoh, der Gefährte des Sivo. Das hohe Alterthum der Lehre aber erweise sich aus dem hohen Alterthum der Bildnerey in den Pagoden auf Elefanta u. a.

Die Lehre von zwey Principien, S. 125 f., stellt der Verf. in dem beßten Lichte vor, so wie die ganze Indische und Persische Religion von ihrer

sich empfehlenden Seite. Ueberall soll nun das Bessere, Reine und Wahre, ursprünglich gewesen, und späterhin erst mit Irrthümern erfüllt worden seyn (statt daß der Weltgang und die Geschichte, umgekehrt, den Irrthum der Rohheit zueignet, und das Bessere erst aus der wachsenden Cultur hervorgehen, und nur weiter hin erst zur Verdorbenheit sich heruntersenken läßt). Wie tief der Verf. sich in die Indische Philosophie hineinzustudiren gesucht habe, erhellet aus dem Kapitel von dem Pantheismus (der höchsten Schwärmerey der Abstraction. Denn es scheint doch unmöglich, daß sie vor der reellen Kenntniß Statt habe finden können; nur erst durch tiefe Speculation kann man dahin gelangen, zu träumen, daß Alles Eins sey, und dadurch endlich, daß Alles Nichts sey. Aber dieser Speculation können doch nur Wenige fähig gewesen seyn; weit entfernt, daß es als weitverbreitetes wissenschaftliches Ursystem zu betrachten seyn könnte; vermuthlich also nur als eine, durch jene schwärmerische Abstraction in den Köpfen Weniger erzeugte, Denk-, Empfindungs- und Handlungsart, die erst durch sie weiter unter den rohen Haufen verbreitet ward; das System herrscht doch in der Lehre der Buddhisten, in so mannigfaltiger Gestalt, daß man bald ermüdet, wenn man es verfolgen will). Hr. S. gibt von diesem System nur das Allgemeine im Umriß, betrachtet diese Philosophie als die jüngste unter allen Orientalischen Philosophien. Er bringt das Ganze der Indischen Literatur unter vier Epochen S. 149 f.; als die wichtigsten Epochen der Orientalischen Philosophie und Mythologie aber folgende: Das System der Emanation, das endlich in astrologischen Aberglauben und schwärmerischen Materialismus ausartet; die Lehre von den zwey Principien,

deren System, der Dualismus, später zum Pantheismus umgewandelt ward.

Mit dem dritten Buche folgen historische Ideen. Vom Ursprunge der Poesie; sie hat, ausser dem natürlichen Ursprunge, dem Gefühl, einen tiefen Zusammenhang mit dem alten Gewebe der Phantasie, also mit der Mythologie, die theils auf der frühesten Denkart, zum Theil philosophischer Ansicht, theils auf geschichtlicher Sage, gegründet, folglich eines historischen Geistes ist, vom Wilden, Riesenhaften, Heldenmäßigen ausgehet, und weiter hin zum mehr Gebildeten herabsteigt. Mit Recht vergleicht Hr. S. hier die Griechische Poesie. Von den ältesten Wanderungen der Völker, und von den Indischen Colonien und der Indischen Verfassung. Ueber das Erstere sind die besten Gedanken und Ansichten zusammengestellt. Richtig ist die Erinnerung, daß mehrere Ursachen und Veranlassungen der Wanderungen angenommen werden müssen; und daß auch hier wieder die menschliche Schwäche sich zeigt, daß Jeder seiner Lieblings-Idee die meiste Einwirkung beylegt; denn diese Bemerkung kann man sich nicht entbrechen, bey mancher Anführung von Erweis der Abstammung der übrigen Völker aus Indien zu machen: so erweislich auch dieselbe von Einigen ist. "Poesie — habe unstreitig einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt" (S. 165); dieß erfordert viel Zusatz durch Erklärung, bis es einigen Anschein gewinnen kann.— Das Wunderbare und die Riesengröße ist überall in der Menschennatur selbst gegründet, als erster Schwung roher Kräfte; aufs frühe Alterthum kann es hindeuten, wo es sich findet: Hr. S. braucht es aber zu einem der Beweise, daß die größten Reiche und vornehmsten Nationen von Einem Stamme ausgegangen, daß sie Colonien Eines Volkes, wo nicht unmittelbar,

doch mittelbar, Indische Colonien seyen. S. 174, 5. — Daß die Auswanderungen Indischer Colonien vom Norden Indiens aus über das Caspische Meer herum und weiter westwärts haben geschehen können, ist eine gute Wahrnehmung S. 179: aber was über die frühern Auswanderungen der Indier gesagt ist, bleibt nur innerhalb der Grenzen der Möglichkeit stehen; die Geschichte hingegen spricht nur von mittelbaren Ueberlieferungen Indischer Begriffe durch Medien und Perser. Daß große Revolutionen in den frühern Zeiten Indiens erfolgt seyn können und müssen, ist sehr wahrscheinlich; und es finden sich (S. 184) historische Spuren in Indischen Schriften selbst; auch, daß Religionskriege gewesen seyn werden, und daß Stämme ausgestoßen oder zu flüchten bewogen, und wieder roh und wild geworden sind; die Sakas, die Chinas und die Pehlvans veranlassen also leicht eine Deutung; aber die Paphlagoner möchten doch zu weit abgelegen seyn. Daß mittelbar Indische Ideen selbst durch jene Ursachen nach Vorderasien vorgedrungen seyn mögen, läßt sich auf keine Weise abläugnen; aber von vordringenden Indischen Colonien weiß die Geschichte, so viel uns bekannt, nicht; eben so wenig ist uns bekannt, daß Babylonien eine Seemacht war (S. 189), oder daß eine Berührung Indiens mit den Hellenen, mit dem ältesten Italien, mit dem Skandinavischen Norden, gewesen sey. Besser verweilet die Vorliebe des Verf. für sein Indien bey der Empfehlung des Orientalischen und Indischen Studiums überhaupt, und dessen Werth und Zweck. Viel Gutes und Schönes und Wahres oder Wahrscheinliches, aber immer nach den Lieblingshypothesen des Verf. aufgestellt. Daß die Orientalische Denkart, durch die heiligen Bücher der Hebräer, große Einwirkung gehabt haben muß, wer zweifelt daran! aber gleichgeltend ist hier nicht mit Orientalischer die Indische Denkart! Daß der Mensch nach Gottes Bilde

erschaffen sey, ist noch nicht eben die Idee, daß eine höhere Kenntniß des göttlichen Wesens ihm mitgetheilt war, ein göttliches Licht in ihm vorhanden war, eine göttl. Offenbarung, die durch innere Erleuchtung begriffen und verstanden ward; noch weniger, was S. 199 u. a. vorkömmt. Auch dieß nicht, daß sogar die Interpretation des A. T. nicht bloß nach Orientalischer, sondern nach Indischer Denkart sollte angestellt werden. — Wie nun S. 204 f. die Vergleichung und der Einfluß der Indischen Philosophie auf die Europäische ausfällt, läßt sich voraus leicht errathen. Aber sie enthält viel Wahres, und verdient eine besondre Erwägung und Prüfung. — Aufmerksamkeit verdient S. 210 die Stelle von den vier Epochen der Indischen Philosophie (vergl. S. 149). — Was man Orientalischen Styl und Geist nennt, sagt Hr. S. (S. 213), ist nur von einigen Asiatischen Völkern, den Arabern u. Persien und von einigen Schriften des A. T. hergenommen; die eigentliche Ursache ihrer Eigenthümlichkeit liegt in der intellectuellen Religion, S. 213 (nähmlich wenn sie die abstracten Begriffe in Gegenstände der Phantasie und der Anschauung verwandelt hat). Ueber die Ursachen der Dunkelheit Orientalischer Schriften ist einiges Lesenswürdiges beygefügt S. 215, 6. Ueber die Uebersetzung Indischer Gedichte können wir nun weiter nicht ausführlich seyn. Daß sie mit großer Kunst verfertigt sey, um das Original selbst dem Versmaaß nach darzustellen, sieht man gleich, ohne erinnert zu seyn. Einige Bemerkungen über die Handschriften der Gedichte, über die Orthographie, das Sylbenmaaß und über die Auswahl der Stücke, sind vorgesetzt.

Berlin.

Bey Unger 1807. Octav: Beantwortung der von der Kön. Preuss. Academie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1806 *aufgegebnen*

Preisfrage: Warum die Civilisirung des Menschengeschlechts nur im Oriente gefunden werde? von *H. E. Th. Uckert*, Kandidat der Theologie zu Helmstedt, welcher der Preiss *von 50 Louis neufs* zuerkannt worden. Felix qui potuit rerum cognoscere causas. Die zur Beantwortung der Frage nöthigen, vorhin schon bekannten, Sätze sind kurz und deutlich angeführt: I. Allgemeine Betrachtungen über den Ursprung und die Entwickelung der Civilisation (welche nicht übel durch Sittigkeit, so wie Civilisirung mit Sittigung, verdeutscht wird). II. Besondere Betrachtungen über den Orient. III. Anhang, über America und Australien, daß sie aus physischen Ursachen in ihrer Civilisation noch nicht weit haben vorrücken können. — Die Beantwortung der Frage selbst ist also in dem zweyten Satze enthalten. Der Orient enthält eben die Bedingungen, unter welchen eine frühe Civilisation möglich war. Dieß ist auf folgende Weise ausgeführt: Der Orient, welcher hier das Land begreift, das vom Euphrat und Oxus begrenzet ist, also Mittelasien, enthielt fast alle zahmen Hausthiere und veredelten Gewächse, die zur Bequemlichkeit und Nahrung dienen konnten, also konnte hier eine geordnete Haus- und Landwirthschaft getrieben werden. Angenommen wird, daß diese Thiere und Pflanzen in jenen Ländern einheimisch und wildwachsend gewesen seyn mögen. Zu Hülfe wird genommen, daß von beiden die Semitischen Nahmen sich noch in unsrer Sprache, besonders der Niederdeutschen, auffinden lassen. Man mag hierauf rechnen, so viel man will, so bleibt doch das Uebrige, daß das Clima, der Boden, die Größe und Lage des Landes der Bevölkerung günstig ist. Noch kömmt die politische Geschichte von der Ausbreitung der Menschen und Völker damit überein. Indiens

wird nur beyläufig gedacht, daß es von Einigen für das Mutterland der Civilisation des Menschengeschlechts sey gehalten worden. Dagegen wird behauptet, schon wegen des heissen Clima's und der üppigen Fruchtbarkeit, sey dieß unwahrscheinlich; und die glaubhaftern Nachrichten bezeugten, daß die Hindus auswärtigen Ursprungs und aus dem südlichen Persien und Arabien eingewandert sind, und daß die Malayen vor ihnen im Lande waren. Von unsern neuern Gelehrten, welche das hohe Alterthum Indiens so sehr in Schutz nehmen, und jene Behauptung schwerlich gültig finden würden, scheint keiner von der Preisaufgabe Nachricht gehabt zu haben.

S. 35 folgt die treffliche Abhandlung, welche das Accessit erhalten: Propterea quid sit prius actum s. w. aus Lucrez. Was das Wort Civilisation in sich begreift, ist gut aus einander gesetzt. Der ungenannte Verfasser entwickelt das, was jeder nachdenkende Mensch schon dunkel empfindet: Anlagen zu dem, was die Civilisation befördert und ihr widersteht, liegen beide im Menschen selbst; S. 44, 45, sind diese Triebfedern aufgezählt; es kömmt nur auf äussere Umstände an, welche die einen entwickeln, die andern unterdrücken helfen; diejenigen, welche die Civilisation befördern, sind vorzüglich ein günstiges Clima, welches reichlichen Unterhalt ohne Mühe, frohen Naturgenuß, gibt, Neigung zur Thätigkeit erweckt (denn drückendes Elend unterdrückt jene, aber so bald physische Bedürfnisse befriedigt sind, treibt Langeweile zur Beschäftigung). Nun wird die Neugierde gereizt und zur Wißbegierde fortgeleitet: so öffnen sich nach mehreren Seiten Quellen zu Verbesserungen des Zustandes, und Fortgang in der Civilisation. Zu

Erfindungen, zu Entdeckungen, werden zwar äusſere Veranlassungen erfordert, aber der Geist, der der Ueberlegung und Energie fähig ist, um sie zu machen und zu nutzen, findet sich, wenn gleich diese Art Menschen immer seltene und ausserordentliche Menschen sind. — "Froher gemeinschaftlicher Genuß reitzt zu Gesang und Tanz". — Der Anblick der Ordnung der Natur, das Gefühl der Abhängigkeit, der Genuß so vieles Guten, erweckt Begriff und Verehrung der Gottheit. —" (Von diesem allen läßt sich nun auch das Gegentheil denken bey Menschen, die in einem rauhen, ungünstigen Clima hülflos und ohne Genuß leben; sie versinken in Trägheit und Elend, und arten in Wildheit aus. Also werden auch ihre Vorstellungen von der Gottheit anders ausfallen.) Man kann also annehmen, daß die Menschen, bey ihrem Ursprung, nur Anlagen, beides, zur Civilisation und zur Wildheit, hatten: so bedarf es keines unmittelbaren Unterrichts höherer Wesen; Aber auch keine ursprüngliche Wildheit muß vorausgesetzt werden, denn aus dieser können sich die Völker nicht empor arbeiten, wenn sie sich selbst überlassen bleiben; nur Beyspiele der Vorzüge andrer cultivirter Völker und Autorität kann sie dann zur Nachahmung reitzen. Nur so viel erhellet doch, waren gleich anfangs Stammeltern in verschiedenen Climaten vorhanden: so hatte die physische eigenthümliche Beschaffenheit derselben Einwirkung auf sie und ihre Nachkommen, in Rücksicht beides, auf geistige und gesellige Anlagen und ihre Ausbildung. "Aber die ältesten historischen Denkmähler — reichen hin, uns zu überzeugen, daß die Bevölkerung der Erde im mittlern Asien ihren Anfang nahm". Das war also das Land, welches das günstige Clima hatte; "diese Gegend mag nahe am Euphrat, oder mehr

östlich gelegen haben; das mittlere Asien hat mehrere so glückliche Länder; vielleicht war es, nach Gatterer'n, Kaschemir. — Aber durch den beständigen Anwachs wurden viele Familien zum Auswandern genöthiget; sie geriethen in Länder und Climate, wo die Natur ihnen alle oder mehrere jener Bildungsmittel verweigerte, und die physische Existenz die Verwilderung herbeyführte; "sie verwilderten in dem Grade: 1. wie sie sich weiter von dem Stammsitze entfernten, 2. wie sie in Länder kamen, wo ihnen die physische Existenz immer weniger angenehm, immer peinvoller und beschwerlicher ward; 3. wie die spätern Generationen — zur Ertragung der auf sie wartenden Mühseligkeiten abgehärtet wurden s. f. S. 55. — Bey den in dem ursprünglichen Stammsitz zurückgebliebenen Völkern hatten sich die ursprünglichen Anlagen hinlänglich entwickelt, um die ersten Bande des geselligen Lebens zu knüpfen, um die Elemente der Künste und Wissenschaften zu finden; sie theilten ihre Erfindungen den nähern, und diese den entferntern mit, die noch nicht so verwildert waren, wie die weiter entfernten. Zwar, sagt der Verf., man wird fragen, wo ist jenes ursprünglich cultivirte Volk geblieben? Vermuthlich vor vollendeter Cultur waren jene kriegerischen Völker entstanden, von welchen die ersten Monarchien im mittlern Asien errichtet wurden".

So weit der Verfasser. Eine andre Seite und Ansicht der Dinge verfolget er nicht; denn es läßt sich ihm entgegen setzen: Warum behaupten wir, daß alle die früheste Entwickelung nur auf Einem Erdpuncte erfolgt seyn, und die Auswanderung nur erst eine Folge der zu großen Bevölkerung, und dieß der Anfang zur Verwilderung, gewesen seyn soll? Zu einer und derselben Zeit entwickelten sich natürlicher Weise gleich die ersten Menschenstämme an

verschiednen Stellen auf verschiedne Weise vom ersten Anfange an, wenn sie auch nur von Einer Familie ausgegangen seyn sollten. Daß nicht mit der Zeit auch jene Auswanderungen erfolgt sind, und eine Verwilderung nach sich gezogen haben, wird damit nicht abgeläugnet. Aber, es mochten gleich anfangs Stammeltern in verschiednen Climaten vorhanden seyn, oder die Menschen nur von Einem Menschenpaare abstammen, so konnten doch gleich in der frühesten Zeit, ehe noch die Anlagen zur Civilisation und zur Wildheit entwickelt waren, Ursachen und Veranlassungen eintreten, daß gleich einige der ersten Familien in nahe rauhere Gegenden versetzt wurden (gesetzt, man dächte an Kaschemir, oder man bliebe bey dem Euphrat, wie nah sind die nördlichen Gegenden, das rauhe Armenien s. w.), und daß sich jene Anlagen der Menschen gleich früh auf verschiedne Weise entwickelten, indem das eigenthümliche Physische des Landes, worin sie lebten, sogleich auf geistige und gesellige Ausbildung wirkte. So erfolgten, dem Naturgange nach, eben alle die Verschiedenheiten, welche in der frühesten und spätern Menschengeschichte sich finden. So wie in den einen Gegenden Fortschritte zur Civilisirung geschahen, so wurden sie auf andern Seiten durch das Clima und dessen Folgen aufgehalten, und alles neigte sich mehr zur Uncultur. So bedarf es nicht erst eines langen glücklichen Zustandes der Menschen u. eines goldnen Zeitalters, noch eines ursprünglichen allgemeinen wilden oder gar rohen thierischen Zustandes, in welchem in spätern und in neuern Zeiten Völker angetroffen worden sind. Das Menschengeschlecht bildete sich gleich vom Anfange an auf verschiednen Wegen und auf verschiedne Weise: wozu die Anlage im Physischen im Menschen und ausser dem Menschen bereits gemacht waren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 20. Junius 1808.

Dortmund und Leipzig.

Bey den Gebrüdern Mallinkrodt, 1808: Versuch eines Beweises, dass wir in Pindar's Siegeshymnen *Urkomödien* übrig haben, welche auf Gastmahlen gesungen wurden; und neue Grundideen in der griechischen Prosodie. Von *J. W. Kuithan*. Erste Abtheilung. gr. Octav 1 ... 136 S. Der Rec. kannte den Verfasser (welcher hier studirte, und Mitglied des philologischen Seminars war, in den Jahren 1779, 80, 81, nachher Rector in Lünen, hierauf Professor der alten Literatur am Lyceo zu Düsseldorf, und gegenwärtig Director des Gymnasiums zu Dortmund ist) als einen jungen Mann von forschendem Geiste, und ermunterte ihn, gewisse eigne Ideen, die er hatte, zu verfolgen: aus solchen Köpfen bilden sich, bey guter Leitung, denkende Gelehrte, welche mehr, als flache Vielwisser sind, wenn sie übrigens auch zuweilen auf gewisse Sonderbarkeiten verfallen. Bey den Pindarischen Siegeshymnen, wenn man sich nicht bloß bey Worten und Sylben aufhält, dringt sich gleich die Frage

doch mittelbar, Indische Colonien seyen. S. 174, 5. — Daß die Auswanderungen Indischer Colonien vom Norden Indiens aus über das Caspische Meer herum und weiter westwärts haben geschehen können, ist eine gute Wahrnehmung S. 179: aber was über die frühern Auswanderungen der Indier gesagt ist, bleibt nur innerhalb der Grenzen der Möglichkeit stehen; die Geschichte hingegen spricht nur von mittelbaren Ueberlieferungen Indischer Begriffe durch Medien und Perser. Daß große Revolutionen in den frühern Zeiten Indiens erfolgt seyn können und müssen, ist sehr wahrscheinlich; und es finden sich (S. 184) historische Spuren in Indischen Schriften selbst; auch, daß Religionskriege gewesen seyn werden, und daß Stämme ausgestoßen oder zu flüchten bewogen, und wieder roh und wild geworden sind; die Sakas, die Chinas und die Pehlvans veranlassen also leicht eine Deutung; aber die Paphlagoner möchten doch zu weit abgelegen seyn. Daß mittelbar Indische Ideen selbst durch jene Ursachen nach Vorderasien vorgedrungen seyn mögen, läßt sich auf keine Weise abläugnen; aber von vordringenden Indischen Colonien weiß die Geschichte, so viel uns bekannt, nicht; eben so wenig ist uns bekannt, daß Babylonien eine Seemacht war (S. 189), oder daß eine Berührung Indiens mit den Hellenen, mit dem ältesten Italien, mit dem Skandinavischen Norden, gewesen sey. Besser verweilet die Vorliebe des Verf. für sein Indien bey der Empfehlung des Orientalischen und Indischen Studiums überhaupt, und dessen Werth und Zweck. Viel Gutes und Schönes und Wahres oder Wahrscheinliches, aber immer nach den Lieblingshypothesen des Verf. aufgestellt. Daß die Orientalische Denkart, durch die heiligen Bücher der Hebräer, große Einwirkung gehabt haben muß, wer zweifelt daran! aber gleichgeltend ist hier nicht mit Orientalischer die Indische Denkart! Daß der Mensch nach Gottes Bilde

erschaffen sey, ist noch nicht eben die Idee, daß eine höhere Kenntniß des göttlichen Wesens ihm mitgetheilt war, ein göttliches Licht in ihm vorhanden war, eine göttl. Offenbarung, die durch innere Erleuchtung begriffen und verstanden ward; noch weniger, was S. 199 u. a. vorkömmt. Auch dieß nicht, daß sogar die Interpretation des A. T. nicht bloß nach Orientalischer, sondern nach Indischer Denkart sollte angestellt werden. — Wie nun S. 204 f. die Vergleichung und der Einfluß der Indischen Philosophie auf die Europäische ausfällt, läßt sich voraus leicht errathen. Aber sie enthält viel Wahres, und verdient eine besondre Erwägung und Prüfung. — Aufmerksamkeit verdient S. 210 die Stelle von den vier Epochen der Indischen Philosophie (vergl. S. 149). — Was man Orientalischen Styl und Geist nennt, sagt Hr. S. (S. 213), ist nur von einigen Asiatischen Völkern, den Arabern u. Persien und von einigen Schriften des A. T. hergenommen; die eigentliche Ursache ihrer Eigenthümlichkeit liegt in der intellectuellen Religion, S. 213 (nähmlich wenn sie die *abstracten* Begriffe in Gegenstände der Phantasie und der Anschauung verwandelt hat). Ueber die Ursachen der Dunkelheit Orientalischer Schriften ist einiges Lesenswürdiges beygefügt S. 215, 6. Ueber die Uebersetzung Indischer Gedichte können wir nun weiter nicht ausführlich seyn. Daß sie mit großer Kunst verfertigt sey, um das Original selbst dem Versmaaß nach darzustellen, sieht man gleich, ohne erinnert zu seyn. Einige Bemerkungen über die Handschriften der Gedichte, über die Orthographie, das Sylbenmaaß und über die Auswahl der Stücke, sind vorgesetzt.

Berlin.

Bey Unger 1807. Octav: Beantwortung der von der Kön. Preuss. Academie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1806 *aufgegebnen*

Preisfrage: Warum die Civilisirung des Menschengeschlechts nur im Oriente gefunden werde? von *H. E. Th. Uckert*, Kandidat der Theologie zu Helmstedt, welcher der Preiss *von 50 Louis neufs* zuerkannt worden. Felix qui potuit rerum cognoscere causas. Die zur Beantwortung der Frage nöthigen, vorhin schon bekannten, Sätze sind kurz und deutlich angeführt: I. Allgemeine Betrachtungen über den Ursprung und die Entwickelung der Civilisation (welche nicht übel durch Sittigkeit, so wie Civilisirung mit Sittigung, verdeutscht wird). II. Besondere Betrachtungen über den Orient. III. Anhang, über America und Australien, daß sie aus physischen Ursachen in ihrer Civilisation noch nicht weit haben vorrücken können. — Die Beantwortung der Frage selbst ist also in dem zweyten Satze enthalten. Der Orient enthält eben die Bedingungen, unter welchen eine frühe Civilisation möglich war. Dieß ist auf folgende Weise ausgeführt: Der Orient, welcher hier das Land begreift, das vom Euphrat und Oxus begrenzet ist, also Mittelasien, enthielt fast alle zahmen Hausthiere und veredelten Gewächse, die zur Bequemlichkeit und Nahrung dienen konnten, also konnte hier eine geordnete Haus- und Landwirthschaft getrieben werden. Angenommen wird, daß diese Thiere und Pflanzen in jenen Ländern einheimisch und wildwachsend gewesen seyn mögen. Zu Hülfe wird genommen, daß von beiden die Semitischen Nahmen sich noch in unsrer Sprache, besonders der Niederdeutschen, auffinden lassen. Man mag hierauf rechnen, so viel man will, so bleibt doch das Uebrige, daß das Clima, der Boden, die Größe und Lage des Landes der Bevölkerung günstig ist. Noch kömmt die politische Geschichte von der Ausbreitung der Menschen und Völker damit überein. Indiens

wird nur beyläufig gedacht, daß es von Einigen für das Mutterland der Civilisation des Menschengeschlechts sey gehalten worden. Dagegen wird behauptet, schon wegen des heissen Clima's und der üppigen Fruchtbarkeit, sey dieß unwahrscheinlich; und die glaubhaftern Nachrichten bezeugten, daß die Hindus auswärtigen Ursprungs und aus dem südlichen Persien und Arabien eingewandert sind, und daß die Malayen vor ihnen im Lande waren. Von unsern neuern Gelehrten, welche das hohe Alterthum Indiens so sehr in Schutz nehmen, und jene Behauptung schwerlich gültig finden würden, scheint keiner von der Preisaufgabe Nachricht gehabt zu haben.

S. 35 folgt die treffliche Abhandlung, welche das Accessit erhalten: Propterea quid sit prius actum s. w. aus Lucrez. Was das Wort Civilisation in sich begreift, ist gut aus einander gesetzt. Der ungenannte Verfasser entwickelt das, was jeder nachdenkende Mensch schon dunkel empfindet: Anlagen zu dem, was die Civilisation befördert und ihr widersteht, liegen beide im Menschen selbst; S. 44, 45, sind diese Triebfedern aufgezählt; es kömmt nur auf äussere Umstände an, welche die einen entwickeln, die andern unterdrücken helfen; diejenigen, welche die Civilisation befördern, sind vorzüglich ein günstiges Clima, welches reichlichen Unterhalt ohne Mühe, frohen Naturgenuß, gibt, Neigung zur Thätigkeit erweckt (denn drückendes Elend unterdrückt jene, aber so bald physische Bedürfnisse befriedigt sind, treibt Langeweile zur Beschäftigung). Nun wird die Neugierde gereizt und zur Wißbegierde fortgeleitet: so öffnen sich nach mehreren Seiten Quellen zu Verbesserungen des Zustandes, und Fortgang in der Civilisation. Zu

Erfindungen, zu Entdeckungen, werden zwar äusfere Veranlassungen erfordert, aber der Geist, der der Ueberlegung und Energie fähig ist, um sie zu machen und zu nutzen, findet sich, wenn gleich diese Art Menschen immer seltene und ausserordentliche Menschen sind. — "Froher gemeinschaftlicher Genuß reitzt zu Gesang und Tanz". — Der Anblick der Ordnung der Natur, das Gefühl der Abhängigkeit, der Genuß so vieles Guten, erweckt Begriff und Verehrung der Gottheit. —" (Von diesem allen läßt sich nun auch das Gegentheil denken bey Menschen, die in einem rauhen, ungünstigen Clima hülflos und ohne Genuß leben; sie versinken in Trägheit und Elend, und arten in Wildheit aus. Also werden auch ihre Vorstellungen von der Gottheit anders ausfallen.) Man kann also annehmen, daß die Menschen, bey ihrem Ursprung, nur Anlagen, beides, zur Civilisation und zur Wildheit, hatten: so bedarf es keines unmittelbaren Unterrichts höherer Wesen; Aber auch keine ursprüngliche Wildheit muß vorausgesetzt werden, denn aus dieser können sich die Völker nicht empor arbeiten, wenn sie sich selbst überlassen bleiben; nur Beyspiele der Vorzüge andrer cultivirter Völker und Autorität kann sie dann zur Nachahmung reitzen. Nur so viel erhellet doch, waren gleich anfangs Stammeltern in verschiedenen Climaten vorhanden: so hatte die physische eigenthümliche Beschaffenheit derselben Einwirkung auf sie und ihre Nachkommen, in Rücksicht beides, auf geistige und gesellige Anlagen und ihre Ausbildung. "Aber die ältesten historischen Denkmähler — reichen hin, uns zu überzeugen, daß die Bevölkerung der Erde im mittlern Asien ihren Anfang nahm". Das war also das Land, welches das günstige Clima hatte; "diese Gegend mag nahe am Euphrat, oder mehr

östlich gelegen haben; das mittlere Asien hat mehrere so glückliche Länder; vielleicht war es, nach Gatterer'n, Kaschemir. — Aber durch den beständigen Anwachs wurden viele Familien zum Auswandern genöthiget; sie geriethen in Länder und Climate, wo die Natur ihnen alle oder mehrere jener Bildungsmittel verweigerte, und die physische Existenz die Verwilderung herbeyführte; "sie verwilderten in dem Grade: 1. wie sie sich weiter von dem Stammsitze entfernten, 2. wie sie in Länder kamen, wo ihnen die physische Existenz immer weniger angenehm, immer peinvoller und beschwerlicher ward; 3. wie die spätern Generationen — zur Ertragung der auf sie wartenden Mühseligkeiten abgehärtet wurden s. f. S. 55. — Bey den in dem ursprünglichen Stammsitz zurückgebliebenen Völkern hatten sich die ursprünglichen Anlagen hinlänglich entwickelt, um die ersten Bande des geselligen Lebens zu knüpfen, um die Elemente der Künste und Wissenschaften zu finden; sie theilten ihre Erfindungen den nähern, und diese den entferntern mit, die noch nicht so verwildert waren, wie die weiter entfernten. Zwar, sagt der Verf., man wird fragen, wo ist jenes ursprünglich cultivirte Volk geblieben? Vermuthlich vor vollendeter Cultur waren jene kriegerischen Völker entstanden, von welchen die ersten Monarchien im mittlern Asien errichtet wurden".

So weit der Verfasser. Eine andre Seite und Ansicht der Dinge verfolget er nicht; denn es läßt sich ihm entgegen setzen: Warum behaupten wir, daß alle die früheste Entwickelung nur auf Einem Erdpuncte erfolgt seyn, und die Auswanderung nur erst eine Folge der zu großen Bevölkerung, und dieß der Anfang zur Verwilderung, gewesen seyn soll? Zu einer und derselben Zeit entwickelten sich natürlicher Weise gleich die ersten Menschenstämme an

verschiednen Stellen auf verschiedne Weise vom ersten Anfange an, wenn sie auch nur von Einer Familie ausgegangen seyn sollten. Daß nicht mit der Zeit auch jene Auswanderungen erfolgt sind, und eine Verwilderung nach sich gezogen haben, wird damit nicht abgeläugnet. Aber, es mochten gleich anfangs Stammeltern in verschiednen Climaten vorhanden seyn, oder die Menschen nur von Einem Menschenpaare abstammen, so konnten doch gleich in der frühesten Zeit, ehe noch die Anlagen zur Civilisation und zur Wildheit entwickelt waren, Ursachen und Veranlassungen eintreten, daß gleich einige der ersten Familien in nahe rauhere Gegenden versetzt wurden (gesetzt, man dächte an Kaschemir, oder man bliebe bey dem Euphrat, wie nah sind die nördlichen Gegenden, das rauhe Armenien s. w.), und daß sich jene Anlagen der Menschen gleich früh auf verschiedne Weise entwickelten, indem das eigenthümliche Physische des Landes, worin sie lebten, sogleich auf geistige und gesellige Ausbildung wirkte. So erfolgten, dem Naturgange nach, eben alle die Verschiedenheiten, welche in der frühesten und spätern Menschengeschichte sich finden. So wie in den einen Gegenden Fortschritte zur Civilisirung geschahen, so wurden sie auf andern Seiten durch das Clima und dessen Folgen aufgehalten, und alles neigte sich mehr zur Uncultur. So bedarf es nicht erst eines langen glücklichen Zustandes der Menschen u. eines goldnen Zeitalters, noch eines ursprünglichen allgemeinen wilden oder gar rohen thierischen Zustandes, in welchem in spätern und in neuern Zeiten Völker angetroffen worden sind. Das Menschengeschlecht bildete sich gleich vom Anfange an auf verschiednen Wegen und auf verschiedne Weise: wozu die Anlage im Physischen im Menschen und ausser dem Menschen bereits gemacht waren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 20. Junius 1808.

Dortmund und Leipzig.

Bey den Gebrüdern Mallinkrodt, 1808: Versuch eines Beweises, dass wir in Pindar's Siegeshymnen *Urkomödien* übrig haben, welche auf Gastmahlen gesungen wurden; und neue Grundideen in der griechischen Prosodie. Von *J. W. Kuithan*. Erste Abtheilung. gr. Octav 1...136 S. Der Rec. kannte den Verfasser (welcher hier studirte, und Mitglied des philologischen Seminars war, in den Jahren 1779, 80, 81, nachher Rector in Lünen, hierauf Professor der alten Literatur am Lyceo zu Düsseldorf, und gegenwärtig Director des Gymnasiums zu Dortmund ist) als einen jungen Mann von forschendem Geiste, und ermunterte ihn, gewisse eigne Ideen, die er hatte, zu verfolgen: aus solchen Köpfen bilden sich, bey guter Leitung, denkende Gelehrte, welche mehr, als flache Vielwisser sind, wenn sie übrigens auch zuweilen auf gewisse Sonderbarkeiten verfallen. Bey den Pindarischen Siegeshymnen, wenn man sich nicht bloss bey Worten und Sylben aufhält, dringt sich gleich die Frage

auf, über welche man sich keine genugthuende Auskunft zu geben weiß: wurden diese Gesänge wirklich gesungen? aber wie? und wo? öffentlich? auf dem Kampfplatze und Siegeszuge? beym Siegereinzuge? s. w. oder im Saal? wechselte Gesang mit Flöte oder Cither ab, oder wurde er von diesen begleitet? Für Alles und noch Mehreres kommen Stellen in den Gesängen selbst vor, die sich dahin deuten lassen; aber etwas Allgemeines für alle nicht. Diese Aufgabe zu lösen, hat sich unser scharfsinnige Gelehrte lange zum Gegenstande seines Forschens und Nachdenkens gemacht; und so läßt sich auch Etwas von ihm lernen. Hr. K. zeigt nun aus den Worten Pindars selbst, daß viele Stellen einem öffentlichen Aufzuge ganz widersprechen; bey vielen sey nicht gewiß, ob eben ein Olympischer, Pythischer oder ein anderer Sieg die Veranlassung zum Liede gegeben habe. Die ganze Eintheilung in Olympische, Pythische, Nemeische und Isthmische Siegesgesänge beruhe auf leichter Willkühr uncritischer Griechischer Grammatiker. Auch nicht von allen läßt es sich behaupten, daß sie Siegeshymnen sind; so verhält es sich mit Pyth. II., Nem. XI., Pyth. X. und IV. Dagegen werden eine Menge Stellen aufgeführt, in welchen die Rede von Gesängen bey Mahlzeiten, beym freundschaftlichen Mahl s. w. ist; recht nach alter Griechischer Sitte, schon aus Homer bekannt, wo Barden und Sänger beym festlichen Mahle sangen; auf diese Weise erschienen im Pindar συμπόσια und κῶμοι, Mahlzeiten, am Abend nach dem erhaltenen Siege angestellt, auch wohl Opfermahlzeiten, Ol. 3, 61., Ol. 12, 1., und ein Gesang, den die κωμασταὶ vor der Thüre absingen, Isthm. VIII, 1. Alles dieses mache höchst wahrscheinlich, daß die Pinda-

rischen Gesänge (die benjemten gewiß; und es ist zu verwundern, daß man an dem, bereits vorhin auch im Einzelnen gefaßten, Gedanken nicht hängen geblieben ist, so natürlich ist er!), bestimmt waren, bey Gastmahlen gesungen zu werden. Die Ausführung selbst führt eine bessere Erklärung verschiedener Stellen herbey, die sich einzeln hier nicht verfolgen läßt. Viele gute Blicke gibt dieß über die λόγοι und λόγιοι, die mit ἀοιδαὶ und ἀοιδοὶ verbunden werden; jenes gehet auf die Erzählungen, Lobpreisungen, welche die Gäste dem Gastfreunde zu Ehren anstellen; ferner auf die Stellen, worin der Aufwand von Kosten empfohlen wird, wenn der Besungene den Ruhm der Gesänge und Gespräche wünscht. Was Hrn. K. in seiner trefflichen Wahrnehmung bestärkte, und bestärken konnte, sind die Symposien Plato's und Xenaphons, über welche er sich S. 28 f. verbreitet; ein lesenswürdiges Stück. Die Isthm. VIII Ode wird schön erläutert S. 32. Auch erhalten die Pindarischen Episoden daher ein Licht: nicht bloß die Sieger, sondern die laudes deorum et heroum, sollten der Gegenstand der Gesänge seyn, S. 34, so besonders der Argonautenzug Pyth. IV. Wie viel Licht erhalten die Stellen Nem. IX, 115 f., Isthm. V., 75 f., der Schluß von Pyth. IV., Isthm. V. und II., Isthm. II, 45. 68. Dergleichen Aufklärungen des Sinnes, lebendige Darstellung des Gegenstandes, wiegen jede noch so sinnreiche Wortverbesserung auf. — Nun S. 46 eine lange Ausführung vom κῶμος, und κωμάζειν. Daß dieses von Mahlzeiten und Schmäußen, Gelagen, Zechen, gesagt würde, wußte man wohl; man deutete es aber beym Pindar gemeiniglich beides auf den Siegerzug. Hr. K. sucht nun darzuthun, daß es

überall (?) auf den Schmauß sich beziehe, und zwar eigentlich auf das Zechen mit Lärmen nach der Mahlzeit (ἐκ πόσιος κῶμος), so auch κωμάζειν, und lieber möchte er ganz abläugnen, daß die Worte je einen Zug durch die Straße selbst, nicht zum, oder vom Schmauße, haben bedeuten sollen. Die übrigen Bedeutungen des Wortes κῶμος leitet er alle von jener ersten Bedeutung des Zechens nach dem Essen ab. Ἐγκώμια sind nun eben die Gesänge, die im κῶμος, beym Zechgesang, gesungen werden; sie sind eben die ἐπινίκια, wenn wir sie gleich in den Fragmenten selbst, als verschieden, aufgestellt finden. Wie ἐγκωμιάζειν davon abzuleiten sey, wird nun auch deutlich. Uebrigens, vom Schmauß selbst verstanden, zieht κῶμος einen ganz andern Sinn nach sich, Ol. IX, 1 f., Ol. X, 90 f., Pyth. V, 1. — Schön rechtfertigen sich daher die Episoden, die Uebergänge und fremd scheinenden Anhänge: Pyth. IV. I. II. Nun wäre also κωμάζειν, κωμάζεσθαι, ein solches Gastmahl halten, oder dabey seyn, oder es veranstalten, bey welchem Zechen und Gesang den Schluß macht; auch vereinigten sich junge Leute, zur Siegesfeyer, welche vom Sieger oder einem Freunde desselben gehalten ward, sich einzufinden, den Sieger mit Kränzen und Gesang zu beehren; wovon selbst das Symposium Plato's Belehrung gibt: dieß erläutert Ol. VI, 165 f., Pyth. I, 111. 116. II, 1 f. Dieß sind die κῶμοι ἀνδρῶν, ἀστῶν, νέων, ἀγαθῶν (die aus Edeln bestanden); so scheint K. auch den τιμάορον Ol. IX, 124. zu verstehen. Gesänge sind eine Feyerlichkeit, welche der Sieger vorher gelobet hatte, wenn ihm der Sieg zu Theil würde: Nem. IX, 61. Nun ist es nach Hrn. K. auch entschieden (S. 71), daß die Gesänge bey den Gast-

mahlen nicht nur wirklich gesungen wurden (man dürfe nur z. B. Nem. IX, 114. mit 7, 16. einsehen); sondern auch durch Chöre, S. 73.

So weit haben wir dem Verfasser, ohne anzustehen, gefolget; allein weiter hin macht er uns behutsamer, wenn er darauf ausgehet, aus diesen festlichen Gesängen das Drama abzuleiten, Chorgesänge mit Tanz darin zu sehen, die durch Handlung selbst mimisch seyen dargestellt worden. Unbillig wäre, alles Uebrige als chimärisch zu verdammen; es ist natürlich, daß, wenn man mit einer neuen Idee beschäftiget ist, Aehnlichkeiten überall der Phantasie vorschweben, und Anwendungen sich darbieten. Man beseitige dieß, man suche den Kern aus den Schalen und Häuten hervor. In der Idee des Verfassers liegt vieles Wahres, was nur erst gesondert werden darf. Dieß Geschäfte erfordert mehr, als eine Anzeige; diese verlangt, daß gesaget werde, was der Schriftsteller gesagt hat, mit kurzer Andeutung, wie weit wir ihm beypflichten.

Daß die Tischgesellschaft selbst gesungen habe, daß Andre, auch Nichteingeladne, hinzugekommen, den Sieger begrüßt, bekränzt und besungen haben, leidet keinen Zweifel, und ist eine schöne Wahrnehmung. Aber der Verfasser findet auch noch in diesen Gesängen Chöre, und will uns überreden, daß sie sind geranzet, das ist, durch Darstellung der Handlung und des Inhalts selbst, ausgeführet werden; dahin führt ihn theils die zu genaue Vergleichung mit den Symposien Plato's und Xenophons, theils die einmahl gefaßte Ansicht von Chorgesang mit Chortanz; die Vertheilung in Strophen und Gegenstrophen begünstiget selbst den Gedanken. Noch weiter führt ihn

das ὀρχεῖσθαι und saltare, das auf verschiedne Weise jede Action mit Gestus bedeutet (unsrer Soldaten Exerciren, würden die Alten mit eben den Worten bezeichnen), die mit der Zeit so hoch ausgebildet worden ist, bis zur spätern Pantomime, welche ihn in Lucians bekannte Schrift hineinleitet; und zur Vergleichung der alten Chortänze verleitet.

Vergleicht man auf der andern Seite den Dichter selbst, lieset man die Gesänge mit der Nebenvorstellung von Chorgesang und Chortanz, und soll denken, sie seyen mimisch gesungen, und durch Gestus und dramatische Action und Apparat sey der Inhalt vorgestellt worden: so findet man sehr wenige Stellen, wo sich eine ungezwungene Anwendung machen ließe, desto mehrere, die ganz widerstehen; Höchstens kann man zugeben, daß die Tischgesellschaft, welche die Lieder sang, selbst könne einige Gesänge oder Stellen mit Gestus und Handlung ausgedrückt haben: will man dieß χορὸν, χορεύειν, nennen? soll dieß ein ὑπόρχημα seyn? Gut. Aber etwas ganz Anderes waren die feyerlichen Chortänze mimischer Art, bey feyerlichen Aufzügen nach den Tempeln, um die Altäre, mit den dazu bestimmten Chortänzen, mit großem Apparate. Bey Pindar will Hr. K. hingegen, es sollen alles κῶμοι, Tafelgesänge, gewesen seyn. Aber so werden doch wenigstens Unterschiede zu machen seyn: es gibt im Pindar Gesänge, ein großer Theil, die bey der Tafelrunde gesungen wurden, daneben aber andere, die bey dem Siegeszuge, bey der Annäherung an die Heimath, beym Eintritt in das Haus, bey dem Dankfest im Tempel; andere von den Schaaren der Glückwünschenden, κωμασταὶ, die in den

Saal eintraten, sind gesungen worden. Man gehe nur zum Beyspiel die Nemeischen Gesänge durch, und bilde sich aus jedem Gesang das Wahrscheinliche selbst. Für die Idee vom Chor und Chortanz findet sich überdieß kein einziges ausdrückliches Zeugniß: dieß muß er selbst zugeben. Alle die Stellen, aus dem Pindar selbst, welche S. 80 f. dahin gedeutet werden, haben den gewünschten Sinn erst durch gesuchte Deutung; die Scholiasten überzeugen noch weniger. Aber die Sache ist dadurch noch nicht entschieden, der Gedanke noch nicht ganz aufgegeben, und auf die Seite gelegt; er muß noch weiter verfolget, gesondert, ins Reine gebracht werden. Es liegt sicherlich Etwas in den Worten: "Wir haben im Pindar die frühesten Chöre ohne Dialog an Form und Inhalt, und wider Erwarten eine volle Sammlung, gesungen auf Griechischen Siegesmahlen und sonstigen Festen an Höfen und in Städten". Der Uebergang von den Pindarischen Strophen-Chören zu den dramatischen Chören des Aeschylus ist eine Idee, die weiter verfolget zu werden verdient. Das Singen der frühern Griechen, mit Action und ὄρχησις, das sich bey ihnen statt einfacher Declamation überall darbietet, bleibt uns immer eine von den merkwürdigsten Besonderheiten der Hellenen. Zwar werden wir wohl schwerlich aus dem Alterthum alles das, was nur wirkliche eigne Ansicht und Anhören allein würde entscheiden können, Gesang, Tanz, Drama, ins volle Licht setzen können. Verfolget indessen Hr. K. seine Ideen, entfernt und vertauscht er das bloß Mögliche und zufällig Verknüpfte immer mehr mit anderm, was in der Sache und in den Schriften der Alten selbst, nach richtiger Interpretation

liegt, mit Unterscheidung der Zeiten und der Gattungen des Gegenstandes, so läßt sich noch viele Aufklärung aus seinen Forschungen erwarten. — Von einer Menge einzelner scharfsinniger Bemerkungen, so wie von andern schwächern und unhaltbaren, Mehreres zu gedenken, erlaubt der Raum nicht. — Richtigkeit im Drucke, besonders im Griechischen, wird man leicht verbessern.

Günstige Aufnahme und Aufmunterung verdient der Verfasser noch um so mehr, da seine Forschungen, wie er am Schlusse sagt, noch weiter gehen. "Indeß nicht nur für die Interpretation des Thebanischen Sängers ist so ein neuer Weg eröffnet; es kömmt hinzu, daß durch meine neuen Aufschlüsse in der Griechischen Prosodie, wie überhaupt der critischen Bearbeitung aller übrigen Dichter, so insbesondere dem Texte Pindars, eine Veränderung bevorsteht, wovon in der zweyten Abtheilung gehandelt werden soll. Nur eins will ich hier schon erwähnen, daß in den Pindarischen Manuscripten zwey Recensionen, und in ihnen zwey prosodische Systeme, einander entgegen laufen, und daß die drey Handschriften, welche das ältere prosodische System enthalten, mir in metrischer Hinsicht die wichtigsten Griechischen Handschriften, die wir noch übrig haben, zu seyn scheinen". Der Recensent, dem Pindar mehr, als irgend ein anderer alter Classiker, zur Bildung des Geschmacks und des Charakters, und zur Erweckung edler Gesinnungen in der jugendlichen Seele, geartet zu seyn scheint, sieht mit theilnehmender Freude einer weitern Aufklärung der Pindarischen Gesänge entgegen. Jeder gebe die Fackel weiter!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1808.

Göttingen.

Bey H. Dieterich: *Supplément au recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761*, précédé de traités du XVIIIeme siècle antérieurs à cette époque et qui ne se trouvent pas dans le corps universel diplomatique de Mrs. Dumont et Rousset, par *Ge. Fréderic de Martens*. To. III. et IV. et dernier. 1808. gr. Octav.

Schon in den beiden ersten Supplement-Bänden zu dem Recueil, welches mit dem VII. Bande und dem Frieden von Lüneville beendiget ward, hatte der Verf., ausser den Urkunden, welche zur Ergänzung und Fortsetzung des Hauptwerks gehören, mehrere Urkunden aus einem frühern Zeitraume des 18. Jahrhunderts aufgenommen, welche sich in keiner der bisher erschienenen allgemeinen Sammlungen von Staatsverträgen finden, sondern bisher entweder noch gar nicht gedruckt worden, oder doch nur in einzelnen Abdrücken, oder zerstreuet in Zeitschriften oder andern Werken mitgetheilt worden.

Auf diesem Wege ist der Verf. in den vor uns liegenden beiden Supplement-Bänden fortgefahren,

welche daher wiederum mit dem 18. Jahrh. anfangen, und bis zu Ende des Jahres 1807 fortgehen.

Seit der Erscheinung des 2. Supplement-Bandes hatte der berühmte Hr. Koch, vormahls Professor in Straßburg, nachmahls Mitglied des Tribunats, eine beträchtliche Zahl noch ungedruckter Völkerrechts-Urkunden des 17. u. 18. Jahrhunderts in einer Sammlung geliefert, welche unter dem Titel: Table des traités entre la France et les puissances étrangères, suivie d'un recueil de traités etc. qui n'ont pas encore vu le jour, zu Basel 1802 in 2 Octavbänden erschien, welche zwar den Kennern nicht unbekannt geblieben, gleichwohl nicht so allgemein in Deutschland bekannt geworden ist, als eine so wichtige Urkundensammlung es zu werden verdient.

Die in dieser Sammlung befindlichen Urkunden hat unser Verf. in seinen Supplement-Bänden nicht wieder abdrucken lassen wollen, sondern, bis auf ein paar Ausnahmen, lediglich auf diese Sammlung verwiesen, und sie nur dadurch mit der seinigen in Verbindung zu setzen gesucht, daß er das dem 4. Bande beygefügte doppelte Register auch auf die Kochische Sammlung mit erstreckt hat, in der gegründeten Voraussetzung, daß diejenigen, für welche solche Urkunden ein Interesse haben, jene Sammlung entweder schon besitzen, oder sie sich doch zu verschaffen suchen werden.

Aber von andern, in die eben genannte Sammlung nicht aufgenommenen, Urkunden ist es unserm Verf. gelungen, eine beträchtliche Zahl historisch wichtiger, noch völlig ungedruckter, Urkunden von 1733 bis 1760 zu liefern, wobey er vorzüglich eine handschriftliche Sammlung benutzte, die zu den vielen Geschenken gehöret, womit der uns unvergeßliche, nun verewigte, Baron v. Asch unsre Bibliothek bereichert hat.

Unter diesen Urkunden sind vorzüglich einige aus dem Zeitpuncte des siebenjährigen Krieges merkwür-

dig, insbesondre die vom 21. März 1760 zwischen Rußland und Oestreich (B. III. S. 45...68), aus denen recht anschaulich wird, wie sehr der gänzliche Ruin der Preussischen Monarchie damahls in den Planen der beiden Kaiserhöfe lag. Unter den zur Ergänzung des Recueil seit 1761 bis 1801 dienenden Urkunden zeichnen sich als theils noch ungedruckt, theils nur in einzelnen, nicht in den Buchhandel gekommenen, Abdrücken mitgetheilt, aus: drey Leobner Präliminarien nebst den Separat-Artikeln, in Französ. Sprache, aus einer guten Quelle; der merkwürdige Vertrag Spaniens mit Marokko von 1799, der zwischen Portugall u. Tripoli 1799, der zwischen Schweden und Mecklenburg wegen Wismar 1803; andre sind aus zwar gedruckten, aber solchen Werken genommen, die nur Wenige sich zu verschaffen Gelegenheit haben, z. B. aus der großen Spanischen Urkundensammlung, die auf Betrieb des Friedensfürsten fortgesetzt ward, aus den Acten des Nordamericanischen Congresses, und einigen Engl. Werken über Ostindien; andre endlich aus dem Moniteur oder sonst guten, aber bekannten, und von dem Vf. angeführten Quellen. Dem schon so oft abgedruckten Reichs-Deputations-Receß vom Febr. 1803, der doch nicht ausgelassen werden durfte, hat der Vf. dadurch ein neues Interesse zu geben gesucht, daß er den ersten Vorschlag Frankreichs und Rußlands neben dem Deputations-Receß hat abdrucken lassen, wodurch die Uebersicht dessen, was an den ersten Vorschlägen endlich abgeändert worden, sehr erleichtert wird. Von dem Deputations-Receß selbst sind die ersten 47 §§. nur Französisch gegeben, weil das für diese die anerkannte Original-Sprache ist; da das aber bekanntlich bey den folgenden §§. der Fall nicht war, so sind diese im Deutschen Original, mit beygedruckter Französischer Uebersetzung, geliefert.

So wie der Vf. schon in den beiden ersten Supplement-Bänden manche durch ihren Inhalt verwandte Urkunden zusammengestellt, und durch eine historische Erzählung in Verbindung gebracht hatte, so hat er es auch hier theils im III. Bande in Hinsicht mancher der Urkunden gemacht, welche das Verhältniß Frankreichs gegen die Schweiz betreffen, bis zu dem hier vollständig gelieferten Acte de médiation von 1803, theils im IV. Bande in Hinsicht der Urkunden, welche die Französischen Reunionen, insonderheit die in Italien, betreffen.

Der IV. und letzte Band enthält keine noch ungedruckte Urkunden, und daß daher manche Verträge, welche bisher geheim gehalten worden, in demselben nicht gesucht werden dürfen, ergibt sich von selbst; was aber aus dieser an Verträgen und einseitigen, das Schicksal so mancher Staaten vorläufig bestimmenden, Urkunden so reichhaltigen Periode hat geliefert werden können, hat der Verf. mit möglicher Vollständigkeit zusammen zu stellen gesucht. In dem, was auf den Rheinbund Beziehung hat, hat ihm Hr. Winkopp in seiner bekannten Zeitschrift trefflich vorgearbeitet; sie ist aber auch da, wo sie benutzt worden, nicht unangeführt geblieben.

Den Beschluß, denn wenigstens vorerst hat der Verf., ohne ganz vom Publicum Abschied zu nehmen, den IV. Supplement-Band für den letzten erklärt, macht ein vollständiges, 17 Bogen langes, Register, welches sich nicht nur über das ganze Recueil und die IV Supplement-Bände erstreckt, sondern zugleich auch die Nachweise der in den Sammlungen des Hrn. Hofr. Wenk und des Hrn. Koch befindlichen Urkunden in chronologischer und alphabetischer Ordnung enthält, und welches denen, die diese Werke benutzen wollen, den Gebrauch derselben sehr erleichtert.

Berlin.

Ueber die Frage: *Ob die Mediceische Venus ein Bild der Knidischen vom Praxiteles sey?* Eine archäologische Abhandlung von *Konrad Levezow*, Professor der Alterthümer an der kön. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften, wie auch am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, der k. Societät d. Wiss. zu Göttingen, und der Ital. Akademie zu Livorno, Korrespondenten, u. d. Societät der Alterthümer zu Kassel Ehren-Mitgliede. Nebst einer Kupfertafel. Berlin 1808. Im Verlage des Kunst- und Industrie-Komptoirs. gr. Quart 95 S. Erfreulich ist es, und der Kunsthandlung muß es Ehre bringen, daß sie in der jetzigen nothbedrängten Zeit einen so schönen und ansehnlichen Druck von einem des Aufwandes würdigen Werke im archäologischen Fache hat liefern können. Möge doch dieß Aufstreben Deutscher Kraft und Industrie überall gesegnet und anerkannt seyn und bleiben! Die Schrift des Hrn. Prof. Levezow kann unsern Lesern aus einer Inhaltsanzeige in unsern Blättern (G. g. A. 1807 S. 2017 f.) noch erinnerlich seyn; sie ward, in der Handschrift, unsrer k. Societät der Wiss. eingereicht, und erhielt den ihr gebührenden Beyfall als eine für unsre Zeit seltne gründliche, nicht mit Kunstgeschwätze angefüllte, sondern echt-critische Schrift; Indem die Prüfung darin von dem, was wirklich ist oder war, ausgeht; so zeigte es sich, daß man in Beantwortung jener Frage über eine, zwar hohe und überwiegende, Wahrscheinlichkeit nicht hinausgehen kann, daß aber doch erhellet, die Mediceische Venus scheine nicht die Cnidische gewesen zu seyn. (Das meiste Gewicht werden wir immer darauf legen, daß die Cnidia ganz nackt, und daß nur die Scham mit der einen Hand bedeckt war; wie hätte Lucian der andern

nicht auch erwähnt, wenn diese die Brust bedeckt hätte?) Der Rec. las diesen Abdruck, der sich durch einige Ausfeilungen und Anmerkungen, aber dann noch durch eine neu eingerückte Stelle, von der wir gleich sprechen wollen, empfiehlt, nochmahls, und mußte auch jetzt die gründliche Art der Behandlung des Gegenstandes bekennen. Gern nimmt der Rec. die Conjectur S. 24 von der Vorstellung der Venus vor dem Paris zurück.— Auch jetzt noch vergnügte er sich an dem richtigen Blick über das, aedicula ejus tota aperitur, im Plinius 36, 4, 5. aus Vergleichung der Stelle der dem Lucian beygelegten Schrift erhellet, daß es bloß von einem zweyten Eingange von der hintern Tempelseite her (der Tempel war ἀμφίθυρος) zu verstehen seyn kann. (Nach einer völlig deutlichen Vorstellung ringt indessen der Rec. immer noch. Rund herum um die Statue hätte man nur dann gehen können, wenn sie ganz frey in der Mitte stand; auf den Münzen kommen zwar oft solche runde aediculae vor, die rund herum eine Colonnade, ohne Mauer, haben; so daß man von allen Seiten die Statue in der Mitte sieht. Vermuthlich hatte Hr. Böttiger eine solche Vorstellung in dem Sinne. Aber dahin führt das Uebrige nicht. Gewöhnlicher Weise war im Innersten des Tempels, dem Eingange gegen über, das Adytum, und in diesem der σηκὸς; hier stand die Statue, rückwärts gegen die Wand; war nun in der Wand die Thüre, so mußte, wenn diese geöffnet ward, das Licht auf den Rücken der Statue fallen. So wäre alles deutlich. Aber auch diese Vorstellung wischt Lucian ganz aus (Amor. c. 13.); dort traten sie in den Tempel (νεὼς) ein, und mitten im Tempel stand die Statue der Göttinn; sie konnte also umgangen werden; wozu mußte man durch eine andre Thüre gehen, um den Rükken zu sehen? So bleibt weiter nichts übrig, als Folgendes: Gewöhnlich erhielt der Tempel das Licht bloß

von dem Eingange her, man konnte also wohl um die Statue herumgehen, aber den Rücken konnte man nur dann im Lichte sehen, wenn die hintere Thüre geöffnet ward: und dahin sind die Worte im Anfang c. 14. zu deuten.) Der Witz scheint den Plinius in der ganzen Stelle geleitet zu haben; die Worte favente ipsa ut creditur facto, verstanden wir wenigstens daher so: "als wenn die Göttinn selbst sich gern auf diese Weise ganz betrachten lasse, und sich gern so vorgestellt sehe". — Daß die Venus Cnidia des Praxiteles den Beynahmen εὔπλοια, die, eine glückliche Schifffahrt verleihende, haben konnte, ist der Fabel so gemäß, und mit so vielen andern Capellen der Venus, die an Ufern und Vorgebirgen standen, so übereinstimmend und analog, und hat das ausdrückliche Zeugniß des Pausanias I, 1. so für sich, daß sich kaum daran zweifeln läßt. — Wir gedachten vorhin einer eingerückten Stelle, S. 46... 65, welche von einer wichtigen Frage die Grundlage zur Beantwortung, oder vielmehr eine hinlängliche Beantwortung selbst, ist, die Hr. L. mit vieler Gelehrsamkeit ausgeführt hat: "In wie fern sind auf den Münzen des Alterthums gültige Abbildungen ehemals berühmter u. ausgezeichneter Kunstwerke enthalten"? Es ist an und für sich so natürlich, daß die Griechischen Städte nicht die Gottheiten und Kunstwerke andrer Städte, lieber als die ihrigen, auf ihren Münzen werden dargestellt haben; wenn man auch nicht an ihre wechselseitige Rivalisirung denken wollte; und der beweisenden Beyspiele, daß sie nur ihre einheimischen Gottheiten und Seltenheiten, sogar als etwas Charakteristisches für ihre eigne Stadt, vorgestellt haben, sind so viele beygebracht, daß eine weitere Ausführung nur in so fern zu wünschen seyn könnte, als darin über die Kunstgeschichte und die Kunstwerke überhaupt vermittelst einer ruhigen Umsicht des Forschers, ohne vor-

eilige Voraussetzung, sondern durch consequente Folgerung, und durch eine alles umfassende Ausführung noch manches Licht verbreitet werden würde; wenn auch nicht über die Ideale selbst, denn diese konnten in dem so kleinen Raum einer Münze nicht immer vollkommen vorgestellt werden, aber doch über die Ansicht, die Umrisse der Bildung, die Stellung, Attribute s. w. Selbst das Ideal, wie deutlich sieht man es oft, z. B. auf Münzen von Sicilien, vor sich! Es gehört aber dazu eine glückliche Lage, die Wenigen vergönnet ist; Hätte Hr. Schlichtegroll seine Annalen der Numismatik fortgesetzt, so hätte sich einer glücklichern Ausführung entgegen sehen lassen; bey nöthiger Mannigfaltigkeit von gelehrten Kunstkenntnissen saß er an der Quelle, in einer der ersten Münzsammlungen Europens, mit einem ansehnlichen Büchervorrath. Schon würde durch eine Kunstmythologie aus Münzen viel geleistet seyn, wenn ein Gelehrter sich nur an das Historische, bey guter Interpretation, halten wollte, ohne aus seiner eignen Fülle zu ästherisiren. — Daß von der Venus in Villa Ludovisi, ausser Hrn. Hirt, keine Notiz weiter gegeben, noch das Werk irgendwo angeführt wird, befremdet sehr. Also, auch unter den Antiken, macht nicht immer das Verdienst die Celebrität; auch hier thut der Zufall das Seinige.

Auch eine zweyte Abhandlung vom Hrn. Prof. Levezow ist eben so ansehnlich im Druck erschienen: auch mit einer Kupfertafel: de Juvenis adorantis signo ex aere antiquo hactenus in regia Berolinensi, nunc autem Lutetiae Parisiorum conspicuo: 1808. Berlin, bey Kuhn, mit einer Zueignung an Hrn. Millin in Paris. Quart 1 ... 17 S. Auch von dieser ist die Anzeige bereits gegeben Gött. gel. Anz. 1807 S. 2021 f.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Junius 1808.

Ohne Druckort.

Rechtfertigung der vormahligen Reichs-Cammergerichts-Advocaten und Procuratoren, und ihres Ausschusses gegen eben so bittere und ehrenkränkende, als völlig ungegründete Anschuldigungen, welche wider dieselben, gelegenheitlich ihrer Sustentationsangelegenheit, theils in einigen Gesammtschreiben des durch irrige Vorträge verleiteten Richterpersonals, theils in einer Abhandlung des vormahligen Herrn Kammergerichts-Präsentatus von Kampz und Herrn Assessors Freyherrn von Stein: Ueber die Entschädigungsberechtigung der Staatsdiener bey Aufhebung ihrer Stellen, vorgebracht und durch den öffentlichen Druck verbreitet worden sind. Geschrieben in der Mitte März 1808. 47 Seiten, und 40 Seiten Beylagen, in Octav.

Es ist im 79. Stück des vorigen, und im 78. des jetzigen Jahrganges dieser Blätter von den Hauptschriften über die Entschädigungsberechtigung der Kammergerichts-Advocaten und Procuratoren Nach-

richt gegeben worden. Die Sache hat nun eine Wendung genommen, die das Interesse, welches sie mit Recht erregte, eher vermindern, als verstärken kann. Wäre doch die von dem erhabenen Fürst-Primas so nachdrücklich empfohlene Mäßigung immer beobachtet worden! Der Hauptgegenstand der vorliegenden Rechtfertigung bezieht sich auf den Vorwurf: Die Kammergerichts-Advocaten und Procuratoren hätten auf die Kammerzieler zum Nachtheil des Richterpersonals ungebührliche Plane gemacht und auszuführen versucht. Eingestanden wird, daß die Absicht gewesen ist, zum Besten der Advocaten und Procuratoren einen Abzug eines Drittels von den Kammerzielern zu bewirken, jedoch nur provisorisch und so, daß dem besoldeten Kammergerichtspersonal künftig Ersatz zu leisten sey. Auch das war, wie Rec. wenigstens überzeugt ist, unrecht: verdiente aber doch nicht, so gehässig, wie es geschehen ist, dargestellt zu werden. Die besoldeten ehemahligen Reichsdiener hatten unstreitig das nächste Recht und, streng genommen, das einzige an die Besoldungsbeyträge der vormahligen Reichsstände. Nur wenn ihre Besoldungen völlig für jetzt und künftig sichergestellt waren, konnte eine Disposition über die überschießenden Fonds zum Vortheile Dritter Statt finden. Es scheint aber nicht, daß solche Ueberschüsse zu hoffen seyn durften. Man hat die Beruhigung sämmtlicher Kammergerichtspersonen wegen ihres künftigen Unterhalts, abgesehen von dem mehrern oder wenigern Rechte der einen oder der andern, mit Grund als eine Ehrenschuld betrachtet, deren baldige Berichtigung um so mehr zu wünschen wäre, je unangenehmer ein Streit ist, der in keiner Hinsicht vortheilhafte Eindrücke zurücklassen kann.

Paris.

Dicuili liber de mensura orbis terrae; ex duobus Mss. bibliothecae imperialis nunc primum in lucem editus a *Car. Athan. Walckenaer*, bey Didot 1807. Octav 77 S. erweckte als ein bisheriges Ineditum Aufmerksamkeit; denn, um es verständlich und lesbar zu machen, würde viele mühsame Gelehrsamkeit, großen Theils unnütz, aufzuwenden seyn, und der eigentliche und nützliche Gebrauch ist nur von Vergleichung mit andern bessern und sicherern geographischen Werken und Quellen zu erwarten, selbst in demjenigen, was der Verfasser aus seinem Zeitalter beybringt. Dicul oder Dicuil lebte im Anfange des neunten Jahrhunderts, wie er selbst am Schlusse einer Reihe von 31 Lateinischen Versen (mit denen er sein Büchlein schließt: von den sechs höchsten Bergen: Atlas, Athos, Olympus, Pelion, Alpes, Solurius, in Spanien) bezeugt hat, von denen die beiden letzten sind: semine triticeo sub ruris pulvere tecto, nocte bobus requies largitur fine laboris: er endigte also das Buch in der Jahreszeit, daß der Weitzen unter die Erde gebracht ist (wenn es nicht die Sentenz seyn soll: nach vollbrachter Arbeit wird dem Stier und dem Autor Ruhe vergönnt). Er war ein Irländer, und über diese nördlichen Gegenden ist seine Compilation auch bereits gebraucht worden, ob er gleich nicht viel Wichtiges beybringt: von Thule weiß er weiter nichts, als die langen Tage im Sommer anzuführen, selbst in dem späten Abend noch ist es so helle, daß quicquid homo operari voluerit, *vel pediculos de camisia abstrahere*, tamquam in praesentia solis potest. Er hat vor sich gehabt die Berichte (rap-

ports) von den missis Theodosii: secundum illorum auctoritatem, quos S. Theodosius imperator ad *provincias* praedictas *mensurandas* miserat, et, juxta Plinii Secundi praeclaram auctoritatem, ipsarum dimensionem volo supplens ostendere; hatte daneben den Plinius; er gibt aber zu erkennen, daß er von beiden sehr schlechte Abschriften gehabt habe. Indessen hat er uns jenes Werkchen von der Zeit des Theodos erhalten, indem er es in seine Compilation eingeschmelzt hat. Kaiser Theodos hatte im 15. J. seiner Regierung einen Auftrag ertheilt, daß eine mensuratio orbis terrae verfertigt werden sollte, die aber in mehr nicht, als in Angaben der Meere, Flüsse, Berge, Länder und Städte, und der Entfernungen, bestand. Schon längst war diese mensura provinciarum orbis terrae durch ein Dutzend Lateinische Verse bekannt, welche einem Sedulius Presbyter beygelegt werden; sie stehen an vielen Orten, auch sind sie mit einer guten historisch=litterärischen Einleitung von Wernsdorf in Poetae lat. minores To. V. P. I. S. 533 f. eingerückt. Im Dicuil stehen sie S. 12 mit der unerwarteten Bemerkung über den 7. und 8. Vers, die sich mit Theodosius, der andre mit confici ter quinis anfangen; Sedulius habe hier den Fuß amphimacer gebraucht, nicht aus Unwissenheit, sed auctoritate aliorum poetarum et maxime Virgilii. Ueber diesen Dichter kommen noch zwey andre grammatische Bemerkungen vor S. 52 und 55. Nachrichten, die ein Mönch, der nach Jerusalem gepilgert hatte, seinem Lehrer (meo magistro Suibneo) mitgetheilt habe, führt er S. 17 Etwas von seiner Pilfahrt an. Außer dem Plinius hat er den Solinus, und den Isidor Etymologiar. libb. mit der Cosmologia des Aethicus, noch vor sich gehabt, und daraus compilirt;

die Periegesis vom Priscian; den Servius zum Virgil, und den Orosius; beide führt er einmahl an. Gelehrte, die das Werkchen bereits gekannt und gebraucht haben, nennt der Herausgeber mehrere; auch die Handschriften, die man davon weiß. Er hat es aus einem Pariser Codex ans Licht gestellt, den er optimum et perantiquum nennt, mit Vergleichung eines zweyten. Mit Recht hat er den Text völlig so abdrucken lassen, mit eben der Mönchs-Orthographie, wie sie der Codex hat. Hr. Walckenaer, den wir schon durch die Géographie moderne, als Pinkerton übersetzt, und die Faune Parisienne, kennen, hat das Verdienst eines bewiesenen genauen Fleißes. Er habe, sagt er, bereits einen Commentar über den Dicuil fertig liegen; er wolle aber erst die Gesinnung des Publicums erwarten. Angehängt ist ein Index locorum et rerum, und Grammaticalia, die meist triviale Bemerkungen enthalten.

Göttingen.

Albii Tibulli Carmina, libri tres, cum libro quarto *Sulpiciae* et aliorum. Ex recensione Heyniana cum animadversionibus edidit *Car. Frider. Wunderlich*, Philosophiae in Academia, et literarum humaniorum in Gymnasio Gottingensi, Doctor. Bey Dankwerts 1808. Octav 150 S. Mit Vergnügen sieht der Rec. hier die erste Frucht eines aufstrebenden feurigen Geistes in einem Fache, worin er sich bereits als Lehrer durch Anwendung seiner Kräfte mit allem Beyfall gezeigt hatte; so daß seine Arbeit nicht als bloßer conjecturalcritischer Versuch zu betrachten ist, von dem gemeiniglich junge Humanisten auszugehen pflegen, wo es noch erst abzuwarten ist, wie viele von den Blüthen abfallen, oder zur Frucht reifen werden. In dem Text ist uns keine

ganz zu mißbilligende Neuerung vorgekommen, wenn gleich der voraus gefaßte Vorsatz sichtbar ist, die vorhin wahrgenommenen Trennungen der Sätze und abspringende Gedankenreihe, welche auf die Wahrnehmung leitete, daß sich von mehreren Elegien nur Fragmente erhalten haben, wiederum abzustellen, und eine Verbindung des Ganzen, mit Ausmerzung der Sternchen, zu begründen; in einigen Fällen ist es auch nicht ohne Glück geschehen, indem sich eine Art von Zusammenhang hat ausmitteln, in andern die Ermangelung desselben sich, durch einen Gedankensprung, oder durch Dichternachlässigkeit, oder durch Mangel der letzten Hand, hat rechtfertigen lassen. Wenigstens ist der Versuch nicht zu mißbilligen, zu sehen, ob sich nicht für die andere Seite auch Etwas sagen, und das von Andern Gemißbilligte vertheidigen läßt; eine große Zahl von Critiken in den Classikern haben ohnedem diese Quelle; sie empfehlen sich schon dem natürlichen Geist des Widerspruchs, wenn man in die Schranken des literärischen Wettlaufs eintritt. In den angehängten beträchtlichen Animadversionen von S. 97 sind theils Versuche von critischen Verbesserungen, mit Anführung und Beurtheilung einiger, die von Andern gemacht sind, theils von Interpretation, mit Anführungen ähnlicher oder verwandter Dichterstellen; Auch neue Inhaltsanzeigen (argumenta) sind den Gedichten vorgesetzt. Ueberall erkennt man eine richtige Sprachkenntniß, richtigen Blick in Beurtheilung, und feines Gefühl. Da dieses, bey aller sonstigen Uebereinstimmung, doch im Einzelnen durch zufällige Richtung der Phantasie, wenn irgend etwas Aehnliches, das im Gedächtniß hängen blieb, und durch Erinnerungen aus der frischen Lectüre, wie

hier aus dem Tacitus, eben jetzt sich durch Ideen-Association beygesellt, immer noch viele Verschiedenheiten erlaubt: so wird auch hier noch mancher Fall des Andersdenkens und Andersfühlens von Andern Statt haben, und kann auch, der Natur der Sachen und der Menschen zufolge, nicht ausbleiben. Jüngern Köpfen gibt dieß neuen Anlaß zu Bestreitungen und Widerspruch, bey welchem es Pflicht der Bescheidenheit und der Humanität wird, die Anständigkeit nicht aus den Augen zu setzen, zumahl in Betracht der Kleinheit der Gegenstände, welche so leicht zu Kritteleyen führt.

Wir wollen noch von allen den Gattungen der Anmerkungen ein paar Beyspiele anführen: Gute Verbesserungen durch veränderte Interpunction finden wir mehrere; auch bey sonst gleichgültigem Sinn bessere Lesearten. I, 10, 60. ist quo wiederhergestellt für quoi. II, 3, 9. quum. III, 4, 28. stillabat, wenn es nur für die Elegie nicht zu sehr episch wäre! und 59. diversaque *suas*. IV, 1, 2. ut *valeant*. Gute Interpretationen, besonders grammatischer Art, I, 5, 52. wo canat violenta verbunden wird; dieß ist wenigstens für den elegischen Charakter einfacher. Zu I, 6, 85. von cadere. I, 7, 8. *hunc* Messalam. I, 9, 64. I, 10, 19. II, 2. daß Cerinths Geburtstag, nicht der des Mädchens, zu verstehen ist. II, 5, 47. ist nicht übel auf den Brand der Schiffe des Aeneas gezogen Aen. IX, 71. II, 6, 3. IV, 2, 23. IV, 8, 6. Andre betrachten wir als Versuche von Interpretationen, zu I, 7, 16., I, 5, 65., I, 10, 15., III, 4, 3., IV, 2, 24. Gleich im Anfange I, 1, 3. quem labor assiduus vicino terreat hoste, h. e. quem mi-

item hostis vicinus terreat. Quam sententiam poetae ita exprimere *licet* (das ist aber eben die Frage); quem *militia* vicino *terreat* hoste. Hierin ist aber eben so viel und noch mehr Härte, als in *labor* für discrimen, *terret*. I, 3, 8. ante sepulcra: solle nicht seyn ante rogum. Nam nec *sepulcrum* pro rogo latine dici potest. Wenn aber doch Terenz gesagt hat: ad sepulcrum venimus, in ignem posita est, fletur? und wenn Virgil sagt: aram sepulcri congerere arboribus; und dichterisch ein Theil und ein Moment der Zeit für den andern und für das Ganze gesetzt werden kann? Der rogus ward aber auch vor oder bey der Grabstätte errichtet. — Critische Versuche: zu I, 9, 13. statt detrahes; soll vermuthlich persolves gemeint seyn. Die metrischen Verbesserungen II, 1, 58., II, 2, 5., IV, 2, 3., werden Andere verwerfen, welche der Nachlässigkeit unsers elegischen Dichters eingedenk sind, und aus dem vorsetzlichen Gebrauch anderer Dichter die alte Leseart sogar vertheidigen. So bleiben Einwendungen gegen utinam II, 2, 17. — Ueberhaupt ist im Tibull ein anderes Gesetz der Critik, als im Virgil, Horaz u. a., das zwar Heyne schon früh aufgestellt, aber selbst nicht immer gegenwärtig behalten hatte; Tibull ist nicht als correcter Dichter zu betrachten; er drückt natürlich aus, was er fühlt, verbindet die Gedanken, wie sie kommen; nimmt den Ausdruck, wie er sich darbietet; dichtet für sich, und läßt sich gehen. So sollte man ihn nehmen; nur, wenn man es einmahl gelten läßt, sollte man consequent verfahren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 25. Junius 1808.

Frankfurt und Leipzig.

Vergleichende Schilderung der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten. 1808. 250 S. in Octav.

Wer nur irgend einiges Interesse für die auf das Wohl und Weh der Völker so einflußreiche Organisation der Staatsverwaltung hat — und heut zu Tage, wo wir der neuen Organisationen so viele erleben, wird wenigstens das Interesse der Neugierde nicht fehlen —; dem kann vorliegende Schrift nicht anders, als willkommen seyn. Der Verfasser hat, wie auch der Titel anzeigt, die Französische Organisation zum Hauptgegenstande genommen, und die Vergleichung theils mit den in Deutschland gewöhnlichen Verwaltungseinrichtungen im Allgemeinen, theils mit den neuern Organisationen in Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. hinzugefügt. Er sagt über den Zweck seines Werkes in der Vorrede selbst Folgendes: "Ein neugeschaffener Deutscher Staat soll in seinen äussern Formen das verjüngte Bild des Französischen seyn. Manche diesem eigene Ein-

richtungen werden höchst wahrscheinlich in andern Deutschen Staaten Nachahmung finden; manche Idee ist bereits angenommen. Das Publicum mit dem Geiste der Französischen Staatsverwaltung näher bekannt zu machen, und denselben durch Vergleichung mit dem Einheimischen kräftiger herauszuheben: für Kenner Materialien zur leichtern Uebersicht und Beurtheilung zusammen zu stellen: bey Laien dem ungünstigen Eindruck schwer zu vertilgender National-Vorurtheile entgegen zu arbeiten: das Gute und Böse, es sey vaterländisch oder fremd, gleich wahr und einfach darzustellen — dieß ist der Zweck einer Schilderung, die nicht vollständig ausgeführtes Gemählde seyn soll". In der Einleitung werden einige allgemeine Ideen über die Organisations-Kunst vorausgeschickt, um die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Es ist eine ganz kurze, doch ziemlich vollständige, Organisations-Lehre, die zugleich dazu dienen kann, die Darstellung des Einzelnen verständlicher zu machen. Die Schilderung selbst beginnt mit der Beschreibung der Grundzüge der Französischen Staatsverwaltung und der Entwickelung der Ursachen ihrer Verschiedenheit von den Deutschen Verwaltungseinrichtungen. Sodann geht der Verf. zu der allgemeinen Staatsverwaltung über, wobey er zum voraus bemerkt, daß der engere Begriff, den die Franzosen mit dem Worte Verwalten gewöhnlich verbinden, hier nicht zum Grunde gelegt werden könne. Nach einem kurzen Rückblick auf die Organisation der Französischen Staatsverwaltung vor und während der Revolution gibt der Verf. die Grund-Idee der jetzigen Französischen Constitution und Organisation, worauf er die Bestimmung des Erhaltungs-Senats, des gesetzgebenden Corps, des Staatsraths, des Ministerium und der hohen Reichswürden, in einem

allgemeinen Umrisse, und immer in Vergleichung mit der Constitution des Königreichs Westphalen, darstellt. Ausführlicher verbreitet er sich aber in einem eigenen Kapitel über die Einrichtung und den Geschäftskreis des Staatsraths und des Ministerium, womit, ausser den Westphälischen, die Preussischen, Oestreichischen, Baierischen, Badenschen, Hessen-Darmstädtischen und Würtembergischen Einrichtungen verglichen werden. Von der allgemeinen Staatsverwaltung geht der Verf. zu der Provinzial-Regierung und zu der Schilderung des Amtes der Präfecten, der Präfectur-Räthe, der Unter-Präfecturen, der Bezirksräthe, der Maires und der Municipal-Räthe über. Er vergleicht hiermit die Provinzial-Verwaltung durch Landes-Collegien und Aemter, und die ältere und neuere Municipal-Verfassung in Deutschland. — Auf diese Schilderung im Großen folgt die Darstellung des Einzelnen nach den Hauptgegenständen der Staatsverwaltung, und zwar in folgender Ordnung: 1) Von der Organisation der Staatsverwaltung in Ansehung der äussern Verhältnisse. Besorgung der auswärtigen Staatsgeschäfte. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Militär-Verwaltung. Kriegs-Departement. Kriegs-Oeconomie-Departement. Departement für die Marine und Colonien. 2) Innere Verhältnisse. a) Gerichtsverfassung. Ausnahmen von der ordentlichen Gerichtbarkeit: Der hohe kaiserl. Gerichtshof. Präfectur-Rath. Militär-Gerichte. Handelsgerichte. Prisen-Conseil. Ordentliche Gerichtbarkeit: Polizeygerichte. Criminal- und Special-Gerichtshöfe. Friedensgerichte. Tribunale erster Instanz. Appellations-Gerichtshöfe. Cassations-Hof. — Großrichter,

Justiz-Minister. Verschiedenheiten der Deutschen Gerichtsverfassung, durch Beyspiele erläutert. General-Procuratoren und Procuratoren. Advocaten. Notarien. b) Polizeyverwaltung. General-Reichspolizey: Sicherheits-Polizey. Polizey-Ministerium. Obliegenheiten der Präfecten in Ansehung der Polizeyverwaltung. Regiminal- und Polizeyverwaltung. Allgemeine Staatswirthschaft. Ministerium des Innern, mit den verschiedenen besondern Behörden, die mit demselben verbunden sind: General-Handels-Conseil, Handelscammern; Conseil für Maaß und Gewicht; Conseil des Civil-Bauwesens; Bergwerks-Conseil; General-Direction des Straßen- und Brückenbaues; General-Direction des öffentlichen Unterrichts, kaiserl. Universität. Municipal-Polizey. c) Finanzverwaltung. Finanz-Ministerium. Besondere Finanzstellen: Administration der Registrirungsgebühren und der Domänen; General-Administration der Forsten; Administration der Posten; Administration der kaiserl. Lotterie; Administration der Münzen; Administration der vereinigten Consumtions- und anderer Abgaben; Salinen-Administration; General-Direction der Liquidation der Staatsschuld. Erhebung der directen Abgaben. — Ministerium des öffentlichen Schatzes. — Rechnungshof. — Auch hier, wie bey der Polizeyverwaltung, findet man zur Vergleichung verschiedene Deutsche Einrichtungen ähnlicher Art dargestellt.

Eben daselbst.

1) Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse des Jahres 1805 und 1806. Von dem Obersten Massenbach. 1808. Octav S. 206.

2) Des Obersten von Massenbach, Generalquartiermeisterlieutenants, drei Sendschreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel, und an den geheimen Cabinetsrath, Herrn Lombard. Nebst dessen Erklärung über das Buch: Gallerie Preussischer Charaktere. 1808. Octav, mit der Erklärung 175 Seiten.

Ein Hauptzweck beider Schriften ist die Vertheidigung des Obersten v. Massenbach, der bey dem Corps des Fürsten von Hohenlohe Chef des Generalstabes war, während des Krieges von 1806 bis zur Capitulation von Prenzlau, für die er mitstimmte, krank am Körper und von der Macht der Umstände zu Boden geworfen, wie er sagt. Das Detail dieser Vertheidigung gehört nicht für unsre Blätter; allein der künftige Geschichtschreiber der Zeit wird diese zwey Schriften nicht ungelesen lassen dürfen, da sie von einem vormahls im Preussischen Militär bedeutenden Manne herrühren. Unsre Anzeige soll sich auf einige Bemerkungen über einen andern Hauptzweck der vorliegenden Schriften beschränken, der die Darlegung der politischen Ansicht und Handelsweise des Hrn. v. Massenbach in Beziehung auf den Preussischen Staat ausmacht. Da jene Ansicht aber in enger Verbindung mit dem theoretisch-politischen Systeme des Verfassers, der Bildung des Geistes desselben und dem schriftstellerischen Werth dieser Arbeiten steht, so müssen wir zugleich hievon reden. Es ist unverkennbar, daß das theoretisch-politische System des Hrn. v. M. mit dem des Hrn. Professors Buchholz zusammenhängt. Wo einige Entwickelung jener allgemeinen Begriffe in den vorliegenden Schriften Statt findet, wird das klar; in andern Stellen deutet sich diese

Uebereinstimmung durch den Gebrauch gleicher Worte, denen wahrscheinlich gleiche Ideen zum Grunde liegen, an. Aber neben dieser großen Aehnlichkeit trifft man auf Schattirungen von Abweichungen, die sich aus dem Unterschied der Bildung erklären lassen, der gewöhnlich zwischen einem den Studien und einem dem Militär Gewidmeten Statt hat. Ueber das Auszeichnende derjenigen Militärpersonen, die, nicht den Studien bestimmt, sich späterhin mit wissenschaftlichen, nicht unmittelbar in ihr Fach einschlagenden, Gegenständen beschäftigen, ist es nicht unwichtig, Einiges zu sagen, da eines Theils diese Classe in neuern Zeiten zahlreich und von politischer Bedeutung geworden, andern Theils die herrschenden Begriffe, unphilosophisch genug, jetzt gar keine Rücksicht auf den bemerkten so wichtigen Unterschied nehmen. Vormahls wußte man es sehr gut, was man durch einen Autodidacten, durch einen nicht zunftmäßig gebildeten Freund der Wissenschaften, Literator, Gelehrten, andeuten wollte. Und so sehr Pedanterie der Facultäten in einzelnen Fällen den Unterschied zwischen zunft- und nichtzunftmäßiger Bildung vergrößern mochte, so sehr in einzelnen Fällen späteres Studium und über alles Genie diesen Unterschied reichlich, zum Vortheil des Nichtzünftigen, vergüten mögen: so zeigen sich dennoch unverkennbar die Folgen jenes Unterschiedes in manchen Fällen. Ein ruhiges, allmählich fortschreitendes, Studium soll durch die Anstrengung einiger Jahre ersetzt werden. Zufälle, und vorzüglich die Stimmung des Zeitgeistes, leiten das Studium auf dieses oder jenes Fach. Je weniger man aus frühe- ren Jahren von Kenntnissen besaß, oder zum abstracten Nachdenken geführt war, je unwiderleglicher pflegt nicht selten das sich darzustellen, worauf man

zuerst stößt, oder was man an der Tagesordnung findet. In der ganz practischen Bestimmung, in der eignen Art des Militärstandes; liegt Manches, was bald verleiten kann, mit einseitig aufgefaßten, unreifen Ideen wuchern zu wollen. Gerade weil das Nachdenken über fremdartige Gegenstände und Kenntnisse bey den Cameraden selten ist, so geräth man desto mehr in Versuchung, jene Vorzüge als Mittel zu einem schnellen und bedeutenden Avancement zu gebrauchen; Nachdenken und Kenntnisse jedoch nur als Mittel zu erwähntem Zwecke zu betrachten, bleibt stets eine gefährliche Klippe für selbige. Die theoretischen Begriffe dieser oder jener Partey der Zeit erhalten in manchen Fällen am leichtesten Einfluß auf das Practische, nach der Lage, in welcher sich die ihnen ergebenen Militärpersonen befinden. Was man aber vor Cameraden an Geist, und besonders Kenntnissen, voraus hat, verleitet leicht, sich allen, auch den fremdartigsten, Geschäften gewachsen zu glauben. Sind abstracte Speculationen gerade Modestudium, so pflegen besonders Autodidacten sich ihnen gern hinzugeben. Aber auch diejenige Wissenschaft, die unter allen am meisten geeignet ist, politische Köpfe zu bilden, kann nicht allein den vorzüglichsten Reitz (denn das wäre wahrer Gewinn) bey einer Partey erhalten; sie kann auch von dieser auf eine Weise angewandt werden, die der größte Mißbrauch ist, dem wahren Zwecke der Geschichte durchaus zuwider. Die Geschichte soll nähmlich die Köpfe im Allgemeinen bilden. Sie zeigt, was die Menschheit in Staaten werden könne, am beßten die Kräfte, aber auch die Beschränktheit, der menschlichen Natur. Die Geschichte ertheilt einzelne allgemeine untrügliche Lehren. Sie zeigt die Folgen von Schwäche, Despotie, Anarchie, von

einem fortgesetzten unmoralischen System, das sich selbst das Grab gräbt, sey es früh oder spät. In manchen Fällen kann die Geschichte auf große Aehnlichkeiten zwischen alten und neuen Zeiten aufmerksam machen; doch dem scharfsichtigen Beobachter wird sie dabey häufiger große Verschiedenheiten darbieten; nie und in keinem Falle ist sie aber im Einzelnen wie der hundertjährige Kalender zu gebrauchen, am wenigsten, um im Einzelnen darnach zu handeln. Die Umstände gewähren eine so große Verschiedenheit, die häufig das Parallelisiren weit mehr ingeniös, als wahrhaft zutreffend macht. Zu diesen Bemerkungen gibt uns die Buchholzische Schule, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Stoff. Hr. v. Massenbach zeigt in Numer 1, den Betrachtungen, seine mannigfaltige Bekanntschaft mit der Geschichte: hätte er sie aber nicht so häufig auf eine vergleichende Art an den Tag zu legen gesucht, so würde man ihm vielleicht noch eine tiefere, aus dem ruhigen Studium geschöpfte, Kenntniß derselben zutrauen. Selbst in der Art zu citiren bemerken wir eine leicht eintretende Verschiedenheit zwischen einem Gelehrten vom Fache und einem nachdenkenden Geschäftsmanne. Der Verf. verweiset z. B. auf den vortrefflichen Ferrand. Nun kennen wir dessen, manche aus eigenen Wahrnehmungen geschöpfte Reflexionen enthaltenden, Esprit de l'Histoire recht wohl, zweifeln aber, daß alle kenntnißreiche Leser des Verfassers in dem nähmlichen Falle seyn werden. Gibbon, Montesquieu ꝛc. nicht zu kennen, wäre Schande: doch zu Männern von einer solchen Bedeutung gehört Ferrand nicht. Wenn aber Montesquieu's Gedanke, daß die Nationen des Nordens und Ostens stets den Süden eroberten, einen Einfluß auf des Verf. sehr thätig bewiesene Abneigung einer Ver-

bindung Preussens mit Rußland hatte, so muß man wirklich recht ernsthaft die Aufstellung solcher allgemeinen Grundsätze und deren Ergreifung, durch die sich unser Zeitalter nicht vortheilhaft auszeichnet, bedauern. Als theoretisch allgemein aufgestellter Satz mag Montesquieu's Gedanke gelten, aber allgemein wahr ist er auch als solcher nicht, denn die Araber kamen aus Süden. Aber davon abgesehen, und nur nach dem Wichtigsten, dem Warum, des Satzes gefragt, so wird er seine Erklärung hauptsächlich darin finden, daß die Völker des Nordens und Ostens auf ungeheure, durch Ausdehnung und Despotismus entnervte, Reiche stießen. Wehe dem Staatsmanne, der allgemeinen Grundsätzen gedachter Art einen bedeutenden Einfluß auf seine Handelsweise erlaubt, der sich nicht nach weit näher liegenden Gründen und Umständen bestimmt! Die verschriene Empirie ist wahrlich nicht so gefährlich, als ein solches Theoretisiren. (Von allen richtig denkenden Köpfen ist es jetzt wohl allgemein anerkannt, daß Niemand auf den Nahmen eines Staatsmannes Anspruch zu machen befugt ist, der nicht einsichtsvolle Männer hört, mit ihnen spricht, für sich denkt und liefet. Aber bey der Wendung, die unsre Literatur von mehreren Seiten nahm, ist es gewiß nothwendig, zu bemerken, daß die Lectüre eines Staatsmannes, wenn sie gleich nicht sehr ausgebreitet zu seyn vermag, in Rücksicht der meisten Productionen des Zeitgeistes sehr beschränkt seyn müsse. Wer viele gute alte und neue Bücher lesen kann, findet in ihnen das Gegengift gegen die aufgerafften, in hochtönenden Worten ausgesprochenen, Sätze der neuen Sophistik; wer aber gezwungen ist, dieser Präservativmittel zu entbehren, der bedarf es zwar, den Geist der Zeiten zu kennen, hüte sich aber sehr,

Item hostis vicinus terret. Quam sententiam poetae ita exprimere licet (das ist aber eben die Frage); quem militia vicino terreat hoste. Hierin ist aber eben so viel und noch mehr Härte, als in labor für discrimen, terret. I, 3, 8. ante sepulcra: solle nicht seyn ante rogum? Nam nec sepulcrum pro rogo latine dici potest. Wenn aber doch Terenz gesagt hat: ad sepulcrum venimus, in ignem posita est, fletur? und wenn Virgil sagt: aram sepulcri congerere arboribus, und dichterisch ein Theil und ein Moment der Zeit für den andern und für das Ganze gesetzt werden kann? Der rogus ward aber auch vor oder bey der Grabstätte errichtet. — Critische Versuche: zu I, 9, 13. statt detrahes; soll vermuthlich persolves gemeint seyn. Die metrischen Verbesserungen II, 1, 58., II, 2, 5., IV, 2, 3., werden Andere verwerfen, welche der Nachlässigkeit unsers elegischen Dichters eingedenk sind, und aus dem vorsetzlichen Gebrauch anderer Dichter die alte Leseart sogar vertheidigen. So bleiben Einwendungen gegen utinam II, 2, 17. — Ueberhaupt ist im Tibull ein anderes Gesetz der Critik, als im Virgil, Horaz u. a., das zwar Heyne schon früh aufgestellt, aber selbst nicht immer gegenwärtig behalten hatte; Tibull ist nicht als correcter Dichter zu betrachten; er drückt natürlich aus, was er fühlt, verbindet die Gedanken, wie sie kommen; nimmt den Ausdruck, wie er sich darbietet; dichtet für sich, und läßt sich gehen. So sollte man ihn nehmen; nur, wenn man es einmahl gelten läßt, sollte man consequent verfahren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 25. Junius 1808.

Frankfurt und Leipzig.

Vergleichende Schilderung der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten. 1808. 250 S. in Octav.

Wer nur irgend einiges Interesse für die auf das Wohl und Weh der Völker so einflußreiche Organisation der Staatsverwaltung hat — und heut zu Tage, wo wir der neuen Organisationen so viele erleben, wird wenigstens das Interesse der Neugierde nicht fehlen —; dem kann vorliegende Schrift nicht anders, als willkommen seyn. Der Verfasser hat, wie auch der Titel anzeigt, die Französische Organisation zum Hauptgegenstande genommen, und die Vergleichung theils mit den in Deutschland gewöhnlichen Verwaltungseinrichtungen im Allgemeinen, theils mit den neuern Organisationen in Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. hinzugefügt. Er sagt über den Zweck seines Werkes in der Vorrede selbst Folgendes: "Ein neugeschaffener Deutscher Staat soll in seinen äussern Formen das verjüngte Bild des Französischen seyn. Manche diesem eigene Ein-

richtungen werden höchst wahrscheinlich in andern Deutschen Staaten Nachahmung finden; manche Idee ist bereits angenommen. Das Publicum mit dem Geiste der Französischen Staatsverwaltung näher bekannt zu machen, und denselben durch Vergleichung mit dem Einheimischen kräftiger herauszuheben: für Kenner Materialien zur leichtern Uebersicht und Beurtheilung zusammen zu stellen: bey Laien dem ungünstigen Eindruck schwer zu vertilgender National-Vorurtheile entgegen zu arbeiten: das Gute und Böse, es sey vaterländisch oder fremd, gleich wahr und einfach darzustellen — dieß ist der Zweck einer Schilderung, die nicht vollständig ausgeführtes Gemählde seyn soll". In der Einleitung werden einige allgemeine Ideen über die Organisations-Kunst vorausgeschickt, um die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Es ist eine ganz kurze, doch ziemlich vollständige, Organisations-Lehre, die zugleich dazu dienen kann, die Darstellung des Einzelnen verständlicher zu machen. Die Schilderung selbst beginnt mit der Beschreibung der Grundzüge der Französischen Staatsverwaltung und der Entwickelung der Ursachen ihrer Verschiedenheit von den Deutschen Verwaltungseinrichtungen. Sodann geht der Verf. zu der allgemeinen Staatsverwaltung über, wobey er zum voraus bemerkt, daß der engere Begriff, den die Franzosen mit dem Worte Verwalten gewöhnlich verbinden, hier nicht zum Grunde gelegt werden könne. Nach einem kurzen Rückblick auf die Organisation der Französischen Staatsverwaltung vor und während der Revolution gibt der Verf. die Grund-Idee der jetzigen Französischen Constitution und Organisation, worauf er die Bestimmung des Erhaltungs-Senats, des gesetzgebenden Corps, des Staatsraths, des Ministerium und der hohen Reichswürden, in einem

allgemeinen Umrisse, und immer in Vergleichung mit der Constitution des Königreichs Westphalen, darstellt. Ausführlicher verbreitet er sich aber in einem eigenen Kapitel über die Einrichtung und den Geschäftskreis des Staatsraths und des Ministerium, womit, ausser den Westphälischen, die Preussischen, Oestreichischen, Baierischen, Badenschen, Hessen-Darmstädtischen und Würtembergischen Einrichtungen verglichen werden. Von der allgemeinen Staatsverwaltung geht der Verf. zu der Provinzial-Regierung und zu der Schilderung des Amtes der Präfecten, der Präfectur-Räthe, der Unter-Präfecturen, der Bezirksräthe, der Maires und der Municipal-Räthe über. Er vergleicht hiermit die Provinzial-Verwaltung durch Landes-Collegien und Aemter, und die ältere und neuere Municipal-Verfassung in Deutschland. — Auf diese Schilderung im Großen folgt die Darstellung des Einzelnen nach den Hauptgegenständen der Staatsverwaltung, und zwar in folgender Ordnung: 1) Von der Organisation der Staatsverwaltung in Ansehung der äussern Verhältnisse. Besorgung der auswärtigen Staatsgeschäfte. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Militär-Verwaltung. Kriegs-Departement. Kriegs-Oeconomie-Departement. Departement für die Marine und Colonien. 2) Innere Verhältnisse. a) Gerichtsverfassung. Ausnahmen von der ordentlichen Gerichtbarkeit: Der hohe kaiserl. Gerichtshof. Präfectur-Rath. Militär-Gerichte. Handelsgerichte. Prisen-Conseil. Ordentliche Gerichtbarkeit: Polizeygerichte. Criminal- und Special-Gerichtshöfe. Friedensgerichte. Tribunale erster Instanz. Appellations-Gerichtshöfe. Cassations-Hof. — Großrichter,

Justiz-Minister. Verschiedenheiten der Deutschen Gerichtsverfassung, durch Beyspiele erläutert. General-Procuratoren und Procuratoren. Advocaten. Notarien. b) Polizeyverwaltung. General-Reichspolizey: Sicherheits-Polizey. Polizey-Ministerium. Obliegenheiten der Präfecten in Ansehung der Polizeyverwaltung. Regiminal- und Polizeyverwaltung. Allgemeine Staatswirthschaft. Ministerium des Innern, mit den verschiedenen besondern Behörden, die mit demselben verbunden sind: General-Handels-Conseil, Handelscammern; Conseil für Maaß und Gewicht; Conseil des Civil-Bauwesens; Bergwerks-Conseil; General-Direction des Straßen- und Brückenbaues; General-Direction des öffentlichen Unterrichts, kaiserl. Universität. Municipal-Polizey. c) Finanzverwaltung. Finanz-Ministerium. Besondere Finanzstellen: Administration der Registrirungsgebühren und der Domänen; General-Administration der Forsten; Administration der Posten; Administration der kaiserl. Lotterie; Administration der Münzen; Administration der vereinigten Consumtions- und anderer Abgaben; Salinen-Administration; General-Direction der Liquidation der Staatsschuld. Erhebung der directen Abgaben. — Ministerium des öffentlichen Schatzes. — Rechnungshof. — Auch hier, wie bey der Polizeyverwaltung, findet man zur Vergleichung verschiedene Deutsche Einrichtungen ähnlicher Art dargestellt.

Eben daselbst.

1) Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse des Jahres 1805 und 1806. Von dem Obersten Massenbach. 1808. Octav S. 206.

2) Des Obersten von Massenbach, Generalquartiermeisterlieutenants, drei Sendschreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel, und an den geheimen Cabinetsrath, Herrn Lombard. Nebst dessen Erklärung über das Buch: Gallerie Preussischer Charaktere. 1808. Octav, mit der Erklärung 175 Seiten.

Ein Hauptzweck beider Schriften ist die Vertheidigung des Obersten v. Massenbach, der bey dem Corps des Fürsten von Hohenlohe Chef des Generalstabes war, während des Krieges von 1806 bis zur Capitulation von Prenzlau, für die er mitstimmte, krank am Körper und von der Macht der Umstände zu Boden geworfen, wie er sagt. Das Detail dieser Vertheidigung gehört nicht für unsre Blätter; allein der künftige Geschichtschreiber der Zeit wird diese zwey Schriften nicht ungelesen lassen dürfen, da sie von einem vormahls im Preussischen Militär bedeutenden Manne herrühren. Unsre Anzeige soll sich auf einige Bemerkungen über einen andern Hauptzweck der vorliegenden Schriften beschränken, der die Darlegung der politischen Ansicht und Handelsweise des Hrn. v. Massenbach in Beziehung auf den Preussischen Staat ausmacht. Da jene Ansicht aber in enger Verbindung mit dem theoretisch politischen Systeme des Verfassers, der Bildung des Geistes desselben und dem schriftstellerischen Werth dieser Arbeiten steht, so müssen wir zugleich hievon reden. Es ist unverkennbar, daß das theoretisch-politische System des Hrn. v. M. mit dem des Hrn. Professors Buchholz zusammenhängt. Wo einige Entwickelung jener allgemeinen Begriffe in den vorliegenden Schriften Statt findet, wird das klar; in andern Stellen deutet sich diese

Uebereinstimmung durch den Gebrauch gleicher Worte, denen wahrscheinlich gleiche Ideen zum Grunde liegen, an. Aber neben dieser großen Aehnlichkeit trifft man auf Schattirungen von Abweichungen, die sich aus dem Unterschied der Bildung erklären lassen, der gewöhnlich zwischen einem den Studien und einem dem Militär Gewidmeten Statt hat. Ueber das Auszeichnende derjenigen Militärpersonen, die, nicht den Studien bestimmt, sich späterhin mit wissenschaftlichen, nicht unmittelbar in ihr Fach einschlagenden, Gegenständen beschäftigen, ist es nicht unwichtig, Einiges zu sagen, da eines Theils diese Classe in neuern Zeiten zahlreich und von politischer Bedeutung geworden, andern Theils die herrschenden Begriffe, unphilosophisch genug, jetzt gar keine Rücksicht auf den bemerkten so wichtigen Unterschied nehmen. Vormahls wußte man es sehr gut, was man durch einen Autodidacten, durch einen nicht zunftmäßig gebildeten Freund der Wissenschaften, Literator, Gelehrten, andeuten wollte. Und so sehr Pedanterie der Facultäten in einzelnen Fällen den Unterschied zwischen zunft- und nichtzunftmäßiger Bildung vergrößern mochte, so sehr in einzelnen Fällen späteres Studium und über alles Genie diesen Unterschied reichlich, zum Vortheil des Nichtzünftigen, vergüten mögen: so zeigen sich dennoch unverkennbar die Folgen jenes Unterschiedes in manchen Fällen. Ein ruhiges, allmählich fortschreitendes, Studium soll durch die Anstrengung einiger Jahre ersetzt werden. Zufälle, und vorzüglich die Stimmung des Zeitgeistes, leiten das Studium auf dieses oder jenes Fach. Je weniger man aus früheren Jahren von Kenntnissen besaß, oder zum abstracten Nachdenken geführt war, je unwiderleglicher pflegt nicht selten das sich darzustellen, worauf man

zuerst stößt, oder was man an der Tagesordnung findet. In der ganz practischen Bestimmung, in der eignen Art des Militärstandes; liegt Manches, was bald verleiten kann, mit einseitig aufgefaßten, unreifen Ideen wuchern zu wollen. Gerade weil das Nachdenken über fremdartige Gegenstände und Kenntnisse bey den Cameraden selten ist, so geräth man desto mehr in Versuchung, jene Vorzüge als Mittel zu einem schnellen und bedeutenden Avancement zu gebrauchen; Nachdenken und Kenntnisse jedoch nur als Mittel zu erwähntem Zwecke zu betrachten, bleibt stets eine gefährliche Klippe für selbige. Die theoretischen Begriffe dieser oder jener Partey der Zeit erhalten in manchen Fällen am leichtesten Einfluß auf das Practische, nach der Lage, in welcher sich die ihnen ergebenen Militärpersonen befinden. Was man aber vor Cameraden an Geist, und besonders Kenntnissen, voraus hat, verleitet leicht, sich allen, auch den fremdartigsten, Geschäften gewachsen zu glauben. Sind abstracte Speculationen gerade Modestudium, so pflegen besonders Autodidacten sich ihnen gern hinzugeben. Aber auch diejenige Wissenschaft, die unter allen am meisten geeignet ist, politische Köpfe zu bilden, kann nicht allein den vorzüglichsten Reitz (denn das wäre wahrer Gewinn) bey einer Partey erhalten; sie kann auch von dieser auf eine Weise angewandt werden, die der größte Mißbrauch ist, dem wahren Zwecke der Geschichte durchaus zuwider. Die Geschichte soll nähmlich die Köpfe im Allgemeinen bilden. Sie zeigt, was die Menschheit in Staaten werden könne, am besten die Kräfte, aber auch die Beschränktheit, der menschlichen Natur. Die Geschichte ertheilt einzelne allgemeine untrügliche Lehren. Sie zeigt die Folgen von Schwäche, Despotie, Anarchie, von

einem fortgesetzten unmoralischen System, das sich selbst das Grab gräbt, sey es früh oder spät. In manchen Fällen kann die Geschichte auf große Aehnlichkeiten zwischen alten und neuen Zeiten aufmerksam machen: doch dem scharfsichtigen Beobachter wird sie dabey häufiger große Verschiedenheiten darbieten; nie und in keinem Falle ist sie aber im Einzelnen wie der hundertjährige Kalender zu gebrauchen, am wenigsten, um im Einzelnen darnach zu handeln. Die Umstände gewähren eine so große Verschiedenheit, die häufig das Parallelisiren weit mehr ingeniös, als wahrhaft zutreffend macht. Zu diesen Bemerkungen gibt uns die Buchholzische Schule, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Stoff. Hr. v. Massenbach zeigt in Numer 1, den Betrachtungen, seine mannigfaltige Bekanntschaft mit der Geschichte: hätte er sie aber nicht so häufig auf eine vergleichende Art an den Tag zu legen gesucht, so würde man ihm vielleicht noch eine tiefere, aus dem ruhigen Studium geschöpfte, Kenntniß derselben zutrauen. Selbst in der Art zu citiren bemerken wir eine leicht eintretende Verschiedenheit zwischen einem Gelehrten vom Fache und einem nachdenkenden Geschäftsmanne. Der Verf. verweiset z. B. auf den vortrefflichen Ferrand. Nun kennen wir dessen, manche aus eigenen Wahrnehmungen geschöpfte Reflexionen enthaltenden, Esprit de l'Histoire recht wohl, zweifeln aber, daß alle kenntnißreiche Leser des Verfassers in dem nähmlichen Falle seyn werden. Gibbon, Montesquieu ꝛc. nicht zu kennen, wäre Schande: doch zu Männern von einer solchen Bedeutung gehört Ferrand nicht. Wenn aber Montesquieu's Gedanke, daß die Nationen des Nordens und Ostens stets den Süden eroberten, einen Einfluß auf des Verf. sehr thätig bewiesene Abneigung einer Ver-

bindung Preussens mit Rußland hatte, so muß man wirklich recht ernsthaft die Aufstellung solcher allgemeinen Grundsätze und deren Ergreifung, durch die sich unser Zeitalter nicht vortheilhaft auszeichnet, bedauern. Als theoretisch allgemein aufgestelltes Satz mag Montesquieu's Gedanke gelten, aber allgemein wahr ist er auch als solcher nicht, denn die Araber kamen aus Süden. Aber davon abgesehen, und nur nach dem Wichtigsten, dem Warum, des Satzes gefragt, so wird er seine Erklärung hauptsächlich darin finden, daß die Völker des Nordens und Ostens auf ungeheure, durch Ausdehnung und Despotismus entnervte, Reiche stießen. Wehe dem Staatsmanne, der allgemeinen Grundsätzen gedachter Art einen bedeutenden Einfluß auf seine Handelsweise erlaubt, der sich nicht nach weit näher liegenden Gründen und Umständen bestimmt! Die verschriene Empirie ist wahrlich nicht so gefährlich, als ein solches Theoretisiren. (Von allen richtig denkenden Köpfen ist es jetzt wohl allgemein anerkannt, daß Niemand auf den Nahmen eines Staatsmannes Anspruch zu machen befugt ist, der nicht einsichtsvolle Männer hört, mit ihnen spricht, für sich denkt und lieset. Aber bey der Wendung, die unsre Literatur von mehreren Seiten nahm, ist es gewiß nothwendig, zu bemerken, daß die Lectüre eines Staatsmannes, wenn sie gleich nicht sehr ausgebreitet zu seyn vermag, in Rücksicht der meisten Productionen des Zeitgeistes sehr beschränkt seyn müsse. Wer viele gute alte und neue Bücher lesen kann, findet in ihnen das Gegengift gegen die aufgerafften, in hochtönenden Worten ausgesprochenen, Sätze der neuen Sophistik; wer aber gezwungen ist, dieser Präservativmittel zu entbehren, der bedarf es zwar, den Geist der Zeiten zu kennen, hüte sich aber sehr,

sich zu häufig mit seinen Aeusserungen zu beschäftigen, die in dem Falle selbst den wirklich gesunden practischen Kopf verwirren.) Mehrere von Hrn. v. M. sehr treffend richtigen practischen Ansichten stehen in dem grellesten Contraste mit seinen aufgerafften theoretischen Grundsätzen. Zu jenen rechnen wir den völlig gegründeten Tadel, daß Preussen, eine militärische Macht, die seit 43 Jahren keinen ernsthaften Krieg führte, nicht Officiere als Freywillige zu kriegführenden Mächten sandte; mit Einem Worte, das tiefe Gefühl des Unterschiedes des Catheders oder des Exercier-Platzes mit dem Platze, wo Kugeln fliegen. Nicht minder die gänzliche Untauglichkeit von der Versammlung eines Kriegsraths zur Ausführung großer Ideen. (Es ist hier der Ort nicht, auszuführen, wie die Behandlung der Geschäfte in Deutschland, von der von Justizsachen ausgehend, bey welchen sich bald der Vortheil von collegialischer Berathschlagung zeigte, in manchen andern Fällen mit dem größten Nachtheile zu dieser Betreibungsart leitete. Allein der große Nachtheil, der aus dem Collegienwesen in einigen Fällen entstehen mußte, hebt den Vortheil, den die Einrichtung in mehreren, nicht bloß juristischen, Angelegenheiten gewährt, nicht auf.) Ueber die erbärmlichen Ansichten, die häufig genug die Wahl zu diplomatischen Posten bestimmen, findet sich eine sehr wahre Stelle S. 39. In der Sprache werden wir auf eine unangenehme Weise manchmahl an die schon erwähnte Schule erinnert. Wir lesen von leitenden und ausführenden Intelligenzen. Die Verschiedenheit der Menschen, die dadurch angedeutet werden soll, hat ihre völlige Richtigkeit; und wenngleich diese Verschiedenheit von den ältesten Zeiten her häufig bemerkt und gesagt worden, so steht sie

doch, ihrer Wichtigkeit wegen, nicht genug zu wiederhohlen. Aber warum den alten Begriff in Worte einkleiden, denen unverständlich, die nicht zu einer gewissen Schule gehören? Warum ein affectirtes Gepräge von Neuheit für das längst Bekannte? Auch hier lesen wir den Wunsch, daß das Reich der Ideen in der politischen Welt seinen Anfang nehmen möge. Diesem Gedanken läßt sich, wie den meisten ganz allgemeinen Sätzen, sehr viel Wahres und sehr viel Falsches zum Grunde legen. Auch wir halten, so viel wie irgend Einer, von leitenden, wahren, guten, passenden Ideen in der politischen Welt. Desto unbegreiflicher ist es uns, wie bey allen Preussischen Schriftstellern, welche über das Unglück ihres Vaterlandes schrieben, die uns zu Gesichte kamen, und sonst so selten übereinstimmen, der Wahn als leitende Idee herrscht, Frankreich würde den Preussischen Staat von der Ems (also so gut, wie von der Französischen Grenze) an bis zu den beiden Ufern des Niemens, abgerundet, consolidirt, völlig unabhängig, haben stehen lassen. Konnte das Frankreichs Politik seyn, oder kannte Frankreich die wahren Grundsätze seiner Politik nicht? Auf einer von diesen beiden Voraussetzungen konnte nur der blinde Irrthum in Rücksicht jener leitenden Idee beruhen. Zu zeigen, daß Frankreich die Grundsätze seiner eignen Politik nicht verkannte, ist völlig überflüssig, also verdient nur der ersten Voraussetzung gedacht zu werden. Nun war es wohl nie den Grundsätzen einer wahren Politik gemäß, den mächtigen Nachbar noch mächtiger zu machen; und in dem besondern Charakter der Preussischen Cabinets-Politik lag auch nichts, das ein Zutrauen auf eine unerschütterliche ewige Anhäng-

lichkeit, also eine Abweichung von jener allgemeinen Regel, hätte begründen können. Wie viel auch immer Ursachen des Moments in Schliessung von Allianzen entscheiden: der ganze Charakter, den ein Cabinet seit lange zeigte, bleibt darum doch nicht ohne Einwirkung. Die Französischen Diplomatiker hatten keineswegs den ohne Frankreichs Theilnahme von Friedrich geschlossenen Frieden von Breslau und Dresden vergessen. Voltaire warnte im siebenjährige Kriege den Herzog von Choiseul (in einem jetzt erst gedruckten Briefe), sich nicht in Separat-Unterhandlungen mit Friedrich einzulassen, die er, wenn er nur vier Meilen Land durch Hülfe des Gegentheils erhalten könnte, gleich brechen würde. Die Verhältnisse späterer Zeiten mit Frankreich waren nicht von der Art, um hier das Andenken an ein früheres Betragen gänzlich auszulöschen. (Daß man ein vormahliges Betragen eines Cabinets nicht so leicht vergißt, davon gibt der Verf. selbst einen Beweis, indem er unter den, zum Theil wichtigen, Gründen, welche einer genauen Verbindung Preussens mit Rußland entgegen standen, das System des letztern Hofes unter der Kaiserinn Katharine, allenthalben Feuer anzublasen, und nahmentlich der Preussischen Armee 1792 in der Champagne, wie er sagt, Fallen zu stellen, mit aufführt.) Wie es möglich ist, daß ein Mann von Hrn. v. M's. Geist die allgemeine Bethörung, die so irre leitende Idee, theilen konnte, daß das Erste, was Preussen oblag, nur darin bestand, zuzugreifen, seine Subsistenz-Basis, wie er sich ausdrückt, zu vergrößern; daß die erste Macht des Continents solches leiden werde, wenn man ihr nur recht den Hof mache: das wäre

unerklärlich, wenn man nicht wüßte, wie herrschende Ideen auch gute Köpfe gänzlich zu verblenden vermögen. Hauptsächlich zur Ausführung jenes Plans des Zugreifens hegte Hr. v. M. die Idee, nahe am Throne eine sociale Körperschaft (wir bedienen uns seiner eigenen Worte) zu organisiren, wodurch die Vereinigung der Politik, Strategie und Staatswirthschaft in einen Central-Punct bewirkt werden sollte. Die von dem Hrn. v. M. vorgeschlagene Reorganisation des General-Quartiermeisterstabes war der erste Schritt zur Ausführung jenes Gedankens. Die Vernichtung des Einflusses des Cabinets, der Minister, überhaupt der Civil-Personen, scheint wenigstens mittelbarer Weise zu gedachtem Plane gehört zu haben. Die vorkommende Darstellung des Charakters des Herzogs von Braunschweig verdient die größte Aufmerksamkeit. Von den Sendschreiben ist in allgemeiner Hinsicht das an den geh. Cabinetsrath Lombard, als bekanntem Verfasser der Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807, merkwürdig, dessen Ansichten in sehr vielen Stücken der Hr. v. M. gar nicht theilt. Dem Hrn. geh. Cabinetsrath Lombard wird in diesem Sendschreiben auch die Abfassung des Kriegs-Manifestes vom 9. October 1806 beygelegt.

Coburg.

Allgemeine Policey-Blätter. Herausgegeben von dem geheimen Regierungsrath Hartleben. Januar. Februar. März 1808. 422 Col. in Quart.

Eine Fortsetzung der allgemeinen Deutschen Polizey-Fama, die sich aber von dieser dadurch hauptsächlich unterscheidet, daß erstens die Justiz von

der Polizey getrennt, und zweytens das Gebiet der letztern nicht weiter auf Deutschland beschränkt ist. Der Herausgeber hat in beiden Hinsichten sehr wohl gethan, indem eines Theils die Polizey eine solche Masse bemerkenswerther Gegenstände darbietet, daß es ihm auch jetzt noch eher an Raum, als an Materialien mangeln dürfte, und andern Theils gerade dieser Zweig der Regierungskunst durch das Beyspiel, die Versuche und Erfahrungen anderer Nationen am meisten gewinnen kann. Der Herausgeber versichert, seine vormahls größten Theils nur auf Deutschland beschränkte Correspondenz habe nun eine solche Ausdehnung gewonnen, daß er von allen cultivirten Landen, besonders dem großen Französischen Kaiserreiche und den mit ihm verbundenen Staaten, die Resultate ihrer Gesetzgebung, die Fortschritte ihrer Anstalten und die Ereignisse des Tages, in so fern sie auf Polizey Beziehung haben, schnell und vollständig darzustellen vermöge. Der Inhalt soll folgende Hauptgegenstände umfassen: 1) Darstellung der Tagesgeschichte. 2) Vollständige Sammlung der Polizeygesetze. 3) Neue verbesserte Polizeyanstalten. 4) Critische Prüfung der neuen Polizeygesetze und Anstalten. 5) Original-Abhandlungen und Aufsätze über die wissenschaftliche Cultur der administrativen und gerichtlichen Polizey. 6) Auszüge interessanter Aufsätze, welche besonders in Deutschen und Französischen Zeitschriften über Polizeygegenstände vorkommen. 7) Polizey-Organisation. 8) Vollständige Literatur der Polizey. 9) Merkwürdige Verhandlungen und Erkenntnisse in Zuchtpolizey-Sachen von den Polizeygerichten in Frankreich und dessen verbündeten Staaten, welche die Französische Polizeyverfassung angenom-

sten haben, oder noch annehmen werden. 10) Anfragen und Beantwortungen über interessante Polizeygegenstände. 11) Historische Gemählde des Polizeyzustandes der Vorzeit. 12) Biographien ausgezeichneter Polizey-Beamten. — Man wird vielleicht sagen, daß dieser Plan den gewöhnlichen Fehler solcher Unternehmungen habe; daß er zu groß, zu weit umfassend, zu schwierig sey; daß er mehr verspreche, als der Unternehmer zu halten im Stande seyn werde: und man würde Recht haben, wenn nicht ein Mann, wie der Herausgeber, der durch seine bewährten Kenntnisse und Erfahrungen, als Theoretiker und Practiker, sich dazu so vollkommen legitimirt, der die Justiz-Polizey-Fama, unter sehr ungünstigen Verhältnissen, unter den Unruhen und Störungen des Krieges, bey öfteren Ortsveränderungen und bey überhäuften, wichtigen Dienstgeschäften, Jahre lang mit so glücklichem Erfolge redigirt hat, sich an die Spitze des Unternehmens gestellt hätte — eines Unternehmens, welches jede Art von Unterstützung verdient, da die immer thätige und so oft wandelbare Polizey ganz vorzüglich stets neue Seiten darbietet, die weder denen, welche sie handhaben, noch denen, auf die sie wirkt, gleichgültig seyn können; da ihr Studium immer neuer Hülfsmittel bedarf; da der Gang ihrer Ausbildung eine ununterbrochene Aufmerksamkeit erfordert, und da die Erregung und Entwickelung neuer Ideen hauptsächlich in diesem Theile der Staatsverwaltung von so hohem Werthe ist. Durch Beyspiele belehren und warnen; den Polizey-Beamten insonderheit aufmuntern und zur Nachahmung anreitzen; die Polizeygesetzgebung erweitern und befördern; die

Polizeypraxis durch Bekanntmachung erprobter practischer Vortheile und Hülfsmittel erleichtern — diese und so manche andere Vortheile lassen sich von einer gelungenen Ausführung eines solchen Plans mit Recht erwarten. Diese nach den drey ersten Hefte beurtheilen zu wollen, wäre unbillig. Dennoch hat der Herausgeber schon sehr viel geleistet. Zur ersten Rubrik findet man mannigfaltige, zum Theil sehr interessante, Nachrichten aus Frankreich, Oestreich, Ungern, Preussen, Polen, Rußland, Dänemark, den verschiedenen Rheinischen Bundesstaaten, Holland, England, Portugall, Spanien, Italien, der Schweiz, selbst aus der Türkey und America. Neue Polizeygesetze sind mehrere mitgetheilt, besonders die organischen Decrete des Königes von Westphalen. Auch von Polizeyanstalten kommen einige ausführliche Nachrichten vor. Unter mehreren Original-Abhandlungen zeichnen sich folgende aus: Vergleichende Blicke auf die Polizey des Französischen Kaiserreichs. Ueber Zinsfuß und Wuchergesetze, mit besonderer Rücksicht auf den Code Napoléon und das königl. Preussische Landrecht. Warum können Polizey-Unterbehörden gewöhnlich das nicht leisten, was man von ihnen erwartet? Reformen der Medicinal-Verfassung in Deutschland. Practische Blicke auf die eigentlichen Hindernisse der Sicherheits-Polizey im Deutschen Vaterlande. Entwurf zur Verbesserung des Dienstboten-Wesens in der kaiserl. königl. Hauptstadt Wien. Zu dem siebenten Artikel gehören: Schilderungen der Französischen und Westphälischen Polizey-Organisationen. Endlich sind auch noch vierzehn literärische Artikel geliefert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 27. Junius 1808.

Göttingen.

Von unsers Hrn. Hofr. Beckmann's Litteratur der ältern Reisebeschreibungen ec. ist schon in diesem Jahre das zweyte und dritte Stück erschienen, die mit fortlaufender Seitenzahl von S. 165 ... 366 und 552 paginirt sind. Da die Einrichtung und Manier dieses Werks schon aus dem ersten Stück (vergl. diese Anz. 1807 S. 1041) hinlänglich bekannt sind, so führt Rec. bloß die Reisebeschreibungen an, die in diesen beiden Theilen recensirt werden. Das II. Stück enthält: 13) Viaggio di Jos. (Josapha) *Barbaro* alla Tana e nella Persia (1543). 14) Viaggio di *Contarini*, ambasciadore al Usumcassan, 1473. 15) Voyages — par *Bergeron*, mit einem allgemeinen Urtheil über Sammlungen von Reisen. Die 2 oder 3 Ausgaben der Bergeronschen Sammlung, 1634, 1729, 1735, welche letztere mit der vorhergehenden einerley, und nur durch ein neues Titelblatt verschieden ist, sind angegeben; aber der von Stuck angeführten, Leiden 1759. II. wird nicht gedacht. 16) Wahrhafte Beschreibung zweyer Reisen Herzog Friedrichs von Würtenberg, 1592 nach England, 1599 nach Italien, von Rathgeb und Schik-

hart. 17) *Poullet* nouvell. relations du Levant. 1688. 18) Neitzschitz siebenjährige Weltbeschauung. 1674. 19) *Mabillonii* iter germanicum. 20) *Mabillonii* museum Italicum. 21) Caron's und Schouten Beschreibung der Königreiche Japan und Siam ꝛc. 1663, nebst Nachrichten von des *Varenius* descriptio regni Japoniae. (In dem Titel S. 258 ist wohl 1664 ein Druckfehler für 1644.) 22) Kankel's Sammlung von Schwedischen Reisen; wo besonders von der Ruff. Gesandtschaft nach China 1619 (im Inhalt steht 1654) schöne literärische Nachrichten vorkommen. 23) (*Jordan*) Voyages historiques de l'Europe. 24) *Giraldi* itinerarium Cambriae, aus dem 12. Jahrh. Schon damahls war in Wales durch Spanische Pferde, die ein Graf Shrewsbury dahin hatte kommen lassen, die Pferdezucht verbessert. Auch aus der descriptio Cambriae desselben Verf. einige Auszüge. 25) *Barthalini* Odeporicon — Cardinalis Gurcensis, von der Zusammenkunft Kſ. Max I. mit den Königen von Ungern und Böhmen zu Wien 1515. 26) Voyages et avantures de Fr. *Leguat* et de ses compagnons etc. mit Interesse excerpirt. Die Glaubwürdigkeit Leguat's wird sehr gut vertheidigt S. 330 flg., und weil man ihn mit dem berüchtigten Robinson verglichen hat, zuletzt noch von diesem Roman und dem Verfasser desselben, De Foe, eine historisch-literärische Nachricht gegeben. 27) Jodoci *Sinceri* itinerar. Galliae. 28) Herm. Henr. *Peters* Diss. in qua — enarrantur singularia quaedam fata etc. Der Verf., Prediger bey der S. Albanskirche in Göttingen, war 3½ Jahr Feldprediger bey den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Truppen, die 1702 in Italien dienten, und beschreibt in dieser Schrift seine in Italien bestandenen Schicksale und Gefahren. 29) (Klaute) Diarium Italicum, oder Beschreibung der Reise des Landgrafen Carl zu Hessen. 30) Joh. Limberg's denkwürdige

Reisebeschreibung durch Teutschland, Italien, Spanien rc. 1690.

Drittes Stück. 31) *Carré* Voyages des Indes orientales. 32) Gerlach's Tagebuch der — kaiserl. Gesandtschaft an die Ottom. Pforte. 33) Beschreibung einer Legation von Wien — auf Constantinopel. 34) Labores et iter — Achiep. Arsenii, aus dem Catalog der Handschriften der Turiner Bibl. (Codices Mss. bibl. Taurinensis Athenaei. Taurini 1749. Fol. S. 433 flg.) Die Reise geht von Alessone in Thessalien nach Moskwa, wo der Verf. mit dem Patriarchen Jeremias von Constantinopel 1588 ankommt, und hier die Pracht des Russ. Hofes und die Einweihung des ersten Russ. Patriarchen Job beschreibt. In der Beschreibung sind mehrere dunkle Ausdrücke. (Daß *μαιμων* einen Affen bedeute, wie S. 411 bemerkt wird, bestätiget auch das Arab. ميمون. Hier ist es vermuthlich auf einen Zwerg oder Hofnarren übertragen. *κλαδια* scheint, von *κλαδος*, Laubwerk zu bedeuten, sowohl in Stucco, als in Stickerey, dann auch, mit Laubwerk gestickte Kleider.) Diesem Artikel ist S. 417 eine Nachschrift beygefügt, vorstehende Berichte, verglichen mit Russ. Angaben, überschrieben, von Hrn. v. Schlözer. 35) Joannis *de Castro* itinerarium. Der Hr. Hofr. hat nähmlich in *Matthaei* Veteris aevi analecta noch einen Latein. Auszug dieser Reise von Indien nach Suez aufgefunden. Dieser Artikel ist besonders reich an literär. Nachrichten u. Nachweisungen. 36) *Sagard* Voyage du pays des Hurons. 1632. 37) Des Norwegers Ohther u. Wulfstan's Nachrichten von ihren Seefahrten auf der Nord- und Ostsee, im 9. Jahrh., aus Alfred's Angelsächs. Version des Orosius: ein mit Liebe gearbeiteter Abschnitt, voll guter liter. Nachrichten und Erläuterungen. (S. 461 muß heißen: im ersten Kapitel; S. 466 mid, für nied. Für Honigwasser und Honig Z. 7, 8, steht beide Mahl im Original medo, Meth. oththe (oder) S. 465, muß

als Ein Wort gelesen werden; sciprapum hat auch Barrington.) 38) Journal d'un voyage de France et d'Italie. Paris 1679. 39) (Grelot) Relation d'un voyage de Constantinople. 40) Füritenbach itinerarium Italiae. 41) Henry Blount Voyage into the Levant. 42) Beati Ambrosii, abbatis camaldulensis, hodoeporicon: ein Beytrag zur Geschichte der Sitten in den Klöstern im 16. Jahrh. 43) Herzog Joh. Ernst (von Weimar) Reise — durch J. W. Neumayr. 1620. 44) Iter Baldi, civitatis Veronae montis, a Franc. Calceolario: ganz botanisch. Hier findet man zugleich Nachricht von der damahls berühmten Naturaliensammlung des Calceolarius, und eine Beschreibung des Berges Baldo, S. 536, 538. 45) Matthias Puel itinerarium thalassicum, d. i. newe Raiß- u. Meerbeschreibung rc.: unerheblich. (Der Titel ist im Stück nicht genau angegeben.) S. 550...53 sind noch Zusätze zum 2. 3. Stück. Aus dieser Inhaltsanzeige, in der sich Rec. absichtlich enthalten hat, mehrere interessante Bemerkungen des Verf., z. B. über schleichende u. flüchtige Gifte S. 324, 375, über Meccabalsam rc. anzudeuten, wird man sehen, wie sehr sich auch diese beiden Stücke durch Mannigfaltigkeit und Reichthum des Inhalts empfehlen.

Dresden.

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend: herausgegeben von *Wilh. Glieb Becker*. *Zweiter* Band. Auf Kosten des Verf., und in Commission der Gleditschischen Buchhandlung in Leipzig. 1808. (s. die vorigen Anzeigen 1803 S. 659, 1804 S. 281, 1805 S. 1027 u. 1806 S. 1161). Seit Erscheinung des dritten Heftes, als Schlusses des ersten Bandes, fing bey dem schwächlichen Gesundheitszustande und den eingetretenen, allen großen und nützlichen Unternehmungen widrigen, Zeitumständen die Hoffnung zur Fortsetzung fast an zu sinken; wie konnte

ein Privatmann ohne mächtige oder doch nachdrückliche Unterstützung aus seinen eignen Mitteln bey einer geringen Anzahl von Subscribenten so unbelohnt sich selbst aufopfern! Aus redlichem Eifer, aus Treue gegen die Theilnehmer, die ihre Zusagen erfüllt haben, hat Hr. Hofr. Becker mit unerschüttertem Muthe sein Werk fortgesetzt, und hier mit der ersten Lieferung zum zweyten Bande die beßte Versicherung von der Beendigung des trefflichen Werkes gegeben, wozu der größte Theil der Platten bereits fertig liegt. Froh sehen wir, daß die Französ. Ausgabe in Frankreich und in England sehr günstig aufgenommen worden ist. Die Kupfer, XXXV...XLVI, sind von einer großen Feinheit und Zartheit des Stichels von Professor J. G. Müller (in Stuttgart), Gottschick, Seiffert, Stölzel, Krüger, Aloys Keßler; nach Zeichnungen von Prof. Schubert, Mäcke, Retzsch, Demiani; der Text auf 1...20 S. gehet in dem ungekünstelten, anmuthigen, Gebilde, das der Stil in den vorigen Heften hatte, ruhig fort, mit noch größerer Einschränkung auf das Wesentliche in der Erklärung der Antiken. Besonnenes Urtheil über Werth u. Kunst, Ergänzung u. Maaße, mit der Nachricht, woher die Stücke gekommen sind, werden, wie in den ersten Heften, beygebracht. Die Tafeln sind: 36. das schöne jugendliche Bruststück von einem Helden, den man Scipio, und Theseus nannte, Hr. B. besser Achilles benennt; wie es auch das schöne Helden-Ideal verdient; es ist andern ähnlich, die man mit dem Nahmen belegt. Unter den Abgüssen in Dresden befindet sich ein ähnlicher Kopf nach einer Antike, welche ehemals in Rom war. Mit gesenktem Haupte ist Achill in der traurigen Stimmung nach dem Verlust des Patroclus. 36. Nicht Ideal, aber ein Kopf in Lebensgröße, mit kräftigem Ausdruck, von einem bärtigen Krieger in hohem, abstehendem Relief auf einer schildförmigen Basis (wie die imagines in clipeo). Wenn bey ersterm der Gürtel über die Brust von der linken Schulter rechts

wärts ging (für das Schwert), so geht er hier von der rechten Schulter nach der linken Hüfte (wo vermuthlich der Schild an ihm befestigt war). Sonderbar ist es, daß die Augäpfel vertieft sind; nach Hrn. B. vermuthlich von einer spätern Hand. 37. 38. Der Athletenkörper (ehemahls ungeschickter Weise für einen Mercur gehalten, wie im Le Plat), aus der Sammlung Chigi; zwar nur ein Bruchstück, aber eines der alten Kunstwerke, die in der Dresdner Sammlung sind, dessen Schönheiten nach Verdienst u. mit Kunstgeschmack hier vor Augen gestellt sind; treue Natur, u. doch veredelt; anatomische Genauigkeit, u. doch große Formen. Auch Hr. Denon habe den vortrefflichen Körper unter die class. Meisterstücke des Alterthums gezählt. Es ist ein Athlet dargestellt, der sich mit aufgehobner rechten Hand die Oehlsalbe auf den Leib schüttet, u. die linke halbgeöffnet unterhält, um die daneben fallenden Tropfen aufzufangen; es sey, daß der Kampf entweder schon geendet ist, oder daß er sich erst dazu vorbereitet u. das Oehl einreibt. Dazu gehörten ein Salbenfläschchen, ein Schabeisen u. ein Cästus, Stücke, die hier an der anstehenden Säule als angehängt gemeisselt sind, das letztere, der Cästus, kündigt einen Pancratiasten an. Wahrscheinlich könne die Statue das Denkmahl eines berühmten Athleten seyn. — Merkwürdig ist die Bemerkung, welche Hr. B. unten an dem linken Beine gemacht hat, daß, da wo der Vorderfuß abgebrochen ist (das andre Bein ist ganz neu), Spuren von Riemen, wie von einer Sandale, sind; dieß lasse sich eher denken, als daß es eine Fuß-Armatur sey. "Wenn Achill, sagt beyläufig Hr. B., sich an dem Fuße eine Beinschiene anlegte, so geschah es deßwegen, weil er bloß an diesem Fuße verwundbar war" (eine sinnreiche Erklärung! sonst dachten wir bey dem letztern bloß an den erst gemachten Anfang des Bewaffnens; was, wie hier, an mehrern Helden-Statuen, die in der Stellung sind, daß sie sich die Beinbekleidung, andre die Sandalen, anlegen, noch kennbarer ist; bekannt ist un-

ter diesen der vermeinte Jason. Ein Athlet dieser Art ist uns auch erinnerlich Mus Capit. III, 61). 39. Zwey Jupiterskøpfe; der eine jugendlich, mit gemischtem Ernst u. Milde; der andre mit Ausdruck der Strenge, eher furchtbar, u. auf den Hades zu deuten, und so fern ist er noch merkwürdiger. Bey dieser Gelegenheit führt Hr. B. auch die übrigen, schlechtern, Vorstellungen von Jupiter an, die sich in der Antikengalerie finden, mit weiser Sparsamkeit aber unterläßt er es, von ihnen Kupfer zu liefern, so wie er auch bey dem ersten Kopf unterlassen hat, den Tronk zeichnen zu lassen, auf welchen der fremde Kopf aufgesetzt ist. Da, wo er von dem Verlust aller großen Meisterstücke des Jupiters spricht, von welchem schöne Köpfe nur noch auf Münzen u. Gemmen vorhanden sind, wird angeführt: Eine der schönsten, erhoben geschnittnen, Jupiterlarven wird in dem königl. Schatze aufbewahrt. Ein zu Ossea (?) gefundnes Basrelief vom Pluto ist dem Rec. noch ganz fremd. 40. Neptun. Nach den Kupfern des Le Plat ließ sich zwar nie ein Begriff von der Antike selbst machen; am wenigsten von den besten, u. unter diesen vom Neptun, wie man jetzt bey Vergleichung des gegenwärtigen Kupfers wahrnimmt, welches den herrlichen Charakter des Werks wenigstens doch ahnen läßt, das für das schönste dieser Gottheit gehalten wird, u. noch ausserdem als Seltenheit zu schätzen ist, da die Statuen vom Neptun so selten sind. Hr. B. vergleicht mit ihr an Schönheit den Neptun auf einer Münze erster Größe des Macedon. Königs Demetrius I. im königl. Münzcabinet. Wir wünschten nähere Nachricht, oder ein Kupfer davon; denn man kennt von diesem Könige mehrere verschiedne Didrachmen in Silber mit dem Neptun. 41. Pallas, unter mehreren in der Sammlung die vorzüglichste; der Kopf ist vom größten Stil, dem aber das Uebrige nicht angehört. Das Jungfräuliche wird an den schmalen Hüften bemerkt. 42. Mercur; von trefflicher Form, und mit eben so viel Weichheit als Wahrheit behandelt. An den

Seiten des Kopfs sind kleine, kaum unter den Locken, die ein Diadem faßt, merkbare Flügel angebracht. Der vorwärts hingeneigte Kopf gibt wirklich etwas Sinniges zu erkennen, entweder im Anhören, oder im Ausführen. 43. Venus; mit angesetztem Kopf u. sonst ergänzt; aber der Körper, nähmlich der obere Theil des Arms mit Hals u. Brust bis Hüfte, gehört unter die schönsten und zartesten Formen; es ist die Venus, welche Casanova selbst über die Mediceische erhob. Die Draperie wird für eine altrömische Ergänzung gehalten. 44. eine jugendl. Figur, mit einem langen Mantel, die Hr. B. des vortrefflichen Körpers wegen unter die Götter stellt; Die Schönheit der Form, verbunden mit Freyheit und Kühnheit, sey eines Apolls würdig, u. dafür sey auch die Statue immer gehalten worden; sie ist als ein junger Cäsar betrachtet, u. mit dem Kopf des jungen Marc Aurels ergänzt worden; wenigstens könne der Künstler den jungen Heros als Apoll haben darstellen wollen. 45. eine jungfräuliche Diana, wohlerhalten; eine liebl. Figur in züchtiger Weiblichkeit, in einem langen Gewand; nicht aufgeschürzt u. gegürtet, wie sie häufiger erscheint; sie hält in der Linken einen Bogen am untern Ende, u. ist in der Stellung, daß sie mit der rechten Hand einen Pfeil aus dem Köcher auf dem Rücken zieht: eine Stellung, in welcher mehrere Dianenstatuen erscheinen; der dazu erhobne Arm ist neu (und, wenn wir recht sehen, unterstützt, welches dem Auge nicht angenehm ist, auf dem Kupfer wahrzunehmen). Man habe sie mit der Diana in Raccolta t. 145 für eins halten wollen, aber irrig. 46. zwey Griech. männliche, bärtige Köpfe, von denen die Deutung noch künftig zu erwarten steht. Aus den, zwar nur etiquettenweise, vom Rec. ausgezognen Angaben von jeder Statue kann man schon die feinen Urtheile u. Bemerkungen des Verf. dieses ruhmwürdigen Augusteums erkennen, u. sich mit uns zur Anwünschung einer ausgebreiteten günstigen Aufnahme vereinigen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1808.

Lyon.

Description d'une Mosaique représentant les Jeux du Cirque, découverte à Lyon le 18. Fevrier 1806. Par *F. Artaud*, welcher auch die Mosaik gezeichnet und gestochen hat. 1806. Imperialfolio 20 S., mit einem ausgemahlten Kupfer, das die Mosaik vorstellt. (Das prächtige Aeussere verräth eine Wetteiferung des Bücherluxus von Laborde Mosaique d'Italica (s. G. g. A. 1803 S. 4): doch ist alles kürzer gefaßt.) Sie war uns schon aus den Französischen Zeitschriften bekannt; die Ansicht selbst erhöhete das Vergnügen, weil sich auch Etwas daraus lernen läßt. Man sieht einen Circus vor sich mit acht Rennern (agitatores), mit vier Pferden in verschiednen Momenten; zwey stürzen hin, die andern sind im vollen Gallopp; Bey einigen sind die Wagen nicht angedeutet. Zwey, der eine in der obern Reihe, der andre in der untern, sind bloß Reuter, ohne Wagen; sind es Vorreuter oder Aufseher? oder verband man mit den Wagen auch ein Pferderennen? so daß es bloße Renner oder Desul-

tores seyn können. Die Farben sind auf die factiones zu deuten; die Renner sind blau, grün, roth, weiß. Die mittlere kleine Erhöhung längs der Area hin, die spina, ein niedriges Gemäure, gemeiniglich vier Fuß hoch, auf welche Statuen, Altäre, Tempelchen, aufgestellt wurden, die aber hier nicht ausgedrückt sind, ist deutlich, mit einem Durchgange in der Mitte, der sie in zwey Hälften theilt; in jeder Hälfte sieht man auf hohen Postamenten eine Reihe Delphine, und eine andre von Eyern, alles in der Zahl sieben, weil so vielmahl der Umkreis in dem Circus herum mußte durchstrichen werden; bekannt ist es, daß mit jedem geendigten Rennen ein Ey abgenommen ward. Dem Leser des Blatts ist der Eingang auf der linken Hand, über welchem eine Tribune ist; zu beiden Seiten des Eingangs sind die *Carceres*. Am Anfang und Ende der Spina stehet ein getrennter abgerundeter Theil derselben mit drey kleinern Obelisken, und am Ende der ersten Hälfte ein großer Obelisk. Vor dem ersten abgerundeten Ende erkennt Hr. A. die linea alba, von wo aus an eigentlich der Wettlauf anfing. Es kann wohl gar auf der Rückkehr der Lauf durch die Oeffnung zwischen dem gerundeten Ende und der Spina gegangen seyn, wenigstens der zweyte und folgende Lauf; ist dieser über diese linea alba gegangen: so läßt sich begreifen, wie der eine Renner an eben der Stelle gestürzt ist. In der Mitte, wo der Durchgang quer durch die Spina ist, sieht man noch eine solche linea alba; über diese läßt sich kein Licht geben. Da der Euripus oder Canal, der sonst die ganze Area einfaßte, hier nicht angedeutet ist, so vermuthet Hr. A. sogar, daß die Spina statt desselben die Deutung auf einen Canal erlauben soll. Was noch an kleinern Ge-

genständen Anmerkungswürdiges auffällt, ist etwa Folgendes: Bey dem Durchgang in der Mitte stehen zwey Figuren mit Palmen, wie es scheint, für die Sieger. — Die sieben Delphine sind auf einem Quergerüste oder Erhöhung mit drey Pfeilern aufgestellt, mit dem Ansehen, als dienten sie, wie an einem Springbrunnen, zu Mundstücken, aus denen das Wasser in ein Bassin fällt. Auch bey den Eyern müssen, den Figuren nach, Sklaven gestanden haben, zum Wegnehmen, wenn die Zeit kam; sie waren aus Holz, und späterhin übergüldet; auf der Mosaik sind sie auf der einen Hälfte gelb, auf der andern weiß: vielleicht, sagt Hr. A., für zwey verschiedne Rennen (courses). Die Carceres scheinen aus hölzernen Balken bestanden zu haben; wie sie sich können geöffnet haben, ist schwer zu errathen. In der Mitte ist der Eingang in die arena, und oben drüber die Tribune, wo der Magistrat saß, welcher bey den Spielen den Vorsitz und die Aufsicht hatte; ihn zeichnet die mappa aus, die er hielt; sie sind in blauen Gewändern; das war wohl nur die Farbe in Gallien. Zu beiden Seiten sind Gerüste aus Holz, welche Hr. A. auf Logen für die Damen und andre deutet; gleichwohl ist nur Eine Person darauf in einer anstrengenden Bewegung zu sehen. Sinnreich ist die Muthmaßung, daß dieß derjenige sey, welcher durch eine Maschine unterwärts alle die verschloßnen Carceres auf einmahl geöffnet habe; so daß die Rennwagen in einem Augenblick von allen Seiten losbrechen konnten. (Das konnten nur die auf der rechten Seite des Eingangs seyn; in die Carceres auf der linken konnten die zurückgekommenen einkehren.) An dem Eingange steht auch eine Person, die auf den Ausrufer sich deuten läßt. Am Ende,

wo nun die Bahn umläuft, steht auch Einer, der mit einer Peitsche die Pferde antreibt, in der andern eine große Schere hält, vermuthlich die Stränge abzuschneiden, wenn Einer stürzen sollte; so wie die Aurigen Messer in dem Gürtel zu gleichem Ende stecken hatten. Endlich auf dem andern Ende, wo man nach den Carceres zurückkam, steht wieder eine Figur, welche ein Gefäß hält, das entweder den Preis oder die gewetteten Summen enthielt, oder ein Gefäß zum Besprengen des Staubes (nafiterna) oder der Pferde, oder auch mit Oehl, zum Bestreichen der Wagenachsen.

So viel, was den Gegenstand selbst betrifft. Die der Mosaik aber eigne Behandlung bietet Folgendes dar: sie ist aus bunten Marmorstiften, auch kostbare Steine dazwischen, welche meistens ausgehoben sind, durch eine räuberische Hand, aber in frühern Zeiten; die Marmorstifte sind von lebhaftern Farben, als man sich in Marmor leicht im Verhältniß zum Kupfer denken kann; die Farben sind auch nicht sowohl nach der Natur, als vielmehr für das Auge, geordnet. Die Pferde sind theils fast ziegelroth, oder fleischfarben, sollen aber ein helles Braun darstellen, theils weiß, theils gelb. Das Ganze ist ein inneres längliches Viereck, in dessen Mitte der Circus mit den Wettrennern enthalten ist. Die Einfassung ist sechsfach, sehr geschmückt, aber für das Auge gefällig, auch durch Abwechslung: zunächst eine schmale weisse Leiste, dann ein breiter Streif mit geschlungenen mäandrischen Umwindungen, röthlich, blau und gelblich; weiter auswärts wieder eine weisse schmale Leiste; über dieselbe ein sehr breites Feld oder Friese mit Acanthranken, prächtig und mit Geschmack; endlich wieder eine schmälere Leiste,

und über diese eine breitere Kante, geziert mit kleinen Pyramiden in vier Absätzen. Das Ganze macht also selbst ein längliches Viereck, von etwa 16½ Fuß in der Länge, und 9½ Fuß in der Breite. Der Grund ist ein schwärzlicher Schiefer. Wenn auch, wie es in einem solchen Werke nicht anders zu erwarten steht, an Zeichnung und an Perspectiv gar viel zu erinnern seyn kann, so setzen sich die Figuren doch ab, besonders die Pferde haben Leben, und das Vorgestellte ist deutlich. Leider ist das Werk beschädiget, selbst an ein paar Hauptstellen. Der Besitzer ist ein Apotheker, d'Ainay, in dessen Garten es von Arbeitern an einem Wasserbehälter entdeckt ward, etwa drey Fuß unter der Erde; es schien schon einmahl, der Verfasser glaubt, in den frühesten Zeiten, entweder nach Nero, oder unter Sever, entdeckt und wieder zugeschüttet geworden zu seyn, damit es unversehrt bliebe. Verfertiget müsse es seyn nach August, dessen Tempel in der Nähe war, und vor Domitian, weil nur vier Factionen darauf sichtbar sind; die nächste Vermuthung fällt auf die Zeit von Cajus Caligula; Auch ist eine schöne Inschrift S. 10 mitgetheilt, worin schon früher ein Ligurius von den Lyonern Dank erhält, daß er circensische Spiele gegeben hat. Die Stelle ist ungefähr zwey hundert Schritte von dem Platze, wo ehemahls ein Tempel Augusts stand, am Zusammenfluß der Saone und Rhone. Andre Ruinen, auch von Mosaik, findet man mehr in der Gegend. — Die Anmerkungen enthalten eine Menge feine Bemerkungen, Erläuterungen, mit Notizen, welche manches nicht jedem Antiquar Bekanntes enthalten, dabey aber gewagte Deutungen von dem Sinn der Emblemen und Symbolen, die auf Neptun, und den Circus

selbst auf ein Meer mit einem Schiffe, dessen Mast der Obelisk ist, gedeutet werden. Ueberhaupt hat Hr. A. die Schriftsteller von den Gegenständen der Circusspiele, vorzüglich Panvinius und seinen Commentator Argolus, mit großem Fleiße nachgelesen, und mit einer rühmlichen Kürze das Nöthige beygebracht. Das Werk verdient, aus dem unbequemen Format zu einem kleinern Octavband befördert zu werden, um brauchbar und gemeinnützig gemacht zu seyn. Neu war uns der Gedanke, daß das Mosaik seinen Ursprung von den Persischen Tapeten hergeleitet habe. — Angehängt sind Uebersetzungen der bekannten Beschreibungen des Wagenwettlaufs im Homer und Sophocles, und der antiquarischen Notizen aus Strada.

Frankfurt am Main.

Die Resultate der Sitten-Geschichte. I. Die Fürsten. 249 S. in Octav. 1808. Ungeachtet der edle Verfasser in der Zuschrift an seine fünf Söhne, und an die Deutsche Jugend sich nur mit den Anfangsbuchstaben seines Nahmens unterzeichnet hat; so wird das Publicum doch gleich auf den ersten Seiten den durch frühere Schriften rühmlich bekannten Hrn. geh. Rath von Gagern in Weilburg erkennen. — Die Absicht des Verf. ist, der Deutschen Jugend allmählich die vornehmsten Betrachtungen und Erfahrungen vorzulegen, welche er in seinem thätigen und unruhigen Leben über mehrere wichtige Gegenstände anzustellen, und zu machen Gelegenheit hatte. Das erste Bändchen enthält, ausser der Einleitung, die Gedanken des Hrn. v. G. über die Fürsten. Rec. gesteht mit Vergnügen, daß er bald durch die Neuheit der Bemerkungen, bald durch die glückliche Einkleidung

angezogen wurde; und daß er sich in gleichem Grade darüber freute, daß der Verf. an gewissen Stellen so viel, und an andern nicht mehr sagte. Man findet allenthalben den Mann von Geist und Charakter, der sich nicht weniger durch ein ernstliches Studium, besonders der Alten, als durch eigenes Nachdenken und mannigfaltige Erfahrungen gebildet hat. Nur Einmahl begegnete es uns, beym Lesen anzustoßen. Der Verf. sagt nähmlich S. 192, 193: "Der Ueberdruß monarchischer Verfassung ohne triftige Ursachen schien besonders in unsern Tagen tiefere Wurzeln zu fassen. .... Vielleicht ist nie in allen Theilen von Europa so häufig gefragt worden: wozu brauchen wir die Fürsten"? So viel Recensent seine Zeitgenossen kennt, so würde sich die allgemeine Stimme nicht sowohl gegen monarchische Verfassungen, als gegen gewisse Arten von Verwaltung: auch viel weniger gegen das Fürstenthum überhaupt, als gegen diese und jene Fürsten, erklären. Wir wünschen, daß es dem Verf. seine übrigen Geschäfte erlauben mögen, die angefangenen Betrachtungen bald weiter fortzusetzen.

Leipzig.

Die Regenten Deutscher Völker im Jahr 1808. Nebst einem Blick auf Entstehung und Untergang des Deutschen Reichs, und einer Uebersicht der Hauptereignisse des Kriegs zwischen Frankreich und Preussen. 1808. 136 Seiten in Octav. Unter diesem Titel gibt Hr. M. Dyk eigentlich eine Materialiensammlung für die neueste Geschichte. Nach einer Ansicht der Entstehung und des Untergangs des Deutschen

Reichs, folgt eine genealogische Uebersicht der Deutschen Regenten im Jahre 1808. — Dann ein populärer Aufsatz für Schulen über das Deutsche Reich und den Rheinbund. — Chronologische Uebersicht der Hauptereignisse des Jahrs 1807, die Manchem angenehm seyn wird. Einige Anekdoten. — Aegyptens Wichtigkeit für Europa. (Daß die Ideen davon wohl sehr übertrieben seyn möchten, glaubt Rec. in einem eigenen Aufsatze in dem zweyten Theil kleiner historischer Schriften dargethan, und dieselben mit critischer Kenntniß des Landes gewürdigt zu haben.) — Ueber Brasilien. — Zuletzt: Wie soll man die Geschichte in Schulen vortragen? Der Verfasser spricht nach der Erfahrung durch eigne Versuche. Indeß ist nur von Sächsischer Landesgeschichte die Rede. Wenn nur erst die Frage beantwortet wäre, in wie fern überhaupt Landesgeschichte, besonders in kleinern Staaten, und aus welchem Gesichtspuncte betrachtet, sie vorgetragen werden sollte? — Uns dünkt, dieser Gesichtspunct könne hier nur der seyn, zu zeigen, wie der jetzige Zustand nach seinen Hauptbeziehungen, sowohl in Rücksicht des Umfanges, als der innern Verhältnisse, entstanden sey. Aber sollte es zu einer solchen allgemeinen Darstellung einer speciellen Erwähnung aller ältern Regenten, der Theilungen und der Linien bedürfen? Sollte sich das Historische nicht auf Erwähnung der Hauptbegebenheiten beschränken, um das Gedächtniß der Kinder nicht mit Nahmen zu überladen, an welche sich in der Folge doch nichts Erhebliches, wie bey solchen, welche der allgemeinen Weltgeschichte angehören, knüpfen läßt?

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1808.

Smolensk.

Gedruckt (recht sauber) bey der Gubernial-Regierung: *Istorija Gubernskago goroda Smolenska* ot drevniejszich vremen do 1804 goda etc. — Geschichte der Gubernial-Stadt Smolensk, von den ältesten Zeiten an bis zum J. 1804. Aus verschiednen Chroniken und Russischen Geschichtschreibern gesammelt, von D. N. *Murzakiewicz*. 1804, 221 Octavseiten, und 67 S. Beylagen.

Smolensk, eine auch noch jetzt beträchtliche Stadt und Hauptstadt der Gubernie gleiches Nahmens, von 12590 Einwohnern (S. III), und 2495 Wohnungen (worunter aber nur 55 von Stein), an beiden Ufern des Dneprs, dicht an der Grenze des vormahligen Littauens, beynahe 100 Deutsche Meilen unterhalb St. Petersburg, und etwas südlicher westwärts von Moskwa, war im Mittelalter hochberühmt, war der Sitz eines unabhängigen Fürstenthums, das auch das Großfürstenthum Smolensk, auch Weiß-Rußland, hieß (nach S. 92 sollen hier im J. 1233 an Hunger und Pest in der Stadt

gestorbne 32000 Menschen begraben worden seyn!). Seine Schicksale füllen einen großen Theil der alten Russischen und Polnischen Chroniken an. — Die 20 ersten Seiten des Verf. müssen überschlagen werden: Herodots Agathyrsen als Ureinwohner von Smolensk, der Isländische Fabelmann Othin, die Urkunde, die der Macedonische Alexander den Slaven aus Aegypten her ausgestellt ꝛc. ꝛc., würden dem gelehrten Leser Ekel und Grauen erregen, daß er nicht weiter lesen möchte. Die wahre Geschichte von Smolensk fängt nicht schon mit Rurik, noch weniger vor ihm, an (denn daß dieser auch hier schon einen Statthalter eingesetzt habe, flickt bloß *Tatisczev* ein, aber kein Codex sagt es). Sie fängt mit *Oskold* an, der auf seiner Reise nach Kiev nach dem J. 864, hier vorbey fuhr, aber sich nicht getraute, die Stadt anzugreifen (diß sagt Archgl. in Schlözer's Nestor Th. II S. 212 ausdrücklich: wie kann hier S. 18 der Verf. gerade das Gegentheil sagen?). Erst *Oleg* eroberte sie um das J. 882 (Nestor Th. III S. 36 folg.). Wie Kriwitschen und Slaven von einander verschieden sind, welche beide Völkchen Nestor sorgfältig unterscheidet; ob jene etwa wirkliche Letten gewesen? in Untersuchung dieser wichtigen und noch nicht entschiedenen Frage kannte der Verf. freylich nicht eingehen.

Seine zusammenhängende Geschichte theilt er in 4 Bücher. I. Von der Zeit an, da Smolensk bekannt geworden, bis zum J. 983 (A. 989 soll es Vladimir zu einem eignen Fürstenthum gemacht, und seinem Sohn *Stanislav* gegeben haben), S. 20 (nach des Rec. Rechnung) bis 25. II. Vom Anfang von Smolensk als eignem Fürstenthum, bis zur Eroberung desselben durch den Littauischen Großfürsten *Vitovt* (so wird er hier immer genannt, statt

Witold), im J. 1404: S. 26—128. III. Von Smolensk unter Littauisch-Polnischer Oberherrschaft, bis zum Zar *Alexieji*, der das Land wieder auf immer, A. 1655, an Rußland brachte: S. 129—176. IV. Von da bis zum J. 1804: S. 177—221.

Rec. meint sich zu erinnern, daß es, wo nicht alte eigene Chroniken von Weiß-Rußland, doch gewiß solche gebe, welche Begebenheiten von Weiß-Rußland mit vorzüglicher Umständlichkeit erzählen, wie schon *Simeon*, Nestor's erster Fortsetzer, gethan. Leider aber hat der Verf. nichts von der Art; sondern seine, zum Theil sehr unreine, Quellen sind neuere Druckschriften, von *Tatisczev*, *Sczerbatov*, *Stritter*, und am allerhäufigsten schreibt er den Polnischen *Strijkovskij* aus. Gleichwohl ist dadurch eine Geschichte entstanden, die unstreitig höchst interessant, und dennoch (sonderlich im 11ten Buch) unangenehm, fast möchte man sagen, ekelhaft, zu lesen ist. Fast nichts als Mordgeschichten, gräßliche Vorfälle, schändliche Eidesbrüche. Die blutigen Zwisten unter den vielen Russischen Theilfürsten fangen schon A. 1060 an: von nun an unaufhörliche willkührliche Versetzungen, oder gewaltthätige Verjagungen; die Fürsten fallen einander in ihre Länder ein, erfüllen sie mit Mord und Brand, stechen sich seit 1097 einander die Augen aus; eine Belagerung nach der andern, eine Thronveränderung nach der andern. Schrecklich ists, daß die schöne Christus-Religion, die doch im ganzen Reiche allgemein war, nicht den allergeringsten Einfluß auf die Moralität der Nation, und eben so wenig auf die Regenten, hatte. Zuletzt streifen und rauben und wüthen Polowzer, und vollenden die Verwüstungen der Landesfürsten; dann fallen die Nachbarn, die Littauer, seit dem J. 1075, grausam ein; dann

kommen Mongolen, deren Sieg an der Kalka A. 1225 die Littauer verwegen macht, dem betäubten Rußland eine Provinz nach der andern wegzunehmen. (*Dshinkis*-Chan's Einfall in Rußland ist S. 68 und 89, durch eine grosse Nachlässigkeit zwey Mahl, und zwar das erste Mahl an einem ganz unrechten Orte, gemeldet). — Ausserdem kömmt Vieles vor von Bischöfen (die Stadt wurde A. 1128 eine Eparchie), von Kirchen und Klöstern, von Heiligenbildern, auch viele genaue genealogische Anzeigen: nichts aber von Industrie und Gewerbe, nichts von Sitten und Cultur. Der Verfasser des Handbuchs der Geschichte des Russischen Kaiserthums (Göttingen, 1802) meldet S. 72 folg. (freylich ohne Zeugen): "im 12ten Säc. gab es schon Schulen in Smolensk, in denen Lehrer auf landesherrliche Kosten die Griechische und Lateinische Sprache lehrten. . . . . Vorzüglich schätzten die Fürsten . . . *Roman* von Smolensk, und *Konstantin* Vsevolod., Großfürst von Weiß-Rußland, die Gelehrsamkeit; der letzte verfaßte sogar eine Geschichte seiner Vorfahren, welche aber, sammt seiner Bibliothek, durch einen nachher in Wladimir erfolgten Brand, und bey dem Einfall der Mongolen, vernichtet worden". Rec. hoffte bey unserm Verf. mehr Aufschluß über diese wichtige Anekdoten anzutreffen, dieser aber sagt weiter nichts, als S. 73 beym J. 1174: "*Roman* Rostislavicz war ein Freund der Gelehrsamkeit, und sorgte ausnehmend für die Errichtung von Schulen in Smolensk", und S. 78 nach dem J. 1180: "*Roman* war in Allem ein ausgezeichneter Fürst, war tapfer, konnte aber keine Kriege leiden. In Smolensk errichtete er Schulen, worin die Russische, Lateinische und Griechische Sprache gelehrt wurde. Besonders sorgte

er dafür, daß nur aufgeklärte Geistliche angestellt wurden. Durch alle diese und andre Anstalten erschöpfte er sein Vermögen so sehr, daß ihn seine Unterthanen auf ihre Kosten mußten begraben lassen". Seit dem J. 1804 ist die Volksschule der Stadt in ein Gymnasium verwandelt, auch eine Commerz-Schule errichtet worden. — Diese Dynastie Russischer Prinzen, lauter Abkömmlinge von Rurik und Wladimir dem Großen in gerader Linie, die als Fürsten von Smolensk und als Großfürsten von Weiß-Rußland 400 Jahre regirt haben, endigt sich mit einem schauderichten Vorfall, der aber eine Russische Lucretia aufstellt, die hocherhaben über die Römische ist. Der letzte Fürst, *Georg* Sviatosl., war A. 1396 aus Smolensk verjagt, nachdem Witold sich des Orts durch Trug und List bemächtigt hatte. In den nächsten 8 Jahren wechselte der Besitz zwischen Littauern und Russen; Smolensk ward A. 1404 von Witold mit Geschütz angegriffen (diß soll das erste Mahl seyn, daß Kanonendonner im hohen Norden gehört worden), und eine Zeit nachher wirklich eingenommen (die Erzählungen des Verf. gehen hier häufig von dem bekannten Littauischen Geschichtschreiber *Kojalovicz* ab). *Georg* flüchtete nach Moskwa, suchte Hülfe, und fand sie nicht. Witold stellte ihm durch Emissarien bis nach Moskwa nach; aus Furcht rettete er sich nun nach Nowogrod, wo er gut aufgenommen wurde: aber auch hier war seines Bleibens nicht; er kam wieder nach Moskwa, wo ihm vom Großfürsten *Torshok* zum Aufenthalt angewiesen wurde. Hier hielt sich auch der Fürst von Viazma, *Semen* Mstislav., mit seiner schönen Gemahlinn, *Juliana*, auf. In diese entbrannte *Georg*, ließ sie in wilder Wuth mit Gewalt in sein Haus schleppen, wollte

sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen. Sie aber widerstand mit Heldenkraft, ergriff zuletzt ein Messer, und rannte es ihm in die Schulter. Sogleich ließ das Ungeheuer ihren Gemahl ermorden, ihr selbst Hände und Füße abhauen, und den Rumpf noch lebend ins Wasser werfen. Aber bald überfiel den Mörder Angst und Verzweiflung: wie von Furien gejagt, rannte er in die Orda zu den Tataren, hatte nirgends Ruhe, lief aus einer Gegend in die andre, und gerieth endlich in ein Kloster im Riazanschen bey Tula, wo er Buße that, und den 14 Sept. 1408 "christlich" (sagt unser Autor) starb.

Die Beylagen enthalten 13 wichtige Urkunden, über die dem Orte von Littauisch-Polnischen Königen, und 2 Russischen Zaren verliehenen Privilegien. Schon die Littauischen Regenten hatten Smolensk (wie in der Folge auch Kiev) mit dem Magdeburgischen Rechte begabt. Diß veranlaßt den Verf., vom Deutschen Orden zu handeln, den er ganz seltsam die Magdeburgisch-Teutonischen Ritter nennt. — Immer ist es doch eine erfreuliche Erscheinung, daß in dem großen Reiche hie und da Volontairs aufstehen, die für ihre vaterländische Geschichte, so weit es ihnen ihre Lage und Kräfte gestatten, sorgen; derweil Andre, die es *ex officio* thun sollten, seit Jahren nichts im Publico von sich hören lassen.

Leipzig.

Das Jahr 1807. Nebst einer Abbildung und Beschreibung des Napoleon-Gestirns. 1808. 436 Seiten in Octav. Die chronologische ausführliche Uebersicht von einem so thatenreichen Jahre, als das 1807, kann nicht anders, als vielen Lesern angenehm seyn. Der Verfasser, Hr. M. Dyk, hat sich dabey nicht auf bloße politi-

sche Begebenheiten beschränkt, sondern auch andre erwähnt, wie z. B. S. 64 die Entdeckung der Vesta; S. 328 die Errichtung der Statue von Joseph II. Die Begebenheiten sind nicht bloß angeführt, sondern erzählt; auch zuweilen die Zusammenstellung mit frühern ist interessant. Wie z. B. S. 169: "Sonderbar genug traf es sich, daß der Friede zu Tilsit am Tage der Schlacht bey Pultawa (8. Julius neuen Stils) abgeschlossen ward. Auch um eben diese Zeit dem Preussischen Service-Rendanten Staurowiz zu Gumbinen, gesunde Drillinge männlichen Geschlechts, geboren worden, welche die Nahmen Alexander, Napoleon und Friedrich Wilhelm erhielten". — Auch diplomatische Actenstücke sind öfter mit eingerückt; unter denen (S. 201) die Antwort in plattdeutscher Sprache, welche die Preussisch-Niedersächsisch-Westphälischen Unterthanen auf die Abschieds-Proclamation des Königes erließen, uns gänzlich neu war. — Das Titelkupfer stellt das von der Leipziger Universität bestimmte Napoleons-Gestirn dar; wozu die Vorrede den Commentar liefert.

Eben daselbst.

Eine academische Streitschrift des Hrn. Joh. Friedr. Roth, unter Vorsitz des Hrn. Prof. August Cornelius Stockmann, ist überschrieben: de actione ignavi otii. 1807. Der Nahme selbst findet sich im Römischen Gesetzbuche nicht; aber bey den Athenern war δίκη ἀργίας eine Klage, die jeder Bürger gegen einen Müssiggänger anstellen konnte; das Gesetz wird gemeiniglich dem Solon, von Andern dem Draco, und auch dem Pisistrat, beygelegt; genug, es

gehörte in die frühesten Zeiten, und es fragt sich, wie lange es in Kraft geblieben seyn mag; unvernünftig war es nur, daß Draco es mit der Todesstrafe belegt hat; nachher aber war die Strafe der Verlust der bürgerlichen Rechte, *ἀτιμία*, oder wohl gar erst, wenn Einer zum dritten Mahle als Müssiggänger beym Archon angezeigt worden war. Da im alten Aegypten eine ähnliche Verordnung gegen Müssiggänger war, wo auch Todesstrafe darauf gesetzt war, so wird diese aus Herodot II, 177. erläutert, und die Anführung ähnlicher Polizeygesetze bey andern Völkern nicht vorbeygelassen. Im Römischen Rechte finden sich bloß zwey Gesetze, lege unica Cod. de mendicantibus aus dem Rescript der Kaiser Gratian, Valentinian und Theodos, und vom Justinian Nov. 80. c. 5., welche Stellen beygebracht und erläutert werden; in jenem war die Verfügung etwas hart, da jeder herumschweifende Bettler, wenn er gesund und stark und kein Sklave ward, denn in diesem Fall ward er seinem Herrn wieder überliefert, von dem, der ihn entdeckt hatte, zum Sklaven gemacht werden konnte: in der Novelle aber wurden gesunde, starke Bettler zu öffentlichen Arbeiten abgegeben, oder an Jeden, welcher Arbeiter brauchte, zum Tagelohn abgeliefert; so weit war es sehr gut, wenn nur nicht der Anhang käme: im Fall der Müssiggänger aber bey dem Brotherrn nicht fleißig arbeiten wollte, sollte er aus der Stadt geschafft werden; vermuthlich, damit er zum andern Thore wieder in die Stadt sich einfinden könne.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 2. Julius 1808.

Göttingen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der berühmten Sternwarte Seeberg ist uns kürzlich von Hrn. von Lindenau eine authentische Nachricht in einem besondern Aufsatze zugesandt worden, woraus ein Auszug den Verehrern der Himmelskunde um so willkommner seyn wird, da hierüber seit einiger Zeit aus trüben Quellen manche ungegründete Nachrichten ins Publicum gebracht waren. Die Kriegsunruhen, verbunden mit einigen am Dache der Sternwarte erforderlich gewordenen Reparaturen, hatten im Jahre 1806 die Abnahme der Instrumente nothwendig gemacht: mancherley Umstände, deren Aufzählung nicht hieher gehört, erlaubten erst zu Anfange dieses Jahres, wegen Wiederaufstellung derselben die nöthigen Anstalten zu treffen. Hr. von Lindenau, welcher schon einmahl, in Abwesenheit des Hrn. von Zach, die Aufsicht über die Sternwarte geführt hatte, wurde von des Herzogs von Sachsen-Gotha Durchl. mit jenem Geschäfte beauftragt, und nahm am 9. April auf der Sternwarte seine Wohnung. Erst am 20. April konnte, der

der widrigen Witterung wegen, mit der Wiederaufstellung der Instrumente der Anfang gemacht werden: inzwischen wurde nachher dieß Geschäft von mehreren hellen Nächten so gut begünstigt, daß Ende Aprils Passage-Instrument, Quadrant und Regulator in beobachtungsfertigem Zustande waren. Wie vollkommen dem Hrn. v. Lindenau die Berichtigung der Instrumente sogleich gelungen ist, beurkundet eine schöne Reihe zahlreicher, vom 29. April bis 9. May angestellter und uns mitgetheilter, Beobachtungen, von denen wir hier, des beschränkten Raumes dieser Blätter wegen, nur einige wiedergeben können:

Beobachtungen der Sonne.

1808.	Mittl. Z. in Seeberg.			Ger. Aufsteigung der Sonne.			Fehler der Tafeln.
Apr. 30.	23ᵘ	57′	4″16	37°	29′	4″2	+ 3″8
May 3.	23	56	42,06	40	20	57,4	+ 1,0
5.	23	56	29,87	42	16	9,9	+ 2,5
6.	23	56	24,89	43	14	3,3	— 2,0
7.	23	56	20,06	44	11	59,0	— 0,5
9.	23	56	11,73	46	8	15,5	+ 2,6
						Fehler der Tafeln im Mittel	+ 1,8

Beobachtungen des Mondes.

1808.	Mittl. Z. in Seeberg.			Ger. Aufst. des westl. ☽ randes.			Fehler der Tafeln.
May 2.	5ᵘ	20′	37″63	120°	34′	0″3	+ 2″5
3.	6	10	48,31	134	7	50,4	+ 0,6
4.	7	0	59,58	147	41	52,8	+ 5,7
5.	7	51	44,20	161	24	15,9	+ 6,2
6.	8	43	44,35	175	25	30,6	+ 3,1
7.	9	37	44,89	189	57	4,3	+ 2,3
8.	10	13	19,15	205	7	5,8	+ 6,7
						Mittlerer Fehler der Tafeln	+ 3″9

Die Tafeln, womit die Beobachtungen verglichen wurden, sind die neuen Sonnentafeln des Hrn. v. Zach, und die Mondstafeln von Bürg.

Ausserdem theilte uns Hr. von Lindenau noch 8 beobachtete Oerter des Uranus mit, 11 Oerter des Saturn, 6 Oerter des Jupiter, 9 Oerter der Venus, 8 Oerter des Merkur: wir begnügen uns hier nur die von Hrn. v. L. daraus gezogenen End-Resultate anzuführen. Der mittlere Fehler der de Lambre'schen Uranustafeln für diese Epoche war — 0″8 in der Länge, und — 16″ in der Breite; der mittlere Fehler der Saturnstafeln in der Länge + 9″1, in der Breite — 4″3; die Opposition des Saturn 1808, May 9, 8 U. 25′ 47″2 mittl. Zeit in Seeberg; der mittlere Fehler der Jupiterstafeln in der Länge — 1″6, in der Breite — 1″9. Die Beobachtungen der Venus und des Mercur hat Hr. v. L. nicht verglichen, weil er die Tafeln dieser Planeten dem heutigen Zustande der Astronomie nicht mehr angemessen fand. Seit einem Jahre beschäftigt er sich selbst mit Sammlung von Materialien zu neuen Venustafeln, wozu er schon mehr als 200 gute Beobachtungen zusammengebracht hat; hiedurch, und mit Benutzung der von la Place entwickelten Störungsgleichungen, hofft er bald etwas Vollkommneres, als die bisherigen Tafeln, liefern zu können.

Als Hauptgegenstand seiner practischen Beschäftigungen während seines Aufenthalts auf der Seeberger Sternwarte hat sich Hr. v. L. die Bestimmung der Refractionen und der jährlichen Parallaxe der Fixsterne in gerader Aufsteigung vorgesetzt. Wenn es gegründet ist, daß α Lyrae eine Declinations-Parallaxe von 4 ... 5″ zeigt, so muß die Parallaxe in gerader Aufsteigung 7″ betragen, also der Unterschied des positiven und negativen Maximum

fast auf Eine Zeitsecunde steigen. Wird also ein solcher Stern mit mehreren in der Nähe befindlichen kleinen verglichen, so darf man hoffen, daß eine solche Differenz dem so vortrefflichen 8fußigen Ramsdenschen Passage-Instrumente nicht entgehen wird. Freylich wird die Vergleichung mit kleinen Sternen im positiven und negativen Maximum bedeutenden practischen Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Die Beobachtungen der Refractionen hat Hr. v. L. bereits angefangen: obgleich es noch zu früh ist, ein bestimmtes Resultat schon jetzt daraus zu ziehen, so vereinigen sie sich doch alle dahin, bey einem Barometerstande von 28 Zoll und einer Temperatur von 10° Reaumür eine Horizontal-Refraction von 37 ... 40′ zu geben. (Wir bemerken bey dieser Gelegenheit, daß auch Hr. Inspector Bessel aus einer sehr sorgfältigen Discussion der Bradley'schen Beobachtungen die Nothwendigkeit, die gewöhnliche Angabe der Horizontal-Refraction beträchtlich vergrößern zu müssen, geschlossen hat). — Ueberhaupt wird Hr. v. L. nach Jahresfrist die Resultate seines Aufenthalts auf der Seeberger Sternwarte den Astronomen umständlich vorlegen.

Das ganze, zur eigentlichen Sternwarte gehörige, Gebäude ist jetzt völlig wieder hergestellt, und an der Wiedererbauung des Wohngebäudes wird gearbeitet, so daß es hoffentlich ebenfalls noch im Laufe dieses Sommers vollendet seyn wird.

Leipzig.

Bey Martini: Friedr. Bouterwek's Praktische Aphorismen. Grundsätze zu einem neuen System der moralischen Wissenschaften. 1808. 374 Seiten in klein Octav.

Da wir die Beurtheilung dieses neuen Versuchs, den Betrachtungen über die sittlichen Verhältnisse

des Menschen eine veränderte Richtung zu geben, andern literärischen Blättern überlassen müssen, so wollen wir wenigstens von der Entstehung, der Absicht, und dem Plane des Werks Rechenschaft geben. Dem Studium der Kantischen Schriften verdankte der Verf., wie er in der Vorrede erzählt, vor nun schon achtzehn Jahren eine ganz neue Ansicht aller moralischen Wissenschaften. Aber schon damahls stieß sich sein Kantianismus an dem Kantischen Imperativ, und noch mehr an der Anwendung dieses Imperativs nach dem logischen Princip des Widerspruchs. Als er deßwegen die Kantische Philosophie zu popularisiren versuchte, glaubte er, über diesen Punct sich anders, als Kant, erklären zu müssen; worüber er denn auch von den Recensenten, die damahls den Ton angaben, als der buchstäbliche Kantianismus noch in der Mode war, kategorisch zurechtgewiesen wurde. Daß indessen die Vorstellungsart des Verf. auch in dieser Hinsicht sich immer weiter von der Kantischen entfernte, sagte hinlänglich im Jahre 1799 die Idee einer Apodiktik aus, die man, im Gedränge der Systeme, und im Conflict mit dem neuen Ichheits-Idealismus, der bald darauf wieder dem absoluten Idealismus Platz machen mußte, für etwas ganz Anderes nahm, als, was sie, laut des Titels, und nach der ausdrücklichen Erklärung des Verfassers, seyn sollte; denn man nahm sie nicht für eine Idee, deren Ausführung lehren sollte, daß auf dem Wege der reinen Demonstration überhaupt kein Resultat zu gewinnen sey, bey dem sich die Vernunft beruhigen könnte, sondern für ein apodiktisches System, das, wie die so genannte Wissenschaftslehre, der Träger aller Wissenschaften seyn, eine apodiktische Begründung der Philosophie enthalten, und nahmentlich der Wissenschaftslehre, die damahls das

neueste System dieser Art war, den Rang abkaufen sollte. Fortgesetztes Nachdenken überzeugte den Verf., daß besonders der practische Theil der neuern Philosophie einer totalen Reform bedürfe. Es wurde ihm immer deutlicher, daß die practische Philosophie überhaupt auf einen Abweg gerathen, seitdem sie sich in die Alternative zwischen Glückseligkeits-Principien und reinen Pflicht-Principien gestellt hatte. Müde der ewigen Wiederhohlung der neueren Pflicht-Principien in veränderten Formeln, wandte sich der Verf. noch einmahl zum Studium der Moralphilosophie des Alterthums. Da fand er den Weg, den er suchte, gebahnt. Den Faden da aufzunehmen, wo Plato, Aristoteles und die Stoiker ihn fallen ließen, fühlte er sich immer mehr durch die innigste Ueberzeugung, deren er fähig ist, berufen. Seine Gedanken über das wahre Verhältniß der Moralphilosophie zur Philosophie überhaupt legte er zuerst vor fünf Jahren in der Abhandlung von der Wiederherstellung der Moralphilosophie (s. die Anzeige des Neuen Museums der Philosophie und Litteratur in diesen Gel. Anz. vom J. 1803 S. 1994) denen, die es interessiren würde, zur Prüfung vor. Seit dieser Zeit erwuchsen nach und nach aus den Resultaten der practischen Studien des Verfassers diese Aphorismen, die nicht als ein durchgeführtes System, sondern nur, wie es auch der Titel sagt, als Grundsätze zu einem neuen System der moralischen Wissenschaften, das Urtheil competenter Richter erwarten. So viel von der Entstehung dieses Buchs. — Die Absicht, die aus dem Ganzen hervorblickt, und in mehreren Theilen desselben besonders ausgesprochen ist, läßt sich als eigentliche Seele dieser Aphorismen nicht wohl verkennen. Die totale Reform der moralischen Wissenschaften

soll damit anfangen, daß man diese Wissenschaften nicht mehr auf einen kategorischen Imperativ, noch weniger auf den vieldeutigen Gegensatz zwischen Pflichten und Rechten, und überhaupt nicht auf Verhaltungsregeln oder Maximen, eben so wenig aber auf psychologische Betrachtungen über die Glückseligkeit und über die Triebe und Affecten, sondern, wie bey Plato und den Stoikern, unmittelbar auf die Idee des Guten gründe, und diesen Grundbegriff aller moralischen Reflexion in der Bedeutung aufzuklären suche, in welcher er zugleich mit den Ideen des Wahren und des Schönen, und in beständiger Beziehung auf diese Ideen, unmittelbar aus der Vernunft entspringt, und sich in der absoluten Idee des Göttlichen verliert. Durch die Aufklärung der Idee des Guten und der Gefühle, die diese Idee begleiten, soll einleuchtend dargethan werden, daß eine verkehrte Moral entsteht, wenn man vom Begriff der Pflicht ausgeht, die sittliche Vortrefflichkeit oder Tugend, die doch nichts anderes ist, als, Uebereinstimmung des wirklichen Lebens mit der Idee des Guten, nur nach Pflichtbegriffen beurtheilt, so sich das Gute immer als etwas Gebotenes, wenn denn auch nur von der Vernunft selbst Gebotenes, denkt, und es nirgends anerkennen will, als in der Bereitwilligkeit des sittlichen Individuums, seinen Willen zu beugen, und Gesetzen zu gehorchen. Es lag also dem Verf. vorzüglich daran, die alte, durch theologische Vorstellungen in den neueren Zeiten verdrängte, Weisheitslehre, die weit mehr, als Pflichtlehre und Rechtslehre ist, wieder zu Ehren zu bringen, ohne im mindesten der Epikurischen Moral das Wort zu reden. Eine Hauptsache aber, auf welche auch die Alten nicht hinlänglich achteten, ist bey diesen Untersuchungen der Werth des Individuellen im Men-

schen, das immer gegen die allgemeinen Regeln ankämpft, und ohne welches es doch keinen Charakter, im wahren Sinne des Worts, gibt. Auf das wahre Verhältniß des Individuellen zum Allgemeinen in der sittlichen Bildung wollte der Verf. bey jeder Veranlassung aufmerksam machen, um das Trugbild zu zerstören, nach welchem der vortreffliche Mensch ein völlig abgeregelter Mensch ist, der nie anders handelt, als nach Maximen, und zwar nach allgemeinen, allen sittlichen Individuen auf eine und dieselbe Art einen und denselben Canon vorhaltenden, und das Individuelle nur als den Bodensatz der Sinnlichkeit im menschlichen Gemüthe tolerirenden Maximen. Ein anderer Hauptfehler der neueren Moralsysteme ist, nach dem Verf., daß man sich das Sittliche im Menschen immer nur in Beziehung auf das gesellige Leben, nicht überhaupt in Beziehung auf die ganze Bestimmung des Menschen, denkt, auf die unmittelbare Veredlung des Gemüths in allen seinen Bestrebungen zu wenig achtet, auf die Liebe zum Wahren und zum Schönen kaum im Vorbeygehen Rücksicht nimmt, oder sie wohl gar auf das kümmerlichste im Kapitel von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst abhandelt. Endlich glaubte der Verf. noch besonders das Verhältniß der allgemeinen Rechtslehre zur Pflicht- und Tugendlehre anders, als die Verfasser der unzähligen Compendien des so genannten Naturrechts, bestimmen, und ausdrücklich vor der Verwirrung warnen zu müssen, in welche man unvermeidlich geräth, wenn man nicht aufhören will, von einem natürlichen Staatsrechte zu reden, und das positive Staatsrecht mit seinem Sprößlinge, dem bürgerlichen Rechte, aus dem reinen Naturrechte zu deduciren. Was nun noch den Gesichtspunct betrifft, aus dem man alle moralische Wissenschaften als ein

Ganzes und in Beziehung auf die wissenschaftliche Idee der Philosophie überhaupt betrachten muß, so konnte der Verf., weil diese Aphorismen nur practisch seyn sollen, das Verhältniß der Moralphilosophie zur allgemeinen Wahrheits- und Ueberzeugungslehre, und die Beziehung beider auf die Idee des Absoluten, in welcher das sittliche und das speculative Bedürfniß dem religiösen begegnen, nur so weit andeuten, als nöthig war, damit man nicht glaube, die moralischen Wissenschaften wahrhaft philosophisch begründet zu haben, wenn man sie von der speculativen Philosophie völlig losreißt. Aus der Geschichte der Philosophie kann man ja schon lernen, daß die Moralsysteme immer in dem Verhältnisse von einander abwichen, als ihre Urheber verschiedne Begriffe von der Wahrheit überhaupt hatten. — Den Plan dieser Aphorismen wollen wir nur im Abrisse und ohne specielle Anzeige des Inhalts mittheilen. Die Einleitung zerfällt in vier Kapitel unter den Titeln: Der Mensch und die Systeme; von der Tugend ohne Moral; von der Moral ohne Tugend; von der Organisation der moralischen Wissenschaften. In der Abhandlung selbst tritt an die Stelle der sonst so genannten allgemeinen practischen Philosophie eine allgemeine Theorie des Guten. Von der Analyse der Idee des Guten in ihrem ganzen Umfange geht die Untersuchung aus; von da schreitet sie fort zur Analyse des sittlichen Verlangens, das sich, mittelbar und unmittelbar, auf jene Idee bezieht; von da weiter zur Lehre von der Vereinigung des sittlichen Verlangens mit dem natürlichen in einer wahrhaft menschlichen Individualität. Nun erst kömmt die Reihe an die höchsten Grundsätze der Sittenlehre und an die verschiedenen Formeln, durch die man die wirkliche Vereinigung des sittlichen Verlangens mit dem natür-

lichen theoretisch auszusprechen versucht hat. Der Verf. erkennt keinen höchsten Grundsatz an, der die Wirklichkeit eines sittlichen Lebens erschöpfen, und als untrügliche Richtschnur des Thuns und Lassens in allen möglichen Fällen geltend gemacht werden könnte. Denn der Grundsatz: Handle der Idee des Guten gemäß, der einzige, der, nach dem Verf., der höchste in der Sittenlehre heißen kann, wird erst anwendbar durch Uebertragung seiner Bedeutungen in einen andern Grundsatz, der die wirkliche Vereinigung des sittlichen Verlangens mit dem natürlichen ausdrückt, und nicht anders lauten kann, als so: Handle übereinstimmend mit dir selbst in der reinsten Harmonie der Bestrebungen, durch die sich das Menschliche in dir von dem Thierischen scheidet. Der Canon der Sittlichkeit ist, nach dem Verf., die reinste Menschlichkeit oder Humanität, zu welcher gar nicht erfordert wird, daß man sich in ein personificirtes System verwandle, und alles, was man thut, nur nach Grundsätzen und aus Grundsatz thue. — Der zweyte Theil beschäftigt sich mit der Anwendung der allgemeinen Theorie des Guten unter folgenden Titeln: Von der sittlichen Vortrefflichkeit überhaupt, oder von den Tugenden und den Gütern des Lebens; von den Pflichten; von den Rechten. — Da der Verf. herben Urtheilen wegen seiner Abweichung von den jetzt herrschenden Systemen der Sittenlehre entgegen sehen muß, so durfte es ihn um so mehr freuen, wenigstens einigen der neuesten vorzüglichen Schriftsteller auf mehreren Puncten seines Weges zu begegnen. Was aber auch der Erfolg der öffentlichen Ausstellung seiner Gedanken über das Beßte im Menschen seyn mag; nicht stehen geblieben zu seyn, wo noch ein Fortschritt der Wissenschaft möglich schien, wird ihn nicht gereuen.

Paris.

Descriptions des maladies de la peau, observées à l'hôpital Saint-Louis, et exposition des meilleurs méthodes suivies pour leur traitement, par *J. L. Alibert*, médecin de cet hôpital et du Lycée Napoléon etc. Avec figures coloriées. Livraison II. 1806.

Den Anfang dieses Prachtwerkes zeigte Rec. schon in diesen Blättern an (1807 St. 90 und 91), und würdigte Plan und Ausführung im Allgemeinen. Verfasser, Zeichner und Kupferstecher sind sich gleich geblieben, dasselbe gilt vom Urtheile des Recensenten, also kann sich dieser jetzt gleich zu dem Einzelnen wenden.

Livraison II. enthält (von S. 25 ... 52, und auf Tab. VI. bis X. nach den fortlaufenden Zahlen) *les Pliques*. Der Verf. beobachtete diese merkwürdige Krankheit nur in Paris, und selbst nur an drey Abstreifern aus dem Mutterlande und an überschickten abgeschnittenen Zöpfen, vorzüglich muste er sich also an gute Schriftsteller halten, welche Beobachter an Ort und Stelle waren. La Fontaine unterstützte ihn vorzüglich, nicht bloß durch seine rühmlich bekannte Schrift, sondern auch durch Privat-Mittheilungen von Beobachtungen, Bemerkungen und Präparaten. Nächstdem benutzte der Verf. die Beobachtungen von Habel (dessen Dissertation sich in *Haller*. diss. pract. Pars I. findet), Hirschel und einigen andern Aelteren. (Die neuen von Hoffmann, Brera, Wolframs und Schlegel scheinen ihm noch unbekannt geblieben zu seyn, welches wenigstens die letztere nicht verdiente, indem sich in ihr mancher Widerspruch gegen Behauptungen von La Fontaine findet, und am wenigsten bey Krankheiten, die man fast nur aus fremden Berichten

kennt, das audiatur et altera pars zu vernachlässigen ist. Beyläufig glaubt Rec. auf die Schlegelsche Schrift auch in Hinsicht der Länder- und Völkerkunde etwas aufmerksam machen zu dürfen, da man in einer Schrift über den Weichselzopf hiefür nicht leicht Etwas suchen wird, und in dieser doch finden kann.— Wäre diese Krankheit ein Jahr später bey unserm Verf. an die Reihe gekommen, so hätte der Französische Kriegszug in Polen mit seinen Folgen vielleicht auch noch manchen schätzbaren Beytrag geliefert.) *Considérations générales sur les pliques.* Der Asiatische Ursprung wird angenommen, und das 13. Jahrhundert als das der ersten Erscheinung der Krankheit in Polen. (Schlegel läßt sie nicht einwandern, sondern in Polen entstehen, bald nach dem Jahre 1041, wo nähmlich der Mönch gewesene Casimir I. den Thron bestieg, und seinem, dem Papste gethanen, Gelübde zufolge die Tonsur in Polen einführte). Als Länder ausser den Weichselgegenden, wo diese Krankheit beobachtet ist, werden Schweiz, Elsaß, Breisgau, Belgien und, nach Roderic à Fonseca, Indien genannt. (Rec. besitzt einen 3½ Ellen langen Weichselzopf einer Schwäbinn, der im 16. bis 20. Jahre der Kranken sich bildete, und bis 70 Jahre fortwuchs). Die Schriftsteller theilten die Krankheit ein in vraie, fausse; benigne, maligne; simple, composée (wo alle Haare, und selbst die Nägel, afficirt sind); larvée ou cachée, worunter sie den Fall verstehen sollen, wo man die Krankheit nicht so leicht erkennt, weil — — — die Kranken sich puderten, und die Verwirrung der Haare eine Art von Frisur bildete. (Plica larvata ist etwas ganz Anderes, als ein Toilettenstückchen; sie bezeichnet den Fall, wo als Anomalie das Ursächliche der Krankheit nicht auf die gewöhnlichen Organe für

ihre Aeusserung, die Haare, sondern auf andere vorzüglich wirkt, z. B. auf die Augen. Ein in den Beinkleidern wohlverdeckter Chanker ist keine Lues larvata!). Plique isolée, dans laquelle la matière trichomatique penètre à la verité la substance des cheveux, mais ne s'arrète qu'à leur portion intermédiaire. On ne la voit point se manifester à leurs racines ou à leurs pointes. (Diese Art ist dem Rec. unbekannt. Der Verf. verkannte wahrscheinlich den Fall, wo, wie immer, die Haare an den Wurzeln von der Krankheit ergriffen wurden, nachher aber genasen, da alsdann eine gesunde Fortsetzung des Haares allmählich hervorwächset, und den kranken Theil in die Höhe schiebt). — Premiere partie. *Faits relatifs à l'histoire particulière des Pliques.* — *Espèce premiere. Plique multiforme; plica caput medusae* (Tab. VI. und VII.); dans laquelle les cheveux ou les poils se mèlent et s'agglutinent par mèches séparées plus ou moins grosses, plus ou moins longues, plus ou moins flexueuses, ce qui les fait rassembler à des cordes et les a fait comparer à des serpens. — *Varieté A. Plique multiforme en lanières, plica caput medusae laciniata.* Les cheveux sont divisés par mèches, mais les touffes des cheveux paroissent comme dechirées. — *B. La plique multiforme en vrilles; Plica caput medusae cirrhata.* Les mèches se roullent et s'entortillent à la manière des vrilles, qu'on observe dans certains végétaux. (Sollte wohl cirrata heißen; denn Cirrha war eine Stadt in Phocis, und von cirrus her wurde dieß Wort gebildet, und zwar sehr passend. Rec. besitzt eine ganze Weichselzopfhaube dieser Art, die ein früh kahl gewordener, oder auch selbst nur bequemer Elegant trefflich ge-

brauchen könnte; indem sie von einem krausgeriebenen Titusköpfe kaum zu unterscheiden seyn würde). *Tableau de la plique multiforme.* (Die oben angegebene Art, wie gesunde Stellen derselben Haare nachrücken, die gesunden Haare nicht neue sind, wie der Weichselzopf sich so stufenweise bildet ec. ec. scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn). Auf der VII. Kupfertafel ist der sehr sehr seltene Fall einer angebornen Plica dieser Art, den selbst La Fontaine nur ein einziges Mahl beobachtete, nett abgebildet. Mit 30 kleinen Pliken wurde das Kind geboren. Mutter und Großmutter hatten die Krankheit, so wie auch 5 Brüder mit derselben Krankheit zur Welt gekommen waren. *Observations* dieser Art von Plike, die 2 ersten aus Paris, die dritte aus einer Inaugural-Dissertation von Jean - Mathias Kordalay, die vierte aus Sauvage's Nosologie. Diese Art scheint die häufigste zu seyn: Mais comment établir une juste proportion dans le rapport du nombre des espèces, quand les auteurs ont si mal retracé ce genre de maladie, quand ils ont établi des distinctions futils et négligé des distinctions importantes! Les secours des monographies et la méthode analytique introduiront un jour plus exactitude dans ce calcul. — *Espèce deuxième. Plique à queue ou solitaire; Plica longicauda* (Tab. IX.). Die Haare vereinigen sich in Einen langen Zopf. — Varietäten: *A. Plique à queue ou solitaire latérale; Plica longicauda lateralis.* Wenn sie an beiden Seiten, oder an einer von beiden Seiten aufsitzt (!). *B. Plique à queue ou solitaire fusiforme; Plica fusiformis. C. Plique etc. falciforme; etc* Die sichelförmig gekrümmte. *D. Plique etc. en masse; Plica longicauda*

clavaeformis, wenn sie unten dicker als oben ist. (Sind das Distinctions importantes, die wir der Méthode analytique zu verdanken haben? Was mag dann der Verfasser unter Distinctions futils seiner Vorgänger verstanden haben! Schon bey der Anzeige der ersten Lieferung theilte Rec. mit, daß, und wie der Verf. die Krankheiten nach botanischer Art bearbeiten wolle, und bearbeite. Gibt es so viele Species von Bäumen, als man Individuen derselben Species von Baum verschiedene Gestalten geben kann durch Schnitzeln? Die abgebildete Plica solitaris hat darin ihren Grund, daß der Patient den ganzen Kopf bis auf einen kleinen Zopf, wie in Polen sehr gebräuchlich ist, abgeschoren hatte, also zum Caput medusae keinen Raum gab; es ist ein eben solcher Weichselzopf, als dieser, nur, um bey dem Beyspiele zu bleiben, er ist hochstämmig gezogen. Eben so hängt der Solitaire latérale sicher nur von der Tracht ab. Der Solitaire ist häufiger bey den Weibern, weil diese ihre Haare lang wachsen lassen, und zusammenbinden; bey den Männern ist Caput medusae häufiger (den aus dem eben angegebenen Grunde auch bey ihnen vorkommenden Solitaire abgerechnet), weil sie ihr Haar kurz verstutzen, eben so in dem Barte der Juden. Den Falciformis kennt Rec. nicht. Ist er kurz, so dürfte er wohl nichts anders seyn, als eine einfache und steifere Cirrata; ist er hingegen lang, so würde man auf die Art, wie er getragen wird, eingewickelt ist rc. etc., achten müssen. Uebrigens will sich Rec. wohl verwahrt haben, daß man nicht glaube, er verachte die genauere Beobachtung der verschiedenen Formen, durch einen Monographisten zumahl; nur die angeführte Art,

zu beobachten, wobey nichts lebt, als ein oder ein paar Sinne des Beobachters: diese kann er nicht lobenswerth finden; sie ist selbst weniger, als nicht wissenschaftlich). *Tableau de la plique à queue.* Der Verf. hatte nicht Gelegenheit, sie zu beobachten, und führt 4 fremde Observations an, von Stabel, und Privat-Berichte von einem Comte de S., und dem Dr. Corona. — Ein Weichselzopf im Museum zu Dresden soll, nach dem Maaße des Dr. Flajani, fast 9 Fuß lang seyn. Wenn die Menschen sich, wie sie oft thun, den Weichselzopf um Schultern und Leib winden, erinnern sie an Laokoon, so wie Plique multiforme an einen Medusenkopf. Dr. Corona versicherte, daß aus dem Weichselzopfe eines Polnischen Eremiten zu Rom, wenn man Etwas von ihm abschnitt: en resultait un flux de matière sanguinolente, qui effrayoit les assistans. (Der so allgemein angenommenen Meinung, daß der Weichselzopf Blut enthielte, widersprach doch La Fontaine in seiner Schrift). — *Espèce troisième. Plique en masse; Plica cespitosa* (Tab. VIII. und IX.). Varietäten: *A. Plique en masse mitriforme; Plica cespitosa calyptraeformis.* — *B. Plique en masse globuleuse; Plica cespitosa globiformis.* — *Tableau de la plique en masse.* (Hier S. 52 wird wiederhohlt, daß man die frisurähnliche Plica larvata nannte. Ohne diese Wiederhohlung würde Rec. doch gern geglaubt haben, in der oben angeführten Stelle habe der Verfasser zwischen Plique larvée ou cachée einen Unterschied machen wollen). — *Observations:* Eine von dem Verfasser, und 3 von La Fontaine. — (Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. u. 108. St.

Den 4. Julius 1808.

Göttingen.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Junius wurde der neue Planet Vesta, nachdem er bey uns fast ein ganzes Jahr unsichtbar gewesen war, auf der hiesigen Sternwarte wieder aufgefunden, und zum ersten Mahle wieder beobachtet. Er gleicht bereits vollkommen einem Stern achter Größe, und während der eine Stunde hindurch bis Tages Anbruch fortgesetzten Beobachtungen zeigte sich schon die Ortsveränderung ganz merklich. Das Mittel aus allen Vergleichungen mit einem Stern achter Größe, dessen scheinbarer Ort aus der Hist. céleste reducirt und zu

352° 41′ 1″ ger. Aufst., 8° 58′ 9″ südl. Abw.

angesetzt wurde, gab folgendes Resultat:

1808 Mittl. Zeit in Göttingen.	scheinb. ger. Aufst. der Vesta.	südl. Abw. der Vesta.
Jun. 22. 13ᵘ 46′ 25″	353° 12′ 17″	9° 11′ 55″

Die nach Hrn. Prof. Gauß dritten Elementen berechnete und im September-Heft der Monathl. Correspondenz 1807 abgedruckte Ephemeride gibt die gerade Aufsteigung um 8′ zu klein, die Declination um 8′ zu groß. Jene Elemente waren schon im Julius

des vorigen Jahrs berechnet, und dazu alle damahls vorhandenen Beobachtungen benutzt, wovon die letzte am 11. Jul. in Wien gemacht war. Die Beobachtungen der Mailändischen Astronomen, welche den Planeten noch viel länger (bis zum 26. Sept.) verfolgten, würden nach der Hand eine noch viel genauere Bestimmung der Bahn möglich gemacht haben: allein obgleich diese letzten Beobachtungen nach Hrn. Prof. Harding's Berechnung sich schon über eine Minute von den dritten Elementen entfernten, so hielt doch Hr. Prof. Gauß damahls eine neue Correction der Elemente für unnöthig, und die schon berechnete Ephemeride zur Wiederauffindung für überflüssig genau, wie dieß nun auch der Erfolg bestätigt hat. Inzwischen hat Hr. Prof. G. nachher doch noch eine Veranlassung zu einer neuen Berechnung der Elemente gefunden, nicht in der Absicht, das möglich genaueste End-Resultat der Beobachtungen des vorigen Jahres auszumitteln, sondern um einen Abschnitt seines unter der Presse befindlichen Werks über die Bahnen der Himmelskörper mit einem ausgesuchten Beyspiele zu erläutern. Hiebey wurde denn eine der letzten Mailändischen Beobachtungen mit angewandt, freylich der Absicht, warum diese Rechnung angestellt wurde, gemäß, ohne vorher von dem wahrscheinlichen Beobachtungsfehler befreyt zu seyn. Dessen ungeachtet ließ sich voraussehen, daß das Resultat beträchtlich genauer seyn würde, als die dritten Elemente: wir fügen daher dasselbe, da es anderswo noch nicht gedruckt ist, hier bey:

Elemente der Vesta.

Epoche 1807 Meridian von Paris	168°	10′	47″6
Tägliche tropische mittlere Bewegung		978″8588	
Sonnennähe	249	57	6,5
Aufsteigender Knoten	103	11	57

beide für 1807, und siderisch ruhend . . .

Neigung der Bahn 7 8 21
Excentricität 0,0880158
Logarithm des mittlern Abstandes 0,3728980

Der nach diesen Elementen berechnete Ort für die Zeit der obigen Beobachtung ist:

gerade Aufsteig.	Untersch.	Abweichung	Untersch.
353° 14′ 30″	+ 2′ 13″	9° 12′ 26″	+ 31″

Es muß übrigens hiebey noch bemerkt werden, daß die Lage des verglichenen Sterns zur Bestimmung der Declination sehr ungünstig war, daher diese nicht sehr zuverlässig ist; die gerade Aufsteigung glauben wir eher um so mehr verbürgen zu können, da von dem verglichenen Sterne zwey Beobachtungen in der Hist. cél. vorkommen, die sehr gut übereinstimmende Resultate gaben; auf die Refraction hat Hr. Prof. G. bey der Reduction nach einem eigenthümlichen Verfahren Rücksicht genommen.

Schon am 20. Junius wurde hier auch die Juno wieder aufgefunden; sie ist noch sehr lichtschwach, und gleicht nur einem Sterne 10... 11. Größe. Folgende Beobachtungen haben bisher gemacht werden können:

1808	Mittl. Z. in Gött.	scheinb. ger. Aufst.	scheinb. südl. Abw.
Jun. 20.	11^u 49′ 0″	315° 29′ 34″	2° 16′ 23″
22.	12 0 45	315 23 1	2 14 20

Die Stellung des verglichenen Sterns wurde aus der Histoire céleste bestimmt:

ger. Aufst. 315° 24′ 58″ südl. Abw. 2° 4′ 20″

Hiernach weichen die siebenten, im 14. St. dieser Anz. mitgetheilten, Elemente um 11′ in gerader Aufst., und um 2′ in der Declination von der Beobachtung ab; erstere gibt die Ephemeride (Monathl. Corresp. Februar) zu klein, letztere zu groß. Man kann diese Differenzen schon zum Theil der Einwirkung der Störungen zuschreiben.

Die Pallas war schon den 20. May wieder aufgefunden; schlechtes Wetter, Mondschein und zu große Entfernung von gut bestimmten Sternen haben aber bisher noch keine Beobachtungen verstattet. Nach einer ungefähren Schätzung schien die Ephemeride im December-Heft der Monathl. Corresp. die Declination gut, die Rectascension um 2′ zu klein zu geben. — Die Ceres stand bisher noch zu tief in der Morgendämmerung; wir hoffen indeß, auch von dieser bald Beobachtungen mittheilen zu können.

Winterthur.

Bey Steiner: Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts, und der allgemeinen Staatsklugheit, nach den Gesetzen der Natur, von Carl Ludwig von Haller (Prof. der Staatskunde und Geschichte an der Academie zu Bern). 1808. XXIV und 305 Seiten in Octav.

Der innere Gehalt dieses Buchs, welches eine allen bekannten Systemen des natürlichen Staatsrechts, durchaus widersprechende Theorie aufstellt, würde es uns schon zur Pflicht machen, ausführlich Rechenschaft davon zu geben. Es liegt noch eine nähere Veranlassung dazu in den persönlichen Verhältnissen des Verfassers. Wir können die Dankbarkeit gegen einen großen Mann, vormahls Mitglied unsrer Universität, und Präsident der Gesellschaft, unter deren Aufsicht diese Blätter stehen, in welchen er selbst so oft gesucht hat, gründliche Einsicht und Gelehrsamkeit gegen die Anmaßungen sophistischer Künste und vorgeblicher Aufklärung zu schützen, nicht besser beweisen, als indem wir in ihnen dem Bestreben seines Enkels nach gleichen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sein Bemühen, verkannte heilsame Wahrheiten zu verbreiten, unterstützen.

In der Einleitung zeigt derselbe zuerst kurz und bündig die (von ihm selbst in einer Rede über die Nothwendigkeit einer andern Begründung des allgemeinen Staatsrechts, gedruckt im 2. Stücke eines zu Bern 1806 angefangenen litterärischen Archivs weiter ausgeführten) Fehler der seit anderthalb Jahrhunderten herrschenden Theorie. Nach den Grundsätzen derselben besteht die bürgerliche Gesellschaft aus einer Association freyer Mitglieder; alle Rechte in ihr beruhen auf den Verabredungen ihrer Theilnehmer; und diese haben alle rechtmäßige Gewalt zu ihrer Aufrechthaltung und Handhabung der willkührlich eingeführten Ordnung der Obrigkeit übertragen. Einem solchen Social-Contract giebt jeder Lehrer nach Gefallen einen beliebigen Zweck; dem der wahre Lebenszweck aller einzelnen Menschen, der Genuß des Lebens, hingegeben, aufgeopfert wird; um ein gemeinsames Wohl zu erzwingen, das im Grunde Keinem zu gute kömmt: die ganze Staatsverfassung ist nur eine politische Maschine, die nach Belieben geschaffen, und wieder verworfen oder abgeändert werden kann. Dieses System verdreht alle Begriffe des wirklichen Lebens. Das Princip der Souveränetät des Volks macht in Anwendung auf das lebende Geschlecht die Unterthanen zu Herren, ihre Obrigkeit zu Dienern. — Die Errichtung eines solchen bürgerlichen Grundvertrags ist aber nicht allein, wie der Verf. zeigt, unendlichen Schwierigkeiten unterworfen, und erfordert viele willkührliche Bestimmungen über Fragen, für deren Entscheidung sich überall keine hinreichende Gründe entdecken lassen; sondern die Principien sind in sich selbst widersprechend. Es haben daher auch nicht etwa zufällige Umstände und Fehler in der Ausführung verschuldet, daß der Versuch, welcher neuerlich in Frankreich gemacht worden, einen bestehenden Staat nach Will-

führ seiner Bürger umzuwerfen, und einen neuen zu errichten, um das System zu realisiren, vollkommen mißglückt ist, und nur die unumschränkteste militärische Monarchie herbeygeführt hat. Jeder ähnliche Versuch muß eben so fehlschlagen: weil er auf etwas Unmögliches gerichtet ist. Das Unternehmen ist ausserdem an sich selbst unrechtmäßig. Denn diejenigen, welche ihren Willen an die Stelle des Bestehenden zu setzen trachten, haben das nicht gemacht, was sie aufheben, und können sich keine rechtmäßige Gewalt darüber zueignen. Die Philosophen, welche alle bürgerlichen Verhältnisse aus der Willkühr des Menschen hervorgehen lassen, hätten, nach einem bittern, aber treffenden, Spotte des Verf., auch allenfalls Sonne, Mond und Sterne aus dem bürgerlichen Staatsvereine hervorgehen lassen können, damit sie dem Bedürfnisse der Bürger, daß ihnen bey Tage und bey Nachte geleuchtet werde, abhelfen.

Die vom Verf. widerlegten Vorstellungen hatten sich vor dem Ausbruche der Französischen Revolution vielfältig aus den Schulen in die Gesetzgebungen eingeschlichen: wie der Verf. mit den Beyspielen von Preussen, Oestreich (unter Joseph II.), Frankreich, beweiset. (Es würde sehr interessant seyn, diese Bemerkung ins Einzelne zu verfolgen.) Innerer Widerspruch in den aufgestellten Principien und mit den practischen Beschlüssen erzeugt schon an sich selbst einen unsichern Gang. Ausserdem haben die speculativen Grundsätze, welche in den Köpfen der Unterthanen herrschen, einen Einfluß, den die Autorität auch des mächtigsten Regenten nicht zu hindern vermag, da seine Beamten doch nicht zu blossen Maschinen gemacht werden können, und so oft nach eignen Vorstellungen handeln müssen, oder Gelegenheit finden, das Vorgeschriebne zu modificiren. Die unüberwindliche Kraft eines solchen Einflusses zeigt sich insonderheit in der

Rechtspflege, welche, ungeachtet der bestimmtesten positiven Vorschriften, dennoch immer den Charakter der herrschenden Philosophie des Zeitalters annimmt.)

Im Gegensatze mit allen diesen Principien einer metaphysischen Staatswissenschaft beruhen, nach dem Verf., alle geselligen Verhältnisse nicht auf Willkühr und Verabredung, sondern auf einer Anlage der Natur, auf der Abhängigkeit, welche aus der Ueberlegenheit des Einen, und dem Bedürfnisse des Andern entspringt. Die Maxime, welche Burke dem Englischen Parlamente bey so vielen Gelegenheiten als Grundsatz der practischen Politik empfohlen, daß Herrschaft und Schutz Hand in Hand gehen müssen, um Unterwürfigkeit zu erhalten, ist hier zum Princip des natürlichen Staatsrechts erhoben, und wissenschaftlich ausgeführt. Was aus bloßer Ueberlegenheit hervorgeht, sagt der Verf., ist nur Gewalt. Kömmt von der andern Seite Bedürfniß hinzu, so wird die Gewalt zur wohlthätigen Macht, und begründet rechtmäßige Herrschaft. Diese hat der Staat mit andern geringern Verhältnissen gemein. Das charakteristische Merkmahl, wodurch er sich von ihnen unterscheidet, besteht nicht im Herrschen (aliis imperare), sondern in der eignen Unabhängigkeit (nemini parere). Diese kann einzelnen Menschen und ganzen Genossenschaften gleicher Theilnehmer zukommen. Daher Fürsten, und Republiken. Beide herrschen nicht aus übertragner, anvertrauter Macht, sondern aus eignem Rechte (jure proprio, nicht delegato), sind nicht Administratoren, Diener eines gemeinen Wesens, sondern handeln für sich selbst, und verwalten ihre eigne Sache. Wie andre Menschen von diesen abhängig werden, und die Grenzen dieser Abhängigkeit lehrt das Staatsrecht: damit ist unzertrennlich verbunden die Wissenschaft der Mittel zur Befestigung der Unabhängigkeit, Staatsklugheit.

Im ersten Buche handelt der Verf. von den Eigenthümern oder Monarchien. Drey verschiedne Verhältnisse der Ueberlegenheit begründen eben so viele verschiedne Arten der Einzelherrschaft. 1) Besitz großer Ländereyen, die Patrimonial-Staaten, oder Erb- und Grundherren. 2) Das Verhältniß eines Anführers zu seinen Begleitern und Anhängern: militärische Staaten. 3) Ueberlegenheit der Einsicht: geistliche Staaten oder Theocratien.

Das erste dieser Verhältnisse wird im ersten Hauptstücke entwickelt. Aus dem vollkommen unabhängigen Besitze des Landes, dessen Eigenthümer (der es zuerst bebauet hat) Andre aufnimmt, denen er unter beliebigen Bedingungen verstattet, sich anzubauen, entsteht der Begriff eines Landesherrn. Aus den besondern Verträgen müssen die Arten und Grenzen der Verpflichtungen jeder Classe von Bewohnern beurtheilt werden. Solche Verträge gehen aber nur das Verhältniß zum Herrn an: und dieser, der Fürst, führt in allen öffentlichen Angelegenheiten nur seine eigne Sache; er ist darin völlig frey und uneingeschränkt, so lange er seine Unterthanen in ihrem kleinen Kreise untergeordneter Freyheit ungestört läßt. Die oberste Gerichtsbarkeit fließt zwar nicht unmittelbar aus dem Besitze des Grundeigenthums, aber sie ist eine natürliche Folge der Macht, welche schützen kann: sie entspringt aus dem eignen Bedürfnisse der Unterthanen, welche den Mächtigen um Schutz gegen ungerechte Gewaltthätigkeit anrufen. (Die Patrimonial-Jurisdiction der Gutsherrschaften, deren Erhaltung der Verf. unbedingt empfiehlt, kann nach diesen Grundsätzen selbst nicht länger bestehen, als der Gerichtsherr aus eigner Macht schützt. Da sie hiermit unzertrennlich verbunden seyn soll, so kann sie auch nicht länger geduldet werden, als die Macht besteht; und gehet

wie ihr auf den Fürsten übertragen, so bald er sie allein Schutz zu ertheilen vermag. (So haben die Herren, welche Bürger zu Bern geworden waren, die Gerichtsbarkeit dem Staate dargebracht; und in Großbritannien, wo alles Eigenthumsrecht der Einzelnen so heilig ist, sind die heritable Jurisdictions des vormahligen Lehenrechts vom Parlamente aufgehoben.) Fructus jurisdictionis fließen aus dem gedachten Verhältnisse, als Bezahlung geleisteter Dienste. Directe Steuern und Auflagen hingegen bedürfen freyer Bewilligung, um rechtmäßig zu werden. Daher Landstände in Patrimonial-Staaten. Nur Ueberwundne, Unterjochte, thuen sich als harte Bedingung des Friedens, worin der Sieger sein Recht zu noch schwererem Drucke aufgibt, der Besteurung unterwerfen. Der Verf. zeichnet den Contrast eines diesen Grundsätzen gemäßen, wohlthätigen hausväterlichen Regiments mit dem philosophischen Systeme, vermöge dessen es keinen Herrn des Landes, sondern nur einen obersten Beamten des Volks gibt; der nichts aus eigner Macht thut, nichts Eignes besitzt, aber vermöge des erhaltenen Auftrages, welchen Niemand zurück zu nehmen oder zu beschränken wagen darf, alles, was ihm gefällt, aus dem Beutel der Staatsbürger bezahlen läßt, das Vermögen derselben in Staatsvermögen verwandelt, und ihnen nur läßt, was er selbst nicht gebrauchen mag. Er stellt ein auffallendes Verzeichniß der Bedrückungen auf, welche das philosophische System unter dem Vorwande der Freyheit und allgemeinen Verpflichtung und der Gleichheit der Rechte zum Besten des Ganzen, erdacht hat: als da sind, Auswanderungsverbote, gezwungne unbezahlte Dienste, die ins Unendliche gehen können, Requisition alles Eigenthums, Herrschaft über Familienangelegenheiten, Einmischung

der Privat-Oeconomie, Entkräftung der väterlichen Autorität, eigenmächtige Regulirung des Unterrichts und der Kinderzucht; Aufopferung von Privat-Rechten zum Nutzen des großen Haufens, Vernichtung rechtmäßiger Privat-Verträge, Aufhebung von Testamenten, Fideicommissen, frommen Stiftungen; gewaltthätige Abschaffung von unschuldigen Kirchengebräuchen u. s. w. (Hier wird es sehr auffallend, wie die Privat-Freyheit mit der so genannten öffentlichen, dem Antheile des Staatsbürgers am gemeinen Wesen, gemeiniglich im umgekehrten Verhältnisse wächset oder fällt, und daß der Einzelne immer so viel Mehreres gern erträgt, je mehr er jenen Antheil am gemeinen Wesen fühlt. Die härteste Tyranney ist daher unstreitig, unter dem Vorwande der politischen Freyheit gequält zu werden.)

Die landesherrliche Macht der Patrimonial-Fürsten, fährt der Verf. fort, geht vermöge des natürlichen allgemeinen Erbrechts über, und ist, so wie alles Eigenthum, veräusserlich. Durch kluge Bewirthschaftung, durch rechtmäßige Erwerbungen, glückliche Kriege aus gerechter Ursache, vortheilhafte Verträge, werden solche Fürstenthümer erweitert und zu großen Reichen. Durch das Gegentheil geht am Ende die Unabhängigkeit ganz verloren. Wenn das fürstliche Geschlecht auslöscht, so fällt die Unabhängigkeit denjenigen Landsassen zu, die allein dem Fürsten selbst verpflichtet waren: und es entstehen aus den Trümmern der aufgelöseten Herrschaft Elemente neuer Staaten, die in mehrere unabhängige zerfallen, oder aufs neue in größere zusammenschmelzen.

Das Wesentliche der Staatsklugheit, welche bey den neuern Schriftstellern auf eine Anwendung öconomischer Wissenschaften beschränkt wird; da sie vielmehr lehren sollte, eine Herrschaft im Geiste ihrer besondern natürlichen Beschaffenheit zu befestigen und

zur anzuwenden, besteht in Folgendem: Der Fürst, dessen Würde ganz allein auf seiner schützenden Macht beruhet, wende diese Macht zum wahren Schutze für der Unterthanen an; er erhalte sich unabhängig durch sorgfältige Wahl seiner Diener, durch allgemeine Achtung, die seine Herrschaft einflößt; er vermeide daher alles, was seine Würde oder seine Person herabsetzen könnte, und suche in allen großen und kleinen Dingen sowohl das Wesen, als auch den äussern Schein der Macht, die schützen kann und schützen will, zu behaupten. Die Ernennung seiner hohen Diener, die Ertheilung von Privilegien und Gnadenbezeugungen, muß er sich selbst vorbehalten; die oberrichterliche Gewalt nie vollständig abtreten; sondern in gewissen Fällen selbst Recht sprechen, um zu zeigen, daß die Handhabung der Gerechtigkeit von ihm ausgehe. (Die Maxime des Standes Bern wird ausdrücklich zur Unterstützung angeführt. Sie war dort unstreitig gegründet. In Zeiten factiöser Gesinnungen ist aber auch im höchsten Rathe eines Gemeinwesens die Gerechtigkeitspflege unsicherer, als in Gerichtshöfen, wie der Senat zu Rom gezeigt hat. In monarchischen Staaten, pflegt man dafür zu halten, sey eine von der Person des Landesherrn ganz unabhängige Rechtspflege die einzige Schutzwehr der persönlichen Freyheit und des Eigenthums. Aber es treten Fälle ein, wo der Fürst sich selbst und die öffentliche Ordnung durch einen Act der Gerechtigkeit schützen muß, der nur von ihm selbst herrühren kann. Wer soll den Aufrührer strafen, der zu mächtig ist, oder zu schlau, der Rechte kundig, des Processes mächtig: und der in der Denkungsart eines Gerichtshofes, seines Richters, die Schutzwehr seiner landesverrätherischen Unternehmungen findet? Dergleichen hat man allerdings in den neuesten Zeiten gesehen. Soll der Fürst sich und den ganzen Staat alsdann der gerichtl. Formen preis geben?).

kriegerischen Geist muß der Fürst beweisen, so weit es nöthig ist, sich selbst gegen Feinde zu schützen. In seinen Privat-Beschäfftigungen und Vergnügungen zeige sich immer der Hohe und Mächtige. Das Volk liebt, die glänzende Macht seines Fürsten zu sehen, und verzeihet sogar Fehler und Ausschweifungen, die nur ein Mächtiger begehen kann; da hingegen niedrige Neigungen und Fehler, die jeder Andre auch haben kann, dem Ansehen des Fürsten unwiederbringlich schaden, und gelegentlich seinen Untergang herbeyführen. Innere Zerrüttungen sind möglichst zu vermeiden. Ist dieß unmöglich, so ist es besser, sie durch offenen Krieg und Siege zu beendigen, wodurch die Gemüther eher versöhnt werden; da hingegen die Bestrafung zahlreicher und mächtiger Empörer einen Samen der Zwietracht u. Widerspenstigkeit zurückläßt.

Im zweyten Hauptstücke, von den unabhängigen Feldherren, oder militärischen Staaten, wird der natürliche und rechtmäßige Ursprung derselben aus dem Verhältnisse eines Anführers zu seinen Begleitern und Getreuen, ohne Rücksicht auf vorher besessenes freyes Eigenthum, abgeleitet. Auch hier ist der Obere vor seinen Untergebenen, besteht für sich selbst, und schließt diese durch Dienstverträge an sich. Zur Festigkeit und Dauer gelangt ein solches militärisches Reich aber nur durch Verbindung mit der Grundherrschaft. Das Lehensystem ist eine natürliche Folge dieser Verbindung. Die Grundzüge desselben sind daher auch bey allen mannigfaltigen Modificationen immer die nähmlichen. Aus diesen Principien folgen die Bestimmungen der innern Verfassung, die von der Einrichtung der Patrimonial-Staaten sehr verschieden ist. Die Reichsstände einer militärischen Monarchie machen eine Versammlung aus, zu welcher der König beruft, wen er will; die nur über dasjenige rathschlagen darf, worüber er sie befragt, und die

er entläßt, wenn er ihrer nicht mehr bedarf. Die National-Freyheiten bestehen in solchen Staaten in Begünstigungen, die der König seinen obersten Getreuen und unmittelbaren Lehensträgern, — sey es aus Wohlwollen oder aus Schwäche, — bewilligt. In diesen Reichen entsteht daher ein beständiger Kampf zwischen den Großen und dem Könige. Sie sind innern Unruhen ausgesetzt, welche vorzüglich alsdann ausbrechen, wenn die herrschende Dynastie erlöscht, oder verdrängt wird. Die so genannten Königswahlen, welche bey solchen Gelegenheiten angestellt werden, bestehen eigentlich nur in einem Kampfe der mächtigsten Häupter um die Oberherrschaft, welche durch Unterwerfungsverträge beendigt werden; dahingegen die Wahlen zu den ersten Stellen in wahren Republiken ohne alle Unruhen vor sich gehen. (In Rom waren die Consul-Wahlen oft gewaltthätig, obgleich die Prätendenten auf eigne unabhängige Macht keine Ansprüche machen durften.)

Die Politik der militärischen Fürsten besteht, außer den Klugheitsregeln, die ihnen, als Grundherren, mit den Patrimonial-Fürsten gemein sind, darin, die mächtigen Vasallen und Beamten in Abhängigkeit zu erhalten, und nicht übermäßig zu bereichern; die hohen Reichsämter nicht erblich zu machen, und die Anhäufung auf einen einzigen Kopf zu verhindern; keinem Vasallen zu verstatten, ein unabhängiges Fürstenthum mit dem Besitze des unterwürfigen Lehens zu verbinden, wodurch das Reich innerlich zerrissen wird, so wie es eine Hauptursache des Unterganges des Deutschen Reiches gewesen, daß mehrere Fürsten fremde Kronen erworben. Die Reichsstände müssen nicht zu oft, und nur in günstigen Zeiten, berufen werden, damit sie nicht in eine mächtige, mit der königlichen Gewalt rivalisirende, Corporation ausarten. Vacante Lehen müssen eingezogen werden, um die Kron-

Domänen zu vernichten, und den König von dem guten Willen seiner Lehnleute unabhängig zu machen. Den Adel muß der Regent schätzen und als seine natürliche Stütze ansehen, weil die Rechte der Gutsherren und die des Fürsten oder Königes auf der nähmlichen Grundlage beruhen, und nur dem Grade nach verschieden sind: ein Fürst also, der die erstern zerstört, seine eignen Rechte zugleich selbst untergräbt. (Diese vortreffliche Entwickelung des ächten Geistes einer militärischen Herrschaft, und der Mittel, wodurch sie befestigt und dauerhaft gemacht wird, enthält zugleich eine Darstellung aller Uebel, die diese Verfassung unvermeidlich mit sich führt; die Härte, womit die geringern Stände von den höhern, und diese selbst vom höchsten Oberhaupte behandelt werden müssen. Jeder Zug dieser vortrefflich entworfnen Klugheitslehre enthält zugleich einen Grund für die Regenten und für die Völker, die rein militärische Herrschaft durch andre Veranstaltungen zu mildern, damit sie nicht bey der unvermeidlichen Ausartung des ursprünglichen Heldenstamms an der Spitze, in die drückendste und unglücklichste Anarchie ausarte.)

Drittes Hauptstück, von den Priesterstaaten. Eine Verbindung zwischen Lehrern und Schülern beruhet ebenfalls nicht auf einer von unten herauf gestifteten moralischen Republik; welches voraussetzen würde, daß die Schüler bereits mehr wüßten, als ihre Lehrer: sondern überlegne Einsicht bildet von oben herab eine religiöse Secte, welche die Veranstaltungen einer äussern Kirche erschafft, um ihren Glauben zu erhalten und zu verbreiten. Diese äussere Kirche kann Güter erwerben; mithin auch zu dem Besitze unabhängiger Länder gelangen, und auf diese Art weltliche Macht und Herrschaft mit der geistlichen vereinigen. Solche Staaten behalten immer einen eignen Charakter der Milde und Mäßigung, der von ihrer ursprünglichen

Bestimmung herrührt. (Auch der Schwäche, nicht bloß gegen aussen, sondern auch im Innern, in allem, was zur bürgerl. Ordnung gehört: daher die Corruption, so bald sie einmahl eingerissen ist, schwer geheilt wird.)

Die Politik der geistlichen Herrschaft besteht in der unablässigen Bemühung, die Lehre rein und gemeinnützig zu erhalten; Einheit unter den Gläubigen zu bewahren, indem Ueberzeugung und Zutrauen gewonnen und erhalten, die Verbreitung abweichender Lehren erschwert, die Consolidirung neuer Secten durch äussere Gesellschaften gehindert, Bildung der Lehrer und Sittlichkeit derselben befördert, und eine auf den Geist der Lehre zurückwirkende Kirchenverfassung erhalten wird. Mit der weltlichen Macht muß die geistliche, in den Ländern, wo sie nicht beide mit einander verbunden sind, in gutem Vernehmen zu bleiben suchen.

Eine treffende Bemerkung muß noch ausgezeichnet werden. Die Religion kann nur dadurch in ihrem Ansehen erhalten werden, wenn sie selbst, ihre Lehren, und ihre Diener, beständig ihren Bekennern als nützlich, ja als unentbehrlich zur Zufriedenheit und Glückseligkeit erscheinen. Die neuern Bemühungen, den geistlichen Stand von allem Einflusse auf Angelegenheiten der Menschheit, von wohlthätigen Anstalten, und vorzüglich von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend auszuschließen, bahnen den unfehlbaren Weg zur Ausrottung der Religion. Die antireligiösen Secten unserer Tage haben sich daher so sorgfältig angelegen seyn lassen, den Geistlichen alle Mittel zur Unterstützung wohlthätiger Zwecke zu nehmen, und sie von den Schulen auszuschließen; durch Errichtung von Philanthropinen, Bürgerschulen u. dgl. die Vorstellung von der Entbehrlichkeit der Geistlichkeit zu verbreiten und zu befördern. (Sehr wahr! Ja wir haben sogar gesehen, daß der Schwindel, den die gährende neue Weisheit erregt, Geistliche selbst ergriffen, welche dadurch getrie-

sen worden sind, mit fanatischer Wuth ihren eignen Grund zu untergraben, um ihre persönl. Eitelkeit durch den Glanz der Modeweisheit, und ihre Herrschsucht durch ein System geheimer Intriguen zum offenbaren Nachtheil der geistl. Hierarchie zu befriedigen. Aber jene vom Vf. sehr gut gezeigte natürliche Verbindung der Religion und ihrer Diener mit dem allgemeinen Unterrichte macht es auch um so viel nothwendiger, zu verhüten, daß die freye Entwickelung des menschlichen Geistes nicht unter dem Zwange leide, welchen die Hierarchie zunächst über ihre eignen Glieder ausübt, um sich von der weltlichen Macht unabhängig zu erhalten. Wie viel haben nicht die Jesuitischen Bemühungen, allen Unterricht unter eine geistliche Zucht zu bringen, den Wissenschaften geschadet!)

Den Streit der geistlichen Gewalt mit der weltlichen zu entscheiden, nimmt der Vf. Rücksicht auf drey Fälle. Wenn die Kirche selbst Staat ist, muß die weltliche Gewalt, ihrer Natur nach, der geistlichen untergeordnet seyn. Wo eine Kirche in einem Staate aufgenommen wird, kömmt es auf die Bedingungen der Aufnahme an. Wenn sich ein Fürst selbst zu einer Lehre bekennt, so hat er sich in geistl. Rücksicht dergestalt der Kirche zu unterwerfen, daß seine Independenz in weltl. Dingen nicht leide. Da im letzten Falle häufige Collisionen entstehen, kömmt es auf Verträge an. (Die Ausführung dieser Grundsätze ist sehr lehrreich, indem der Vf. auch hier, so wie überhaupt, durchgehends vom Bestehenden ausgeht, da hingegen die philos. Systeme gewöhnlich nur von dem reden, was gemacht werden soll, gleich als wenn noch nichts vorhanden wäre: da doch in allen heutigen Staaten sowohl der Souverän, als seine Unterthanen, allemahl schon einer Religion zugethan sind, die jener nicht geschaffen, noch willkührlich eingeführt hat.) (Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1808.

Winterthur.

Der zweyte Theil des oben S. 1068 angezeigten Handbuchs der allgemeinen Staatenkunde ꝛc. vom Hrn. Prof. von Haller handelt von Republiken oder freyen Communitäten. Sie beruhen auf der Vereinigung von gleichen Kräften durch gemeinsames Bedürfniß, können also nur unter seltnen Umständen entstehen und zu völliger Unabhängigkeit gelangen. Sie werden vielmehr meistentheils von einem mächtigen Herrn gestiftet, von diesem mit Rechten und Besitzungen versehen, und bleiben untergeordnet: daher es nur so wenige und kleine souveräne Republiken gibt.

Das Wesen der Communität besteht in der Gleichheit ihrer Mitglieder. Alle Republiken sind daher in Ansehung ihrer wirklichen Bürger democratisch. (Eine jede auf ungleiche Bedingungen geschlossene Verbindung wird zwar vom Vf. zu den Unterwerfungshandlungen gezählt werden können. Aber es ist nach seiner eignen Ausführung unstatthaft, aus einem einzigen solchen ursprüngl. Contracte Alles abzuleiten. Läßt es sich nicht denken, daß eine, wie alles auf der Erde, nach und nach durch mehrere einzelne Verabredungen zu

Stande gebrachte Republik aus Bürgern bestände, die einen ungleichen Antheil an der Verwaltung des gemeinen Wesens hätten? Wenn es falsch ist, daß alle Gewalt in der bürgerl. Gesellschaft auf Delegation beruht, so ist es eben so irrig, daß überall keine Autorität übertragen worden.) Rechtmäßiger Weise entsteht eine freye Communität nur durch den freyen Willen der Genossen, da hingegen die in den neuesten Zeiten so manchem Volke aufgedrungene republikan. Form nur Sklaven gemacht hat statt wahrer Bürger. Die höchste Gewalt beruhet in solchen Communitäten bey der Versammlung aller Genossen. Die Majorität der Stimmen gilt, der Natur der Sache nach (weil sonst kein Beschluß zu Stande kommen könnte), über gemeinsame Angelegenheiten, aber nicht über die Rechte der Einzelnen. Mithin sind auch die Abdicationen, wozu souveräne Communitäten neuerlich gezwungen worden, ungültig. Ihre Magistrate sind zwar Diener der Genossenschaft; aber zugleich Mitglieder derselben, und stehen daher in anderem Verhältnisse, als die Diener der Fürsten. Eine Communität besteuert rechtmäßiger Weise ihre eigenen Glieder, nicht aber die Unterthanen, die nach den besondern Bedingungen der Unterwerfung behandelt werden müssen. In einer Anmerkung wird gezeigt, daß die Bürgersteuern ohne Rücksicht auf das Vermögen der Einzelnen gleich seyn müssen, weil gleiche Rechte gleiche Lasten mit sich bringen sollen: daher denn Vermögenssteuern ungerecht, und wo die gleiche Bürgersteuer nicht zureicht, indirecte Steuern angemessener seyen. (Diesem dürfte doch entgegengesezt werden, daß Vermögenssteuern, welche in Monarchien als harte Unterdrükkung verabscheuet werden, sich mit dem republ. Geiste weit eher vertragen. Wo ein gemeines Wesen nicht allein existirt (denn das ist auch in Monarchien der Fall), sondern wo es allen Theilnehmern beständig fühlbar wird, daß sie für gemeines Wesen handeln und leiden,

kann nothwendig [illegible]
beytragen [illegible]
auf die besondre [illegible]
Bürger einer Republik [illegible]
Ländereyen ziehen [illegible]
großen proportionirten [illegible]
nen nicht auf die [illegible]
von Geldreichthum [illegible]
Staaten sind [illegible]
land, Hamburg, Bremen [illegible]
hofft, so bald [illegible]
nicht der öffentlichen [illegible]
entstehen, — [illegible]
sind daselbst [illegible]

Wenn der souveräne [illegible]
nicht zusammenberufen [illegible]
Regierungsgeschäfte [illegible]
Die Bestimmung [illegible]
bloß formellen Bewegungen [illegible]
mehr muß die [illegible]
gelegenheiten vor [illegible]
selbst vorbehält, [illegible]
stimmt werden. [illegible]
gesetzgebenden [illegible]
quien gelehrt hat, [illegible]
len, die sonst [illegible]
sind, für eine [illegible]
fassung gehalten [illegible]
sten und wichtigsten [illegible]
nem Stellvertreter [illegible]
Diener überlassen [illegible]
nung der höchsten [illegible]
Manche Gesetze [illegible]
haben daher [illegible]
nung der [illegible]

gesehen, durch Beschlüsse, denen sie andre Nahmen gegeben, Arrêtés, Decrets u. s. w. den Gesetzen nachzuhelfen. Dagegen sind auch die gesetzgebenden Versammlungen, welche sich die höchste Autorität zueigneten, und die vollziehende Gewalt andern zu überlassen vorgaben, unzählige Mahle veranlaßt worden, sich in executivische Maßregeln zu mischen, um die Souveränetät nicht zu verlieren.

Republiken oder freye Communitäten können eben so, wie einzelne Fürsten, viele Unterthanen haben, denen mithin gar kein Recht auf einen Antheil an der Regierung zukömmt. Umstände und Bedingungen der Erwerbung bestimmen ihre mannigfaltigen Verhältnisse. Das Recht der Theilnehmung an der Regierung ist in diesen Staaten kein Privilegium, das gewissen Familien ertheilt wäre, oder welches diese sich anmaßen; wofür es ausgegeben wird, um die berechtigten Stände gehässig zu machen. Sogar in Erb-Aristocratien im engsten Sinne, wo die bloße Geburt den Eintritt in das regierende Collegium ertheilt, wenn es solche gäbe, wäre dieser Anspruch auf einen Theil der höchsten Staatsgewalt nicht unrechtmäßig: da es nur auf die Bedingungen ankömmt, die bey der Aufnahme in die Genossenschaft gemacht worden sind, in welche Niemand befugt ist, sich einzudrängen.

Die Staatsklugheit der Republiken besteht in der Erhaltung der Gleichheit unter ihren Gliedern. Dieser Geist muß ihre ganze Politik bestimmen. Ihre innere Verfassung werde darauf angelegt, daß Niemand seinen Privatwillen an die Stelle des Gesammtwillens setzen dürfe; also, daß Niemand übermächtig werde. Die Aufnahme in die herrschende oder freye Genossenschaft muß schwer gemacht werden, denn sie ist das Höchste, ja fast das einzige Erhebliche, das der Staat geben kann; aber nicht unmöglich, um Neid u. Haß der Untergebnen zu mildern. Kluge Anordnung des Ausschusses,

der die meisten Angelegenheiten zu besorgen hat, ist sehr wichtig. Der Vf. empfiehlt sehr die Ergänzung desselben durch Wahl des Ausschusses selbst, im Gegensatze mit der democratischen Wahl durch die souveräne Versammlung aller Vollbürger. Er findet sogar einen Rechtsgrund dafür: weil die Wahl durch die Versammlung der ganzen souveränen Gemeinde meistentheils unmöglich ist, einzelne Abtheilungen derselben aber, welche allemal nur eine Minorität ausmachen, nicht wohl rechtmäßige Wahl eines Repräsentanten des ganzen souveränen Volks vornehmen können. (Die Ergänzung des Rathes durch sich selbst hat wesentl. Vorzüge, indem die Erhaltung des nämlichen, den Verhältnissen des Staats angemessenen, Geistes und der durch lange Erfahrung gebildeten Maximen der Regierung dadurch befördert wird: da hingegen die Volkswahlen eine verderbl. Demagogie begünstigen. Dem aufgestellten Rechtsgrunde könnte man aber doch entgegensetzen, daß eine jede Section gar wohl einen Repräsentanten erwählen kann, der statt ihrer mit eben der Befugniß, als sie selbst, über gemeinsame Angelegenheiten des Ganzen deliberirt u. entscheidet. In jedem Falle ist es aber wesentlich, daß jeder Repräsentant, wie er auch erwählt sey, sich als einen Stellvertreter u. Vorsteher des Ganzen ansehe, damit nicht eine förml. Organisation der Zwietracht eintrete. Das Allerschlimmste ist fortdauernde Abhängigkeit des Erwählten in einzelnen Beschlüssen von der Section, die ihn erwählt hat. Es war zu erwarten, daß dieser Gegenstand hier erörtert seyn würde, da nicht allein die Erfahrung in Holland, sondern auch die Verfassung einiger Schweizer. Staaten, z. B. Zürich, dazu Veranlassung gaben.) Die Wahlform muß so eingerichtet seyn, daß die Entscheidung auf denjenigen falle, der von der Majorität wirklich allen Competenten vorgezogen wird. (Der Vorschlag des Vf., bey einer Wahl, die nicht sogleich eine absolute Majorität ergibt, neue Wahl unter

denen anstellen zu lassen, welche die meisten Stimmen gehabt haben, ist doch nicht vollkommen befriedigend. Es kann dabey immer noch die scheinbare Mehrheit auf Einen fallen, dem die Meisten irgend einen andern vorgezogen hätten, wie Condorcet beweiset, von dem sonst eben nicht viel Gesundes über polit. Fragen zu lernen ist, der aber hier seinen calculirenden Geist gut angewandt hat, um ein Scrutin double anzugeben, das hinlänglich ist, die Aufgabe zu lösen.) Eben so wichtig ist eine Deliberationsform, die die bekannten Präsidentenkünste vereitelt. (Die Hauptsache, die man hier vermißt, besteht in der Methode des Engl. Parlaments, jeden Antrag zuerst durch Abstimmung über vorgeschlagne Amendments so zu modificiren, daß jeder einzelne Punct von der Majorität eventualiter bestimmt, u. sodann erst die Frage über d. ganzen Plan mit Ja oder Nein entschieden wird. Auch dabey ist es möglich, daß einzelne Bestimmungen beliebt werden, die den meisten Stimmen mißfallen, weil man die Entscheidung der Hauptfrage nicht voraussah; aber diese Unvollkommenheit ist schlechterdings durch keine Form der Deliberation zu vermeiden.)

Die besten Gesetze nützen wenig, ohne Sitten u. Gewohnheiten, die ihnen entsprechen. Die republ. Tugenden, der Liebe zur bürgerl. Gleichheit u. zu den Rechten der ganzen Genossenschaft von Seiten der Magistrate; der Liebe, Hochachtung u. des Zutrauens von Seiten der Bürger gegen die Obrigkeit; der Genügsamkeit, um der Unabhängigkeit von Mitbürgern gewiß zu bleiben; der Arbeitsamkeit u. fortdauernden Anstrengung für das gemeine Wesen (die in Monarchien durch die Furcht vor dem Dienstherrn zu erhalten steht); Anerkennung der Verdienste durch schickliche u. dem Geiste der Verfassung angemessene Mittel; Vermeidung des übergroßen Reichthums u. der Armuth: — dieses sind die Haupterfordernisse, ohne welche ein freyes Gemeinwesen nicht bestehen kann. In seinen Unterthanen muß

der republikan. Staat den Geist der Societäten begünstigen, weil er seiner eignen Verfassung angemessen ist: da hingegen in Monarchien alles, bis in die geringsten Kleinigkeiten herab, das Gepräge der einzelnen Unternehmung hat. (Hier wünschte man zu lesen, wie der Mißbrauch dieses Geistes der Societäten der höhern souveränen Communität gefährlich werden kann, und wie sich der Staat gegen solche zu mächtige Societäten zu benehmen hat. In Genf ward über die Cercles sehr geklagt: in Genua soll die S. Giorgio-Bank fast souverän gewesen seyn.)

Dieses sind die Hauptzüge des Inhalts eines der reichhaltigsten Werke, die je geschrieben sind. Aber wie ist er ausgeführt! Nach der Erklärung des größten Röm. Redekünstlers ist orator, vir bonus dicendi peritus. Dieses läßt sich auf alle, auch wissenschaftliche, Vorträge anwenden, welche Menschen und moral. Verhältnisse zum Gegenstande haben. Das erste ist Echtheit der Gesinnung. Kein Talent des Verstandes ersetzt ihren Mangel. Der scharfsinnigste Sophist, der darauf ausgeht, etwas Neues, Eigenthümliches u. Glänzendes vorzutragen, wird allemahl ein Spiel seiner eignen fehlerhaften Neigung, Effect zu machen. Es ist zum Erstaunen, was für Seiten der Dinge der durchdringendste Verstand übersieht, was für Wahrheiten der größte Kopf verkennt, so bald es ihm nicht um die Sache selbst zu thun ist. Reine Liebe zur Wahrheit u. zum Wohl der Menschen, Achtung für die moral. Natur, welche alle seine mannigfaltigen Eigenschaften zusammenhält und zu Einem verbindet: diese sind es ganz allein, wodurch man die Sicherheit erhält, in der Untersuchung weder Andre, noch auch sich selbst getäuscht zu haben. Hiermit ist unzertrennlich die Selbstverläugnung verbunden, nicht mehr zu sagen, als man in der Sache gefunden hat, die gemeine, oft gesagte, Wahrheit anzuerkennen, und auf den Ruhm der neuen Entdeckung Verzicht zu leisten, wo das Neue nicht wirklich wahr ist: eine der nothwen-

digsten Tugenden des Schriftstellers, der nützen will. Denn, "die Wahrheit ist", nach einer trefflichen Bemerkung des Vf., "zu einfach, zu bescheiden, als daß sie je die Augen der Welt auf sich ziehen könnte. Ihre größte Unvollkommenheit besteht darin, daß Jeder in ihr nur etwas Bekanntes zu sehen oder zu hören glaubt" (wie Pope sagt, what oft was thought, but ne'er so well express'd). "Auch in ihrem besten Kleide hat sie nie das Schimmernde des Irrthums, der durch Neuheit u. künstliche Zierathen glänzt, und zu gefallen sucht". In dem ganzen vorliegenden Werke ist dieses lebendige Gefühl für Wahrheit, für Pflicht u. Recht, für die bescheidne Unterwerfung unter die Veranstaltungen einer höhern Weisheit, welche die Natur der Dinge anordnete, durchaus herrschend. Das Bewußtseyn dieser Gesinnungen erzeugt in dem Vf. eine gerechte Verachtung der sophistischen Afterweisheit der neuen Zeiten, und der übermüthigen Schriftsteller u. Aufrührer, welche ihren eignen Willen in der Form angeblich evidenter Grundsätze der ganzen Welt aufdringen wollen. Dieser Unwillen bricht häufig in die treffendste, oft witzige, Verspottung aus, womit überlegne Einsicht die freche Thorheit mit Recht behandelt. Das Bewußtseyn dieser Ueberlegenheit der Einsicht u. der Gesinnung belebt das ganze Buch. So wie hier über die Weise gesprochen wird, wie Fürsten leben u. handeln müssen, kann nur derjenige reden, der selbst ein wahrhaft fürstliches Gemüth besitzt. In der Anweisung zur Politik souveräner Republiken erkennt man den Staats-Secretär des hohen Rathes einer Republik, die von allen, die sie gekannt haben, stets mit Verehrung genannt worden ist. Dieser Geist, der das Ganze menschlicher Verhältnisse umfaßt u. durchdringt, ist dabey durch die Erforschung der Geschichte u. Rechte aller Völker genährt, und verbindet die beste historische Kenntniß mit eigner Ansicht der wirklichen Welt. (Der Beschluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 9. Julius 1808.

Winterthur.

Fortsetzung der Anzeige des Handbuchs der allgemeinen Staatenkunde rc. vom Hrn. Prof. von Haller (s. oben S. 1068, 1081). — Ohne solche, bereits vorhin angeführte, Kenntniß der Menschen, auf welche die abstracten Principien angewandt werden sollen, wird die metaphysische Theorie zu einer rasenden Weisheit contemplativer Köpfe, die sich aus einer übersinnlichen Welt in die wirkliche verirren, und vermittelst der Ideen, die sie mitbringen, construiren wollen, was die Menschen thun sollen, und nicht thun können. Auf der andern Seite ist es unrecht, die ganze Frage über die letzten Gründe des natürlichen Staatsrechts zu verwerfen, und die Staatswissenschaft in eine Naturgeschichte der menschl. Kräfte und socialen Triebe zu verwandeln. Denn "die Menschen haben einmahl", wie der Vf. sehr treffend sagt, "ein Bedürfniß, zu den obersten Gründen der Dinge hinaufzusteigen, Einheit und Zusammenstimmung in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu bringen. Finden sie da das wahre Principium nicht, so hängen sie sich an ein falsches, und lassen sich ohne Ersatz die gebrechliche Krücke nicht nehmen". Mit dieser Bemerkung, welche den Werth der

Bemühungen um alle metaphysische Speculation überhaupt anzeigt, wird auch die Untersuchung der abstractesten Fragen des Naturrechts gerechtfertigt. Die Gründe desselben müssen bis in ihren ersten Elementen aufgesucht werden; wäre es auch nur, damit der Irrthum nicht herrschend werde, aus dessen fanatischer Verbreitung vor unsern Augen so schreckliche Bewegungen hervorgegangen sind.

Die Erschütterungen, welche der ganze politische und sittliche Zustand der Welt durch die Wuth erlitten hat, mit welcher verderbl. Lehren einer vorgeblichen Weisheit gepredigt worden, zeigen sehr einleuchtend, wie nothwendig es ist, eine Aufsicht über die Meinungen zu führen, die sich einschleichen. Der Vf. wird durch das lebhafte Gefühl des Ungemachs, das sie erzeugen, veranlaßt, in der Vorrede die Regenten aufzufordern, dafür zu sorgen, daß heilsame Wahrheit gelehrt werde. Aber wie bald würde vorgeschriebne Lehre kraftlos werden! Der Vf. würde seine eigne Gedanken in einem Normal-Handbuche des Systems, dazu sie auf Befehl verarbeitet wären, selbst nicht wieder kennen. Und welchen Reitz erhält dagegen die Ketzerey, die insgeheim als verbotne und desto köstlichere Weisheit verbreitet wird! Wenn das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft auf einer Seite erfordert, daß verderbliche Lehre unterdrückt werde: so verbietet es auf der andern, selbst vorzuschreiben, was gelehrt werden solle.

Wir haben uns bemüht, das Eigenthümliche des angezeigten Werks darzulegen, so weit ein solcher Reichthum von Gedanken sich aus dem an sich selbst schon sehr gedrängten Vortrage auf wenige Seiten zusammenpressen läßt. Von der großen Menge gelegentlicher Bemerkungen hat nur eines kleinen Theils gedacht werden können. Es ist nunmehr noch übrig, ein Urtheil hinzuzufügen, in wie weit die aufgestellte Theorie für ein völlig befriedigendes System des natürlichen Staatsrechts gelten könne: um dadurch etwas zu der Beför-

genug der gründlichen Einsicht beyzubringen, welche den edeln Zweck des Verf. ausmacht.

Abhängigkeit ist das Los der Menschheit, Abhängigkeit von der Natur, Abhängigkeit von andern Menschen. Dennoch entspringt unmittelbar aus dem Bewußtseyn der Vernunft ein unauslöschliches Gefühl der Unabhängigkeit u. Gleichheit. Dasselbe bezieht sich zunächst nur auf die sittliche Natur; erzeugt aber auch ein unüberwindliches Bestreben nach einiger Unabhängigkeit und Selbstständigkeit in der physischen Existenz. In dieser kann sie nur durch Bemühungen errungen, und durch die künstl. Veranstaltungen der bürgerl. Gesellschaft geschützt werden. Die Menschen sind höchst ungleich in Ansehung ihrer natürl. Kräfte, und bleiben es, ungeachtet ihrer ursprüngl. Gleichheit des Anspruchs auf das Recht vernünftiger Wesen, auch in Ansehung aller erworbnen Berechtigungen. Nach den Principien des metaphys. Naturrechts sollen die Menschen völlige Freyheit haben, in diesem ihren Kräften angemessenen u. selbstgeschaffenen Wirkungskreise zu handeln: die Freyheit jedes Einzelnen soll nur durch die Freyheit aller Andern beschränkt werden. Aber diese Idee, die nur aus dem allgemeinen Begriffe von vernünftigen Wesen abgeleitet ist, kann durchaus nicht auf die wirkl. Welt angewendet werden. Es läßt sich zwar denken, daß Wesen existirten, die auf solche Art einen von der Natur selbst ertheilten sinnl. Wirkungskreis besäßen, daß sie nach Willkühr mit einander in Gemeinschaft treten, diese nach Gefallen beschränken und wieder aufheben könnten. Die Menschen aber sind durch die Nothwendigkeit u. durch die natürl. Beschaffenheit ihres Geistes, ihres Körpers, der Erde, auf der sie geboren werden, u. der Art, wie sich ihr ganzes Wesen hier entwickelt, in unvermeidl. Gemeinschaft mit einander gesetzt. Sie werden einander geboren, u. treten unwillkührlich in jene Verhältnisse ein. Jedes Geschlecht ist allemahl das, wozu das vorhergehende es gemacht [illegible] unzähligen Modificationen der

natürlichen, sittlichen; rechtl. Abhängigkeit von einander, deren rechtmäßiger Grund, in so fern man bloß die Vernunft eines Wesens in Betracht zieht, allein auf eigner Einsicht u. Einwilligung (wirklicher oder präsumtiver) bestehen sollte, entspringen aus den Handlungen Andrer, die früher lebten, und vermöge des unwiderstehlichen Laufes der Natur die Nachkommen in unwillkührliche Verhältnisse hineinziehen. So wird die Verpflichtung sogar übertragen, und erbt fort.

Der gemeine Verstand fühlt indessen schon, daß die Rechtmäßigkeit aller dieser Verhältnisse ihre Grenzen hat, die durch die Denkungsart des Verpflichteten selbst; vermöge der Gesetze der ursprüngl. Unabhängigkeit u. Freyheit vernünftiger Wesen bestimmt werden. Der Metaphysiker bemüht sich, den Ausdruck zu finden, der einen bestimmten Begriff dieser Grenze angibt. Vollständig wird dieses indessen vermuthlich nie geleistet werden: weil die Untersuchung an die Grenze des menschl. Erkenntniß führt, weil die Wurzel aller dieser Vorstellungen (so wie aller philos. Nachforschung) sich in dem grossen Geheimnisse der Natur verliert, wie es zugeht, daß Vernunft u. Sinnlichkeit in einem Wesen verbunden sind, u. was den Geist mit der Materie verbindet.

Ein consequentes System rein metaphysischer Begriffe des natürl. Staatsrechts, das die Unabhängigkeit der Vernunft auf die Erscheinung vernünftiger Wesen in der sinnl. Welt überträgt, führt auf die erdichteten Begriffe, die Widersprüche, die unausführbaren Anschläge, deren Unstatthaftigkeit der Vf. des vorliegenden Werks auf eine ausgezeichnete Art aufgedeckt hat. Die dreiste u. consequente, aber blinde, Anwendung jener Grundsätze auf die menschl. Gesellschaft hat allmählich eine gänzliche Verkehrtheit aller herrschenden Vorstellungen, und zuletzt eine schreckliche Explosion in der politischen Welt hervorgebracht; welche jetzt, da sie vorübergegangen, und es zu spät ist, die Nothwendigkeit fühlen läßt, die andre, dem gemeinen Leben weit nähere,

Seite der Sache zu erwägen. Vom Rechte der Menschheit ist genug, und mehr als zu viel geredet worden. Statt mit der nöthigen Vorsicht zu prüfen, wie die allgemeinen Grundsätze über dieses Recht in der Wirklichkeit angewendet werden können, ohne durch innere Widersprüche sich selbst u. die bürgerl. Gesellschaft zu zerstören, hat man aus leeren Sätzen ableiten wollen, wie die Welt beschaffen seyn sollte. Wir müssen den langen labyrinthischen Weg der Irrthümer, den eine übermahlige Thorheit uns geführt hat, wiederzurückgehen, und uns nach einem richtigern umsehen. Dieses hat Niemand besser eingesehen, kräftiger gelehrt, u. Niemand ist besser zu der Unternehmung ausgerüstet, ihn selbst ausfindig zu machen, als der Vf. Hierzu ergreift er die andre Seite der menschl. Natur, die unvermeidliche Abhängigkeit der Menschen von einander. Dieses Naturgesetz verfolgt er durch alle verwickelten Gänge der bürgerl. Gesellschaft mit bewunderungswürdiger Klarheit. Weil es ein wirkliches Naturgesetz ist, so sind alle seine Anwendungen von einleuchtender Wahrheit: und diese Theorie würde schon als ein Leitfaden, die Geschichte der Rechts-Institute aller Völker zu begreifen, vom größten Werthe seyn, wenn sie nicht ausserdem noch so viel practische Weisheit enthielte. Aber so vielumfassend die Ansicht des Vf. ist, so mannigfaltig u. zutreffend die Anwendungen seiner Grundsätze sind: so ist doch nur Eine Seite der Dinge, die größte, die wichtigste, die nächste, aber doch nur Eine, dadurch erschöpft. Immer stößt man auf einen Punct, wo noch Etwas fehlt, weil die natürlichen und gerechten Ansprüche des Menschen auf Unabhängigkeit u. Freyheit, die allenthalben mannigfaltigen Einschränkungen unterworfen sind, u. seyn müssen, hier ganz abgewiesen werden. Es gibt Zeiten, da die Völker, in religiöser Verehrung des Hergebrachten, sich nie fragen, ob Etwas anders und besser seyn könnte? Diese Zeiten sind vielleicht die glücklichsten. Die Menschen, die sich so bescheiden lassen, sind vielleicht

in ihrem engen Kreise um so viel besser. Wenn aber der Geist der Nachforschung einmahl geweckt ist, und ein unruhiges Emporstreben die Menschen ergreift, welches letzte eben so natürlich u. nothwendig ist, als die Beharrlichkeit bey dem erkannten Guten, so lassen sie sich nicht mehr mit Autoritäten abweisen. Können die ererbten Verhältnisse und Sachen die nähmlichen bleiben, wenn die Menschen, die in ihnen leben sollen, ihren Voreltern nicht mehr ähnlich sind? Hier gerathen Verpflichtung gegen das Alte, und Recht des Menschen, für sich selbst zu sorgen, in einen Kampf, der durch jedes einseitige System des Naturrechts unheilbar wird. Die Lehren des Vf. sind vortrefflich, so weit das Wohl des menschl. Geschlechts von der Erhaltung des Bestehenden und Verleihung neues Guten durch weise Anwendung der Macht des Höheren abhängt. Aber müssen denn die Menschen Alles von dieser erwarten? dürfen sie nicht zusammentreten, um dem besorglichen Mißbrauche der Gewalt Etwas entgegen zu setzen, und die öffentliche Autorität in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen der Zeiten zu erhalten?

Der Verf. hat vortrefflich gezeigt, daß die bürgerl. Gesellschaft nicht auf einem einzigen, unter den Theilnehmern abgeschlossenen oder vorauszusetzenden, allgemeinen Grundvertrage beruhen könne; daß sie vielmehr in einer unzähligen Menge besonderer Verhältnisse bestehe, die nach u. nach aus der Anwendung aller natürl. Kräfte hervorgegangen. Aber auf welchem andern rechtlichen Grunde können diese gegenseitigen Verhältnisse beruhen, als auf vorausgesetzter stillschweigender Einwilligung aller auf einander folgenden Geschlechter? Denn bloße Wohlthätigkeit ist nicht hinreichend, die Gewalt zu rechtmäßiger Macht zu erheben. Vernünftigen Wesen muß ich nach ihrer Weise, nicht nach der meinigen, wohl thun. Die Erziehung des thierischen Menschen zum vernünftigen Wesen geht allen Rechtsbegriffen voraus. In so weit aber von dem Ver-

hältnisse eines für vernünftig geltenden Wesens zum andern in der menschlichen Gesellschaft die Rede seyn kann, wird die Willkühr des Mächtigern allerdings durch den Willen des Schwächern beschränkt.

Diesen Mächtigen, den Schutzherrn, stellt der Verf. mit Recht allenthalben voran: da hingegen die Sache gewöhnlich umgekehrt vorgestellt wird. Ein Kind kann nicht aufgezogen werden; — ja die unbedeutendste Unternehmung des menschl. Fleißes kann nicht unternommen werden, ohne daß Jemand vorhanden sey, der Vorschuß leistet, die Auslage des nöthigen Aufwandes bestreitet. Aber der Mächtige ist doch nur stark durch die Hülfe und Unterwürfigkeit des Schwächern. Individuelle Kräfte führen allein nicht weit. Die mannigfaltigen Social-Verhältnisse der Menschen sind es, welche die Macht der Einzelnen weit über das Maaß der persönl. Kräfte hinaus erweitern. Die Unabhängigkeit, worin der Vf. mit Recht das Wesen der Staaten u. des Fürsten setzt, wird nur durch Unterstützung u. Gehorsam Andrer erworben. Die Macht, welche schützt, und nach der Vorstellung des Vf. die Quelle der bürgerl. Gesellschaft ausmacht, ist also in der That selbst wiederum ein Product derselben. Das Recht ist in ihr daher auch allemahl gegenseitig, und beruhet zum Theil auf der fortgesetzten stillschweigenden Einwilligung, die, wie Ferguson in seinem vortrefflichen Systeme der moralischen und politischen Philosophie sehr schön gezeigt hat, die bürgerl. Gesellschaft großen Theils zusammenhält.

In dem Systeme des Vf. geht alles Gesetz aus dem Eigenthume hervor, welches nach seiner (im litterär. Archive weiter ausgeführten) Deduction durchaus keine menschl. Veranstaltung ist, und welches die Menschen nicht der bürgerl. Gesellschaft, sondern einer höhern Veranstaltung in ihren Naturanlagen verdanken. Es ist aber unstreitig, wie die metaphys. Analyse des Begriffs vollkommen darthun würde, in der Vorstellung vom Eigenthume beides, ursprüngl. Naturanlagen, und will-

führl. Veranstaltung der Menschen, mit einander verbunden. Diese metaphys. Untersuchung, eine der trockensten u. spitzfindigsten, ist zugleich eine der nothwendigsten. In jeder speculativen Untersuchung über die menschl. Gesellschaft wird man darauf gestoßen, u. sie hat unmittelbar die größten pract. Folgen. In vielen Systemen des Naturrechts, welche sonst der Vorstellungsart des Vf. ganz entgegengesetzt sind, wird ebenfalls behauptet, das Eigenthum beruhe allein auf dem ursprüngl. Rechte jedes Menschen, sich durch Anwendung seiner Kräfte einen ausschließlichen Antheil an der Welt zu erwerben. Hieraus folgern die Physiocraten, daß alle Beschränkung des Eigenthumsrechtes auch in der bürgerl. Gesellschaft unrechtmäßig sey. Und das ist ganz consequent: denn wenn das Eigenthum vor derselben hergeht, so kann in ihr keine Gewalt entstehen, die befugt wäre, es zu beschränken. Auf diese Art wird aber die ganze bürgerl. Ordnung, die dem Schwachen Kräfte leihen sollte, der Willkühr zu widerstehen, zu einer Veranstaltung, die zufällige Ueberlegenheit des Starken zu befestigen. Die Gesetzgebung muß vielmehr in unzähligen Fällen das Eigenthumsrecht modificiren und beschränken.

Eben so ist es mit dem Erbrechte. Beruhet alles Recht auf erworbnem Besitze, u. alle Macht über Andre auf der wohlthätigen Macht: — wie kann es denn von einem Menschen auf andre übergehen, welche jene Kräfte nicht besitzen? u. vollends, wie kann es ganz willkührlich übertragen werden? Bey einem Schriftsteller, der durchgehends die sittl. Natur des Menschen vor Augen hat, erwartete man nicht zu lesen, daß die Verhältnisse der Menschen zu einander von ihnen abgetrennt werden, und, gleich todten Sachen, aus einer Hand in die andre gehen können, gleichviel, wem sie zu eigen werden.

Nach der Vorstellung des Vf. führt jeder Höhere und Mächtige, und also auch die Obrigkeit, nur ihre eigne

Sache, indem sie öffentliche Angelegenheiten besorgt. Hierin ist Wahrheit. Wenn alle Autorität in der Welt delegirt wäre, so verschwände zuletzt das Subject, das delegirt hat. Theoretisch ist der Satz, daß der Vorgesetzte in Auftrag des Untergebnen handle, irrig; denn das jetztlebende Geschlecht hat seinen angeerbten Obern nicht das Recht ertheilt, zu regieren. Practisch ist der Irrthum höchst nachtheilig. Denn wie kann derjenige mit zuversichtlicher Entschlossenheit handeln, der in seinen Untergebnen, denen er befehlen soll, seine eigentlichen Herren sieht? Aber die Behauptung, daß der Oberherr nur seine eigne Sache führe, indem er Regierungsgeschäfte besorgt, ist nicht weniger irrig, und zum wenigsten eben so gefährlich in den Folgen, als der erstgedachte Irrthum. Bey der Verwickelung aller menschl. Angelegenheiten ist es ganz unmöglich, daß der Mächtigste in öffentl. Dingen für sich handle, ohne zugleich die Angelegenheiten aller derer mit sich fortzureißen, welche in untergeordneten Verhältnissen zu ihm stehen. Hieraus entsteht eine Schwierigkeit, die das neue System drückt, eben wie das alte. So wenig die Unterthanen vermöge ihres ursprüngl. Menschenrechtes angeerbte Verhältnisse aufheben können, ohne die Rechte ihrer Mitbürger u. ihrer Obern zu beleidigen; eben so wenig kann der Oberherr seine Verwaltung der öffentl. Angelegenheiten willkührlich führen, ohne das Eigenthum der Unterthanen (wozu doch mehr gehört, als handgreifliche materielle Besitzungen) zu verletzen. Die Privat-Rechte eines Erbfürsten sind auf mannigfaltige Art mit seinen Regierungsrechten verwickelt: aber weit entfernt, daß dadurch die letztern die Natur der erstern annehmen könnten, ist vielmehr offenbar, daß die freye Disposition über das Privat-Eigenthum des Landesherrn selbst durch jene Verwickelung sehr beschränkt wird. Denn wenn der Mächtigste und Reichste Landesherr und Regent geworden ist, weil er der Mäch-

erster Reichsfürst war (so wie es sich in der Deutschen Geschichte so häufig findet), wie kann er es dann bleiben, wenn er sein Familiengut durchgebracht hat? Wodurch wären alsdann die Unterthanen verpflichtet, aus dem Ihrigen die Kosten der öffentlichen Anstalten zu bezahlen, die vermöge der Verhandlung, welche jenen zum Fürsten gemacht hat, auf seinem Erbgute ruhen?

Man wird also immer wieder darauf zurückkommen müssen, daß die Menschen in der bürgerl. Gesellschaft keine Herren haben, sondern Anführer. Unterscheidet doch schon der gemeine Sprachgebrauch Dominum (der über seine eigne Sache gebietet) vom Rege (qui regit, der fremde Angelegenheiten anordnet).

Dieser ist deswegen um nichts mehr abhängig von seinen Unterthanen. Er mag seine hohe Stelle gar wohl durch Erbrecht erhalten haben, u. behaupten. So sagte Burke mit Recht, und mit allgemeinem Beyfalle, der König von England halte Krone u. Scepter in defiance der so genannten Gesellschaft von Volksfreunden. Er hätte das Nähmliche mit Recht und Beyfall aller Vernünftigen sagen dürfen, wenn auch sogar die Majorität des ganzen Volks, nach Kopfzahl, dagegen abgestimmt hätte. Aber dieses hindert doch nicht, daß die Engländer die Rechte des Parlaments, als einer die Nation repräsentirenden Versammlung, eben so heilig halten sollten, als das Ansehen der Krone. Sie berufen sich dabey auf ihr angebornes Recht, und würden sich darin nicht irre machen lassen, der berühmte Streit, wie viel von der jetzigen Verfassung des Landes schon zu Alfreds Zeit rechtmäßig gewesen, möchte auch entschieden werden, wie er wollte.

Der innere Widerspruch, der darin liegt, wenn man willkührlichen Veranstaltungen der Mächtigen zur Beherrschung der Untergebenen, bloß deswegen, weil sie in der wohlthätigen Macht gegründet sind, eine rechtmäßig bindende Kraft beylegt, ist am auffallendsten

in ihrer Anwendung auf die Kirche. Die Erziehung des rohen Menschen zu einem vernünftigen Wesen ist ein Bedürfniß für ihn selbst, für Jeden, der mit ihm in Berührung kommen kann; und durch die Wildheit des menschl. Thiers, das noch durch Unterricht nicht gebändigt worden, gefährdet wird. Aber so weit die Vernunft in ihm ausgebildet ist, beruhet doch alle Autorität des Lehrers allein auf der überzeugenden Kraft der Lehre. Der unabhängige Geist des unterrichteten Menschen lehnt sich daher gegen den doppelten Zwang d. Systems auf, welches willkührlich den Einen unter die Zahl der freyen selbstständigen Herrscher (Priester) aufnimmt, und den Andern verurtheilt, untergeben zu bleiben; sodann aber wiederum in jener ersten Classe der Lehrer selbst dem eignen Nachdenken Fesseln anlegt, um den Glauben unverändert zu erhalten. Dieses System kann durchaus nicht länger für rechtmäßig gelten, als die ihm Unterworfenen es dafür halten; und die consequenteste Anwendung von Grundsätzen, die sich nur auf Eine Seite der menschl. Natur stützen, reizt natürlicher Weise am meisten zum Widerstande, so bald die künstlich verdeckte Seite der Sache erkannt wird. Jahrhunderte lang hat der Kampf der geistlichen Gewalt mit der weltlichen die Menschen beschäftigt. Nachdem die erstere dahin gebracht worden, für den Augenblick ihren übertriebnen Forderungen zu entsagen, verschwindet die Besorgniß des Mißbrauchs, und die Schutzwehr gegen andre Arten von Unterdrückung, die in ihr lag, wird zurückgewünscht. Wie so ganz anders wird jetzt allenthalben geurtheilt, was den Gewissenszwang betrifft, nachdem er durch so viele Anstrengung aus der wirklichen Welt großen Theils vertrieben worden! Um die Philosophie eines Zeitalters richtig zu beurtheilen, muß man die Geschichte desselben im Gesichte behalten.

Die historischen Ansichten des Vf. sind sehr fruchtbar. In der Verfassung der Völker finden sich allent-

halben die Grundbegriffe, die Rechtsanstalten, die Verhältnisse, welche der Vf. vortrefflich aus der Natur der menschl. Verbindungen erklärt. Die Begriffe von Patrimonial-Rechten, von Militär-Verfassung u. Rechten der Heerführer, von geistl. Rechten, finden sich alle in der Deutschen Geschichte und in andern auf mannigfaltige Weise unter einander gemischt. Hierüber hat schon Montesquieu lehrreiche Bemerkungen gemacht, dessen Werk, neben einigen blendenden Irrthümern in allgemeinen Begriffen u. Grundsätzen, eine so große Menge scharfsinniger Beobachtungen enthält. In jeder Deutschen Provinz erkennt man, nach Maßgabe der speciellen Landesgeschichte, bald mehr, bald weniger, Spuren von dem einen System, oder von dem andern. Aber es wird schwerlich ein Land von einigem Umfange für einen reinen Patrimonial-Staat oder militärischen Staat gelten können. Neben den größten landesherrlichen Domänen existiren allenthalben freye, nicht durch Begünstigung des Fürsten in Besitz genommene, Güter. In den meisten Ländern finden sich mehr aufgetragene, als verliehene Lehen. Die Geschichte zeigt neben der Abhängigkeit von Mächtigen, auf welche Hr. v. H. sein ganzes System erbauet, viele Züge einer ganz andern Verbindung im Staate. Nach seiner Vorstellungsart gibt es in Fürstenthümern durchaus keine collectiven Verhältnisse der Unterthanen zu den Landesherren. Jeder Einzelne steht in besondern Privatverhältnissen zu ihm: und die republican. Ideen von Staatskörpern, die zu gewissem Antheile an öffentl. Angelegenheiten berechtigt sind, wird ganz verworfen. Ist dieß historisch zu rechtfertigen? Die Germanischen Völker beym Tacitus, qui reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, und bey denen de rebus majoribus omnes, de ceteris principes deliberant; die Darstellung der Sächs. Volksverfassung, die Möser in seiner Osnabrückschen Geschichte mit den althergebrachten Rechten der

seinem Vaterlande documentirt; und die Fränkischen März- und Mayfelder harmoniren nicht mit jener Vorstellung.

Gemischte Verfassungen, worin es hochberechtigte republikanisch gebildete Corporationen gibt, sind nach der Theorie des Vf. ganz unstatthaft: und für die Engl. Verfassung findet sich in seinem Systeme überall kein Platz. Denn England kann nach dem darin aufgestellten Begriff weder für eine Monarchie, noch für eine Republik gelten; ein Drittes soll es aber gar nicht geben. Monarchien können daher auch, nach dem Ausspruche des Vf., keine Constitutionen haben: und Patriotismus soll in ihnen gar nicht Statt finden, als welche Gesinnung mit der Verfassung dieser Staaten ganz unvereinbar sey. Da es aber dem Begriffe einer Communität, eines gemeinen Wesens, keinesweges widerspricht, daß sie aus Gliedern bestehe, die in Ansehung ihres Antheils am Ganzen, u. ihrer Rechte auf dasselbe ungleich sind, so können die Verhältnisse der Staatsbürger unter einander gar wohl auf einer Constitutionsacte beruhen, oder auf ihr beruhend gedacht werden. Und allenthalben, wo es ein gemeines Wesen gibt, findet auch Liebe zu demselben, u. Aufopferung dafür, Statt. Hergebrachte Verfassung, und Civilgesetzgebung, die nach des Vf. eigner Bemerkung nicht von dem Landesherrn herrührt, Sitten, u. Sprache, bilden ein gemeines Eigenthum, das allenfalls mit Gut u. Blut geschützt zu werden verdient, ohne daß specielle Lehenspflicht hinzukomme. Selbst in rechtlicher Hinsicht entsteht aus jenem allen eine Communität, deren Oberhaupt im strengsten Verstande verpflichtet ist, im Sinne der Nation zu regieren.

Für die Erhaltung der Ordnung und für die Wohlfahrt der Staaten ist es höchst nöthig, die Verpflichtungen gegen das Oberhaupt, welche durch die Lehren des neuern Staatsrechtes den öffentl. Beamten, wie dem Volke, ganz aus den Augen gerückt werden, u. die Anhäng-

lichkeit an die Person würdigen Fürsten, die so unendlich viel Gutes wirkt, zu beleben. Auf der andern Seite aber werde doch auch nie vergessen, zu welchem Grade von gefühlloser Härte und zu welchen ungerechten Mißbräuchen der Gewalt es führt, wenn die Staatsdiener nichts als persönliche Pflichten gegen den Herrn anerkennen, und aller Gemeingeist verschwindet.

Hr. v. H. stellt durchgehends die wohlthätigen Wirkungen einer schützenden, und zu diesem Ende herrschenden, Macht auf. Er hat dieses Bild aus der Erinnerung des Staats genommen, dem er selbst angehört: das Uebrige hat sein individuelles Gefühl dessen, was ein mächtiger Herr leisten kann, hinzugethan. Andre Verhältnisse erzeugen andre Ansichten: u. so gibt das nämliche edle Gefühl für Sittlichkeit u. menschliches Glück ebenfalls Veranlassung, über die Mittel nachzudenken, dem Mißbrauche der Gewalt rechtmäßig widerstehende Kräfte entgegen zu setzen. Denn sollte der Ausspruch des Vf., daß es nicht in der Natur des Stärkern liege, den Schwächern zu beleidigen; daß die Kräfte meistentheils nur gegen Gleiche oder Höhere gemißbraucht werden, sich wohl durchgehends bestätigen? Mißhandlung einzelner Schwächern erlaubt sich nur der verächtlichste Uebermuth. Aber ist es nicht die gewöhnliche Denkungsart mächtiger Personen, Stände, Corporationen, alle Mittel anzuwenden, um die Schwächern zu hindern, daß sie nicht zu Kräften gelangen, mit denen sie die unbilligen Ansprüche jener bestreiten können? Und womit bekämpfen Mächtige ihre Nebenbuhler? Hr. v. H. erklärt sich mit dem größten Nachdruck gegen die Lehre von den Gegengewichten in der Staatsverfassung (Contrepoids, balance des pouvoirs), wodurch alle wohlthätige Kräfte gelähmt werden, um den möglichen Mißbrauch der Gewalt zu verhindern. Es ist vollkommen gegründet; aber auch schon von mehreren Schriftstellern, vorzüglich von Der-

kleinen gezeigt worden, daß vielmehr das Wohl der Staaten von einer Harmonie und Verbindung der getrennten Gewalten abhängt.

Vom Adel redet der Vf. an vielen Stellen mit seinem lebhaften Gefühle für den Werth alles dessen, was sich über das Gemeine erhebt. So wie einzelnen Menschen dieser Vorzug zukommt, so auch ganzen Geschlechtern. Das Wesen des Adels besteht, nach seiner Erklärung, in höherem Ansehen, begründet auf höhere Macht und Freyheit. "Dieses faßt", sagt er, "alle Arten des Adels in sich: den Adel, der sich auf Patrimonialgut gründet, den Dienstadel, den militärischen, den patricischen u. s. w., und da jener allgemeine Charakter in der menschlichen Natur selbst gegründet ist, so findet sich dieses Patriciat als ein Natur-Product allenthalben, und kann nicht als ein willkührliches, durch unrechtmäßige Privilegien errichtetes, Institut betrachtet werden. In so fern dieser Adel, als etwas Moralisches, auf Sitten und der Denkungsart gegründet ist, kann er nicht zerstört werden: so bald es aber willkührlich und gesetzlich gemacht wird, artet es aus, und erzeugt die größten Nachtheile". Mit dem größten Vergnügen hat Rec. hier bey einem so großen Kenner der politischen Verhältnisse die nähmlichen Grundsätze gefunden, denen er selbst eine eigne Ausführung gewidmet hat. Auf die selbsterrichtete Communität des Deutschen Adels läßt sich ganz vorzüglich die Bemerkung des Vf. anwenden, nach welcher der monarchischen Verfassung nichts gefährlicher ist, als Verbindungen. Wie harmoniren aber hiermit die Anmaßungen des Deutschen Adels in Ansehung der Stifter, der Landtagsversammlungen, der gesellschaftlichen Angelegenheiten des gemeinen Lebens, welche in unserm Jahrhunderte einen unüberwindlichen Einfluß auf alle geselligen Verhältnisse haben? Und bey der Behauptung, daß man dem Adel die Prätension andichte, als ob er allein die nöthi-

gen Fähigkeiten und Tugenden zur Erhaltung und Vertheidigung des Reichs besäße, da doch in der ganzen Welt Niemand mehr vom Neide entfernt und mehr geneigt sey, wahre Verdienste anzuerkennen und hervorzuziehen, als die Höheren und Vornehmen, möchte man aber wohl fragen, wie es einem solchen Beobachter, und der sich ausdrücklich auf seine Reisen in Deutschland beruft, habe entgehen können, daß in vielen Ländern der größte Theil des Adels unadliches Verdienst zwar gern anerkennt, aber nur, so lange es sich mit dem Bewußtseyn erfüllter Pflicht für hinlänglich belohnt achten will; auch geneigt ist, brauchbares Talent hervorzuziehen, dafern es nur verdienstlosen Adlichen in ihren Ansprüchen auf Macht, Einfluß und Ehre nicht in den Weg zu treten wagt. Von den hohen und berühmten Geschlechtern, welche sich eines tiefgegründeten Ansehens und eines auf mannigfaltigen Verbindungen und beträchtlichem Vermögen beruhenden Gewichts im Staate bewußt sind; von solchen kann man allenfalls voraussetzen, daß sie Talente und Verdienste beschützen werden, die ihnen selbst wiederum zur Stütze dienen; aber gewiß nicht von dem großen Haufen derer, welche sich wegen eines ganz unberühmten, jedoch recipirten, Nahmens zu jener Classe rechnen möchten, dessen ungeachtet aber in jedem Unadlichen einen gefährlichen Mitwerber ihrer Prätensionen auf Vortheile aller Art sehen, so bald er sich über den knechtischen Geist erhebt, den man in solchen Leuten schicklich findet.

Daß ein Privilegium, welches die Stellen im Staatsdienste dem Adel ausschließlich zueignet, nirgends, und am allerwenigsten in Frankreich, existirt habe, ist irrig. Die bekannten Edicte von 1785 und 1786 über den Militärdienst zu Lande und zur See beweisen es.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 11. Julius 1808.

Göttingen.

Von Sr. königl. Majestät, unserm allergnädigsten König, Hieronymus Napoleon, ist unter dem 29. Junius d. J. auf den Vortrag des Hrn. Staatsraths und General-Directors des öffentlichen Unterrichts, v. Müller, der Hr. Assessor der Juristen-Facultät, Doctor Friedrich Christian Bergmann, zum Professor extraordinarius der Rechtsgelahrtheit ernannt worden.

Da im königl. Decret vom 4. Junius die jährliche Preisvertheilung für die Studirenden mit königl. Milde ist bestätiget und dazu der Universität die nöthige Summe angewiesen, dabey aber für gut gefunden worden: daß forthin die Ertheilung der Preise auf den 17. September, als die Stiftungsfeyer der Universität vor 71 Jahren (1737), angesetzt seyn soll: so werden gegenwärtig von der Universität die vorhin (Gött. gel. Anz. 1807 100. Stück S. 994) aufgegebenen Preisaufgaben bestä-

tiget, der Ausspruch aber über die schon eingegangenen, und von jeder Facultät bereits beurtheilten Schriften auf den 17. September dieses Jahres 1808 ausgesetzt. — Zugleich werden nun für den 17. September 1809 neue Preisfragen für unsere Studirenden, die sich der Ausarbeitung fähig glauben, voraus bekannt gemacht; es wird ihnen hiedurch ein noch größerer Zeitraum zur größern Vervollkommnung ihrer Schriften gegönnt.

Diese neuen Aufgaben für den 17. September 1809 sind folgende:

Von der theologischen Facultät:

Ut ex historia et scriptis Apostolorum notentur et distinguantur tempora, in quibus cognitioni, cujus elementa a Christo hauserant, novae aliquid vel purioris, vel clarioris, vel uberioris etiam, lucis accessit.

Aus den Schriften und der Geschichte der Apostel die Epochen zu bestimmen, in welchen die Religions-Erkenntniß, deren Elemente sie aus dem Unterricht Christi aufgefaßt hatten, am merklichsten bey ihnen aufgeklärt, gereinigt, und erweitert wurde.

Thema zu der Preispredigt:

Aus Joh. XIV. 6. zu zeigen, in wie fern reine und wirksame Gottes-Erkenntniß den Menschen durch die Lehre Jesu mitgetheilt worden ist, und fortdauernd mitgetheilt wird.

Von der juristischen Facultät:

Exponatur distinctio inter titulum et modum adquirendi, quem vocant.

Auseinandersetzung des Unterschieds zwischen *titulus* und dem so genannten *modus adquirendi*.

Von der medicinischen Facultät:

De vitiis illo vitio, quod vulgo *Mouches volantes* vocatur.

Von dem Gesichtsfehler der Mouches volantes.

Von der philosophischen Facultät:

Constat, ex veterum testimoniis, tam Jaxartem quam Oxum, quondam in mare Caspium influxisse; ex communi vero recentiorum opinione, utrumque fluvium in mare Aral se exonerare. Optat igitur philosophorum ordo, *ut loca maxime illustria de Jaxarte et Oxo diligenter inter se conferantur; utque certius, quam factum est, determinetur, quo tempore quo, que casu vel qua caussa horum fluminum ostia obturata, et quinam illi fluvii sint, quos vir fide dignissimus*, Bruce, *suis ipse oculis vidit, cum orientalem maris Caspii oram perlustraret* (Memoirs of *Peter Henry Bruce* Esq. — containing an account of his Travels — (1723) London 1782 p. 311 ... 318. Consulatur praeterea *Journal of Travels* by *A. J. Hanway*, Lond. 1754 Vol. I. cap. 20. 24. 59. et tabulae ad p. 87 et 237).

Da, der Aussage der alten Schriftsteller zufolge, der Jaxartes und der Oxus einmahl in das Caspische Meer sich ergossen haben sollen, jetzt aber beide sich in den See Aral verlieren: so wird als Frage aufgegeben: Die vorzüglichsten Stellen vom Jaxartes und Oxus genau zu vergleichen, und genauer zu bestimmen, wenn und durch welchen Zufall oder Veranlassung sich die Ausflüsse der gedachten Flüsse verstopfet haben; und ob es diejenigen waren, welche Bruce bey seiner längs der Ostküste des Caspischen Meeres auf Befehl Peters des Großen gemachten Seereise wahrnahm?

Wir wiederhohlen nun noch die im vorigen Jahre auf das gegenwärtige Jahr 1808 bekannt gemachten Preisaufgaben (G. g. A. 1807 100. St. S. 994), für welche bereits die concurrirenden Schriften in unsern Händen sind, der Ausspruch aber über dieselben, wie oben gemeldet ist, erst auf den 17. Sept. des jetztlaufenden Jahres bekannt gemacht, und die Preise ertheilt werden sollen.

Die theologische Preisfrage war:

Können die Wunder Jesu aus natürlichen Ursachen in der Maße abgeleitet werden, daß die Ursachen erweislich sind, daß der Erzählung der Evangelisten keine Gewalt angethan wird, und daß endlich die Heiligkeit und Glaubwürdigkeit Jesu dabey unangetastet bleibe?

Für den Predigerpreis war das Thema aufgegeben:

Von der ewigen Dauer des Christenthums und der Christlichen Kirche, nach Matth. XVI, 15-18.

Die juristische Aufgabe war:

Wenn aus Wechsel geklagt wird in einem Lande, welches keine Landes-Wechselordnung hat, können dann, und wie fern können zu Entscheidungsquellen dienen theils die allgemeinen Grundsätze über die eigenthümliche Natur des Wechselgeschäfts, theils auswärtige Wechselrechte, und zwar sowohl überhaupt, als mit Rücksicht auf die im einzelnen Falle vorkommenden Umstände?

Die medicinische:

Hat die Substanz der Gebärmutter des Menschen Nerven, oder nicht?

und die philosophische Aufgabe:

Aus der Stelle in Strabo's drittem Buche, verglichen mit den Stellen im Diodor und Plinius, soll von den alten Bergwerken Spaniens eine überdachte, richtige und deutlich abgefaßte Nachricht gegeben, und aus den bessern Einsichten der neuern Bergwerkskunde erläutert werden.

Das Weitere ist im Programm des Hrn. geh. Justizr. Heyne, gedruckt bey Dieterich 1807, nachzusehen.

Paris.

Histoire de Fénélon, composée sur les Manuscrits originaux. Par M. *L.-F. de Bausset*, ancien Evêque d'Alais, Membre du Chapitre Impérial de Saint-Denis. To. I. ... III. 1808. Octav S. 500 bis 600 jeder Band.

Mit der Weitläuftigkeit, die man häufig genug den Schriften der Theologen vorwarf, ist diese Geschichte ausgearbeitet. Politische Ursachen und Eile verhinderten bey der letzten Ausgabe von Fenelon's Werken (1787) den Verfasser der ausführlichen Lebensbeschreibung, welche derselben vorgesetzt ist, den Exjesuiten Querbeuf, von dem Reichthum von Manuscripten, welcher ihm mitgetheilt war, den gehörigen Gebrauch zu machen. Jener Schatz von Handschriften ist in die Hände des Hrn. Erzbischofs von Alais gekommen, und Veranlassung zu dieser neuen Lebensbeschreibung geworden. Es sind von ihm einzelne unbekannte interessante Piecen hier an das Licht gestellt: aber theuer muß man das Interessante erkaufen, wenn man die drey dicken Bände durchlieset. Ein Buch

verstand der Verfasser nicht zu machen, der übrigens ein ungemein wohldenkender Geistlicher ist, welcher gut schreibt, wie folgende Vergleichung Fenelon's mit Bossuet als Schriftsteller beweisen wird: Dans le premier âge de la vie, dans un cours de choses paisible et régulier, dans ce temps heureux où l'estimable inexpérience de la perversité des hommes ouvre le coeur et l'imagination à toutes les douces illusions de la vertu et de la félicité publique, on aime à s'égarer avec Fénélon dans ces lieux enchantés, où la sagesse et la bienfaisance assises sur le trône, ne donnent à des peuples soumis et tranquilles que des loix paternelles, et où des sujets, heureux des vertus du prince, se jouent avec des chaines de fleurs, qui les attachent à son autorité tutélaire. Mais lorsque les années commencent à réfroidir l'imagination, et à attrister les pensées; lorsque désabusés de tous les prestiges qui avaient ébloui notre ame encore jeune et sans expérience, nous voyons les hommes tels qu'ils sont; lorsque les espérances qui avaient rempli notre vie se sont évanouies avec tous les objets de notre ambition; lorsque par une déplorable fatalité, nous sommes appelés à assister à ces grandes catastrophes qui changent la face des empires et le sort des nations, alors, nous avons besoin de la main ferme et inflexible de Bossuet, pour nous soutenir au milieu des débris et des ruines que laissent ces terribles tempêtes des passions humaines. C'est alors qu'à la clarté sombre et majestueuse du flambeau qu'il offre à notre esprit, on ose marcher à sa suite avec

un effroi religieux dans les profondeurs de cette providence, dont les coups de tonnerre *font mourir les royaumes-mêmes et tomber les trônes les uns sur les autres avec un fracas effroyable, pour nous faire sentir qu'il n'y a rien de solide parmi les hommes, et que l'inconstance et l'agitation est le propre partage des choses humaines.* (Die mit Cursiv-Schrift gedruckten sind Worte Bossuet's.) Als Mensch gehört Fenelon zu den seltensten und schönsten Erscheinungen. Eine solche Vereinigung von Zartheit der Empfindungen, allgemeinem Wohlwollen, unerschütterlich-lebendiger thätiger Liebe für Einzelne, untergeordnet der reinen Liebe zu dem höchsten Quell des Seyns, der Gottheit, in welcher er sich in seinen Contemplationen verlor, die ihn aber nicht von der Erfüllung seiner Pflichten abzogen, sondern dazu anfeuerten, mit einer practischen Menschenkenntniß im Einzelnen, und der feinsten angenehmsten Behandlungsart der Menschen; eine Vereinigung des anhaltendsten Zustandes von Demuth mit der größten Festigkeit, wo er die Stimme des Gewissens vernehmlich zu hören glaubte, findet sich in der Geschichte nicht. Der Schriftsteller steht weit unter dem Geist des Menschen Fenelon: eine nicht seltene Erscheinung. Seine meisten Schriften, theologisch- und theologisch-polemischen Inhalts, haben ihr Interesse verloren. Sein Telemach, das Buch, welches das ausgebreitetste Publicum fand, obwohl reich an Beobachtungen der Menschen aus den höhern Classen, von einer trefflichen moralischen Tendenz, wird durch seine gemachte poetische Prose, den Gebrauch

der mythologischen Sprache und Vorstellungen nach Französischem Zuschnitte, mit welchen er durchwebt ist, uns Deutschen nicht sehr zusagen können. Eine ermüdende Gleichförmigkeit herrscht obendrein in Fenelon's Styl. Alles ist bey ihm mit der nähmlichen Sorgfalt ausgearbeitet. Er hat keine Stelle, wo er sich merklich hebt; kein Schatten und Licht; der stets klare Bach seiner Sprache verliert, nach einigem Genusse, seinen Reitz um so mehr, da es gar keine gedrungene, sondern gedehnte, wenn gleich noch so wohlklingende, Sprache ist, die er redet. Als Schriftsteller steht daher der Schwan von Cambray, wie ihn Voltaire nannte, bey uns unter dem glänzenden Adler von Meaux, Bossuet, mit dem es F's. Schicksal ward, auch bey der Nachwelt zu rivalisiren. F. ist unserm Herzen weit theurer, wenn wir sein ganzes Leben betrachten, als Bossuet; aber von den erhabenen Stellen, die wir bey diesem antreffen, im Geiste der alten Propheten empfunden und ausgesprochen, finden wir keine bey Fenelon. Wie F. ward was er war, ist um so merkwürdiger, weil ein großer Theil der Umstände, unter denen er sich entwickelte, sehr in die politische Geschichte eingreift. Die Natur hatte bey ihm, wie bey den ungewöhnlichen Menschen, das Meiste gethan. Die Lagen, in denen er sich befand, halfen aber sehr seiner Entwickelung nach. In dem Seminario von St. Sulpice, wo sich seine Jugend entfaltete, ward seine lebendige Devotion ausgebildet. Hier kam ihm der Gedanke, dessen Realisation seine schwächliche Gesundheit verhinderte, als Missionär nach Canada zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1808.

Frankfurt am Main.

Bey J. C. Hermann: Der alten gothischen Kapelle zu Frankenberg Grundriß, Aufriß und Durchschnitt, nebst Gedanken über die sogenannte gothische Kirchenbaukunst. Herausgegeben durch Bernhard Hundeshagen. 1808. 12 Seiten in Folio, mit 3 Kupfertafeln.

Mit Vergnügen sehen wir hier zum ersten Mahl einen jungen Schriftsteller auftreten, der, mit der Deutschen Kunstgeschichte des Mittelalters vertraut, eine Probe seiner Gelehrsamkeit und seiner architectonischen Kenntnisse ablegt, die uns für die Zukunft noch etwas recht Vorzügliches von ihm erwarten läßt. — Ums Jahr 1383 wurde von Johann von Cassel eine Kapelle an den südöstlichen Theil des Kreuzes der von Landgraf Heinrich I. 1286 errichteten Kirche der heil. Jungfrau in Frankenberg angebaut, ebenfalls der Jungfrau Maria gewidmet, und zu seiner Ruhestätte bestimmt. Die Gestalt, die er dem Gebäude zum Grunde legte, war ein unregelmäßiges Achteck (s. Tab. I.); das Ganze wurde durchaus mit Quadern zusammenge-

setzt. Ausser den Zierathen im Innern, erblickte man an der Kapelle eine große Anzahl von Nischen und Fußgestellen, die, der Sage nach, ehedem mit Bildsäulen besetzt gewesen sind (s. Tab. II. III.), und vielen andern Schmuck von Eichenblättern mit Früchten, Kräutern und einheimischen Blumen. Die aussen, an der linken Seite der Kapelle, befindliche Schrift, gleichzeitig mit einigen Zeilen am Altare, ist die einzige vorhandene schriftliche Urkunde, woraus man Etwas über die Zeit und den Erbauer der Kapelle genau nehmen mag. — Dieß ist im Wesentlichen die Beschreibung der Kapelle, welche der Verfasser mit einigen Gedanken über die allgemeinen Gestalten und Hauptzüge der so genannten Gothischen Kirchengebäude, besonders in Rücksicht auf ihre Entstehung, Zweck und Nothwendigkeit, begleitet hat. Der Verf. gehet (§. 1.) von dem Grundsatze aus, daß die vollkommen runden, wie die vollkommen viereckigen Gestalten, den ersten Lehrern der Christlichen Gemeinden zu einem Versammlungsorte unschicklich gewesen seyen, und daß daher ihre Baumeister das Langrund (Ellipse) und das Langviereck (Oblong) vorgezogen hätten. Allein die Christlichen Gemeinden suchten anfänglich jeden geheimen Ort, der ihnen eine Zuflucht gegen Verfolgungen darbot, und erbaueten erst späterhin, nachdem sich Constantin öffentlich zur Christlichen Religion bekannt hatte, Kirchen nach dem Muster der Basiliken, daher auch die ersten Kirchen Basiliken genannt wurden. In der Folge vergrößerten sich diese Basiliken zur Gestalt des Römischen oder Griechischen Kreuzes, indem die Säulenreihen in Pilaster, und die verlängerte Tribune in eine besondre Abtheilung für den Bischof und die Chorherren verwandelt wurden. Daß man,

wie der Verfasser (§. 3, 4.) bemerkt, die Kirchen in den frühesten Zeiten mit Gewölben bedeckt habe, ist falsch; denn die ältesten Kirchen hatten, wie die Basiliken, ein flaches Gebälke, wie man noch gegenwärtig an der Basilike des heil. Paulus vor dem Thore nach Ostia bey Rom sehen kann. Nur die Façade ist an diesem Gebäude ein neuer Zusatz. Da die Römischcatholischen Kirchen eine größere Hellung, als die Tempel, die ihr Licht nur durch die Thür empfingen, nöthig hatten, so entstanden vergrößerte Lichtöffnungen zur Seite (§. 5.), welche man bereits zur Zeit Constantins mit Glasscheiben versah. Anfänglich bildeten diese Fenster nur Cirkelbogen, allein seit dem eilften Jahrhundert wurde das obere Ende spitz gewölbt, und mit mannigfaltigem Geräthen geschmückt. Was der Verfasser (§. 6.) von dem Gerippe des Gewölbes und der äussern Vervielfältigung der Säulen sagt, verräth zwar einen guten Beobachter, paßt jedoch nur auf die prachtvollen Cathedralen des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Die schlanken, kühn emporstrebenden Säulen scheinen eigentlich büschelförmig zusammengesetzt zu seyn: jedes Säulchen hat sein eignes, mit Blättern oder Blumenkelchen geziertes Capitäl, das mit allen übrigen Einen Körper, d. h. eine vollständige Säule mit ihrem Capitäl, bildet. Diese Säulenart wurde nur in den prachtvollen Cathedralen angewandt; denn da die Schäfte oder Säulchen aus langen Stücken bestanden, die man aus den Quadern horizontal gehauen hatte, so wurden sie oft, wenn man sie perpendiculär aufrichtete, durch die Last zersprengt. Man zog daher die glatten, runden Säulen oder Cylinder allgemein vor. In einigen uralten Deutschen Cathedralen findet man auch Säulen, die von

vieler kleinen spiralförmig umwunden sind, so wie das Ephen den Baum umrankt, oft auch mit einem Netz oder viereckigen Gestrick umwunden, wie es Carter an den Säulen der Cathedrale zu Durham bemerkt hat. Mit dem, was der Verf. (§. 7.) von den Gewölben sagt, ist Rec. vollkommen einverstanden. Die Bogen und Hauptrippen der Gewölbe wurden von kleinen Quadern verfertigt, die Zwischenräume aber, der Leichtigkeit wegen, von Kalk. In den schönsten Deutschen Cathedralen schweben die schauerlichen Spitzgewölbe hoch zwischen Bogen und sich durchkreuzenden Tragsteinen. Die Rippen springen aus den himmelhoch hinanschiessenden Säulen empor, theilen sich wie entfaltete Fächer oder Palmenzweige, und bilden Räume, die mit Cirkeln, leichtem Blätterwerk oder Figuren geschmückt wurden. Die Behauptung des Verf., daß die Fußböden der Kirchen der Begräbnisse und der religiösen Demuth wegen vertieft wurden, lassen wir auf ihrem Grunde beruhen, und bemerken nur, daß sich die meisten Deutschen Baumeister nach dem Locale gerichtet haben. Der Dom zu Straßburg, das Höchste, was die Deutsche Architectur hervorgebracht hat, ruhet auf eingerammten Pfälen. §. 8. Von den spitzwinklichten Giebeln und derselben vegetabilischen Verzierung. Der Verf. hat sich in diesem Abschnitt etwas dunkel ausgedrückt, und scheint in jeder Verzierung, die oft nur aus der Phantasie des Künstlers entsprang, eine tiefe Bedeutung zu finden. Die Aehnlichkeit der Gothischen Bauart mit einem angepflanzten Walde ist bereits von Mehreren bemerkt worden. §. 9. Von den Zierathen. Um die kleinen Giebel, Fensterspitzen, Bekränzungen von Zinnen, die hohlen Seiten weiter Bogen und den untern Rand der Thronhimmel über Bildsäulen auszufüllen, bedienten sich die Architecten des Mittel-

öfters eines Zieraths, das mit Kleeblättern Aehnlichkeit hat, und die größte Mannigfaltigkeit im Zusammensetzen erlaubt. Am schönsten erblickt man dieß kleeblätterartige Ornament in den großen Rosen in dem Hauptfenster des Chors gen Morgen, z. B. in den Cathedralen von Straßburg, Paris, Rouen und York. Nichts kann einen angenehmern Effect machen, als wenn auf diese Rosen, die in prächtigen Cathedralen mit bunten Scheiben gefüllt wurden, die Strahlen der Sonne fallen. Die äussern, freystehenden Ornamente, die den Kleeblättern ähneln, findet man aufs mannigfaltigste an den Gebäuden zu Batalha. §. 10. u. 11. Von den Thüren und Thürmen. Diese entstanden später, als man anfing, Glocken zu gebrauchen. Anfänglich wurden die Thürme neben die Kirche gebauet, späterhin gerade vor dem Eingang, zuletzt über die Mitte der Kirche. § 12. Von der Verzierung. Das Besonderste bey der Verzierung der Gothischen Gebäude ist die sehr häufige Anwendung und Wiederhohlung einer und derselben Zierath. Sie ist aber, wie oben bemerkt worden, aus Zusammensetzung mehrerer sphärischer Dreyecke entstanden, und behielt immer die Grundform des Kleeblatts. §. 13. Vollkommen richtig ist die Bemerkung des Verf., daß die so genannte Gothische Bauart durchaus Germanischen Ursprungs ist. Italien, ja sogar Spanien, Frankreich, Holland und England, erhielt seine besten Architecten aus Deutschland. Es ist daher die lächerlichste Anmaßung, wenn einige neue Brittische Architecten, z. B. Carter, die Gothische Baukunst die Englische nennen wollen, da doch selbst der ehrliche Chronikenschreiber Stubbs ein Gebäude zu York opus teutonicum nennt, und der Ausdruck Gotico tedesco bey den frühern Italiänern nicht ungewöhnlich ist. Indessen theilte sich die Germanische Baukunst, so wie die antike, in verschiedne

Arten, die sich dennoch sämmtlich auf Ein Grund-Princip zurückführen lassen. Der Raum erlaubt es uns nicht, diese Untersuchung fortzusetzen und unsre Meinung über so manche vortreffliche Bemerkung des Verf. zu sagen. Wir wünschen, daß diese Schrift mit verdientem Beyfall aufgenommen, und der Verf. dadurch ermuntert werden möchte, die Zeichnungen und Beschreibungen des Pallastes Friedrichs Barbarossa in der Burg zu Gelnhausen, und die Pfarrkirche daselbst herauszugeben. Nur dürften die Maaße und Verhältnisse künftig nicht fehlen, deren Angabe wir in dieser Schrift ungern vermissen. In der Schreibart des Verf. einige Singularitäten abgerechnet, wird nicht leicht Jemand den Nachahmer eines berühmten Originals verkennen.

Paris.

Bey Bernard: Application de l'Analyse à la Géometrie, à l'usage de l'école Polytechnique, par Mr. *Monge*. 1re Partie, 56 Seiten in Quart. 2me Partie 416 S. 1807.

Dieß Werk ist eigentlich eine dritte Ausgabe von des Verf. Feuilles de l'Analyse appliquée à la Géometrie, welche zuerst im J. 1795 in Folio zum Gebrauch der polytechnischen Schule erschienen sind, und von denen 1801 eine zweyte Ausgabe in Quart veranstaltet wurde. Die gegenwärtige ist großen Theils umgearbeitet und mit einer ansehnlichen Menge von Zusätzen bereichert worden. Sie zerfällt in zwey Theile, deren erster bloß von der geraden Linie, der ebenen Fläche und den krummen Flächen der zweyten Ordnung handelt. Die Herren Monge u. Hachette haben ihn gemeinschaftlich für die polytechnische Schule ausgearbeitet. Man findet darin nicht allein alles, was in Euler's introd. in analysin finit. von den krummen Flächen der zweyten Ordnung vorkömmt,

nach einer eigenthümlichen Manier entwickelt, sondern auch noch viele andere Säze eingeschaltet, z. B. aus der Gleichung für eine krumme Fläche zu entscheiden, ob sie einen Mittelpunct habe, d. h. einen Punct, in welchem alle durch ihn gezogene Sehnen der krummen Fläche halbirt werden, oder auch eine Diametral-Ebene, welche eine Reihe paralleler Sehnen halbirt, ferner eine conjugirte Diametral-Ebene u. dgl. Dieser erste Theil macht bey weitem den geringern Theil dieses Werkes aus. Der zweyte, welcher ganz von Hrn. Monge bearbeitet ist, enthält eine große Menge interessanter Untersuchungen über die Natur der krummen Flächen, und ihrer Gleichungen, worüber zwar Euler und Clairaut schon Manches gelehrt, aber nicht mit der Vollständigkeit und Allgemeinheit ausgeführt haben, als man solches in gegenwärtiger Schrift nach einer dem Vf. eigenthümlichen Methode, die jedoch wegen Ermangelung einer hinlänglichen Menge von Figuren schon immer einen geübten Leser voraussetzt, beysammen finden wird. Wie die Gleichungen für krumme Flächen aus den Bedingungen, nach denen solche Flächen erzeugt werden sollen, abzuleiten sind, wird hier durch mancherley Beyspiele gewiesen, welche zum Theil auf wichtige Bemerkungen über die Natur der Gleichungen mit partiellen Differenzen, und ihrer Integral-Gleichungen führen, so wie denn überhaupt diese Untersuchungen allerley Kunstgriffe der höhern Analysis darbieten, auf die man nicht so leicht durch andere Betrachtungen würde geleitet werden, wie insbesondere eine Abhandlung de l'intégration aux différences partielles du premier ordre entre trois variables ausweiset, welche den Untersuchungen über die krummen Flächen als Anhang beygefügt ist. Von vorzüglicher Wichtigkeit sind die Betrachtungen über die courbes à double courbure, über die Bestimmung ihrer Tangenten,

Projectionen, Krümmungshalbmesser u. dgl.: denn ferner über die krummen Flächen, welche durch Fortbewegung anderer entstehen, z. B. wenn eine Kugelfläche sich fortbewegte, so daß ihr Mittelpunct eine gegebene krumme Linie beschreibt, wobey denn der Halbmesser der Kugelfläche entweder unveränderlich bleibt, oder auch nach einem gegebenen Gesetz als variabel gedacht werden kann, und so in andern Fällen. Es entstehen auf diese Weise krumme Flächen, die der Verf. als enveloppes derjenigen betrachtet, durch welche sie beschrieben worden sind, und welche besondere Merkwürdigkeiten darbieten. Ueber die krummen Flächen, welche durch die Bewegung einer courbe à double courbure von unveränderter Gestalt erzeugt werden, vorausgesetzt, daß diese Curve bloß eine progressive Bewegung längs einer andern habe, ohne sich dabey selbst zu drehen. Ueber krumme Flächen, deren Tangenten, Normalen, oder auch Krümmungshalbmesser gegebene Bedingungen erfüllen sollen. Gleichungen für solche krumme Flächen, welche in eine Ebene abgewickelt werden können. Man wird schon aus dem Angeführten erachten, daß diese Untersuchungen auf ziemlich verwickelte Betrachtungen führen, die ihrer Natur nach hier keine weitere Darstellung verstatten. Bey mehreren krummen Flächen wird angeführt, was sie in der Anwendung für Nutzen haben. Aber bey der unendlichen Mannigfaltigkeit, die sich in Ansehung der Erzeugungsart krummer Flächen und der Bedingungen, die sie erfüllen sollen, gedenken läßt, hat der Vf. solche vorzüglich betrachtet, welche durch die Behandlungsart, die sie erfordern, um zu ihren Gleichungen zu gelangen, den Geist des jungen Geometers vorzüglich üben und schärfen, und ihm zugleich einen Schatz von analytischen Kunstgriffen darbieten, welche ihm auch bey mannigfaltigen andern Untersuchungen sehr große Vortheile gewähren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1808.

Göttingen.

Bey Dieterich: Grundzüge einer pragmatischen Anthropologie, entworfen von Ernst Wahgel, Privatlehrer der Philosophie. 1807. 176 Seiten in Octav.

Wir hohlen die Anzeige dieses Lehrbuches nach, durch das sich ein talentvoller, verständiger, von keinem Schwindel des Zeitgeistes hingerissener, und klare Beobachtungen sorgfältig zu Erkenntnissen ausbildender Geist auch denen empfehlen kann, die über die Idee und den Plan einer Anthropologie nicht mit ihm übereinstimmen. Der Verfasser nimmt das Wort pragmatisch ungefähr in demselben Sinne, wie Kant. Er schließt also von der Idee einer pragmatischen Anthropologie alle physiologischen Untersuchungen aus, die nicht unumgänglich nothwendig sind, um den Zusammenhang des Geistigen mit dem Physischen in der menschlichen Natur nicht ganz zu übersehen. Dagegen zieht er aus dem Gebiete der practischen Philosophie dasjenige in die Sphäre der Anthropologie herüber, was man voraussetzen muß, um die Verhältnisse zu

verstehen, mit ihnen die sittliche Freyheit in der ganzen Natur des Menschen zu kämpfen hat. Dieser Ansicht gemäß handelt der Verf. in drey Hauptstücken zuerst von der Vermischung der reinen Vernunft mit der Sinnlichkeit in der Natur des Menschen überhaupt; zweytens von dem menschlichen Erkenntnißvermögen, so fern die reine Vernunft durch das Vermögen der (sinnlichen) Anschauungen bestimmt wird; drittens von dem menschlichen Willensvermögen, so fern die reine practische Vernunft durch Empfindungen (sinnliche Triebe) bestimmt wird. Daß sich nach diesem einfachen und natürlichen Plane viel Nützliches über die menschliche Natur in systematischem Zusammenhange sagen läßt, leuchtet ein. Für neu hält der Verfasser selbst die Wahrheiten nicht, die er erläutert; aber er trägt das Bemerkenswerthe auf eine nicht uninteressante Art, ohne compendiarische Trockenheit, und doch ohne Weitschweifigkeit, vor. In der Natur einer pragmatischen Anthropologie selbst, nach der Idee, von welcher der Verfasser ausgeht, liegen die Hindernisse, die sich bey der Ausführung dieser Idee nicht ganz überwinden lassen. Denn die Lehre von der Vermischung des Sinnlichen mit dem Intellectuellen, oder, richtiger gesagt, des Physischen mit dem Geistigen im menschlichen Daseyn und Wirken, schwebt in der Luft, wenn sie nicht irgend eine transcendentale Lehre voraussetzt, durch welche die Scheidung des Physischen von dem Geistigen eigentlich erst bestimmt, und besonders der Begriff der Vernunft im Gegensatze mit der Sinnlichkeit, sowohl in Beziehung auf das Wissen, als auf das Wollen, gehörig fixirt und vor Mißverständnissen gesichert wird. Es ist also sehr zu loben, daß der Verf. sich wenigstens keine andere transcendentale Voraussetzungen erlaubt hat,

als solche, die seiner neuen Schule ausschließlich eigen, und überhaupt der natürlichsten Ansicht der Duplicität des menschlichen Wesens gemäß sind.

Gießen und Wetzlar.

Metaphysik des Civilprocesses, von L. Harscher von Almendingen, Herzogl. Nassauischem Oberappellationsrath. Erster Band. Bey Tasché und Müller. 1808. gr. Octav. 356 Seiten. Zwey Hefte, welche zu der bereits angezeigten ersten Abtheilung (s. Gött. gel. Anz. 1807 S. 1617) hinzugekommen sind, haben den ersten Band dieses Werkes geschlossen. Bey der Anzeige der vier neuen Abhandlungen, welche sich darin finden, glaubt Rec. mit Beziehung auf das im Allgemeinen Gesagte auch über das Einzelne noch einige Bemerkungen machen zu dürfen. VII. Ueber das Recht des neuen Vorbringens in der Appellations-Instanz, oder über die Zulässigkeit der Appellation gegen Urtheile, welche nach den Voracten keine Beschwerde enthalten. So wie bey den frühern Aufsätzen, nimmt auch hier der Verf. zuerst auf die so genannten allgemeinen Grundsätze des Processes, und hinterher auf specielle positive Bestimmungen Rücksicht. In Beziehung auf jene behauptet er die Zulässigkeit der probatio novorum zur Begründung von Beschwerden in der Appellations-Instanz viel allgemeiner, als die Mehrzahl unsrer neuern Processualisten. Er verwirft nämlich die Meinung, daß beygebrachte nova nicht zur alleinigen Begründung, wohl aber zur Unterstützung einer Appellations-Beschwerde dienen könnten — verwirft sie mit der Alternative: entweder liegt die Beschwerde in den Voracten — dann bedarf sie keiner Unterstützung — oder nicht — dann kann man nicht von Unterstützung, sondern nur

der allseitigen Begründung durch nova [illegible] eine Argumentation, welcher Rec. unbedingt beystimmen würde, wenn sich im positiven Rechte nur Alles so genau berechnen und begrenzen ließe, wie selbst manche Practiker (wohl gar bey der Beurtheilung eines geführten Beweises) noch immer zu glauben scheinen. Die eignen Ideen des Verf. vertheidigen die allgemeine Zulässigkeit der nova hauptsächlich aus dem höhern Grundsatze, daß es bey einer Appellation nicht darauf ankomme — zu untersuchen, ob der Unter-Richter bey einer vorliegenden Sache gefehlt, ob er ein Urtheil gegen seine Acten gesprochen habe — sondern vielmehr ein weit größerer Zweck den Ober-Richter leiten müsse — der Zweck, die Verhältnisse der Partheyen so vollkommen gerecht, wie möglich, zu normiren, ohne Rücksicht, ob der Unter-Richter dazu bereits im Stande war, oder nicht. Auf die Ausführung dieser allgemeinen Ideen folgen die Beweise aus dem positiven Rechte — eine kurze Angabe der Stellen des Codex, aus welchen die Zulässigkeit der Nova nach Römischen Gesetzen erhellet — sodann die Erläuterung der hieher gehörenden Decretalen, welche dahin geht, daß Alles, was dagegen jenen Grundsatz vorzukommen scheint, sich nur auf die dem canonischen Rechte eigenthümliche Appellation gegen Interlocute u. s. f. beziehe — und neben die Behauptung, daß die Reichsgesetze keineswegs das beneficium [illegible] probata probandi erst von neuem eingeführt haben. Zuletzt die Widerlegung der gegen diese Meinung vorkommenden Gründe. — Ohne mit dem Verf. von neuem darüber zu rechten, daß die Ausführungen über die Nothwendigkeit, schon nach allgemeinen vernünftigen Ansichten, die behaupteten Grundsätze als wahr anzuerkennen, auch in dem vorliegenden

Falle alles das gegen sich habe, was schon oft gegen solche Argumentationen gesagt ist, will Rec. nur in Beziehung auf die vorgekommene Erläuterung des positiven Rechts einige Worte hinzufügen. Der Verf. behauptet, daß die Clem. 5. de appellat., welche man am leichtesten als Beweis gegen die Zulässigkeit der nova nach canonischem Rechte anführen könne, aus zweyen Gründen nur von der Appellation dieses Rechts gegen Interlocute u. s. f. zu verstehen sey. Er behauptet dieß theils wegen der in jenem Gesetze vorkommenden Worte: caus. in appellatione *nominatim* express., welches nur von jener Appellation gesagt werden dürfe, da nur bey ihr die Beschwerden dem Unter-Richter nahmentlich angegeben würden, theils wegen des cap. 1. de appellat. 6°, in welcher Stelle alle Grundsätze des Römischen Rechts in Beziehung auf die Appellation gegen Definitiven bestätigt seyn sollen — zwey Gründe, welche Rec., um die Meinung des Verf. vollständig zu begründen, gern so strenge, wie möglich, durchführen möchte — deshalb aber auch gerade bey dem letzteren sich nicht auf die von ihm angedeuteten Worte des cap. I. cit. (iis, quae in appellationibus a definitivis sententiis antiquitas statuit, non mutatis — deren Ausdehnung gewiß sehr zweifelhaft ist), sondern lieber darauf beziehen möchte, daß in demselben cap. I., so wie an mehreren Stellen, die Ausdrücke, interlocutoria vel gravamen aliquod, der sent. definitiv. entgegen gesetzt werden, und daß gerade dieselben Worte in Clem. 5. vorkommen. VIII. Ueber den gesetzlichen Grund der Rechtskraft, mit besonderer Anwendung auf die Adhäsion und auf die Gemeinschaftlichkeit der Appellation. Völlig stimmt Rec. dem Verfasser bey, wenn derselbe den nächsten rechtlichen

Grund der Rechtskraft nicht in der politischen Rücksicht des Bedürfnisses endlicher Ruhe findet — Daraus würden sich für den Juristen ja auch gar keine Bestimmungen über das innere Wesen derselben ergeben. — Gern gibt er es auch zu, daß eine juristische Begründung dieses innern Wesens der Rechtskraft nicht in einem präsumirten stillschweigenden Vertrage der Parteyen, in einem bloßen Wechselverhältnisse der streitenden Privatleute, liegt; gibt es zu, daß man gegen eine solche Idee schon mit der einzigen Rücksicht auftreten kann: es werde daraus folgen — was Niemand behaupten darf — daß die Parteyen bey einem gefällten Urtheile der schon entstandenen Rechtskraft entsagen dürften, um den Rechtsstreit in der höhern Instanz fortzusetzen, und den Ober-Richter zwingen könnten, Formalien und Fatalien zu vernachlässigen. Allein eben so wenig scheint es rechtlich begründet zu seyn, wenn der Verfasser eine andre allgemeine Idee als Haupt-Princip substituirt, nach welcher alle Fragen über Rechtskraft, so bald nicht positive Gesetze entgegen stehen, beantwortet werden sollen — wenn er behauptet, daß man in Rücksicht auf solche Urtheile, gegen welche noch Rechtsmittel Statt finden, und in Beziehung auf das dabey vorkommende Schweigen oder Protestiren der Privatleute nur ein Wechselverhältniß zwischen diesen und dem Staate annehmen könne — ein Wechselverhältniß, welches mit der Idee eines Vertrages unter den Parteyen durchaus im Widerspruche stehe. Zwar nicht aus dem Grunde, daß dieses Princip mit der *l. 39. C. de appellat.* und deren Folgen streitet, denn darin findet auch der Verfasser eine theilweise Ausnahme — also nicht aus dem Grunde, daß eine theilweise Widerlegung sich schon

in unserm Rechte findet, glaubt Rec. die obige Meinung in Zweifel ziehen zu müssen; wohl aber scheint ihm die Rücksicht dagegen in Betracht zu kommen, daß man daraus manche Frage über die Folgen der Rechtskraft, wenn unsere Gesetze darüber schwiegen, gar nicht consequent würde bestimmen können. — Wie sollte es nahmentlich gehalten werden, wenn zwey Parteyen einen Rechtsstreit, welcher bereits vor Einem competenten Richter entschieden war, vor eine andre eben so competente Behörde brächten — ohne der res judicata zu erwähnen? Sollte man hier von der Idee ausgehen, daß der Staat durch die erste Entscheidung Alles gethan habe, daß also der zweyte Richter nach einer zufälligen Erfahrung extra acta die exc. rei judicat. suppliren könne? — Am Ende der Abhandlung wird der Beweis versucht, daß die Adhäsion eine müssige Erfindung unserer Formular-Jurisprudenz sey. IX. Ueber Ordinationen. Der Verfasser bestimmt die Zulässigkeit derselben nach sehr strengen Rücksichten: 1) wann zeigen die Voracten, daß der der Appellat schon vollständig gegen das Vorbringen des Appellanten vertheidigt sey? — 2) wann zeigen sie, daß er nicht durch neue Ausführung und neues Vorbringen das vorige Urtheil werde rechtfertigen können? — 3. wann darf der Ober-Richter annehmen, daß der Appellat nicht durch eigne Beschwerden das vorige Urtheil werde anzufechten im Stande seyn? Die Erläuterungen, welche nach diesen Fragen gegeben werden, sind so genau begründet, daß man kein Bedenken tragen wird, sie überall zu empfehlen — wo sich das Uebel der Ordinaitonen findet. Weiter glaubt Rec. nicht gehen, glaubt nicht zugeben zu dürfen, daß die genannten Verfügungen auch da vorkommen, und aus blossen Ver-

Vernunftgründen eingeführt werden können, wo sie nach particulären Gesetzen noch nicht sancirt sind. Die Rücksicht der Sicherheit spricht laut dagegen, und gerade die vielen Bedingungen, deren Berücksichtigung der Verfasser mit Recht für nothwendig erklärt, zeigen es deutlich, daß die ganze Sache nicht für den gewöhnlichen Richter geeignet ist. Möge man, besonders bey Verminderung der Instanzen, ganz davon abstrahiren! — Historisch wichtig sind am Ende der Abhandlung die Angabe einiger Landesgesetze, welche nach und nach Ordinationen für rechtmäßig erklärten — so wie die, damit in Verbindung stehende, Ausführung, daß der Reichs-Justiz die Ehre der Erfindung nicht beygelegt werden könne. X. Ueber den obersten Erkennungsgrund und über die Wirkungen eigentlicher processualischer Nichtigkeiten — ein sehr lesenswerther ausführlicher Aufsatz, welcher aber freylich nach der Ansicht des Verfassers zu dem Resultate führt, daß wegen des jüngsten Reichsabschiedes selbst die Praxis zwischen Nullitäten des positiven Rechtes und Nullitäten der Natur der Sache unterscheiden müsse. Dem Rec. scheint dieß eine unangenehme Nothwendigkeit — allein bey der Erklärung jenes Gesetzes ist es doch wohl der vernünftigste, wenn auch nicht der wünschenswertheste, nicht der einer positiven Legislation angemessenste Ausweg. — Am Ende folgen einige specielle Bemerkungen über die Natur der so genannten querela nullitatis — u. a. die Behauptung, daß dabey keine selbstständige Verjährung vorkomme, sondern die Zeit derselben nach der Verjährung des zum Grunde liegenden Rechtsmittels zu beurtheilen sey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 16. Julius 1808.

Göttingen.

Geschichte von Münden, in vorzüglicher Hinsicht auf Handel und Schiffahrt, von *J. H. Z. Willigerod*, Gerichtshalter und Advocat daselbst. 1808. 570 Seiten in Octav. Welchen Werth wir auf die Bearbeitung Deutscher Städtegeschichte legen, haben wir bey mehreren Gelegenheiten zu erkennen gegeben. Ihre Zahl wird hier durch einen neuen Beytrag dazu vermehrt. Wenn gleich Münden nur immer eine Stadt von sehr untergeordnetem Range blieb, so hat ihre Geschichte doch als Handelsstadt ein eigenthümliches Interesse; zumahl da sie in die Geschichte der Weser-Schiffahrt so tief eingreift. Allerdings wäre es in dieser Hinsicht zu wünschen gewesen, daß eine gute Geschichte von Bremen ihr vorangegangen wäre; allein dieß hing nicht von dem Verfasser ab; und man wird mit Dank das nehmen, was er gibt; um so mehr, wenn man weiß, daß der Verf. nur die Stunden der Muße, die den Berufsgeschäften entzogen werden konnten,

darauf verwenden dürfen. Ueberzeugt, daß bey Städtegeschichten nur die Urkunden die Hauptquelle seyn dürfen, hat er mit Fleiß die Raths- und Kirchen-Archive benutzt; wir bedauern, daß er abgehalten wurde, die wichtigsten Privilegien, wie es die anfängliche Absicht war, in einem Anhange abdrucken zu lassen. Die ganze Geschichte ist von ihm in fünf Zeiträume abgetheilt; von denen der erste bis auf Otto puer geht, 1240; den zweyte bis auf Erich den ältern 1495; der dritte bis auf den Westphälischen Frieden 1648; der vierte bis auf den Americanischen Krieg 1782; der fünfte und letzte bis zum Lüneviller Frieden 1801. Bey der Anordnung der Materialien in den einzelnen Zeiträumen hat der Verf., wie er selber bemerkt, die Kirchnersche Geschichte von Frankfurt sich zum Vorbilde genommen; so daß in jedem Zeitraum sowohl die äussern, als die innern Verhältnisse entwickelt werden; und diese letztere sowohl in Rücksicht auf politische und kirchliche Verfassung, als in Rücksicht auf Handel, Schifffahrt, Sitten und Lebensart der Einwohner. Die große Mannigfaltigkeit von Gegenständen macht es nicht nur zu einer belehrenden, sondern auch unterhaltenden Lectüre; und sollte auch vielleicht der Kenner der Special-Geschichte und Topographie einige Einwendungen bey einzelnen Puncten zu machen haben, so geschieht dadurch dem Interesse des Ganzen kein Eintrag. Wie belehrend ist nicht für Deutsche Städtegeschichte überhaupt die Auseinandersetzung der Verhältnisse, in denen Münden zu seinen Fürsten stand? Wie viel Charakteristisches haben nicht die Schilderungen der Zeiten der steten Fehden zwischen Bürgern und Raubadel? Und wie- derum die des alten Deutschen Fürstenlebens? Die

ältere blühende Periode von Münden dauerte bis in die Zeiten des dreyßigjährigen Krieges; aber Tilly's Eroberung und Plünderung stürzte die Einwohner auf einmahl in einen Abgrund von Elend, aus dem sie sich nicht wieder herausarbeiten konnten. Die actenmäßige Beschreibung der schrecklichen Tage vom 26. bis 31. May 1626 kann nicht ohne Bewunderung des Heldenmuthes von Bürgern und Besatzung, aber auch nicht ohne Schaudern und Entsetzen gelesen werden. Fast Alles wurde gemordet; und die Stadt brannte meist nieder. Nach dem dreyßigjährigen Kriege theilte Münden das Schicksal der übrigen Deutschen Städte, daß die Gewerbe immer mehr verfielen. Aber seine Lage sicherte ihm Theilnahme an Handel und Schifffahrt: so erhohlte es sich allmählich. Sein Zustand hing aber nun sehr von politischen Conjuncturen ab. Die reichste Blüthe entfaltete sich während des Revolutionskrieges aus bekannten Ursachen; aber der Gewinn wird durch die Verluste aufgewogen, welche die Sperrungen des Seehandels in dem jetzigen Kriege verursachen. — Eine größere Correctheit, und Politur der Schreibart wäre sehr wünschenswerth gewesen. Ein Versehen können wir nicht umhin, bemerklich zu machen. Der Verf. nennt meistentheils die Ostsee statt der Nordsee. Wenn auch nur Schreibfehler, kann es doch zu Mißverständnissen Veranlassung geben.

Hannover.

Betrachtungen über die neuesten Veränderungen in dem Zustand der katholischen Kirche, und besonders über die Concordate zwischen protestantischen Souverains und dem römischen

Stuhl, welche dadurch veranlaßt werden möchten. Von D. G. J. Planck. 1808. S. 227 in Octav. Da es Bedürfniß oder Gewohnheit bey dem Verf. geworden zu seyn scheint, die Ereignisse des Tages, wo möglich, auch von einer heitern und erfreulichen Seite zu besehen, und diese allenfalls selbst aufzusuchen, wenn sie sich ihm nicht ungesucht anbietet, so hat er den Versuch auch bey den neuesten Veränderungen gemacht, welche der Zustand der catholischen Kirche in Deutschland erfahren hat. Daraus ist diese Schrift entstanden; aber dadurch wurde auch der Hauptgegenstand bestimmt, der seine Betrachtungen beschäftigen mußte. Die wichtigste jener Veränderungen besteht ja darin, daß so viele catholische Kirchen in Deutschland unter die Herrschaft protestantischer Souveräns gekommen sind: dieß wird aber nicht nur diese Souveräns auch in eine mehrfache wechselseitige Berührung mit dem höchsten Oberhaupte der catholischen Kirche, oder mit dem Römischen Stuhl, bringen, sondern es muß nothwendig über kurz oder lang zu einer förmlichen Convention oder zu irgend einer Uebereinkunft zwischen jenen Fürsten und diesem Stuhl kommen, wenn die Veränderung nicht höchst nachtheilig für den Catholicismus ausschlagen soll. Dieß ist wenigstens die Bedingung, unter der sich allein noch einige glückliche Folgen für ihn daraus entwickeln könnten; also glaubte der Verf. vorzüglich untersuchen zu müssen, ob, und wie sich die Schwierigkeiten beseitigen lassen möchten, die bey den Unterhandlungen über ein Concordat zwischen dem Papst und zwischen protestantischen Regenten aus den vielfachen Verhältnissen zu entspringen, und von so manchen Seiten her einzutreten scheinen. Dabey hat er aber gefunden,

daß es gewiß nicht unmöglich ist, sie wegzuräumen, so bald man nur von beiden Seiten etwas guten Willen zu den Unterhandlungen mitbringt, und so bald es den contrahirenden Parteyen um nichts anders, als um das reine Interesse, das jede dabey zu wahren hat, also den protestantischen Fürsten nur um das Interesse des Staats, und dem Papst nur um das Interesse des Catholicismus zu thun ist. Die von ihm aufgestellten Principien, welche zur Basis der Unterhandlungen gemacht werden möchten, sind wenigstens so beschaffen, daß das Oberhaupt der catholischen Kirche bey ihrer Annahme fast gar nichts, und der protestantische Regent nicht mehr dabey verlieren könnte, als er schon durch die bloße Ankündigung des Entschlusses, die catholische Kirche in seinen Staaten zu erhalten, aufopfern zu wollen erklärt hat. Diese Principien sind S. 62 in die drey folgenden Präliminär-Puncte zusammengefaßt, über die man sich vorläufig zu vereinigen hätte. Der protestantische Regent würde 1) zu erklären haben, daß er auf nichts bestehen wolle, was mit den eigentlichen Grund-Principien des Catholicismus streitet, weil es seine Absicht sey, seinen catholischen Unterthanen ihren ganzen Glauben und alles, was wesentlich dazu gehöre, ungekränkt zu lassen. Dafür würde aber 2) der Römische Stuhl ihm seiner Seits einzuräumen haben, daß es ihm in Beziehung auf alles Uebrige, was zu der bloßen ausserwesentlichen Form der catholisch-kirchlichen Verfassung und Regierung gehört, freystehen müsse, sich jede Foderung und jeden Wunsch zu erlauben, wozu ihn nur das Interesse seines Staats, die Rücksicht auf die Ruhe seiner Regierung, oder auch bloß die Convenienz seiner Politik, bestimmen könnte. Doch

würde sich dabey wieder der Landesherr 3) der einschränkenden Bedingung nicht ungern unterziehen, daß er auch hierin auf nichts bestehen wolle, wozu nicht der heil. Stuhl sonst schon seine Beystimmung gegeben habe. In sieben Abschnitten wird hierauf S. 63 . . . 181 besonders ausgeführt, daß und wie in Beziehung auf alle die einzelnen Hauptpuncte, über welche man dabey zu unterhandeln und eine Uebereinkunft auszumitteln hätte, eine für beide Parteyen gleich billige und gleich befriedigende, oder ihrem wahren Interesse gleichmäßig entsprechende Convention nach diesen Principien erzielt werden könnte. Als solche Hauptpuncte werden ausgezeichnet — die Dotation der neuen Bisthümer, zu deren Errichtung es wahrscheinlich in mehreren der protestantischen Staaten kommen möchte, welche catholisches Land acquirirt haben, die Designation ihrer Diöcesen, oder die Regulirung ihrer Sprengel — die Anstellung der ersten neuen Bischöfe und die Anstellungsart ihrer künftigen Nachfolger — die Stellung dieser Bischöfe gegen den Landesherrn, gegen höhere kirchliche Obere und gegen den Römischen Stuhl, wobey auch besonders von ihrer Confirmation durch diesen, von der Formel des Eides, der ihnen dabey abgenommen, und von den Taxen und Gebühren zu sprechen seyn möchte, die von ihnen gefordert werden dürften — ferner ein Regulativ, wodurch die Ausübung und die Ausübungsart aller jener Supremats- und Reservat-Rechte zu bestimmen wäre, welche dem Papst, als dem höchsten Oberhaupte der Kirche, auch in den Diöcesen der neuen Bischöfe gestattet werden könnte, und endlich noch ein anderes über den Umfang, die Grenzen und die Ausübungsformen der bischöflichen Ordinariats-

Gewalt, wodurch ihren so vielfach möglichen Collisionen mit der landesherrlichen Gewalt vorgebeugt werden müßte. Bey jedem dieser Puncte wird aber gezeigt, daß sich alles, was dabey einen erschwerenden Anstoß machen könnte, wo nicht ganz wegräumen, doch durch Auskünfte umgehen läßt, die schon mehrmahls angewandt worden sind, die sich bey Unterhandlungen zwischen dem Papst und einer protestantischen Regierung fast noch leichter, als bey einer Convention anbringen lassen, welche zwischen ihm und einer catholischen Regierung geschlossen werden müßte, und die dennoch jedem Theil dasjenige lassen, was für ihn nach seinem wahren und richtig verstandenen Interesse allein wünschenswerth seyn kann. Mit desto sichtbarerem Wohlgefallen verweilt daher der Verf. von S. 181 bey den glücklichen Folgen, welche daraus für die Deutsche catholische Kirche, und unmittelbar für die catholische Kirche im Ganzen entspringen können, weil er ihnen bey diesen Umständen mit größerer Gewißheit entgegen sieht; worin er aber das Glückliche dabey findet, und worauf er seine Hoffnungen vorzüglich bauet, dieß mag man in der kleinen Schrift selbst sehen. Er verhehlt sich übrigens nicht, daß ihn diese Hoffnungen auch täuschen könnten, aber auch in diesem Fall, auch wenn sie unerfüllt bleiben, wird er es nie bereuen, sich darüber gefreut zu haben, denn gewiß wird doch Niemand mehr einen Anstoß daran nehmen, daß sich ein protestantischer Theolog des Guten freuet, das der catholischen Kirche zufließen mag. Eher möchte sich vielleicht eine von ihm sehr geachtete Partey von catholischen Theologen und Canonisten daran stoßen, daß er sich hin und wieder so geneigt zeigte, dem Papst noch

Wunsch zu lassen, das ihm schon längst von ihnen abgesprochen wurde; aber bey seinem Zweck durfte er so wenig von ihren, als von protestantischen oder von seinen eignen Principien ausgehen, daher konnte es ihm auch eben so wenig dabey einfallen, über die übrigen damit absprechen, als den seinigen entsagen zu wollen. Was hingegen die ganze diminatorische Form der Schrift betrifft, so wird man eben so leicht einsehen als fühlen, welche Umstände und welche Gründe sie ihm als die einzig schicklichen empfehlen mußten.

Hamburg.

Im Selbstverlag des Verfassers und bey dem Buchhändler Mettach: *Allgemeine Handels-Geographie* für Kaufleute, Versicherer und Seefahrer, oder kurze und bündige Beschreibung aller handelnden Länder, deren Lage, Grösse, Bevölkerung, Produkte, Handel, Schiffahrt, Handelsgerichte, Handelspolitik, Rechnungsarten, Münzen, Maaße, Gewichte, Zölle, Banken, Wechselgeschäfte, Handelscompagnien, Colonien, Flüsse, Kanäle, Häfen, Rheden, Ankerplätze, Bayen, Golfe, Meere, Ströhmungen, Stunde der Ebbe und Fluth, Klippen, Sandbänke und Untiefen, mit genauer Bezeichnung ihrer Gefahren bey dem Ein- und Auslaufen und Anlegen der Schiffe. Nach den besten und neuesten Angaben in alphabetischer Ordnung abgefaßt von *Hermann Kalckmann*, *Erster Theil* (ohne Jahrszahl) S. XIV und 726 in Octav.

Der lange Titel gibt hinlänglich die Gegenstände an, welche in diesem Werke abgehandelt werden. Nach alphabetischer Ordnung wird verfahren. Der

erste Band enthält die Buchstaben A und B. Der Verf. glaubt mit dem fünften Bande, der gleichwohl noch die Zoll-Tarife enthalten soll, das Ganze zu endigen, welches wir bezweifeln. Eigentlich gehört dieß Werk nicht für unsre Blätter: es ist zum Gebrauche, zum Nachschlagen für Kaufleute, Schiffer, Versicherer, bestimmt. Zu diesem Zwecke mag sich dann auch die gewählte Ordnung vertheidigen lassen; es ist bekannt, was sich sonst dagegen sagen läßt. Vormänner, die auf diesem Wege einhergeschritten waren, hat der Verf. mehrere, diese aber hatten auf die Schifffahrt, und was dazu gehört, nicht hinlänglich Rücksicht genommen; diesen Mangel hat er zu ersetzen gesucht, in so fern es ohne Seekarten möglich war. Eigentlich soll das Werk zur Ersparung einer Menge kostbarer Werke dienen, und dieß wird es auch leisten, wenn es um eine schnelle, kurze Uebersicht zu thun ist. Wer weiter gehen und tiefer ergründen will, dem würde eine Nachweisung auf die Werke, aus welchen diese Schrift compilirt ist, sehr wünschenswerth seyn; aber freylich bey der gewählten Ordnung war dieß kaum thunlich. Einige wenige Werke, besonders in Bezug auf die Schifffahrt, sind in der Vorrede angegeben. In dieser Hinsicht hat nun der Verf. auch offenbar mehr, als seine Vorgänger geliefert, und wenn man für den ersten Anlauf eine Hülfe sucht, so wird man sich hier befriedigt finden; gründlich sich aber zu unterrichten, ist ohne Karten nicht wohl thunlich. Münzen, Maaße, Gewichte u. s. w. sind auf Hamburgische reducirt oder damit verglichen. Es ist nicht wohl thunlich, hier in ein Detail einzugehen, und die einzelnen Artikel zu prüfen. Wir müssen uns begnügen, mit

einem allgemeinen Urtheil, das wir verbürgen können. Manche Abschnitte sind kurz, und zwar so behandelt, wie es mit Hülfe der gewöhnlichen geographischen Handbücher leicht geschehen kann, auch sind die neuesten und besten Nachrichten nicht immer hinlänglich benutzt, dagegen andere umständlicher, reicher und befriedigender bearbeitet sind, und auch für den, der gar nicht ununterrichtet ist, manches Belehrende kurz und gut zusammengestellt enthalten. Wie Manches zu berichtigen seyn werde, wird Jeder leicht ermessen, der die Mannigfaltigkeit dessen, was hier geliefert wird, überschauen will; Manches kann nicht anders, wegen mangelhafter Nachrichten, als unvollkommen ausfallen: aber auch der Fleiß des Verfassers ist an vielen Orten nicht zu verkennen. Den vorgesetzten Zweck wird das Werk immerhin erreichen helfen.

Köln.

Bey Schmitz: System des Civil-Gesetzbuches Napoleons, in Fragen und Antworten. Von Christian Sommer, Advocat in Köln. Erster und zweyter Theil. Zweyte Auflage (des Titelblatts nähmlich). 1807. Octav.

Ob es gleich im Ganzen eine unglückliche Idee ist, das Privatrecht so populärisiren zu wollen, daß sich jeder der ununterrichtetsten Bürger, ohne einen Rechtskundigen zu Rathe zu ziehen, selbst belehren könne, so kann dieselbe doch entschuldiget werden, wenn ein Privatrecht, wie das neue Französische im Code Napoléon, der damahl nur das Allgemeine enthält, und überdieß, der Absicht seiner Verfasser nach, zu einem wahren Volks-Codex, den jeder Staatsbürger kennen soll, be-

stimmt ist, popularisirt werden soll. Glückbringend kann die Idee werden, wenn die allgemeinsten Lehren desselben, bey denen nicht wissenschaftliche; sondern nur Kenntnisse des gemeinen Lebens vorausgesezt werden; wenn überhaupt nicht sowohl privatrechtliche, sondern vielmehr Zweige des Regierungs- und Staatspolizey-Rechts zu diesem Zwecke bearbeitet werden; verderblich hingegen und moralisch gefährlich ist es, wenn sie sich das Proceß-Recht, oder die Formular-Jurisprudenz zum Gegenstande erwählt, wenn man, indem man die Bürger und Bauern darin unterrichten will, wie ein Klag-Libell u. s. w. abzufassen sey, unnöthige Veranlassung zur Streitsucht gibt.

Unser Verfasser hat nur die erste dieser Ideen zu realisiren gesucht; er hat das Gesetzbuch seinem kleinsten Detail nach völlig in Katechismus-Form aufgelöset, und nur hin und wieder einige wenige Resultate seines eigenen Nachdenkens einfließen lassen. Zwar unterrichtet uns keine Vorrede von seiner Absicht; aber daß sie auf ein Popularisiren für jeden Staatsbürger hinauslaufe, beweiset schon die äussere Form des Werks, in so fern es in 10 Heften besteht, von denen man die einzelnen, je nachdem man sie nöthig hat, als für sich bestehende Ganze erkaufen kann. Der Inhalt derselben, und die Anordnung des Ganzen, aus welcher man dann auf den Begriff eines Systems, wie es sich der Verfasser selbst denkt, schließen mag, ist folgende: I. Abhandlung von Verkündigung und Anwendung der Gesetze im Allgemeinen — dem Genusse und Verluste der Civil-Rechten (sic!) — den Acten des Civil-Standes — dem Domicil — den Abwesenden.

einem allgemeinen Urtheil, das wir verbürgen können. Manche Abschnitte sind kurz, und zwar so behandelt, wie es mit Hülfe der gewöhnlichen geographischen Handbücher leicht geschehen kann, auch sind die neuesten und besten Nachrichten nicht immer hinlänglich benutzt, dagegen andere umständlicher, reicher und befriedigender bearbeitet sind, und auch für den, der gar nicht ununterrichtet ist, manches Belehrende kurz und gut zusammengestellt enthalten. Wie Manches zu berichtigen seyn werde, wird Jeder leicht ermessen, der die Mannigfaltigkeit dessen, was hier geliefert wird, überschauen will; Manches kann nicht anders, wegen mangelhafter Nachrichten, als unvollkommen ausfallen: aber auch der Fleiß des Verfassers ist an vielen Orten nicht zu verkennen. Den vorgesetzten Zweck wird das Werk immerhin erreichen helfen.

Köln.

Bey Schmitz: System des Civil-Gesetzbuches Napoleons, in Fragen und Antworten. Von Christian Sommer, Advocat in Köln. Erster und zweyter Theil. Zweyte Auflage (des Titelblatts nähmlich). 1807. Octav.

Ob es gleich im Ganzen eine unglückliche Idee ist, das Privatrecht so popularisiren zu wollen, daß sich jeder der ununterrichtetsten Bürger, ohne einen Rechtskundigen zu Rathe zu ziehen, selbst belehren könne, so kann dieselbe doch entschuldigt werden, wenn ein Privatrecht, wie das neue Französische im Code Napoléon, der einmahl nur das Allgemeine enthält, und überdieß, der Absicht seiner Verfasser nach, zu einem wahren Volks-Codex, den jeder Staatsbürger kennen soll, be-

stimmt ist, popularisirt werden soll. Glückbringend kann die Idee werden, wenn die allgemeinsten Lehren desselben, bey denen nicht wissenschaftliche; sondern nur Kenntnisse des gemeinen Lebens vorausgesetzt werden; wenn überhaupt nicht sowohl privatrechtliche, sondern vielmehr Zweige des Regierungs- und Staatspolizey-Rechts zu diesem Zwecke bearbeitet werden; verderblich hingegen und moralisch gefährlich ist es, wenn sie sich das Proceß-Recht, oder die Formular-Jurisprudenz zum Gegenstande erwählt, wenn man, indem man die Bürger und Bauern darin unterrichten will, wie ein Klag-Libell u. s. w. abzufassen sey, unnöthige Veranlassung zur Streitsucht gibt.

Unser Verfasser hat nur die erste dieser Ideen zu realisiren gesucht; er hat das Gesetzbuch seinem kleinsten Detail nach völlig in Katechismus-Form aufgelöset, und nur hin und wieder einige wenige Resultate seines eigenen Nachdenkens einfließen lassen. Zwar unterrichtet uns seine Vorrede von seiner Absicht; aber daß sie auf ein Popularisiren für jeden Staatsbürger hinauslaufe, beweiset schon die äussere Form des Werks, in so fern es in 10 Heften besteht, von denen man die einzelnen, je nachdem man sie nöthig hat, als für sich bestehende Ganze erkaufen kann. Der Inhalt derselben, und die Anordnung des Ganzen, aus welcher man dann auf den Begriff eines Systems, wie es sich der Verfasser selbst denkt, schließen mag, ist folgende: I. Abhandlung von Verkündigung und Anwendung der Gesetze im Allgemeinen — dem Genusse und Verluste der Civil-Rechten (sic!) — den Acten des Civil-Standes — dem Domizil — den Abwesenden.

1805. XVIII, 31 und 81 Seiten. Die ersten 31 Seiten füllt eine Rede über den Einfluß der bürgerlichen Gesetzgebung auf das Wohl einzelner Familien und ganzer Staaten, und über die Bestimmung des Rechtsgelehrten, gehalten den 25. November, bey der feyerlichen Eröffnung seines Privat-Vorlesungen über das Civil-Gesetzbuch der Franzosen, an, die zwar gut gemeint ist, aber durchaus nichts Neues, bisweilen auch Manches enthält, gegen welches sich noch einige Einwendungen machen ließen, z. B. S. 5, wo der Verf. über die bürgerliche Gesetzgebung, die sich in einem Gesetzbuche nothwendig als System bewähren müsse, spricht; aber freylich nimmt er es mit dem Worte System nicht so genau. Die letzten 81 Seiten enthalten die rubricirten Bearbeitungen gleicher Titel des Gesetzbuchs. S. 2 finden wir die richtige Interpretation des Art. 7. des Gesetzes vom 30. Ventose a. XII. Doch möchten sich die aus demselben gezogenen Schlußfolgen, ob sie gleich an sich nicht ungegründet sind, wohl nicht aus diesen Prämissen herleiten lassen. Wenn der Verf. ferner sagt, daß auf Meinungen der Rechtslehrer, oder auf ältere Aussprüche der Richter, keine Rücksicht genommen werden dürfe, so gehet er augenscheinlich zu weit; da sie nur in so fern nicht als leitende Norm angenommen werden können, als sie dem Geiste des Gesetzbuchs, und der natürlichen Billigkeit, zuwider sind. S. 21, wo der Verfasser bemerkt, daß "bey Bestimmung des Einflusses der ungerechten Drohung in den Willen des Bedroheten, zugleich auf desselben Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit Rücksicht zu nehmen" sey, ist der Sinn des Art. 1112. nur unvollständig

ausgedrückt. S. 22 findet sich die Behauptung, daß, wenn Jemand einen Andern durch ungebührlichen Scherz zu Anstalten, und Handlungen, die diesem lästig sind, wissentlich verleitet hat, er denselben deßhalb schadlos halten müsse. Zu bemerken ist noch, daß der Präliminär-Artikel von der Verkündigung der Gesetze mehrere, aus andern Theilen des Gesetzbuchs ausgehobene, Materien enthält, die auch billig unter die allgemeinen Grundsätze gehörten. — II. Abhandlung von der Ehe. 1805. XXXVIII und 232 Seiten. In derselben ist alles zusammengestellt, was die Ehe mittelbar und unmittelbar betrifft, Ehe-Contract, Abschließung der Ehe, Paternität, Legitimation, Adoption, und Hypothek der Ehefrau; endlich noch von den Rechten und Pflichten der Herrschaften, und des Gesindes, gehandelt. Besonders zu berücksichtigen sind die richtigen Ansichten des Verfassers über die Ehegelöbnisse. — III. Von der Intestat-Erbfolge. 1805. XVI und 120 Seiten. Auch hinter diesem Hefte ist in einem Anhange alles fragmentarisch zusammengetragen, was als gesetzliche, die Intestat-Erben betreffende, Verfügung hin und wieder im Code vorkömmt. Dem Practiker wird dasselbe auch noch dadurch interessant seyn, daß alle einzelne Vorschriften durch Beyspiele casuistisch erläutert sind. — IV. Von der Minderjährigkeit und Vormundschaft. 1804. XVI u. 87 Seiten. Auch in diesem Hefte finden wir die übrigen zerstreuten Vorschriften des Gesetzbuchs, welche auf diese Rechts-Institute Bezug haben, gesammelt; nur hat es sich der Verfasser bey dem Bearbeiten derselben gar zu leicht gemacht, und uns fast

nichts, als die übersetzten Gesetzesworte gegeben. — V. Von Schenkungen unter den Lebenden, und von Testamenten. 1805. XVI und 98 Seiten. Mit diesem Hefte schließt sich der erste Band.

VI. Von den Gütern oder Sachen: dem Eigenthum — der Eintheilung der Güter und den verschiedenen Einschränkungen des Eigenthums — dem Nießbrauche, dem Gebrauche, und der Wohnung — den Servituten, oder auf Grund und Boden haftenden Dienstbarkeiten. 1805. XX und 93 Seiten. S. 3 unterscheidet der Verfasser Eigenthum und Proprietät. Letztere sey nur das Recht, über die Substanz der Sache zu verfügen, im Gegensatze vom Nutzungsrechte, welches beides im Begriff des Eigenthums läge; eine Bezeichnung, welcher der 544. Artikel des Code entgegen steht. Die Erwerbsarten des Eigenthums theilt er in mittelbare und unmittelbare, je nachdem nur bloße Besitznehmung, oder Erledigung des Besitzes von Seiten des vorigen und Besitzergreifung von Seiten des neuen Eigenthümers nothwendig sey. — VII. Von Contracten, oder von Rechten und Verbindlichkeiten, die aus Verträgen entstehen, im Allgemeinen — und von Verpflichtungen, welche ohne Vertrag entstehen. 1806. XXVI und 124 Seiten. S. 13 übersetzt der Verfasser cause Beweggrund. Sollte er caussa debendi, Rechtsgrund einer Forderung, nicht kennen? — VIII. Von dem Verkaufe, dem Tausche und dem Mieth-Contracte. 1806. XXII und 88 Seiten. — IX. Von dem Societäts-Contracte — dem Leih- und Darlehens-Con-

tracte — dem Hinterlegungs=Contracte und der Sequestration — den gewagten Geschäften, Glücks= und Spielverträgen — und von dem Vollmachts=Contracte. 1806. XVIII und 68 Seiten. — X. Von der Verjährung — dem Vergleiche — der Bürgschaft — dem persönlichen Arreste, als einem Executions=Mittel in Civil=Sachen — dem Pfand=Contracte — Privilegien und Hypotheken — und der unfreywilligen öffentlichen Vergantung liegender Gründe, und der Rangordnung unter den Gläubigern. 1806. XXVII und 130 Seiten.

Aus der unbequemen Anordnung des Werks (denn eine raisonnirende Paraphrase des Gesetzbuchs würde weit besser zu des Verfassers Zweck gereichen) fließen viele Wiederhohlungen, so daß man z. B. die Lehre über die Verjährung, und über Betrug, Zwang, Irrthum, mehrmalen findet. Manches ist sehr gut aus einander gesetzt, besonders was Formular=Jurisprudenz, z. B. Testamente, betrifft; manches hingegen nicht zur Sache Gehörige herbeygezogen. Die Fragen und Antworten sind häufig nicht gefeilt, auch fehlen einige bey einem popularisirten Gesetzbuche nothwendige Anmerkungen, und Erklärungen juristischer Kunstwörter. Der Stil selbst ist nicht rein, theils in so fern er Provinzialismen enthält, theils indem manche Französische Ausdrücke unübersetzt geblieben sind. Oft ist es uns vorgekommen, als sey Daniel's Uebersetzung mit Nutzen gebraucht; wenigstens fanden wir viele wörtliche Uebereinstimmungen einzelner Sätze. Papier und Druck sind sehr gut.

Strasburg.

Genera nova Madagascariensia secundum methodum Jussieuanam disposita, Octav 29 Seiten, von A. Aubert du Petit-Thouart. Diese kleine Schrift, welche bereits oben S. 469 bey Erwähnung einer andern von eben dem Verfasser ist angeführt worden, kann man als einen Vorläufer von des Verfassers sehr wichtigen Entdeckungen, die er während seines Aufenthalts auf Madagascar machte, ansehen. Es sind 89, größten Theils neue, Gattungen, von denen hier, ganz in Jussieu's Manier, die wesentlichen Gattungs-Charaktere angegeben werden. Weder eine nahmentliche Aufzählung, noch eine Prüfung derselben kann hier um so weniger von Nutzen seyn, da der Verfasser, wie wir am Schluß der Abhandlung sehen, sich noch eine genauere Untersuchung vorbehält. Einige Gattungen sind bereits von dem Verfasser sehr umständlich in den beiden Heften seiner Histoire des Végétaux sur les Iles Australes etc. beschrieben und durch Abbildungen erläutert, und von den übrigen haben wir dasselbe in diesem Werke zu erwarten. Nur das wünscht Rec., daß sich der Verfasser, so viel als möglich, unnöthiger Nahmensveränderungen enthalten möge; denn es läßt sich doch gar nicht entschuldigen, warum Gattungen, wie Lygodium Sw., die schon unter fünf verschiedenen Nahmen beschrieben sind, hier nochmahls mit einem, und zwar keinem sehr zu empfehlenden, neuen aufgeführt werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 18. Julius 1808.

Paris.

Description des maladies de la peau, observées à l'hôpital Saint-Louis — par *J. L. Alibert*. — Avec figures coloriées. Livraison II. 1806. (s. oben S. 1059).

SECONDE PARTIE. *Des Faits relatifs à l'histoire générale des Pliques.* — *Art. I. Des Phénomènes généraux, qui caractérisent la marche des Pliques.* Sie sind nach La Fontaine meistens, einige nach Stabel, angegeben. Ein Doctor Nitzkouski (?) beobachtete bey einer jungen Dame einen Weichselzopf in den Achseln, der einen sehr aromatischen Geruch verbreitete, dem Ambra gleich. (Unter den Neben-Symptomen ist die merkwürdige Art von Cataracta durch Trübung des Liquoris Morgagni anzuführen vergessen, welche doch bey La Fontaine auch zu finden war.) Aus Stabel wird ein Fall angeführt, wo in durch diese Krankheit Knochenbrüchigkeit entstand: lorsqu'on vouloit essayer de le lever de son lit, les deux

tibia se fracturoient. Quand il essayoit de lever le moindre fardeau avec le bras, les os de l'épaule se rompoient avec éclat. — *Art. II. Des rapports d'analogie observées entre la Plique et les autres maladies.* Einige fanden Aehnlichkeit zwischen dieser Krankheit und der Tinea, der Lustseuche, der Gicht; unser Verf. findet eine solche mit dem Haarausfallen (Madarosis): une liaison intime avec la chute spontanée des cheveux dans nos climats à suite de beaucoup maladies aiguës et quelquefois même chronique. (Weßhalb? Weil Lavoir bekanntlich, und sehr mit Recht, darauf aufmerksam machte, daß das Haarabschneiden bey Reconvalescenten gefährlich sey! Und weil dem Haarausfallen oft vermehrter Bodensatz im Harne voranging, oder dasselbe begleitete. Nach des Rec. Meinung sind in der Regel beide Fälle höchst verschieden, indem bey dem Weichselzopf eine besondere Saftigkeit und ein entwickelteres Leben der Haare eintritt, dem Haarausfallen aber ein Absterben und eine Dürrheit der Haare vorhergeht.) Einige Geschichten von wahrhaft larvirter Krankheit aus: *Hermanni* primitiae medico-physicae, ab iis, qui in Polonia et extra eam medicinam faciunt collectae; und eine nach mündlicher Relation des Dr. Rieszkouski (wie man sie in allen Schriften über diesen Gegenstand findet.) *Art. III. Des causes organiques, qui influent sur le dévéloppement des Pliques.* "Nous pensons que c'est perdre le temps en des discussions futiles et superflues, que de rechercher les causes organiques, qui peuvent influer sur le dévéloppement des diverses Pliques"; es könne uns genügen, zu wissen, que la plique est une affection

sui generis, qui opère sa crise par le cuir chevelu. (Sich hiermit zu begnügen, ist freylich das Kürzeste und Leichteste!) *Art. IV. Des causes extérieures, qu'on croit propres à favoriser le développement des Pliques.* In der Luft und dem Boden könne die Ursache nicht liegen, weil sonst auch die Fremden die Krankheit bekommen müßten. (Dieser Schluß wird von Vielen bey vielen Gelegenheiten gemacht, und sicher ist er nicht richtig in solcher Ausdehnung. Ein gesund empfangenes und gebornes Kind würde unter Kakerlaken in ihren Thälern aufgezogen werden, ohne ein Kakerlak zu werden, und bey fortdauerndem Aufenthalte würden vielleicht in der dritten oder einer noch spätern Generation erst wahre Kakerlaken zum Vorschein kommen. Es ist sehr falsch, wenn man glaubt, jede Schädlichkeit müsse in einem Fremden dasselbe bewirken, und wohl gar vorzüglich, wegen größerer Empfänglichkeit. Es hat ein großer Unterschied zwischen den Schädlichkeiten Statt. Die leisern in unsern Umgebungen, in dem Regimen, Luft, Wasser etc. schleichen sich ein, müssen, ehe sie so große chronische Uebel erregen, besonders Productions-Krankheiten, gleichsam den Körper erst getränkt haben, ehe sie auffallende Resultate geben können, müssen seine eigene Art zu produciren schleichend umgeändert haben, und mit seiner Constitution gleichsam verwachsen seyn, welches einige Generationen fordern kann. Wenn wir ein solches Zusammenfließen von atmosphärischen und erblichen Ursachen bey manchen Krankheiten, vorzüglich solchen, die besonders in fehlerhafter Production ihren Grund haben, nicht als nothwendig anerkennen, sondern immer nur eine von beiden annehmen, so fehlen

min-ofe.) La Fontaine glaubt nicht an den Einfluß der Luft, des Wassers und der Nahrung. Gilbert sucht die Ursache in dem übermäßigen Genuße des gesalzenen Fleisches und Branntweins, Hirschel in der Unreinlichkeit; und erfahrungsmäßig ist die Krankheit ansteckend. Unser Verf. versuchte in Paris die Ansteckung; sein Experiment (!) mißglückte aber, wie er glaubt, weil der angewandte Weichselzopf nicht frisch, sondern ausgetrocknet war. Eine junge Französische Dame wurde in Warschau angesteckt, und bekam dadurch un tel dépit, qu'elle se fit un plaisir de la propager, en faisant essayer un bonnet très-elegant, qu'elle portoit à plusieurs femmes de sa connoissance. (Hat man diese junge Dame denn nicht als eine Art von Giftmischerinn denuncirt, und ein solches dépit so ungefähr aus diesem Gesichtspuncte behandelt?) Auch die Leidenschaften sollen Ursache seyn können. — *Art. V. Considérations physiologiques sur les fonctions des cheveux et des poils dans l'économie animale; utilité de ces Considérations pour l'intelligence des Phénomènes de la Plique.* Der Verf. sagt gleich zu Anfange: on est pénétré d'étonnement, quand on songe que ces organes sont formés d'une matière mucilagineuse, que le travail des forces vitales reduit en filamens, par un mécanisme analogue à celui de la toile de l'araignée, ou du tissu du vers-à-soi. (Rec. gesteht, daß er selbst ist pénénétré d'étonnement, diese Vergleichung und die daraus hervorleuchtende Ansicht bey einem Schriftsteller über die Krankheiten der Haare zu finden. Leben ihm denn die Haare nicht? Oder lebt ihm das Spinnengewebe? Eine von beiden Meinungen

muß er haben, und in diesem Verhältnisse weiß man kaum, welche die schlechteste wäre.) — Les cheveux rouges paroissent être le résultat d'une organisation imparfaite et maladive. (Unsre, nähmlich der Deutschen, Vorfahren mit ihren comis rutilis, wie sie Tacitus beschreibt?) S. 43 ein paar Fälle von schneller Umänderung der Haarfarbe durch Krankheit, nähmlich in einem schweren Wochenbette der blonden in kohlschwarze, und bey einem Manne, welchem in einer unbestimmten Krankheit braune Haare ausgefallen waren, erschienen brennend rothe wieder. Hierüber dürfe man sich nicht wundern, da die Haare une sorte de sensibilité besäßen (diese Spinnengewebe?). Jeder wisse den Einfluß der Leidenschaften auf das Sträuben der Haare, et ce phénomène paroit leur être commun avec les plumes des paons, des coques, des dindons agités par l'orgueil. (Um hierdurch die Sensibilität der Haare beweisen zu wollen, muß man sehr wenig Kenntniß über ihren Zusammenhang mit dem Felle rc. haben!) Wiederhohlung eines Falles, in welchem ein junger Mensch in Einer Nacht vor seiner Hinrichtung in der Schreckenszeit greis geworden seyn soll. (S. 43). Moreau stellte der Ecole de médecine zu Paris einen jungen Mann von sechs Jahren vor, bey dem mit ungewöhnlicher Entwickelung der Hoden die Brust stark mit Haaren besetzt war, und der sich auch bald mußte den Bart scheren lassen. — Zwischen Haaren und Haut, die beide dem Aushauchungsgeschäfte vorstehen, soll ein Wechselverhältniß vielleicht Statt haben, weßhalb der stark schwitzende Neger kurzes (aber sehr dickes und gekräuseltes) Haar hat, hingegen der Nord-

Kinder langes. — Dann werden der salzige Geschmack, welchen man spürt, wenn ein Tropfen Schweiß von der Stirn in den Mund kömmt, und das Rothfärben blauer Pflanzenfarben unter den Achseln als Beweise angegeben, daß die Haare Säure ausscheiden. (Wie viel hierzu trägt denn die Haut bey durch den Schweiß? Wir rathen dem Verfasser, seines Landmanns Thenard chemische Analyse des Schweißes nachzusehen, woraus ersehen werden kann, daß der Schweiß eines Gesunden freye Essigsäure und Kochsalz enthält.) Kniphof's dissert. de humore cutem inungente ist dem Verfasser wohl bekannt.

(Die Fortsetzung s. im folgenden Blatt.)

Lemgo.

In der Meyerschen Buchhandlung gab der als Archivar der Literatur der Deutschen hochverdiente Herr Hofrath Meusel sein teutsches Künstler-Lexikon, oder Verzeichniß der jetztlebenden teutschen Künstler, bereits 1778 und 1789 heraus; eine Grundlage, auf welcher nur fortgebauet werden durfte, um mit der Zeit ein ähnliches umfassendes großes Künstler-Polyandrium aufgeführt zu sehen, als dasjenige ist, welches die Deutschen Schriftsteller enthält, für welche das Deutsche Gelehrten-Lexikon die Stelle einer Hauptstadt, wie Paris, vertreten muß, wohin Jeder aus der Provinz reiset, der als Gelehrter in die Musterrolle eingeschrieben seyn will. Der Hr. Hofr. M. klagt aber sehr, wie wenig thätigen Beystand er bey seinem guten Willen von Künstlern und Kunstfreunden erhalten habe; es geht also hier, wie unter den Gelehrten. Gepriesen steht

sich Jeder gern; aber der Künstler von Ruf und Verdienst nennt seine Ansprüche nicht gern selbst, und Nachbarn, die ihn loben, findet ein Künstler selten unter seinen Kunstgenossen. Kunstfreunde aber haben immer mehr Neigung, entweder zu criticiren und zu ästhetisiren, als parteylose Notizen zu sammeln und einzusenden; andre endlich sehen lieber müssig zu, und genießen. Der Rec. bedauert, daß er sich in gleicher Lage siehet, statt Beyträge zu liefern, ein bloßer Lob- und Anpreiser des ungeschwächten Bestrebens des verdienten Gelehrten zu seyn, der nun auch die Künstler-Notizen unsrer Nation der Nachwelt zu erhalten sucht. Einige einzelne historisch-literärische Schriften abgerechnet, hat der Hr. Hofr. M. selbst in diesem Zeitlauf von dreyßig Jahren auf verschiedenen Wegen die Sammlung von Künstlernachrichten befördert, insonderheit durch die Miscellaneen artistischen Inhalt in einer Reihe von dreyßig Heften, und durch das Museum für Künstler und Kunstliebhaber in achtzehn Stücken; beide nachher fortgesetzt als Neues Museum und Neue Miscellaneen, endlich Archiv für Künstler. Die Vereinigung von allem dem Vorrath in ein einzeln Werk war schon an und für sich verdienstlich; aber der Werth erhöhet sich durch Ergänzungen und Bereicherungen, durch einige Beyträge und aus einzelnen Schriften, welche bey jedem Artikel auch angeführt werden. So ist gegenwärtig die zweyte, umgearbeitete, Ausgabe des teutschen Künstler-Lexikons, oder des Verzeichnisses der jeztlebenden Deutschen Künstler, Erster Band, entstanden, welcher die Hälfte, von A... L, enthält. Octav 567 Sei-

ten, Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung 1808. Wenn in den jetzigen bedrängten Zeiten Deutschlands, die den Anfang zu einem Zeitalter machen, dessen Nahmen man in der Mineralogie oder beym Ovid aufsuchen muß, die Kunst nach Brot seufzet; so muß es für die Kunst aufrichtend seyn, daß sie ihre Söhne nicht ganz der Vergessenheit überlassen, sondern ein so ansehnliches Verzeichniß von ihnen aufgeführt steht, aus welchem sich abnehmen läßt, es müssen immer noch Hülfsquellen vorhanden seyn, oder geheime Kunst-Mäcene sich finden, das Heer zu unterhalten; wie kümmerlich, ist eine andre Frage. Begüterte Kunstfreunde und Mäcene sind wenigstens nun in Stand gesetzt, Künstler aufzusuchen, es sey für Capellen, oder für große Bauen, und Werke aller bildenden Künste. Auf Nachträge und ein Todtenregister läßt uns der Verfasser am Ende des künftigen zweyten oder dritten Bandes ohnedem noch hoffen; auch noch wohl Verzeichnisse von Bibliotheken, Münz-, Kunst- und Naturalien-Cabinetten, imgleichen von Kunsthandlungen jeder Art, wenn er gehörig unterstützt wird; also können, wenn es erlaubt ist, über einen so trockenen Gegenstand zu scherzen, alle die mutae artes, wie sie beym Dichter heißen, einen Weg finden, von sich zu sprechen, und sprechen zu lassen; und das Lexicon kann die Muse werden donatura mutis quoque sonum.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1808.

Paris.

Fortsetzung der S. 1150 abgebrochenen Anzeige der Seconde partie von den *Déscriptions des maladies de la peau* — — par *J. L. Alibert* — (s. oben S. 1059).

Article VI. Des résultats fournis par l'Autopsie cadavérique des sujets qui ont succombé à la Plique, ou qui sont morts pendant l'existence de cette affection. La Fontaine's Urtheil. Der Verf. machte die Section zweyer solcher Kranken. (Beide waren Franzosen, sahen Polen nie; der erste war ein schweinischer Trunkenbold, und hatte an einer Stelle am Hinterkopfe etwas zusammengefilzte Haare. Schwerlich war das ein wahrer Weichselzopf.) Gar keine Resultate gaben sie. — *Art. VII. Des résultats fournis par l'analyse chemique des cheveux et de la matière de la Plique.* (Dieser Artikel gibt mehr Ausbeute, als der vorige, und ist vielleicht das Schätzbarste in dieser ganzen Livraison, doch ist selbst dieses, dem Verfasser und dem Inhalte nach, eigentlich etwas dem Werke Fremdes, nähmlich eine chemische Analyse der Haare überhaupt, und nach ihren

verschiedenen Farben, von Vauquelin.) Der Verf. gab an Vauquelin eine im Hospital de St. Louis gemachte Sammlung von allerley Haaren, besonders aber von recht schwarzen und recht rothen, zur chemischen Untersuchung. Vauquelin fand (S. 45), daß die recht schwarzen Haare bestehen (oder gaben) 1. d'une substance animale, qui en fait la plus grande partie; 2. d'une partie blanche et concrète; 3. d'une autre huile verte fluide, plus abondante; 4. de fer, dont l'état dans les cheveux n'est pas encore déterminé; 5. d'une petite portion d'oxide manganèse; 6. de phosphate de chaux; 7. d'un peu de carbonate de chaux; 8. de beaucoup de silice; 9. de soufre. Die rothen Haare haben (oder vielmehr wohl, gaben) statt des grünen der schwarzen, ein rothes Oehl. Die weissen Haare enthalten ein fast farbenloses Oehl, und phosphate de magnésie, welche die schwarzen und rothen nicht enthalten. Die schwarze Farbe scheint von einer Verbindung des Eisens mit Schwefel und von einem schwarzen Oehle herzurühren, wenigstens enthalten die schwarzen Haare von diesen Substanzen genug, um die thierische Substanz schwarz zu färben, und die weissen Haare haben weit weniger Eisen. Daß die rothen Haare durch ein Oehl roth werden, wird dadurch wahrscheinlich, daß sie weit dunkler werden, wenn dieses durch Weingeist ausgezogen ist. Vauquelin bemerkt, daß, wenn diese Facten sich constant zeigen, man die Ursache der verschiedenen Farbe der Haare leicht würde bestimmen können; die schwarze Farbe entstände durch metallisches Eisen mit Schwefel und une huile noire comme un bitume, die rothe und blonde gegentheils durch ein rothes und gelbes Oehl, rouge ou jaune, dont l'intensité, diminuée par une petite quantité de fer sulfuré, donne le roux; das weisse Haar entstehe durch

Mangel oder Abwesenheit des Eisens. (Was macht nun aber dieses gemeinschaftliche Oehl grün oder gelb, roth oder schwarz? Wie hier mit mannigfachen Oehlen in Einer Substanz, so werden wir jetzt durch die genauere chemische Analyse fast täglich mit einer neuen Säure in jeder Substanz, mit acide chinique, caffique etc. beschenkt. Es ist sehr verdienstlich, zu zeigen, worin das wahrhaft Specifike, Charakterisirende, liegt; nur ist zu wünschen, daß man sich mit einem solchen Funde nicht begnügen möge: denn man schälte durch eine nur so weit gedrungene Analyse den Kern nur erst aus der weichsten Schale, und er selbst bleibt nun aufzuknacken!) In rothen, blonden und greisen Haaren scheine Schwefel im Uebermaaße zu seyn, weil sie durch die oxydirten Metalle, Silber, Quecksilber, Bley, Wismuth ꝛc. schnell geschwärzt werden. Der Schwefel scheine in den Haaren in Verbindung mit Hydrogen zu seyn, wenigstens wirke er auf die metallischen Oxyde, wie hydrogène sulfuré. Vauquelin glaubt, daß in denen Fällen, wo durch Gemüthsbewegung ꝛc. schnell die Haare greis wurden, eine Säure im Körper entwickelt seyn möge, welche die matière colorante decomponirt habe, weil diese, besonders die übersaure Kochsalzsäure, die Haare merklich bleicht. Unser Verf. (es ist in diesem Artikel oft schwer zu unterscheiden, was Vauquelin, und was Alibert meinen, doch hier scheint durchaus Alibert zu reden) fügt hinzu: La production spontanée d'un acide dans l'économie animale ne doit pas paroitre impossible à réaliser, quand les physiologistes observent, qu'un mouvement extraordinaire de fureur dans quelques animaux suffit pour imprimer une qualité vénéneuse à leurs humeurs. (Kann der Verf. beweisen, daß das eine Säure ist?) Pour ce qui est de la blancheur, qui survient aux cheveux pen-

tuellement et avec l'âge, ne peut on pas dire que les matières qui servoient a leur coloration, cessent alors d'être sécretées par les organes accoutumés? (Gegen diese Erklärung ist nichts einzuwenden, als, daß sie gar keine ist.) Für die Basis der Haare halte Vauquelin den thierischen Schleim; das beygemischte Oehl gebe ihnen die Weichheit, Beständigkeit und leichte Verbrennlichkeit. — Endlich nun auch die chemische Analyse von Weichselzöpfen (in 9 Zeilen). Vauquelin fand in ihnen dieselben Bestandtheile, wie in gesunden Haaren, nur in geringerer Quantität; nähmlich weniger Schwefel, weniger phosphate de chaux, fast keine Spur von carbonate de chaux, sehr wenig Eisen, fast nichts von sulfate de chaux und von Oehl, aber sie lösen sich sehr leicht im Wasser, selbst im kalten, auf. Die Zöpfe, mit welchen diese Versuche gemacht wurden, waren von La Fontaine aus Warschau nach Paris geschickt, also begreiflich trocken. (Diese Analyse ist lehrreich genug. An demjenigen, was die Haare von andern thierischen Theilen unterscheidet, fehlt es also bey dieser Krankheit. Ein reicher Gegenstande für nachfolgende Untersuchungen! Eben so wird man hierdurch wahrscheinlich ein Unterscheidungszeichen bekommen, bloß durch Unreinlichkeit verwirrte und zusammengefilzte Haare von Weichselzöpfen zu unterscheiden. — Hätte doch unser Verf. die Haare des Trunkenboldes, dessen Section er oben lieferte (S. 44), chemisch analysiren lassen!) —

(Der Beschluß dieser Anzeige im nächstfolgenden Stück.)

Heidelberg.

Bey Mohr und Zimmer: Dissertatio inauguralis juridica de *Operis novi nunciatione*, quam in Acad. Ruperto-Carolina — pro licentia summos in

utroque jure honores capessendi — eruditorum examini submittit autor *Ferd. Kaemmerer*. 1807. 248 Seiten in Octav.

Dieses ist der Titel einer gehaltreichen Inaugural-Schrift, welche die Lehre von der Operis novi nunciat. erschöpfend darstellt, und daher einer genauern Anzeige werth ist. In den Prolegomenis behauptet der Verf., daß man nicht Novi operis nunciatio, sondern Operis novi nunciatio schreiben müsse, zeigt ihren Ursprung, und zählt darauf die Quellen und Schriftsteller dieser Lehre, wiewohl letztere etwas ungeordnet auf. Cap. I. *Notio et divisio*. O. n. n. sey legitima prohibitio, opus cum solo cohaerens contra pristinam formam in alterius praejudicium paranti facta, ne in eo pergat, donec de jure ejus constiterit aut eo nomine praestita fuerit satisdatio. Denunciatio operis novi sey eben so viel, als nunciatio; renunciatio hingegen (fr. 17. fr. 5. §. 17. D. 39. 1. de oper. novi nunc.) sey corrupt. (Beyläufig verbessert der Verf. in fr. 5. §. 10. eod. certe cum, für ceterum.) Bey der Real-Nunciation sey der Unterschied zwischen prohibitio per manum (Destraction des Werks, und Vertreibung der Arbeiter), und per lapilli jactum schon den Römern bekannt gewesen. (fr. 10. §. 1. D. 43. 24 quod vi aut clam. Das entgegen stehende fr. 5. §. 10. D. 39. 1. sey entweder durch ein Emblem Tribunians verstümmelt, oder statt id est zu lesen item.) — Cap. II. *Subjectum, Objectum, Forma*. Operis novi nunciatio könne nie durch den Prätor ex officio geschehen (so genannte nunciatio publica). Auch ein Incola könne so gut, wie ein civis, nunciiren, weil er nach fr. 29. D. 50. 1. ad municip. — omnibus publicis muneribus fungi debet; juncto fr. 35. eod. Auch ein infamis. Unfähig aber seyen Peregrinen, ausgenommen wenn sie

für sich durch das Werk Schaden leiden; Miether, Pächter, ausgenommen in Abwesenheit des Eigenthümers. Der Verfasser bestreitet die Richtigkeit der übrigen Fälle, die man sonst wohl anführt, widerspricht sich aber in Hinsicht des periculi in mora, weßhalb man ihnen die operis novi nunciatio verstatten wollte, gleich in der folgenden Note, indem er aus diesem Grunde dem gleichfalls unfähigen Commodatar zu nunciiren erlaubt. Unfähig sey auch der Usufructuar, doch könne er dem Nachbar, und nur im Nahmen des Eigenthümers, nunciiren (so wird fr. 1. §. 20. fr. 2. D. 39. 1. und fr. un. §. 4. D. 43. 25. de remiss. erklärt, und letzteres auf diese Art gegen Cujas in Schutz genommen); der Sklav ebenfalls, ausgenommen in Abwesenheit des Herrn; wohl aber der summe ebrius, obgleich er in andern Stücken dem unfähigen furiosus gleichgesetzt werde. Hierauf gehet der Verfasser zu den fähigen Personen über, und nimmt beyläufig das fast überall in Anspruch genommene fr. un. §. 5. D. 43. 25. in Schutz, indem er das dort vorkommende detentionem durch custodiam erklärt. Was den Besitzer einer Real-Servitut anlangt, so erklärt er das höchst schwierige fr. 14. D. 39. 1. dahin, daß er nur dann nunciren könne, wenn das Werk die völlige Ausübung der Servitut direct hindere, nicht aber, wenn sie nur theilweise unmöglich gemacht werde. (fr. 14. cit. junct. fr. 2. §. 8. D. 5. 7. In diesem Fall könne der durch das Werk versperrte Weg über einen andern Theil des Ackers verlangt werden.

Unbillig, und auf der andern Seite zu weit getrieben, ist die Interpretation der berüchtigten c. un. C. 11. 18. de stud. lib. indem der Verfasser behauptet, daß jeder Professor, in dessen Nähe sich ein lärmender Handwerker einmiethet,

sein Haus verlassen, und in einer ruhigeren Gegend seinen Hörsaal aufschlagen müsse. Das Gesetz will bloß, die Zuhörer sollen durch kein Geräusch verhindert werden, den Vortrag des Lehrers zu fassen. Hieraus entspringt sowohl für den Lehrer die Verbindlichkeit, sich nicht in der Gegend niederzulassen, wo lärmende Handwerker schon wohnen, als auch das Recht, jedem lärmenden Handwerker, der sich in seiner Nähe niederlassen will, dieses zu untersagen. Wenn der Verfasser die Frage, ob dem Müller nuncürt werden könne, der seine Mühle an ein flumen publicum anlegt, nach Römischem Rechte verneint, so möchte dieses doch jetzt wohl nicht anwendbar seyn, da Römisches Recht bey der Bestimmung Deutscher Verfassungsrechte unkräftig ist. — Cap. III. (im Texte heißt es fälschlich Cap. I.) *Nunciationis effectus.* — Cap. IV. *Quibus modis tollitur nunciatio.* S. 239 fgg. hängt der Verfasser einen Excursus an, der rein polemisch gegen Savigny, und bisweilen in einem unhöflichen Tone abgefaßt ist; in welchem er gegen denselben vorzüglich aus fr. 32. D. 18. 1. de contr. emt. fr. 71. §. 5. 6. D. 30. de legat. I. fr. 15. §. 26. 27. D. 39. 2. de damn infecto zu beweisen sucht, daß dem Besitzer des ager vectigalis, und dem emphyteuta kein wahres Eigenthum zustehe.

Der Verfasser zeigt überall eine große Belesenheit, die oft in zwecklose Materialienhäufung ausartet. So wird Rousseau's Emil bey der vindicta privata angeführt, anderer Beyspiele zu geschweigen. — Seine Schreibart ist häufig incorrect, sehr weitschweifig, so daß auch Anecdoten (S. 156) erzählt werden; nachlässig, besonders im Citiren. — Auch hätte der Recensent gewünscht, daß Feuerbach's Meinung über

die servitus luminum S. 122, und einige Ideen von Thibaut nicht so unbedingt angenommen wären. — Druck und Papier sind sehr gut; nur wimmelt die Schrift von unzähligen Druckfehlern.

Nordhausen.

Vom Hrn. Director Sparr, dessen wir bey der Anzeige der dortigen neuen Schulverfassung (oben S. 966) gedachten, haben wir eine Schulschrift in Händen, die von ihm als Philologen keinen unvortheilhaften Begriff erweckt: Praemittitur nova loci Virgiliani Aen. I, 393 ... 400 explicatio. Es ist die Stelle vom Augurium, durch welches Venus dem Aeneas das glückliche Einlaufen von zwölf Schiffen nach überstandnem Sturm verkündigt: zwölf Schwäne, welche von einem Adler waren gejaget worden, senken sich auf die Erde, und entkommen: diese deutet sie auf die zwölf geretteten Schiffe. Die Vergleichung will gleichwohl nicht recht vor sich gehen, wenn man von V. 397. 8. anfängt: ut reduces illi — Haud aliter. Dieß fühlt man leicht, wenn man die Stelle vor sich hat. Die Vergleichung hängt eher mit dem V. 395. zusammen: V. 395. 6. nunc terras — despectare videntur. Leicht könnte man auf den Gedanken kommen, sie gehörten in die Zahl der Verse von der ersten Hand, welche Virgil bey der letzten Durchsicht entweder weggestrichen, oder besser mit den übrigen verbunden haben würde. Man findet der Hr. Dir. ein Mittel aus: er setzt die Zwischenverse 397. 398. in Parenthese, und betrachtet sie als Ausrufung: ut reduces illi ludunt! s. w. Was diese Interpretation begünstigen kann, ist das vorhergehende adspice. Etwas Unbequemes bleibt aber immer in der Stellung der Sätze; nur die Vergleichung erhält mehr Zusammenstimmendes. Ganz und anschaulich ausgemahlt hat der Dichter die Ansicht überhaupt nicht, sondern hat sie nur durch Hauptzüge angedeutet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1808.

Oedenburg (in Ungern).

Catalogus Bibliothecae Hungaricae *Széchényi*ano-Regnicolaris. Tomi I, Scriptores Hungaros et rerum Hungaricarum *typis editos* complectentis, *Supplementum* II, A...Z. *Sopronii,* typis Siessianis. Octav, 1807, 615 Seiten. — Hierzu, *Index* alter, libros Bibliothecae Hungaricae *Széchényi*ano-Regnicolaris *Supplemento* II comprehensos, in scientiarum ordines distributos exhibens. *Pestini,* typis Trattnerianis. 1807, 236 S.

Rec. beziehet sich hier auf die Anzeige der 3 ersten Bände dieses Catalogs in unsern Gel. Anz. 1803, St. 67, und in eben denselben 1804, St. 137, Anzeige des ersten Supplements, sammt dem *Index* alter. Rec. erstaunt, nicht bloß über die großen Kosten, die eine so starke und schnelle Vermehrung der Bibliothek voraussetzt; sondern auch über den unermüdeten Fleiß der gelehrten Gehülfen des Hrn. Grafen, eine so unendliche Menge von meist kleinen und höchst seltenen Flugschriften auszuforschen und aufzutreiben. Auch wiederhohlt er seinen Glückwunsch an die Ungrische Nation, die auf die

die servitus fumiuum S. 132, und einige Ideen von Thibaut nicht so unbedingt angenommen wären. — Druck und Papier sind sehr gut; nur wimmelt die Schrift von unzähligen Druckfehlern.

Nordhausen.

Vom Hrn. Director Sparr, dessen wir bey der Anzeige der dortigen neuen Schulverfassung (oben S. 966) gedachten, haben wir eine Schulschrift in Händen, die von ihm als Philologen keinen unvortheilhaften Begriff erweckt: Praemittitur nova loci Virgiliani Aen. I, 393 ... 400 explicatio. Es ist die Stelle vom Augurium, durch welches Venus dem Aeneas das glückliche Einlaufen von zwölf Schiffen nach überstandnem Sturm verkündigt: zwölf Schwäne, welche von einem Adler waren gejaget worden, senken sich auf die Erde, und entkommen: diese deutet sie auf die zwölf geretteten Schiffe. Die Vergleichung will gleichwohl nicht recht vor sich gehen, wenn man von V. 397. 8. anfängt: ut reduces illi — Haud aliter. Dieß fühlt man leicht, wenn man die Stelle vor sich hat. Die Vergleichung hängt eher mit dem V. 395. zusammen: V. 395. 6. nunc terras — despectare videntur. Leicht könnte man auf den Gedanken kommen, sie gehörten in die Zahl der Verse von der ersten Hand, welche Virgil bey der letzten Durchsicht entweder weggestrichen, oder besser mit den übrigen verbunden haben würde. Man findet der Hr. Dir. ein Mittel aus: er setzt die Zwischenverse 397. 398. in Parenthese, und betrachtet sie als Ausrufung: ut reduces illi ludunt! s. w. Was diese Interpretation begünstigen kann, ist das vorhergehende adspice. Etwas Unbequemes bleibt aber immer in der Stellung der Sätze; nur die Vergleichung erhält mehr Zusammenstimmendes. Ganz und anschaulich ausgemahlt hat der Dichter die Ansicht überhaupt nicht, sondern hat sie nur durch Hauptzüge angedeutet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1808.

Oedenburg (in Ungern).

Catalogus Bibliothecae Hungaricae *Széchényiano*-Regnicolaris. Tomi I, Scriptores Hungaros et rerum Hungaricarum *typis editos* complectentis, *Supplementum* II, A ... Z. *Sopronii*, typis Siessianis. Octav, 1807, 615 Seiten. — Hierzu, *Index* alter, libros Bibliothecae Hungaricae *Széchényiano*-Regnicolaris *Supplemento* II comprehensos, in scientiarum ordines distributos exhibens. *Pestini*, typis Trattnerianis. 1807, 236 S.

Rec. beziehet sich hier auf die Anzeige der 3 ersten Bände dieses Catalogs in unsern Gel. Anz. 1803, St. 67, und in eben denselben 1804, St. 137, Anzeige des ersten Supplements, sammt dem *Index* alter. Rec. erstaunt, nicht bloß über die großen Kosten, die eine so starke und schnelle Vermehrung der Bibliothek voraussetzt; sondern auch über den unermüdeten Fleiß der gelehrten Gehülfen des Hrn. Grafen, eine so unendliche Menge von meist kleinen und höchst seltenen Flugschriften auszuforschen und aufzutreiben. Auch wiederhohlt er seinen Glückwunsch an die Ungrische Nation, die auf die

Art eine Reichs-Bibliothek, nach dem beschriebnen Umfang, theils schon hat, theils weiter erhalten wird, als wohl kein andres Reich sich rühmen kann. Der Vorredner dieses 6ten Bandes, Hr. Georgius Aloysius *Szerdahely* in Ofen, preiset dieses "magnanimitatis et *opulentiae* monumentum", wie er es nennt, nach Verdienst. — Der Plan dieser ungeheuern Bibliothek erweitert sich immer mehr: so ist hier im Index S. 219 ein Vorrath von Grammatiken und Wörterbüchern verschiedner Sprachen, nahmentlich S. 225 von der Slavonischen, Wendischen und Russischen; das noch zur Zeit kleine Verzeichniß läßt in Zukunft hier eine Niederlage der gesammten Slavonischen Literatur hoffen, so selten auch Sprachlehren und Lexika der vielen Slavonischen Dialecte sind.

Paris.

Bey Delance: *Remarques inédites* du Président Bouhier, de Breitinger et du Père Oudin sur quelques Passages *d'Horace*; avec une Lettre sur l'Art poétique et sur la Sat. IV. liv. II. publiées par *G. Prunelle*, Docteur et Bibliothécaire de l'Université de Montpellier, ancien Médecin de l'Armée d'Orient, Médecin des camps et armées de S. M. I. R. et de son hôpital militaire de Paris etc. 1807. Octav I...LII u. 1...107 S.

In den Jahren der Revolution waren die Herren Chardon de Rochette und Prunelle, als Commissaires du Gouvernement pour les sciences et les beaux arts zu Dijon, um von der wilden Buch- und Kunststürmerey zu retten, was noch zu retten war. Aus den Notizen, die man von der Abschrift der Griechischen Anthologie des Saumaise sich noch erinnern kann, ist bereits bekannt, daß zu Dijon noch die Büchersammlung des ehemahligen Präsidenten

Bouhier, in welcher jene Abschrift des Saumaise, und auch gelehrte Aufsätze von Bouhier selbst, sich befinden, vorhanden ist; sie wird von seinem Abkömmling, dem Marquis de Bourbonne, aufbewahrt. Aufsätze über des Horaz so genannte Ars poetica im Magasin encyclopédique haben, wie es scheint, jene beiden Gelehrten nach Paris gebracht; sie wurden hierauf einzeln in verschiedne Hefte des Magazins eingerückt. Hr. Prunelle stellt sie hier in einer Folge aufs neue ans Licht, begleitet mit einer Abhandlung, deren Verfasser er selbst ist, und darin er als Arzt, mit gelehrten Sprachkenntnissen befreundet, und Schüler von Villoison, auftritt. Kein Wunder also, daß er S. XXII über die neue Mode in der Medicin und Chemie, Griechische Kunstworte zu schmieden, spottet; als calorinèse, hématédèse, wo man sogar νησος, die Insel, für νοσος, ergriffen hat. Aehnliche Gräcismen des Hrn. de Barthez sind daselbst und S. XXVIII aufgeführt. Bouhier's Aufsatz hat einen historisch-literärischen Werth, als eines Gelehrten, welcher Geschmack mit alter Literatur verband; Der Gegenstand, den er behandelt, selbst, hat wenig dabey gewonnen. Die, schief gestellte, Frage, wie das Sendschreiben des Horaz ein regelmäßiges vollständiges Lehrgedicht über die poetische Kunst seyn könne, welches es doch, so bald man es unbefangen lieset, nicht ist, noch seyn kann, ist richtig auch von Bouhier aufgefaßt. Durch Versetzung der Glieder und Stellen aber wollte er eine Verbindung und einen Plan hineinbringen: dieß begreift die hier S. 1 . . . 32 eingedruckte Dissertation sur l'Art poétique d'Horace par le Président Bouhier. Alles dieß ist in unsern Zeiten von mehreren Gelehrten mit weit schärferer Critik, wenn gleich verschieden, behandelt worden. Nun aber folgen Notes inédites du Président Bouhier

sur les Odes d'Horace. Ueber das Jahr der zweyten Ode des 1. B. Er pflichtet dem Masson bey in der Wahl von Jahr 732, und vertheidigt ihn gegen Sanadon: und in der siebenten Ode muthmaßet er Indeque decerptam, worauf mehr Andre gefallen sind, und nun ist es als die echte Leseart bereits aufgenommen. In II, 38, 24. für das bestrittene reparavit oras, muthmaßte Bouhier *peraravit*, und 15. in *feros* timores, mit mentem lymphatam *Mareoticae*, der Aegyptischen Königinn. Fern her, weil man den Zephyr nicht haben konnte, und doch unnöthig, herbeygezogen ist IV, 12, 2. animae lintea *Thrasciae*, ein technischer Nahme vom nordwestlichen Winde, der doch auch Θρασκίας geschrieben wird. — S. 51 über Satyra I. gravis *annis* miles, verändert in *armis*, eine Kritteley! 23. *praeterea*, ne sic. in *praetereo* (er bemerkte die Parenthese ne sic — ludo nicht), und vielleicht ut *quae* jocularia. Wir übergehen andre unbedeutende, bloß gegen Dacier gerichtete oder sonst schon bekannte, wie V. 100. *Tyndaris*, *Horum*. oder wo man etwas Besseres weiß, wie I, 2, 120. 1. — S. 59...72 Briefwechsel mit dem P. Oudin über die Stelle von Servius Oppidius letzten Worten an seine Söhne Serm. II, 3, 170 f. — über II, 4, 51. Massica si caelo, Die Breitingersche Verbesserung, V. 53. *vernis* für nervis, mit Recht verworfen von P. Oudin und Bouhier. — Versuch des letztern, in Epist. I, 6. Nil admirari. durch Versetzung der Verse einen vermeinten Plan zu bringen, S. 80, und gleiche Versuche über Epp. II, 1 u. 2. Mag dieses alles unser Hr. Hofrath Mitscherlich in seiner fortgesetzten Ausgabe weiter prüfen und sichten.

Vorgesetzt ist nun S. I...LI des Hrn. Prunelle Lettre à Mr. Sicard, ainé, Jurisconsulte à Montpellier, sur quelques passages de l'Art poétique

d'Horace, et sur II. Sat. 4, 51 . . . 56. Gegen Wieland behauptet er in der Ars poetica einen bestimmten Plan: es sey eine Satyre auf die schlechten Dichter seiner Zeit; und in den einzelnen Anmerkungen beurtheilt er verschiedne Erklärungen und Lesearten von Dacier und andern Neuern; Auch diese überlassen wir dem Herausgeber des Horaz. Die beträchtlichste Critik ist XLIIII f. über die Verse, von denen schon oben die Rede war: Massica si caelo, bey der wir uns aber nicht so ganz befriedigen können. Gern gestehen wir ein, was die Sachkenntniß selbst betrifft: den in die Gefäße gefüllten Most stellte man im Sommer an die freye Luft, damit er in der Sonnenhitze und der nächtlichen Kälte kochte und sich setzte; besonders verfuhr man so bey den edeln und süßen Weinen, dem Falerner und Surrentiner, die eben dadurch auch die angenehme Herbe erhielten. Das sagen die Verse 51 . . . 3. et decedet odor nervis inimicus: den man bestritten und sogar acor verbessert hat, da ja der angenehme Geruch den Nerven nicht schädlich seyn könne. Hr. P. erinnert mit Recht, daß es der schädliche betäubende Dunst des jungen Weins oder Mostes sey, vermöge des darin sich entwickelnden acide carbonique. Dieses sey eben das, was die Alten flos vini nennen, und eben das sey auch fumus vini u. vina fumosa. Hier widersetzt sich der Sprachgebrauch: flos vini kann auf mehr als Eine Weise gesagt seyn; das Wort drückt überhaupt das Beste und Feinste aus; also kann es das seyn, was wir Ausbruch nennen; in Beziehung aber auf den Geruch kann es sehr wohl der bey der Eröffnung des Gefäßes zuerst auffallende Wohlgeruch seyn (nach Veranlassung der Stellen im Plautus und Lucrez III, 222. 3.). welcher ja wohl auch eben jener Säure zuzuschreiben ist. Aber daß unser fumet durch fumus ausgedrückt gewesen

sey, müßte erst weiter erwiesen werden; und wie könnte dann amphora *fumum bibere* instituta gesagt werden? Fumosus ist auch nicht immer, geräuchert, sondern der cadus fumosus ist, der im fumarium stand und vom Rauch warm gehalten ward, damit eben der Niederschlag der Hefe in der Länge der Zeit, wie sonst in der Sonnenhitze, befördert ward.

Hannover.

Bey den Gebrüdern Hahn: Mythologie für Schulen und Liebhaber dieser Wissenschaft, von C. (L?) Ph. Funke, Erziehungsrath zu Dessau, mit 8 Kupfertafeln. 1808. Octav 278 Seiten und Register. Die Ausgabe ist von seinem Tochtermann, Hrn. C. Lippold, in Horstdorf (im Anhalt-Dessauischen) besorget, und verdiente, nach dem Tode des sel. Funke erhalten und in alle Lehranstalten verbreitet zu werden. Mit eben der practischen Einsicht, Beurtheilung und Besonnenheit, die so viele seiner Lehrbücher auszeichnet, ist auch das gegenwärtige abgefaßt, das Nöthige und Brauchbare ausgesucht und faßlich vorgetragen. Die neuern Ansichten der Mythologie sind von ihm nicht blindlings angenommen, sondern zweckmäßig benutzt; besonders ist gleich in der Einleitung eine richtigere Ansicht der Mythologie vorbereitet, und einfach, anspruchslos (denn Rechthaberey kannte der sel. Funke nicht), summarisch dargestellt. Ob auch die beste begründetste Ansicht die völlig richtige, einzige und allgemeine war, können wir nie behaupten, da wir nur einzelne fragmentarische Kenntnisse einzelner Gewährmänner haben, aus welchen wir zusammenstellen, was wohl eigentlich die Ideen dieser Männer (denn wir können noch nicht sagen, der ganzen alten Welt, nicht einmahl, der ganzen Hellenischen Nation) gewesen seyn mögen; wahrscheinliche Annäherung ist also Alles, worauf sich An-

spruch machen läßt; und so weit ist hier die gegebne Ansicht im Allgemeinen hinlänglich. Mit gutem Urtheil ist das hierauf folgende Einzelne von den Göttern der Griechen und Römer, von den Heroen, mythische Erzählungen von der Jo, von den Danaiden s. w. und Gottheiten der Aegyptier, in vier Abschnitten vorgetragen. Ueber das Einzelne, worin man von dem Verf. verschieden denken möchte, zu kritteln, gehört für Beurtheilung eines Handbuches nicht, dessen Werth aus zweckmäßiger Zusammenstellung und Anordnung des Ganzen, und Auswahl des Wahrscheinlichern, entsteht; die kleinen Unrichtigkeiten können von dem Lehrer selbst leicht verbessert werden.

Paris.

Beschluß der vorhin S. 1150 und 1156 abgebrochenen Anzeige der Seconde partie von den *Descriptions des maladies de la peau* — — par *J. L. Alibert* — (s. oben S. 1059).

Article VIII. Considérations sur les méthodes employées pour la guerison des Pliques. Art. IX. Du Traitement interne pour la guerison des Pliques. — *Art. X. Du traitement externe employé pour la guerison des Pliques.* Diese 3 Artikel enthalten durchaus nichts Neues. — Was die wiederum sehr trefflichen Kupfer darstellen, ist schon bey den verschiedenen Arten vom Rec. angegeben, und bloß noch nachzufügen, daß auf der zehnten Tafel auch eine Plike an den weiblichen Geschlechtstheilen dargestellt ist. Uebrigens herrscht hier wieder die schon vom Rec. bey der ersten Lieferung getadelte elegante Raumverschwendung. Hätte Rec. diese Tafeln arbeiten lassen, so würde er die leeren Ecken benutzt haben, um 1) auch die innere Seite einer abgeschnittenen Plique en masse darzustellen. Von aussen sieht diese, wie sie Alibert auch naturtreu

abbilden ließ, fast gar nicht pathologisch aus, aber ihre innere, vom Kopfe nach dem Tode dicht abgeschnittene, zusammengefilzte Seite ist die merkwürdigste, wie Rec. an mehreren seiner Exemplare sieht. 2) würde er haben hier die Veränderungen der Nägel abbilden lassen, die durch diese Krankheit oft geschehen, deßhalb auch schon von andern Schriftstellern über diesen Gegenstand nicht übergangen wurden. 3) würde er aus seiner Sammlung auch ein Segment eines Schedels haben abbilden lassen, welcher nach unzeitig abgeschnittenem Weichselzopfe sehr schnell angegriffen wurde, und mit tödtlichem Ausgange. Dieser kranke Schedel zeigt eine ganz eigene Veränderung, welche der durch tief eingewurzelte Lustseuche hervorgebrachten am ähnlichsten ist. Sollte Hr. A. diese Gegenstände zum Theil für fremdartig mit seinem Gegenstande, Maladies de la peau, erklären wollen, so würde Rec. ihn zuerst an das kostbare Vacuum erinnern, dann an die Aehnlichkeit der Nägel mit den Haaren, deren Krankheiten er doch mit aufnahm, dann an seine eigenen Worte (S. 47), c'est une maladie errante dans l'économie animale, qui prend mille physionomies, mille formes, und zuletzt sich freudig mit der Ueberzeugung des bessern Theils seiner Nation beruhigen, daß der wahre Krankheitsforscher die Krankheiten verfolgen muß, wie sie die verschiedenen Organe in ihren Kräften verändern, und in Bau und Mischung metaphorsiren.

Rec. ist nun durch 2 Lieferungen dem Verf. fast Schritt vor Schritt gefolgt, und hat aus den anfangs angegebenen Gründen sein Werk streng geprüft. Das Resultat ist, daß der Text sehr achtenswerth wäre etwa für eine Inaugural-Dissertation, daß aber als Text für ein solches kostbares Prachtwerk dieses Urtheil man nicht darüber aussprechen kann. — Die nächsten Lieferungen wird Rec. nun kürzer anzeigen. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 23. Julius 1808.

Paris.

Histoire de Fénélon, composée sur les Manuscrits originaux. Par M. *L. F. de Bausset,* ancien Evêque d'Alais, Membre du Chapitre Impérial de Saint-Denis. To. I ... III. 1808. (Fortsetzung der oben S. 1112 abgebrochnen Anzeige.)

In der genauesten Verbindung mit den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse, und ihren Gattinnen, Colbert's Töchtern, und den Folgen dieser Verbindung, mußte Fenelon's ascetische Stimmung zugleich eine politische Richtung erhalten. Die Vereinigung dreyer solcher Männer, wie F., Beauvilliers und Chevreuse, ist einzig in der Geschichte, und von St. Simon bereits so schön und wahr gemahlt, daß wir in seinen Blättern die Quintessenz von dem, was in dem vorliegenden Buche weitläufig ausgeführt ist, viel lebendiger mit dem warmen Gefühl und der genauen Bekanntschaft eines persönlichen Freundes gesagt finden. Was Religion zur Veredlung und Verschönerung menschlicher Gesinnungen vermag, zeigte sich in höheren Sphären nie anziehender, als in dem Verein jener drey

Männer, von welchem Fenelon, ungeachtet einer Verbannung von über 15 Jahren, die Seele blieb, bis der Tod diesen Verein trennte, indem er die Edeln bald hinter einander wegraffte. Alle drey waren gläubige catholische Christen, ihren Neigungen nach zu einer Art von Grillen im Lande gemacht; doch hielten weder Neigungen, noch Devotion, zwey davon ab, die ihnen ohne ihr Zuthun angetragenen Stellen, welche sie zu einem ausschlußweise so genannten thätigen Leben führten, anzunehmen. Die große Rechtschaffenheit und der gerade Verstand des Herzogs v. Beauvilliers veranlaßten Ludwig XIV. nicht allein, ihn zum Staatsminister zu ernennen, sondern ihm auch die wichtigste Leitung der Erziehung des Herzogs von Bourgogne aufzutragen. Chevreuse erhielt zwar, seinen Wünschen gemäß, keine officielle Anstellung: aber er suplevirte, wo es anging, den Schwager als Gouverneur, theilte mit ihm hernachmahls ganz die Freundschaft des jungen Prinzen. Beauvilliers ernannte Fenelon zum Präceptor des Herzogs. Als Schriftsteller hatte dieser nur seine Abhandlung über die Erziehung der Töchter, auf Bitte der Herzogin v. Beauvilliers, geliefert: ein Werk, das in Deutschland nicht so bekannt ist, wie es dieses zu verdienen scheint. F., der sehr auf Bildung des Geistes beym weiblichen Geschlechte dringt, setzt aber, gegen die daher entstehenden Anmaßungen, sehr richtig hinzu: Il y doit avoir pour le sexe une pudeur sur la science presqu'aussi délicate que celle qui inspire l'horreur du vice. Rien n'est estimable que le bon sens et la vertu. Zu Empfehlung einer gewissen Simplicität im Anzuge warnt F., gleichsam im prophetischen Geiste, gegen ein Hauptverderbniß des Geschlechts in unsern Zeiten, die Nachahmung der Griechischen Kleidung. Der Hr. Bischof bemerkt gele-

gentlich, daß sich jetzt der Unterricht bey dem andern Geschlechte fast allein auf Musik und Tanz beschränke. Sehr richtig wird von ihm auch, in Beziehung auf Fenelon, angeführt: die Schriftsteller, welche die wahreste Menschenbeobachtung zeigten, waren nicht solche, die in dem bethörenden Taumel der Welt fortschwirreten, sondern diejenigen, die ihre lebendigen Anschauungen und Erfahrungen in einem gewissen zurückgezogenen Leben zu würdigen verstanden.) In der politischen Welt war der Abbé Fenelon nicht ohne große Bedeutung, wie ihm durch seinen Freund die Präceptor-Stelle beym Enkel des Königes ward. Nur zu der Huguenottenbekehrung in Languedoc war er gebraucht, mochte sich aber durch Ausrichtung seiner Mission nicht sehr empfehlen, da er sich auf das lebhafteste allen Zwangsmitteln widersetzte. Zwar aus einem der ältesten angesehensten Geschlechter, zwar ein schöner Mann, mit den feinsten, einnehmendsten Manieren begabt, gefiel er doch Ludwig XIV. nicht. Der trockne Despot mochte das Ungewöhnliche einer Art in F. ahnden, das ihm, besonders bey Menschen von F's. Stande und Lage, mißbehagte. Desto mehr gefiel aber F. eine Zeit lang der Maintenon, die in einem ihrer charakteristischen Züge, den abspringendsten engouements, besonders feine, wohlgebildete geistliche Herren mit zu Gewissensräthen und zu ihrem genaueren Umgange haben wollte, vorzüglich wie die Direction von St. Cyr eine ihrer Hauptbeschäftigungen ward. Mitgewirkt hat sie, F. das reiche Erzbisthum Cambray zu verschaffen; allein die ausserordentlichen Verdienste des Mannes, die man allgemein anerkannte, machten die Erreichung dieser Belehnung nicht schwer. So bald aber eine entschiedne Ungnade des Königes sich zeigte, so verließ die Maintenon, nach einem andern ihrer charakteristischen Züge, ihren

Credit nie zu compromittiren, F. gänzlich, der ihr nun gewisser Maßen ein Gegenstand des Widerwillens blieb, da ihr auflodernder Enthusiasmus für ihn verraucht war. Daß F. die Maintenon kennen gelernt hatte, geht aus einem Briefe hervon, den er seinen Seelenfreunden nach dem Tode des Herzogs v. Bourgogne schrieb, wo er von Planen und Mitteln, dem Vaterlande zu helfen, sprach, und die Maintenon ins Spiel zu ziehen rieth: Je ne propose point ceci sur l'espérance qu'elle soit l'instrument de Dieu pour faire de grands biens; Je ne crains que trop qu'elle sera occupée des jalousies, des délicatesses, des ombrages, des aversions, des dépits et des finesses de femme. Je ne crains que trop qu'elle n'entrera que dans des partis faibles, superficiels, flatteurs, pour endormir le Roi et pour éblouir le public, sans aucune proportion avec les besoins de l'état; mais enfin Dieu se plait à se servir de tout. Es war F's. Werk, was den Meister lobte, nähmlich das Gelingen der Erziehung des Herzogs v. Bourgogne, und dieses Gelingen brachte Fenelon empor. Gleich im Anfange der Erziehung zeigt sich F. schon höchst ehrwürdig, durch die Auswahl der trefflichen Menschen, die er als Unter-Lehrer und um die Person des kleinen Zöglings anstellte. Noch ehrwürdiger erscheint er selbst, da er im Besitze einer Art von Hofgunst, in einer solchen Stelle, in großen Geldverlegenheiten, nichts für sich, nichts für seine (unbemittelte) Familie thun wollte. Diese stille und schwere Tugend wäre unbemerkt geblieben, aber unbemerkt konnte es selbst der Hofwelt auf die Länge nicht bleiben, welche Total-Veränderung in dem Charakter des Herzogs v. Bourgogne nach und nach eintrat. Das eigensinnigste, heftigste, stolzeste Kind, in welchem man den furchtbarsten

Keim eines künftigen Tyrannen zu entdecken glaubte, ward allmählich wie umgeschaffen, so daß die unverwerflichsten Zeugen bis an sein Ende, ins dreyßigste Jahr, die gegründetsten Hoffnungen des Vaterlandes und der Menschheit in ihm erblickten. An der Wahrheit einer in einem solchen Grade einzigen Metamorphose ist nicht zu zweifeln. Wie der Prinz als Kind sich betrug, und wie trefflich F. sich benahm, hat Rec. nirgends ausführlicher, als in vorliegender Schrift, gefunden. Die Fabel, oder das Portrait du Fantasque, das F. zur Besserung seines Zöglings schrieb, und das den besten Portraiten, die je ein Französischer Schriftsteller lieferte, an die Seite gesetzt zu werden verdient, ist hier eingerückt. Ausserordentliche Geistesgaben, vorzüglich ausserordentlich in dem mannigfaltigsten Interesse und Leichtigkeit der Fassungskraft, zeigte der Herzog schon als Kind. Aber die gänzliche Umwandlung des Charakters war so auffallend, daß die umstehenden Zeitgenossen eine unmittelbare Einwirkung der himmlischen Gnade dabey annahmen. Daß den drey Freunden, ganz vorzüglich aber F. und den übrigen Lehrern und Leuten, die um den Prinzen waren, ein großer Antheil an dieser Veränderung gebührte, ist wohl ausgemacht; allein die besten Umgebungen hätten die Veränderung nicht bewirkt, wenn das Naturell nicht sehr zu Hülfe gekommen wäre. Was aber jene trefflichen Menschen leisteten, das leisteten sie vorzüglich durch die Religion, durch die religiösen Empfindungen, von welchen der Prinz durchdrungen war, die sich mit allen seinen Handlungen, seinen Gedanken, verwebten, die ihr Beyspiel, ihre Lehren, erweckten. Am vollständigsten, sagten die Zeitgenossen, welche zunächst um den Prinzen standen, habe sich die Umwandlung seines Charakters nach seiner er-

sten Communion gezeigt: ein Gnadenmittel, dessen er sich alle 14 Tage zu bedienen pflegte. Vielleicht hing der Prinz zu ängstlich an der Erfüllung kleiner Devotions-Pflichten: aber keine Spur ist zu finden, daß er wichtigere Pflichten darüber versäumte; und Fenelon ist die Neigung zu minutiösen Devotions-Handlungen keinesweges zuzuschreiben, da er den Herzog, wie er sein männliches Alter erreichte, mehrmahls in Briefen gegen diese Neigung warnt.

Die Erziehung des Prinzen war ihrer Vollendung nahe, und F. hatte als Freund und Rathgeber persönlich die schönsten Früchte seiner Bemühungen genossen, als der unselige Streit über den Quietismus, der schon einige Jahre unter der Asche glimmte, in hellen Flammen aufschlug. Mit der ermüdendsten Weitläuftigkeit ist der historische Theil dieses Streits in der vorliegenden Geschichte erzählt, glücklicher Weise aber der doctrinelle nur kurz berührt. Daß die Schwärmerinn Guyon († 1717) in ihren Schriften über die uneigennützige Liebe zur Gottheit, über das innere Leben und die Gleichgültigkeit äusserer Handlungen Grundsätze aufstellte, die der wahren Moralität sehr nachtheilig werden konnten, ist bekannt. Daß die Lebensweise dieses weiblichen Mystikers nicht sinnlich-zügellos war, wie ihre Verfolger anfangs behaupteten, wird sehr wahrscheinlich gemacht, zugleich aber dabey gezeigt, daß einige ihrer Handlungen höchst albern waren. Allein eine bloß schreibende Phantastinn war sie, wenigstens eine Zeit lang, nicht, denn in St. Cyr ging sie auf das Proselytenmachen aus, und verdrehte mehrere weibliche Köpfe, was wohl zur Entschuldigung Bossuet's hätte angeführt werden können. Unglücklicher Weise ward F. durch alte Verbindungen mit der Guyon, noch mehr aber durch sein eignes

entschiednes Hinneigen zu dem feinsten Mysticismus, zur Herausgabe seiner Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure verleitet. Bossuet und die bedeutendsten Prälaten gossen nun auch die Schale ihres Zorns über Fenelon aus. Bossuet's Charakter erscheint in der Streitigkeit von keiner Liebe erregenden Seite. Wir sehen einen Zeloten, einen Kirchenvater; allein in der vorliegenden Erzählung auch keine Spur, daß Privathaß und Neid Bossuet's Verfahren leitete, sondern nur brennender Eifer für die reine Lehre, wozu sich dann mit der Zeit immer mehr die Eigenliebe gesellete, in dem Streite obzusiegen, ein Verdammungsurtheil in Rom gegen Fenelon zu erwirken. Allein weit früher, als dieses erfolgte, schon 1697, ward Fenelon vom Könige nach Cambray exilirt. Bald nachher verloren alle seine Freunde, mit Ausnahme von Beauvilliers, ihre Stellen beym Erziehungs-Etablissement des Herzogs v. Bourgogne. Der großen Welt mußte der Fall eines Mannes, wie F., im Herzen sehr willkommen seyn, so wenige persönliche Feinde er auch wegen Mangel an Berührungspuncten haben mochte. Eine solche Welt befürchtete von den Grundsätzen und dem Einflusse eines solchen Mannes auf den entfernten Thronerben viel. Ueberdem liegt ein tiefer, nicht genug beachteter, aus dem Neide entspringender, häßlicher Zug im großen Haufen, der sich schon zu Aristides Zeiten zeigte, stets mit Widerwillen von dem Gerechten zu hören, welcher durch keine sehr bemerkbare Seiten von Verächtlichkeit oder Lächerlichkeit jenen Neid, gleichsam wie eine Nemesis, versöhnt. Doch das, worauf die große Welt am sichersten rechnen mochte, erfolgte nicht. Der Herzog von Bourgogne vergaß nicht seinen alten Lehrer, blieb ihm vielmehr mit der wärmsten Anhänglichkeit erge-

-ben, ungeachtet er Jahre lang, aus Furcht vor dem Großvater, ihm zu schreiben nicht wagte. Ketzerey war schon ein untilgbares Verbrechen in den Augen des orthodoxen Ludwigs, welches F's. demüthiger Widerruf, als der Papst, auf Ludwigs Betrieb, die Maximes des Saints, doch mit großer Schonung F's., verdammte, nicht auslöschen konnte: ein Widerruf, der aus F's. Grundsätzen von der Einheit der Kirche und Unfehlbarkeit des Oberhauptes derselben hervorging. Zu dem Verbrechen der Ketzerey kam bald eines von politischer Art, nähmlich die durch den Diebstahl eines Copisten veranlaßte Bekanntmachung des Telemachs. So unrichtig der Telemach auch als eine Satyre auf Ludwig von Einigen betrachtet worden, so hatte doch Fenelon, wie alle ausgezeichneten Köpfe, mehrere Betrachtungen aus der Welt, die ihn umgab, genommen, die Folgen des Despotismus lebhaft geschildert, und Regierungs-Maximen aufgestellt, denen, nach welchen Ludwig verfuhr, ganz entgegen. Kam es gleich bald an den Tag, daß der Telemach nicht ursprünglich für den Druck, sondern zum Unterricht des Herzogs v. Bourgogne bestimmt war, so blieb das Verbrechen doch groß genug, und Ludwig nun völlig so unversöhnlich, daß Keiner ihm den Nahmen Fenelon zu nennen wagte. F., ganz auf seine Diöces beschränkt, lebte im Wohlthun, in Ertheilung geistlicher und leiblicher Hülfe. La Philanthropie consiste à faire du bien aux hommes sans en espèrer aucune reconnoissance, schrieb er, und folgte dem Bedürfnisse seines Herzens.

Doch das Glück der Waffen, das so lange den stolzen Ludwig so erhob, und ihn im Fortgange des Spanischen Successionskrieges so demüthigte, nöthigte ihn auch, von Fenelon zu hören. Wenn F. anfangs die reichen Einkünfte seines Stuhls den

Armen zuwandte, so legte er sie jetzt zur Unterhaltung der hülfsbedürftigen Armeen seines Königes auf mannigfaltige Weise an. Die große Achtung, die er in der Welt genoß, machte, daß Eugen und Marlborough die Güter seines Erzbisthums sorgfältigst schonen ließen. So gern man hieraus bey Hofe F. ein Verbrechen gemacht hätte, so waren doch die Folgen davon für die Französische Armee selbst zu ersprießlich, und F's. Tugend zu rein, als daß man dieses wagte. Ja, wie der Herzog v. Bourgogne in Flandern commandirte, durfte er es unternehmen, Fenelon, zwar nur auf einige Augenblicke, im Hin- und Herreisen zu sehen. Der directe Briefwechsel zwischen dem alten Lehrer und seinem vormahligen Zögling ward jetzt fortgesetzt, erneuert.

Die Auszüge aus diesen Briefen, von denen nur einige ganz mitgetheilt werden, von authentischen Abschriften genommen, sind das Interessanteste in vorliegendem Buche. Sie erfüllen den Leser mit der größten Verehrung gegen Fenelon, welcher dem Prinzen die dreistesten Wahrheiten schrieb: aber eben so sehr gegen den Herzog, nicht eben darum, daß er diese Wahrheiten nicht übel aufnahm, denn es gab stets mehrere Prinzen, welche Wahrheiten hören konnten, als Höflinge, die den Muth hatten, sie ihnen zu sagen: aber wohl deßwegen, weil sie die redendsten Beweise von der unerschütterlichsten Anhänglichkeit liefern, die eine sehr lange Trennung und der Haß des allgewaltigen Monarchen und Großvaters nicht zu schwächen vermochte. Wir sind gezwungen, einzugestehen, was der Hr. Bischof behauptet, daß ohne die religiösen Gefühle, welche gleichsam das Cement des Bandes zwischen dem Herzog und dem edeln Triumvirate ausmachten, jenes Band viel früher aufgelöset wäre, um so

mehr, da der Herzog seine Gemahlinn anbetete, und diese nicht Wohlwollen, sondern Furcht vor Beauvilliers und Chevreuse empfand, weil sie ihre Galanterien von diesen entdeckt und gemißbilligt glaubte. (Die scharfsichtigsten Weiber beurtheilen die Männer in diesem Puncte doch selten richtig. Tugendhafte Grundsätze schrecken sie, aber sie wissen nicht, daß es auch zu den Grundsätzen der Tugendhaften gehört, die Scandale gewisser Art, die sich noch verbergen lassen, nicht zu entschleiern, und die Zufriedenheit in der Ehe nicht zu stören. Beauvilliers und Chevreuse sorgten auf das emsigste, daß dem Herzoge die Unvorsichtigkeiten seiner Gemahlinn nicht bekannt wurden.)

In der Campagne von 1708, wo die Schlacht von Oudenarde verloren ging, und die Alliirten Lille nahmen, welches der Herzog v. Bourgogne, an der Spitze einer grossen Armee, nicht zu verhindern vermochte, war es vorzüglich, daß dieser durch F's. Briefe ermahnt, getadelt, getröstet, erweckt wurde. In Bourgogne schien kein Feldherren-Genie zu seyn, wie auch in Ludwig XIV. nicht; aber in jener Campagne hatte man ihm noch dazu den Herzog v. Vendome beygegeben, welcher zwar, bey sehr großen Feldherrenfehlern (Unordnung, Unvorsichtigkeit), Feldherrenblick besaß, doch mit Bourgogne nicht harmoniren konnte, noch wollte. Vendome war nähmlich an der Spitze der so genannten Cabale von Meudon, des Hofes der trägen Fleischmasse, des Dauphins, Monseigneur, welcher, eifersüchtig auf die Liebe des Großvaters zum Enkel, den Ruhm seines Sohnes Bourgogne beneidete. Jener Hof und Vendome sahen es also, nach dem Zeugniß der besten Schriftsteller, gern, daß Bourgogne keine Lorbern erntete. Fenelon hatte die Unverträglichkeit der Charaktere von Bourgogne und Vendome

längst vorausgesehen: denn hier müssen wir einen der Hauptzüge F's., der ihn von manchem sanften, edeln Schwärmer unterscheidet, wieder erwähnen, seine individuelle Menschenkenntniß. Daß F's. Gutmüthigkeit nicht von der gleißnerischen Art war, die, indem sie alle einzelne Menschen zu rühmen scheint, die Ausgezeichneten, mittelbar oder unmittelbar, herabsetzt und herunterreißt, versteht sich von selbst: aber sie war eben so wenig eine stupide Hahnreihs-Gutmüthigkeit, welche, auf das nachtheiligste im handelnden Leben, nur das alte Lied: alle Menschen sind gut, zu kennen scheint; denn wenn F. Vorschläge an Chevreuse einreicht, wer etwa von Feldherren Bourgogne beygegeben werden könne, so sieht man darin F's. feinen Menschenblick sehr deutlich. Die große Noth des Vaterlandes vermochte F. zur Entwerfung von Projecten zu dessen Rettung, deren Hauptpuncte Schließung des Friedens, Versammlung von Notablen für den Augenblick, demnächst Einführung von allgemeinen Ständen, und von Assemblées provinciales, wie die Türgot-Neckerschen waren. In einer Zusammenkunft mit Chevreuse entwickelte er weitläuftig seine Gedanken über alle Zweige der Staatsverwaltung, und gab ihm Summarien seiner Ideen, die hier gedruckt erscheinen. (Von F's. Ideen über das Gouvernement war lange geheimnißvoll gesprochen. Voltaire ertheilt hierüber nur einen Wink, nach dem, was er von Ramsay erfuhr. Da wir dieses langjährigen Hausfreundes F's., von ihm in die catholische Kirche aufgenommen, seines ersten Biographen, des Schottländers Ramsay, gedenken, so müssen wir zugleich erwähnen, daß wir uns vergebens nach Stellen umsahen, welche Ramsay's gewiß sehr großer, zum Besten des Prätendenten getriebenen, Einwirkung in die Freymaurerey gedacht hät-

ten. Höchst wahrscheinlich wirkte Ramsay hier erst nach Fenelon's Tode.) Daß von F's. Planen Manches zur Ausführung kommen würde, ward um so mehr wahrscheinlich, wie 1711 der träge Monseigneur starb, der Herzog von Bourgogne Dauphin ward. Alles, was sich zur aufgehenden Sonne neigte, drängte sich heimlich zu Fenelon. Die höchste politische Bedeutung schien ihm und seinen Freunden nicht entgehen zu können; allein dieser schöne Traum war von kurzer Dauer. Anfangs 1712, sechs Tage nach dem Tode seiner Gemahlinn, war der junge Dauphin, 29 Jahr alt, bereits nicht mehr. Wie F. diese Nachricht erhielt, entfielen ihm die Worte: Tous mes liens sont rompus.... Rien ne m'attache plus à la terre. Aber sein Vaterland blieb ihm dennoch theuer. Eine sehr nahe lange Minderjährigkeit war bey dem hohen Alter Ludwigs vorauszusehen, die einen desto fürchterlichern Anschein darbot, da der damahlige zweyte Prinz von Geblüte, der Herzog v. Orleans, und regierender Swiegervater des ersten Prinzen, des Herzogs v. Berry, durch das allgemeine, obwohl ungerechte, Geschrey als Mörder des Dauphins und seiner Familie genannt wurde. Aus den mitgetheilten Aufsätzen sieht man, wie zweifelhaft F. war, ob er den Herzog v. Orleans für schuldig halten solle oder nicht. Persönlich standen alle Freunde des Dauphins gut mit diesem, und F. selbst war von dem Herzog über seine Religionszweifel befragt: Fragen, aus welchen F's. Abhandlung über das Daseyn Gottes entstand: aber die freche Verlachung des Glaubens an Tugend, der schändliche Umgang den er mit seiner eignen Tochter, der Herzoginn von Berry, führte: dieß alles veranlaßte Fenelon, von dem Herzoge v. Orleans zu sagen: Il rendit croyable tout ce qu'on a le plus de peine à croire. F.

suchte also dringend seine Freunde zu bewegen, Ludwigen, durch Hülfe der Maintenon, zur Anordnung eines Regierungs-Conseils schon bey seinem Leben zu vermögen, und von diesem die Prinzen von Geblüte, mit Ausnahme Berry's, auszuschließen. Der Vorschlag ward nicht angenommen: aber er bleibt merkwürdig, weil er 1) zeigt, daß F. sich mit seinen Planen für das Wohl des königlichen Hauses und des Vaterlandes, nicht zu seinem Vortheil, beschäftigte. Die Anordnung eines Regierungs-Conseils konnte ihm persönlich ganz gleichgültig seyn: es war wohl sicher genug, daß Ludwig ihn nicht hineinsetzen würde. 2) sieht man F's. Scharfblick, Plane, die für andre Zeiten und Menschen berechnet waren, bey einer großen Veränderung gleich fallen zu lassen. Sein Hauptplan zur Regeneration Frankreichs war auf die Regierung seines Dauphins berechnet gewesen. Diese Berechnung und die Verschiedenheit der Zeiten mochten die Beschränkungen der Monarchie, die der Plan enthielt, vielleicht in der Ausführung damahls unbedenklich machen. Was gegenwärtig bey der größten Parten in F's. Plan den bedeutendsten Anstoß erregen dürfte, ist seine entschiedene Vorliebe für den Adel, die Ziehung fester Schranken zwischen großem und kleinem Adel, zwischen beiden und dem Bürgerstande (sehr merkwürdig ist es, daß für beide Gattungen des Adels die Stiftung von Majoraten festgesetzt werden solle), Verbot von Mißheirathen etc. Rec., der sich in F's. Lage und Zeiten versetzt, nimmt daran den Anstoß nicht. Einmahl, weil in den Zeiten, wo der Plan gefaßt wurde, der Anstoß über diese Puncte gewiß nicht sehr lebhaft gewesen wäre. Zum andern, weil er es begreiflich findet, daß ein Mann, wie F., mit solchen Freunden, wie Beauvilliers und Chevreuse, versehen,

ganz natürlich von seinem Stande eine sehr hohe Idee erhalten konnte, und drittens, die Sitten und Bildung der Turcarets und Traitants, der durch die Kriege reich gewordenen sehr großen Zahl von Lieferanten, Geschäftemachern ꝛc., welche uns von den komischen Dichtern jener Zeit so lebendig geschildert werden, nicht dazu geeignet waren, F. mit Neigung gegen Glücksspilze zu erfüllen.

Es war F's. Verhängniß, alle seine Freunde zu überleben; in der Welt nur das Grab von Allem, was er, was ihn geliebt, zu sehen. Einige Monathe nach seinem Dauphin 1712 starb auch Chevreuse; Beauvilliers folgte 1714, und Fenelon schloß die Reihe im Januar 1715, 66 Jahre alt, voll Ergebung, aber mit innerer Freude, dem Jammerthale entrückt zu werden, und der Sicherheit der religiösen reinen Seele, einem bessern Leben, entgegen zu gehen. Auf dem Sterbebette dictirte er noch einen Brief an den Beichtvater des Königes, der Ludwigen vorgelegt werden sollte, in welchem er ihm nur seine Kirche und seine Diöces empfahl. Bewunderungswürdig bleibt F's. ununterbrochene persönliche Verehrung Ludwigs: er, der doch so sehr über diesen zu klagen hatte, und dessen Regierungsfehler so gut kannte. Wer F. von der orthodoxen Seite kennen will, kann dazu auch in vorliegendem Werke gelangen, da seiner Theilnahme gegen die Jansenistischen Lehrsätze darin auf das umständlichste gedacht wird. Die rauhe Moral der Jansenisten und Alles, was mit dem harten Satze von der unbedingten Gnadenwahl zusammenhing, mußte F's. nur Liebe athmender Seele an sich schon widerstreben. Bey den Sulpiciern, den Freunden der Jesuiten, erzogen, konnte er keine Vorliebe für Port Royal fassen, und in Glaubenssachen unterwarf er sich ja stets unbedingt

den päpstlichen Entscheidungen. Aber so schön auch Manchem die Gelegenheit geschienen hätte, in dem spätern Streit über den Jansenismus das Vergeltungsrecht gegen den schwachen Cardinal Noailles auszuüben, der sich nicht sehr edel gegen F. in dem Streite über den Quietismus zeigte, so verfuhr F. doch auch hier mit großer persönlicher Schonung.

Greifswald.

Geschichte der Nicolaikirche in Greifswald, vorzüglich der Wiederherstellung derselben in den Jahren 1650 bis 1653. Von Dietr. Hermann Biederstedt, Doct. der Theologie, Vormittagsprediger und Archidiaconus der Nicolaikirche in Greifswald. 1808. S. 72 in Octav, mit 2 Kupfern. Eine schöne historische Monographie, ganz in dem Stil und in der Manier gezeichnet, die der Gegenstand allein verträgt, oder die allein dazu geeignet ist, das Interesse, das er erregen kann, zu unterhalten. Es ist im engsten Sinn nur die Bau- und Wiederherstellungsgeschichte der Nicolaikirche zu Greifswald, die der Verfasser, der seit beynahe zwanzig Jahren als Archidiaconus dabey angestellt ist, geben wollte, und mit möglichst strenger Ausschließung alles Fremdartigen, so nahe es auch mit der sonstigen Geschichte seiner Kirche in Verbindung stehen mochte, allein gegeben hat. Man stößt daher kaum hin und wieder auf einige eingestreute Notizen von den merkwürdigeren Männern, die als Prediger an der Kirche standen, wie von Mayer und Balthasar; aber man erkennt dabey sehr deutlich, daß sie der Verfasser nicht bloß für die Pommerische Kirchengeschichte, welche er vielleicht noch herausgeben dürfte, aufgespart, sondern daß er sich deßwegen enthalten hat, sie anzubringen, um den einfachen Eindruck nicht zu schwächen,

den die blosse Erzählung der äusseren Schicksale und die Beschreibung der Merkwürdigkeiten seiner Kirche hervorbringen sollte. Als das Hauptereigniß in der Geschichte von Jenen zeichnet sich der den 13. Febr. 1650 zum zweyten Mahl erfolgte Einsturz ihres unverhältnißmäßig hohen Thurms, die fast totale Zertrümmerung der Kirche, die er zur Folge hatte, und die Wiederherstellung der Kirche aus, die doch in dem Zeitraum von drey Jahren vollendet wurde. Die Kosten von dieser beliefen sich auf 18,833 Thaler, wovon aber mehr als 16,000 bloß durch freywillige Beyträge und Geschenke zusammengebracht wurden. Bey der Einweihung der wiederhergestellten Kirche machte man hernach die sehr weise Anordnung, daß das Angedenken daran alle Jahre durch eine Dankpredigt gefeyert, und aus dem Ertrag einer jedesmahl dabey zu sammelnden Collecte ein eigner Fonds zu den Erhaltungskosten der Kirche angelegt werden sollte. Diese Collecte trug dann in den ersten acht Jahren, von 1654 ... 1662, nicht weniger als 663 Thaler, hingegen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, oder in den vollen 49 Jahren von 1749 ... 1797, nicht mehr als 406 Thaler ein. Die höchste Summe, welche sie abwarf, stieg im Jahre 1654, also im ersten Jahre nach ihrer Wiederherstellung, auf 131 Thaler, aber im Jahre 1792 sank sie auf 1 Thaler 42 Schillinge herab; woraus wir gern weiter nichts schliessen, als daß im Jahr 1792 die Furcht der Greifswalder vor einem neuen Einsturz ihres Thurms fast ganz verschwunden war. — Die zwey saubern der Schrift beygefügten Kupfer stellen die Südseite der Nicolaikirche nach ihrem Aussehen im Jahre 1515 und im Jahre 1808 dar.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 23. Julius 1808.

Paris.

Exposition du système du monde, par M. *Laplace*, chancelier du Senat-Conservateur etc. *Troisième édition*, revue et augmentée par l'auteur. Chez Courcier, 1808. 405 Seiten in Quart. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Der Gegenstand, der Plan, die Behandlungsart und der Werth dieses in seiner Art classischen Werks, wovon die frühern Ausgaben sich in Jedermanns Händen befinden, sind zu bekannt, als daß wir uns jetzt noch dabey aufhalten dürften; von dem Inhalte findet man auch schon im 97. u. 131. Stück dieser Blätter vom Jahr 1798, nach der Deutschen Uebersetzung der ersten Ausgabe, eine ausführliche Anzeige. Die zweyte Ausgabe, welche 1799 erschien, hatte eben keine bedeutende Aenderungen erlitten. Wir begnügen uns also hier, nur die vornehmsten Aenderungen und Zusätze zu berühren, wodurch diese dritte Ausgabe sich von den frühern unterscheidet. Daß die Vermehrungen erheblich seyn müssen, zeigt schon die größere Seitenzahl, da die zweyte Ausgabe nur 351 S. hatte. Diese Vermeh-

rungen bestehen theils aus einigen größern Zusätzen, theils aus einer großen Menge kleinerer, wodurch der Inhalt der abgehandelten Materien größere Vollständigkeit, und ihre Darstellung noch innigern Zusammenhang, noch mehr Evidenz, Fruchtbarkeit und Interesse erhält. Ein besonderer Vorzug dieses Werks besteht darin, daß von den numerischen Resultaten der Astronomie, in so fern sie in eine allgemeine Darstellung der Umrisse gehören können, die neuesten und bewährtesten Bestimmungen mitgetheilt werden, in welcher Rücksicht es um so mehr als Autorität gelten kann, da sehr viele davon durch die eigenen tiefen Untersuchungen des Verf. begründet oder veranlaßt sind. Wir glauben Manchem einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir die vornehmsten davon, die seit der 2. Ausgabe neue Verbesserungen erhalten haben, in dieser Anzeige ausheben.

Das erste Buch, welches sich mit den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper beschäftigt, hat zwey neue Kapitel erhalten, nähmlich das zehnte über die teleskopischen Planeten, Ceres, Pallas, Juno und Vesta, und das eilfte über die Bewegung der Planeten um die Sonne, wogegen das zweyte des zweyten Buchs mit der gleichen Ueberschrift weggeblieben ist. In der That gewinnt die Darstellung der Gründe für die wahre Weltordnung dadurch an Evidenz, wenn schon vorher ausgeführt ist, daß die Bewegungen der Planeten uns genau so erscheinen, als geschähen sie in Epicykeln, deren Mittelpunct stets mit der Sonne zusammenfiele, und mit dieser sich um die Erde bewegte. Dieß läßt sich bey Venus und Merkur aus ihren Phasen in Verbindung mit den successiven Veränderungen ihrer scheinbaren Durchmesser, bey Jupiter und Saturn aus den Verfinsterungen der Trabanten und den Verschwindungen des Ringes beweisen. Diese Folgerungen aus den Thatsachen gehören also allerdings

in den ersten Abschnitt, da sie von der Wahl des Weltsystems unabhängig sind; aber vor Erfindung der Fernröhre waren diese Thatsachen freylich unbekannt, und Ptolemäus konnte daher in seinem Systeme bey jedem Planeten nur das Verhältniß der Halbmesser der Cirkel und Epicykel angeben, und mußte ihre absoluten Größen unbestimmt lassen.

Von verbesserten Angaben numerischer Resultate in diesem Buche bemerken wir folgende, wobey wir uns auf die Seitenzahl der zweyten Ausgabe beziehen: daß dabey überall die neuen Decimaleintheilungen zum Grunde liegen, brauchen wir nicht zu erinnern. S. 6 Schiefe der Ekliptik für 1801, 26°07315, Säcular-Abnahme derselben (S. 11) für gegenwärtiges Jahrhund. 160″85. S. 16 der siderische Tag 0,997269672 des mittlern Sonnentages. S. 17 das tropische Jahr jetzt 365,242264 Tage. S. 20 Sideral-Umlauf des Mondes 27,3216610716 Tage für den Anfang des 19. Jahrh., Sideral-Umlauf der Erdnähe 3232,58075 Tage, des Knoten 6793,42118 Tage; die Epoche für 1801 (Mitternacht vor dem 1. Jan. in Paris) für die mittlere Länge des Mondes 124°01299, für die Erdnähe 295°66824, für den aufsteig. Knoten 17°6933. Ferner, Excentricität der Mondsbahn 0,0548553, Neigung 5°7222, synodischer Umlauf des Mondes 29,53058817896 Tage. Die sich auf die Planeten beziehenden neuen Bestimmungen werden wir weiter unten zusammenstellen. S. 51 die große Axe der Nutationsellipse 59″56, die kleine in Theilen des Parallelkreises 111″30. S. 55 der nordische Grad unter der mittlern Breite 73°7, welcher nach den Franz. Astronomen 100696 Meter hatte, wird nach der neuen Schwed. Gradmessung nur 100316,1 Meter. Vielleicht würde auch der von Lacaille am Cap gemessene Grad, auf welchen man wohl etwas zu viel Gewicht gelegt zu haben scheint, um die Unregelmäßigkeit der Figur der

Erde zu beweisen, bey wiederhohlter Messung eine nicht unbeträchtliche Aenderung erleiden. Der Erzählung der vornehmsten Methoden, die Länge zu bestimmen, hat Laplace den Wunsch beygefügt, daß alle Nationen sich dahin vereinigen möchten, die Länge, anstatt von der vornehmsten Landes-Sternwarte, von irgend einem physisch vorzüglich ausgezeichneten Puncte zu zählen, wozu sich besonders der Pik von Teneriffa gut eignen würde. S. 81 das Verhältniß des specifischen Gewichts der atmosphärischen Luft zu dem des Quecksilbers bey 0,76 Barometerstande und beym schmelzenden Eise wie 1 zu 10477,9. Der ganze Abschnitt über die Höhenmessungen mit dem Barometer und über die Strahlenbrechung ist mit mehr Ausführlichkeit behandelt.

Im zweyten Buche, von den wahren Bewegungen der Himmelskörper, finden wir wenige Aenderungen, als daß im VI. (jetzt V.) Kapitel die Schätzung der Wahrscheinlichkeit, daß zwey beobachtete Kometen von beynahe gleichen Elementen nur Einer sind, weggeblieben ist, und dagegen einige Vermuthungen über die Verwendung der Sonnenwärme auf den Kometen gewagt sind. Gänzlich umgearbeitet ist hingegen die Tafel der Bestimmungsstücke der sämmtlichen Planeten, die wir daher ihrer Wichtigkeit wegen hier ganz aufnehmen. Daß Laplace jetzt die Epoche von der Mitternacht zwischen dem 31. Dec. u. 1. Jan. zählt, ist bereits erwähnt.

	Mittlere Länge 1801 Pariser Meridian	Siderischer Umlauf in Tagen
Merkur	182°15647	87,96925804
Venus	11,93672	224,70082399
Erde	111,28179	365,25638350
Mars	71,24145	686,9796186
Jupiter	124,67781	4332,5963076
Saturn	150,38010	10758,9698400
Uranus	197,54244	30688,7126872

	Halbe gr. Axe	Excentr. 1801	Säcularänderung
Merkur	0,3870981	0,20551494	+ 0,000003867
Venus	0,7233323	0,00685298	− 0,000062711
Erde	1,0000000	0,01685318	− 0,000041632
Mars	1,5236935	0,09313400	+ 0,000090176
Jupiter	5,2027911	0,04817840	+ 0,000159350
Saturn	9,5387705	0,05616830	− 0,000312402
Uranus	19,1833050	0,04667030	− 0,000025072

	Sonnennähe 1801	Sider. Säcularbewegung
Merkur	82°6256	+ 1801″10
Venus	142,9077	− 826,63
Erde	110,5571	+ 3641,40
Mars	369,3407	+ 4884,05
Jupiter	12,3812	+ 2048,95
Saturn	99,0549	+ 5978,60
Uranus	185,9574	+ 738,69

	Neigung der Bahn 1801	Säcularänderung
Merkur	7°78058	+ 56″12
Venus	3,76936	− 14,05
Mars	2,05663	− 0,47
Jupiter	1,46034	− 69,78
Saturn	2,77102	− 47,88
Uranus	0,85990	+ 9,67

	Aufsteig. Knoten 1801	Sider. Säcularbeweg.
Merkur	51°0651	− 2414″41
Venus	83,1972	− 5779,99
Mars	53,3605	− 7186,65
Jupiter	109,3624	− 4869,04
Saturn	124,3662	− 6995,25
Uranus	10,9488	− 11104,81

Die Elemente der vier neuen Planeten, welche hier gegeben werden, sind bey der Ceres die 11ten, bey der Pallas die 9ten, bey der Juno die 6ten von Gauß, bey der Vesta diejenigen, welche Hr. Burckhardt in der Con-

noissance des tems 1809 gegeben hat, und bey denen nur erst wenige Beobachtungen benutzt waren. Wir lassen sie daher hier weg, da in Deutschland längst genauere bekannt sind (Monathl. Corresp. Febr. 1808; Gött. gel. Anz. 1808 St. 14, 40, 107).

Auch das dritte Buch, über die Gesetze der Bewegung, hat nur ein paar kleine Zusätze erhalten, die sich auf die Darstellung der ersten Grundsätze der Dynamik in Gleichungen, auf das Princip der kleinsten Wirkung, auf den Begriff Masse, und die beiden Arten des Gleichgewichts beziehen.

Im vierten Buche, über die Theorie der allgemeinen Schwere, ist das Kapitel über die Störungen der elliptischen Bewegungen der Planeten das zweyte geworden; zwey neue Kapitel, über die Trabanten des Saturn und Uranus, und über diejenige Anziehung der kleinsten Theile der Körper, welche nur in unmerklichen Entfernungen merklich ist (attraction moleculaire), sind hinzugekommen. Dieses letztere Kapitel gibt eine Übersicht dieser Theorie, die Laplace in zweyen Supplementen zu seiner Mécanique céleste (De l'action capillaire, und Supplément à la théorie de l'action capillaire) entwickelt, und mit so überraschend glücklichem Erfolge zu einer mathematischen Erklärung der Strahlenbrechung, der Phänomene der Haarröhren, des Anziehens und Abstoßens kleiner, auf einer Flüssigkeit schwimmenden, Körper, des Zusammenhängens einer Scheibe mit einer Flüssigkeit, des Schwimmens kleiner fester Körper in einer specifisch leichtern Flüssigkeit u.s.w. angewandt hat. Diese Entdeckungen machen Epoche in der Physik: sie brechen die Bahn zu einer Wissenschaft, die für die Natur in Beziehung auf die kleinsten Theile der Körper das seyn wird, was die Gravitationslehre für die Natur im Großen ist. Eine ausführlichere Anzeige davon müssen wir uns aber auf eine andere Gelegenheit versparen.

Von kleinern Abänderungen und Zusätzen bemerken wir aus diesem Abschnitt noch folgende: Die grosse Gleichung des Saturn steigt auf 9111"41, und ihre Periode ist von 921½ Jahren; die grosse Gleichung des Jupiter ist 3720"36. Das Verhältniß der Massen der Planeten zu der Masse der Sonne ist wie 1 zu den Zahlen 2025810 bey Merkur; 356632 bey Venus; 337086 bey der Erde; 2546320 bey Mars; 1067,09 bey Jupiter; 3534,08 bey Saturn; 19504 bey Uranus. Der scheinbare Jupitersdurchmesser in der Distanz 1 ist 599"151; das Verhältniß der Schwere eines Körpers unter dem Erdäquator, unter dem Jupitersäquator, und unter dem Sonnenäquator wie die Zahlen 1000, 2566, 27933. Bey der Theorie des Mondes sind mehrere Zusätze eingeschaltet, über die Ungleichheiten, welche von der Abplattung der Erde und von der Parallaxe der Sonne abhängen, ferner über die Säcularungleichheiten in der Bewegung des Knoten u. der Apsiden, und über die vor einigen Jahren entdeckte Gleichung, deren Periode von 184 Jahren ist. — Auch der Abschnitt über die Jupiterstrabanten hat verschiedene weitere Ausführungen erhalten.

Das fünfte Buch enthält die Geschichte der Astronomie: auch hier nur Umrisse, die aber, von einer solchen Hand gezeichnet, für den Kenner wie für den Liebhaber ein hohes Interesse haben. Le tableau des progrès de la plus sublime des sciences naturelles, sagt Laplace, toujours croissans au milieu même des révolutions des empires, pourra consoler des malheurs dont les récits remplissent les annales de tous les peuples. Auch dieser Theil des Werks ist mit manchen Zusätzen und interessanten Reflexionen bereichert. Dahin gehören die Bemerkungen über die Spuren von astronomischen Kenntnissen, die man bey den Eingebornen von Mexico und Peru antraf. Jene hatten eine sehr genaue Kenntniß von der Länge

des tropischen Jahrs; sie bedienten sich einer Einschaltungsmethode, wobey dasselbe zu $365\frac{25}{104}$ Tagen oder 365 Tagen 5 Stunden 46 Min. 9 Sec. vorausgesetzt wird. Dabey ist es sehr merkwürdig, daß ihnen die Zeitabtheilung in Wochen, welche man bey allen Völkern der alten Welt findet, unbekannt war, und daß sie statt derselben eine Periode von fünf Tagen hatten.

Am Schlusse des Werks finden sich noch sechs historische Anmerkungen. Die erste bezieht sich auf ein paar Chinesische Beobachtungen von Tcheou-Kong, wonach ungefähr um das J. 1100 vor unsrer Zeitrechnung die Schiefe der Ekliptik 26° 5563, und die gerade Aufsteigung des Sterns ε im Wassermann 297° 8096 war; nach Laplace's Formeln sollte für jenes Jahr jene 26° 5161, und diese 298° 7265 seyn; um die letztern Zahlen in völlige Uebereinstimmung zu bringen, brauchte man nur noch 54 Jahre weiter zurück zu gehen. Die zweyte betrifft eine Nachricht, die uns Geminus über die Kenntnisse der Chaldäer vom Mondslaufe aufbehalten hat. Die dritte Note betrifft Pytheas Beobachtung des Solstitiums zu Marseille; die vierte vergleicht Hipparchs Angaben für die Bewegung des Mondes in Beziehung auf die Sonne, die Erdnähe und den Knoten mit den Bestimmungen, die aus Laplace's Theorie der Säcularungleichheiten folgen; die fünfte vergleicht die größte Mittelpunctsgleichung der Sonne, die Lage der Sonnenferne, die Länge des Jahrs und die Schiefe der Ekliptik nach den Bestimmungen der Araber, mit den neuesten Angaben; endlich die sechste stellt die Bestimmungen der Schiefe der Ekliptik von Tcheou-Kong 1100 J. vor Chr. Geb., von Pytheas 350 vor Chr. Geb., von Ibn Junis im J. 1000, von Cocheou-King im Jahr 1280, von Ulug-Beigh im Jahr 1437, und die neuesten von 1801 mit den Resultaten der Theorie zusammen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1808.

Göttingen.

Von der hiesigen philosophischen Facultät erhielten seit dem Julius 1807, während des Decanats des Hrn. Hofr. Tychsen, die Doctorwürde: 1) Hr. Hauptmann Klare, der sich schon seit mehreren Jahren durch Unterricht in den militärischen Wissenschaften um die Universität verdient gemacht hat, den 7. October 1807, honoris caussa. 2) Hr. Cornett Wilhelm Müller, bekannt durch verschiedene mathematische und militärische Schriften, den 26. October. 3) Hr. J. Fr. W. Möller, Lehrer am Georgianum zu Hannover, vormahls Repetent der theologischen Facultät, den 2. November. 4) Hr. Aug. Friedr. Dempwolff, aus Lüneburg, den 9. November. 5) Hr. Carl Lud. Grave, aus Riga, den 13. März 1808. Ihre Inauguraldissertationen werden nächstens angezeigt werden. 6) Hr. Georg Ludolf Dissen, aus dem Göttingischen, nach gehaltener öffentlicher Disputation, den 18. März. 7) Hr. Casp. Fr. Renner, Prof. der Mathematik zu Kasan, den 28. März. 8) Hr. Bernh. Seeligman, aus Baiern, den 4. April. 9) Hr. Ernst

Behm, aus Mecklenburg-Schwerin; 10) Hr. Lud. Strauch, aus Hamburg, den 9. April. 11) Hr. Friedr. Thiersch, Collaborator am hiesigen Gymnasium, nach gehaltener Disputation, den 18. Jun. Die Inauguraldissertationen der letztern werden in der Folge erscheinen. Am 25. Jun. erhielt Hr. Dr. Wunderlich, nach gehaltener öffentl. Disputation, die Assessorwürde bey der philosophischen Facultät.

Halle.

In der Rengerischen Buchhandlung: Kritische Aufsätze über die in München wieder erneuerten Versuche mit Schwefelkiespendeln und Wünschelruthen. Herausgegeben von *Ludw. Wilh. Gilbert*, Prof. der Physik und Chemie auf der Universität zu Halle. 250 Octavs. 1 Kupfert. 1808.

Es freuet uns, daß Hr. Prof. G. durch diesen besondern Abdruck der critischen Aufsätze, die er über die seit einiger Zeit wieder in Anregung gebrachten rhabdomantischen Künste nach und nach in seinen Annalen der Physik mitgetheilt hat, sich bemüht, das Publicum desto schneller über die mancherley Täuschungen zu orientiren, wodurch Physiker und Physicanten so leicht auf Irrwege geführt werden, wenn sie, einer schwärmerischen Einbildungskraft sich überlassend, und durch den immerwährenden Drang nach so genannten höhern Ansichten der Natur, die Aufmerksamkeit auf alle die kleinen Umstände verlieren, auf die der ruhigere und unbefangenere Naturforscher achtet, wenn er sich solche Wunderdinge erklären will, als seit kurzem von der Wünschelruthe, von den Schwefelkiespendeln und dergl. erzählt worden sind, ohne denjenigen, welche diese Wunderdinge angekündigt haben, mehr aufzubürden, als daß sie bloß getäuscht worden sind, das billigste, was er von ihnen urtheilen kann. In der That

muß man auch über die Leichtgläubigkeit erstaunen, mit der man in dem jetzigen Zeitalter, angeblichen, mit grossem Wortgepränge erzählten, Erscheinungen, Thatsachen und Versuchen sogleich huldigt, und aus Enthusiasmus für das Neue, Unerhörte und Auffallende, sich selbst den Weg zu einer ruhigen Naturforschung versperrt. Es ist freylich, wie Hr. Prof. G. sehr richtig bemerkt, nur gar zu leicht, beym Aufspüren neuer verborgener Dinge die Spur zu verlieren, in die Irre zu gerathen, und nach Schatten zu haschen, und welcher Physiker, dem die Naturwissenschaft wahre Erweiterung verdankt, wird sich wohl nicht in einer ähnlichen Lage befunden haben, wenn ihm eben erst der Gedanke des Neuen gekommen war. Nur blieben sie in diesem Falle ihrer Meister, wußten sehr bald sich in die Stimmung des Zweifelns zu versetzen, und hüteten sich wohl, der Phantasie die Zügel zu überlassen. Sie untersuchten vielmehr die Umstände des Auffassens, prüften die Verkettung, waffneten sich, wo möglich, mit Zahl, Maaß und Gewicht, diesen mächtigen Zauberstäben, gegen welche kein blendendes Nichts besteht, und suchten Schritt vor Schritt auf festem erprobten Boden zu bleiben. Unsere poetisch-philosophischen Physiker scheinen zu meinen, es komme statt dessen nur auf Enthusiasmus an. Dafür haben wir aber auch von jenen Naturforschern wohlbegründete, tief durchdachte Lehren erhalten, auf welchen noch die spätesten Enkel dankbar fortbauen werden. Und jetzt! Heute wird eine Entdeckung im Tone des Enthusiasmus, womit sie gemacht ist, angekündigt, und morgen muß man sie bey etwas mehrerer Kälte allerwärts beschneiden und beschränken, und endlich kömmt doch noch eine gemeine Natur mit Maaß, Zahl und Gewicht, vor deren Kaltsinn das in heisser Liebe geborne Wesen vollends zusammenschrumpft.

Möchte doch diese Schrift recht bald eine gründlichere und sorgfältigere Naturforschung bewirken, und die kecke Art, mit der man jetzt auf zweifelhaften und nicht gehörig untersuchten Thatsachen sogleich Erklärungen und Systeme bauet, die man doch in kurzem wieder niederreissen muß, recht ernstlich an das Herz legen!

Berlin und Stettin.

Bey Nicolai: Philosophische Abhandlungen, grössten Theils vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, von Friedrich Nicolai. 1808. Erster Band, 280 Seiten; zweyter Band, 239 Seiten, in Octav.

Wer nicht ganz unbekannt mit der neuesten Geschichte der Philosophie ist, weiß wenigstens im Allgemeinen, welche Rolle der Verfasser dieser Abhandlungen seit beynahe zwanzig Jahren unter den Gegnern des Kantischen Systems gespielt, und wie er sich bey jeder Gelegenheit auch gegen die Erfinder der übrigen Systeme erklärt hat, die aus dem Kantischen entstanden sind. Auch diese Abhandlungen sind größten Theils polemischen Inhalts. Wir müssen uns also auf eine bloße Anzeige desselben beschränken, da diese Blätter nicht zur Fortsetzung gelehrter Streitigkeiten bestimmt sind. Nur einige Anmerkungen müssen wir uns erlauben, um aufmerksam auf ein Verdienst zu machen, das dem Verf. ungeschmälert bleiben muß, wie verschieden übrigens auch die Urtheile über seine Bemühungen im Felde der Philosophie ausfallen mögen. Jedes philosophische System hat seine schwache Seite. Diese kann man unter gewissen Umständen entdecken, auch ohne in die Principien des Systems ganz eingedrungen zu seyn. Denn irgendwo muß doch auch die abstracteste Lehre den Aussprüchen des allgemeinen

Menschenverstandes begegnen, wenn sie ihm nicht durchaus widersprechen will. Besonders berührt die eigentliche Philosophie in dem, was sie als Resultat aufstellt, das Interesse des allgemeinen Menschenverstandes, dessen Aussprüche im Grunde nur Resultate einer gewissen natürlichen Denkart sind, die sich unter den Einflüssen des Zeitalters entwickelt hat. Nun ist bekannt, wie der Verfasser dieser Abhandlungen sich in jener Periode unsrer Literatur bildete, da der Geist der Deutschen Philosophen sich von dem Buchstaben der Wolfischen Philosophie losriß, die damahls in Deutschland die beliebteste war. Der Eklekticismus, der hierauf folgte, hatte wenigstens das Gute, daß er den Geist der freyen Prüfung weckte, wenn er auch zu keiner neuen Entdeckung führen, und zur Erweiterung der Wissenschaft wenig beytragen konnte. Prüfende Köpfe, die keinem System anhängen, können aber der Wissenschaft auch da, wo sie Fortschritte macht, durch Berichtigung der Uebereilungen nützen, die sich der originale Denker, von der Neuheit seiner eigenen Gedanken hingerissen, öfter zu Schulden kommen läßt, als der Nachdenker. Die Nachdenker übertreiben aber gewöhnlich noch die Uebereilungen des Meisters, und suchen eben in dieser Uebertreibung eine Originalität. Sie bedürfen noch öfter der verständigen Zurechtweisung, als der Meister selbst. Aus diesem Gesichtspuncte muß man, wie wir glauben, die polemischen Bemühungen des Hrn. Nicolai unter den Philosophen beurtheilen. Was die Art seines Verfahrens gegen die Kantianer und einige spätere Philosophen Rauhes und Derbes hat, wird durch die Manier, in welcher besonders die späteren Philosophen ihre neue Gesetzgebung publicirten, ungefähr aufgewogen. Ob Hr. Nicolai die Lehren, gegen die er streitet, überall, oder überhaupt, verstanden hat, lassen wir hier unuter-

sucht. Ein lobenswerther Eifer für die gute Sache der gesunden Vernunft spricht aus seinen Bemühungen unverkennbar. Wie viel, oder wenig, aus seinen philosophischen Abhandlungen zu lernen ist, mag nun Jeder nach Maßgabe seiner Einsicht beurtheilen. — Der Abhandlungen sind dreyzehn. Ueber die Zulänglichkeit des Kantischen Moralprincips. Ueber einige Phantasmen. Ueber Injurien. Ueber die nothwendige Unvollkommenheit der Abstractionen und über ihren Mißbrauch. Bemerkungen über den logischen Regressus nach dem Begriffe der alten Commentatoren des Aristoteles. Ueber A priori und Kant's Sittengesetz, in einem Schreiben an Hrn. Biester. Gespräch über das jetzige verderbte Zeitalter; voll tröstender Bemerkungen, wenigstens für diejenigen, die das Schlimme ruhiger ertragen, wenn sie bedenken, daß es oft noch viel schlimmer, und selten besser, in der Welt aussah, als jetzt. Hierauf folgen drey Abhandlungen über den Aberglauben in der Philosophie. In dem Sinne, wie der Verf. das Wort Aberglaube nimmt, ließ sich darüber besonders viel Nützliches sagen. Hierauf zwey lesenswerthe Vorlesungen über den Vortrag der Philosophie auf Universitäten. Endlich, über die Anwendung allgemeiner moralischer Grundsätze auf einzelne Fälle.

Salzburg.

Das besondere österreichische Kirchenrecht in Aphorismen. Von Corbinian Gärtner, Benediktiner und Professor. 1807. S. 188 in Octav. Die Form und die Einrichtung dieser Schrift macht sie nicht nur ein brauchbarsten, um bey Vorlesungen über das besondere Oesterreichische Kirchenrecht zum Leitfaden zu dienen, sondern sie gewährt überhaupt die anziehendste Uebersicht von dem Eigenthümlichen jenes Rechtes,

und deßwegen vorzüglich wünschten wir sie auch ausser dem Oesterreichischen Publico bekannter zu machen. Gewisser Maßen ist zwar darin, wie der eben so bescheidene als würdige Verfasser selbst in der Vorrede sagt, nur das Rechbergerische Handbuch des Oesterreichischen Kirchenrechts, in einen Auszug gebracht, aber es gehörte eine sehr geübte Hand dazu, um in einem solchen Auszuge Ordnung, Vollständigkeit und Kürze in der Maße, wie man sie hier findet, anzubringen. Die ganze Schrift ist in zwey Hauptabschnitte getheilt, in deren erstem das Kirchenregierungsrecht überhaupt, und das äussere Kirchenregierungsrecht im Besondern abgehandelt ist, der zweyte aber das kirchliche Privatrecht nach der Eintheilung in das Personen-, Sachen- und Klagenrecht enthält. In einer kurzen Einleitung sind die Quellen des particulären Oesterreichischen Kirchenrechts angegeben, wobey wir nur bemerken, daß auch die von dem Staat vorgeschriebenen Vorlesebücher darunter gezählt, und zwar mit Recht darunter gezählt sind, weil der Staat eben dadurch, daß er sie vorgeschrieben hat, die darin enthaltenen Grundsätze als die seinigen erkennt, und allgemein anerkannt wissen will. Das neueste, im J. 1784 von der Regierung vorgeschriebene, Werk dieser Art ist das Jus ecclesf. universum von Joseph Pehem.

Stuttgart.

Lateinische Chrestomathie, zum Gebrauche der mittlern Klassen in den Gymnasien und in den Landschulen des Königreichs Würtemberg, aus den klassischen Schriftstellern — ausgezogen von M. Phil. Jac. Nädelin, Präceptor am königl. Gymnasium zu Stuttgart. 1808. Bey Steinkopf. Octav I ... XXII, 1 ... 368 S. und noch ein Anhang aus elegischen Dichtern 1 ... 31 S. Wird es einmahl zugegeben, daß in gewissen Jahren und Classen bey Erlernung der La-

tinität der Unterricht durch einzelne abwechselnde Stellen erleichtert und belebt wird: so macht eine gute zweckmäßige Auswahl der Stellen das Verdienst einer Sammlung. Erleichterung des grammatischen Sprachunterrichts, in seinen Fortschritten, da von Stil und Geschmack die Rede noch nicht seyn kann, mit Leichtigkeit des Ausdrucks und Faßlichkeit des Inhalts für eine frühe Jugend, wird die Vorschrift machen; denn daß der Inhalt sittlich gut und schicklich seyn muß, versteht sich von selbst. Für Mannigfaltigkeit ist in dieser Chrestomathie gesorgt. Einen fortschreitenden Plan bemerkt man nicht, als daß er, nach Art des Schulunterrichts, von Kenntniß Gottes u. Moral zu Geschichtsauszügen fortgeht. Stellen aus Cicero, Seneca, machen den Anfang, gleich S. 7, nun aus Sallust, S. 11 Fabel aus Phädrus, weiter Valer. Max., Gellius, Justinus, Vellejus, Quinctilian, Livius, Plinius, Nepos, Cäsar: S. 72; Naturgeschichte S. 72 ... 128, aber kein classisches Latein; ohne Anzeige, woher sie genommen ist; Biographien aus Nepos, Sueton — S. 184 kurzer Abriß der Röm. Geschichte aus Florus; — S. 312 aus Livius, S. 312 aus Curtius, Justinus u. a. Durch Deutsche Ueberschriften ist einige Erleichterung verschafft; woher die Lehrer aber die historischen u. a. nöthigen Kenntnisse und die unerläßliche Voraussendung des geschichtlichen Zusammenhangs der Erzählung nehmen sollen, finden wir nicht. Die Auswahl der Stellen ist vermuthlich dem Lehrer überlassen; denn hoffentlich soll der Scholar nicht in der mittlern Classe, für welche die Auswahl gemacht ist, so lange sitzen, bis sie durchgelesen ist. Ueberhaupt kömmt es bey dieser, wie bey andern Chrestomathien, und dem ganzen Unterricht, auf den Lehrer, sein Lehrtalent und die Lehrart an, ob und wie weit sie beförderlich für den Zweck werden sollen und können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1808.

Göttingen.

Die Inauguraldissertation des Hrn. Aug. Friedr. Dempwolff, aus Lüneburg, handelt de origine, progressu et hodierno statu pharmaciae ejusque emendandae ratione. Bey Beier. 92 S. gr. Octav. Aus der vorangeschickten Definition der Pharmacie folgert der Verf., welche Kenntnisse dem Apotheker unentbehrlich seyen, Botanik, Mineralogie, Zoologie, Materia medica, und vorzüglich Chemie. Letztere sey es, die der Pharmacie einen wissenschaftlichen Rang gebe. Dann folgt eine kurze Geschichte der Pharmacie, wo richtig bemerkt wird, daß die schon in den ältesten biblischen Büchern vorkommende Apothekerkunst auf einem Mißverstande beruhe. Diese machte erst Fortschritte, je nachdem die Wissenschaften, worauf sie sich gründet, sich ausbildeten. Von S. 35 an kömmt der Verf. auf den jetzigen Zustand der Pharmacie, und handelt von der Bildung, den Eigenschaften und Pflichten des Pharmaceuten in drey Stufen, als Lehrling, Gehülfe und Apotheker, mit häufiger Vergleichung der ältern Zeiten und Einrichtungen. Dieser Abschnitt verdient besondere

Aufmerksamkeit, weil der Verf., Hr., selbst für die Pharmacie bestimmt, und zuerst von seinem Vater, einem geschickten Apotheker, gebildet, in mehreren Apotheken gearbeitet, und in Kopenhagen, Berlin und Göttingen die Chemie und übrigen Naturwissenschaften studirt hat, hier zum Theil aus Erfahrung spricht. Am ausführlichsten handelt er von den Eigenschaften, dem bey Uebernahme einer Apotheke nöthigen Examen, und den Privilegien der Apotheker. Von der Aufsicht und der Untersuchung der Apotheken, von Dispensatorien und Taxen. Zuletzt von den Pflichten des Apothekers und Provisors.

Paris.

Bey den Gebrüdern Fournier: Déscription des principales monstruosités dans l'homme et dans les animaux, précédée d'un discours sur la Physiologie et la classification des Monstres, par *L. J. Moreau de la Sarthe*. Avec 42 figures coloriées et gravées par *N. F. Regnault*. 1808. Folio XI und 16 Seiten Text.

Der Titel der gegenwärtigen Schrift und der Nahme des Herausgebers, desselben, von dem wir die Histoire naturelle de la femme haben, läßt irgend einen Gewinn für die Physiologie aus vorliegendem Werke, zum wenigsten eine systematische Darstellung der Lehre von Monstrositäten unter Menschen und Thieren, eine gute Auswahl von Abbildungen und eine classische Ordnung derselben, erwarten. Wir haben aber von dem allen nicht das geringste wahrgenommen. Vielmehr mit Erstaunen bald die Täuschung bemerkt, daß ein altes verlegenes Werk unter neuem Gewande und unter dem Namen des Hrn. Moreau in Umlauf und Abgang gebracht werden solle. Es ist nähmlich in der Hauptsache nichts anders, als das Werk, welches schon vor drey und

dreyßig Jahren ein Pariser Zeichner und Kupferstecher und seine Frau, Regnault, unter dem Titel: Ecarts de la nature ou recueil des principales monstruosités, que la nature produit dans le genre animal; peintes d'après nature, gravées et mises au jour par les S^r. et D^me *Regnault*, Auteurs de la Botanique mise à la portée de tout le monde etc. à Paris 1775 Fol. mit 40 illum. Kupfern, herausgegeben haben, und welches im ersten Bande der Zugaben zu den Gött. Anzeigen von gel. Sachen vom Jahr 1782 S. 382...384 angezeigt ist. Unter jeder Platte steht bey dieser ersten Ausgabe eine kurze Beschreibung dessen, was darauf vorgestellt ist, und woher die Herausgeber die Urbilder entlehnt haben. Zu der gegenwärtigen neuen Ausgabe aber sind die Kupferplatten so weit abgeschnitten, als die Beschreibung ging, jedoch so, daß man vielen Kupferabdrücken noch gar wohl ansehen kann, daß darunter ehedem gestochene Schrift stand. Die Erklärungen der Figuren aber sind größten Theils unverändert auf besondern Bogen zusammengedruckt, so daß auch solche Unschicklichkeiten und Unrichtigkeiten, welche man damahls dem Herausgeber, als bloßem Kupferstecher, schon verzeihen konnte, noch beybehalten wurden. In der Mitte zweyer zusammengewachsener Kinderköpfe findet sich z. B. eine Hautspalte, von welcher der Zeichner, nachdem er, wie unter mehreren solchen Monstris, sein "Fecit" angebracht hatte, schrieb: La réunion des deux crânes offre au milieu du front une fente, qui a quelque ressemblance avec la partie génitale d'une femme, ungeachtet nicht die geringste Aehnlichkeit wahr ist. Dennoch ist auch dieses, und so viel Aehnliches, in der Erklärung beybehalten worden. Von allen Monstris, die ehedem im königl. Cabinet zu Paris waren, das längst aufgehört hat,

und die an schicklichere Orte, wie in die medicinische Schule u. s. w., gebracht sind, heißt es jedoch immer noch: tiré du cabinet du Roi de France. Statt daß man von dem Verfertiger des Textes, als Lehrer und Unter-Bibliothekar an der Ecole de Médec. zu Paris, hätte die Nachricht erwarten dürfen, ob die Originale noch existiren, und wo sie gegenwärtig aufbewahrt sind. Alles, was der jetzige Herausgeber, ohne zu sagen, daß er eine neue Auflage eines alten Werkes besorge, hinzugefügt hat, besteht in einem eilf Seiten langen Discurs über Physiologie und Eintheilung der Monstrositäten, in welchem die sonst viele Bogen füllende Literatur der Monstrositäten zehn Zeilen einnimmt, und überhaupt ganz bekannte Sachen, so oberflächlich wie möglich, abgehandelt sind. Zu den vierzig bekannten Monstrositäten von Menschen und Thieren, ohne alle Ordnung bunt gemischt, zum Theil schlecht gezeichnet und abenteuerlich dargestellt, indem z. B. todtgeborne Kinder ohne Kopf oder Gehirn in freyem Felde gehend, stehend und sitzend abgebildet sind, die zweyköpfigen jungen Katzen aber auf rothen Kissen liegen, hat der Herausgeber nur zwey hinzugefügt, die er nicht anders zu benennen wußte, als: Production humaine, substance, qui ressemble à une végétation, und die offenbar jedem Physiologen wohl bekannte, in eine Blasen- oder Trauben-Mole degenerirte, menschliche Eyhaut ist; wovon wir aber bey weitem getreuere und hübschere Kupfer, z. B. von Ruysch, Gregorini u. s. w. haben. Dieses neu aufgelegte Kupferwerk gewährt daher für den Physiologen auch nicht den geringsten Gewinn, und ohne den Text würden wir glauben, daß des Hrn. Moreau Nahme ohne sein Wissen zur Herausgabe mißbraucht wäre.

Wien.

In Commission bey Geistinger: Die Mineralquellen zu Bilin. Von Dr. F. A. Reuß. 138 S. in Octav, nebst einer Ansicht von Bilin und der Gegend in Kupfer radirt. Quer Quart-Format.

Der Inhalt gegenwärtiger Schrift, bestimmt, das Publicum mit dem Mineralwasser zu Bilin in Böhmen aufs neue und nach genauern chemischen Untersuchungen bekannt zu machen, ist folgender: Zuerst Beschreibung der fürstl. Lobkowitzischen Stadt und Gegend Bilin, zwischen Bergen, wie die meisten Kurorte, jedoch umgeben mit fruchtbaren und in naturhistorischer Hinsicht merkwürdigen Thälern und Hügeln. Am Fuße des östlichen Abhanges des Ganghafes oder Ganghofer Berges entspringt der Biliner Sauerbrunnen. — Bruchstücke aus der Geschichte Bilin. Seit dem Jahre 1464 besitzt es das Geschlecht der Herren von Lobkowitz. — Geschichte der Quelle. Der Verf. findet es nicht wahrscheinlich, daß das schon im Jahre 1761 bey Bilin versottene Kochsalz von diesen Mineralquellen sollte gewonnen worden seyn, da dieses nur $\frac{1}{14}$ Theil des ganzen übrigen fixen Gehalts betrage. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts sey man auf dieses Sauerwasser aufmerksam geworden. Im Jahr 1761 schloß man die drey vorhandenen Quellen in Reservoirs von Sandstein ein. Im Jahr 1781 war der Debit ins Ausland schon sehr stark, so daß im Jahr 1786 bereits 42,000 Krüge von diesem Wasser versendet wurden. Im Jahr 1789 wurden die Quellen durch einen Wolkenbruch in ihrem innern Gehalte geschwächt; wilde Wasser drangen zu, und im Jahr 1806 war das Mineralwasser so schlecht, daß man die Versendung einstellen mußte. Der jetzt regierende Fürst aber

esse debet. Non potest autem *fides publica* nostra servari, nisi stemus diligenter promissis. Invitavimus *publice* viros eruditos, tam populares quam exteros, ad concertationem literariam; polliciti et quasi *pacti* sumus praemium; oblatae sunt et commissae *bonae fidei* nostrae commentationes *plures:* et quid factum est? Per integrum annum et quod excurrit, *ne communicatae quidem* sunt commentationes ad legendum iis Professoribus, quorum est de argumento judicium!!! Quid arbitramur existimaturos esse et populares et exteros; non dico de studio nostro, de diligentia nostra, sed de ipsa *bona fide* nostra? Num unquam in orbe terrarum Societas quaedam literaria, quae quaestiones praemio constituto et addicto *publice* proposuisset, ita se gessit? Societas literarum *Gottingensis* medias inter belli turbas et patriae calamitates non tamen oblita est, hac in re *honoris* et *officii* sui. Verendum est certe, ne in posterum nemo amplius nobis *credat*, scilicet quaestiones proponentibus praemiumque paciscentibus, commentationes acceptas tamen non curantibus, neque *fidem* liberantibus.

Dem zufolge foderte der Patriot, daß 1. ohne weitere Trödeley, die eingelaufenen Schriften bey den ordentlichen Professoren circuliren, 2. jeder derselben sein Votum schriftlich über jede einzelne Schrift, und welche er darunter für die beste hielte, eingeben, und so 3. *tandem aliquando publice*, in den Zeitungen von Moskwa, Petersburg, und Hamburg, das Endurtheil eröffnet werden sollte. —— Dieser Beschluß wurde sogleich, den $\frac{4}{16}$ Decbr. 1807, im Senat gefaßt: heute aber schreiben wir schon den 30 Jul. 1808, und hier zu Lande weiß noch Niemand etwas, nach 7 Monathen, von dem Endurtheil. . . .

1809

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 30. Julius 1808.

Magdeburg.

Bey Heinrichshofen in Commission: Billigkeitsgründe für die Vereinigung der Schulden alles Westphälischen Departements zu einer gesammten Reichsschuld, von G. S. Rötger (Probst vom Kloster Unsrer L. Fr. in Magdeburg, jetzt Deputirten bey der Versammlung der Reichsstände in Cassel). 60 Seiten in Octav. Die Gründe sind schon an und für sich einleuchtend, und durch die Ausführung noch überzeugender gemacht, daß die Schrift nur eine bloße Anzeige zur Bekanntmachung bedarf. Wenn indessen der Widersprechende auch seine Gründe anzuführen hat: so sieht man wohl, daß die endliche Entscheidung und Beantwortung der Frage in dem Gebiete des allgemeinen Besstens des Staates gesucht werden müssen: Welches ist die beste Weise, die Schuldenlast so zu tilgen, daß die von der völligen Abtragung zu erwartenden allgemeinen Vortheile mit dem wiederkehrenden Wohlstande am baldigsten und leichtesten können erhalten werden? Dieß kann nicht erfolgen, so lange ein Theil der Provinzen in der völligen Erschöpfung der Kräfte

und in Ohnmacht versunken bleibt, indem die eignen Kräfte der übrigen Provinzen eben dadurch nie zu dem sonst möglichen Wachsthum gelangen werden. Die politischen Gründe, und das, was ein großer Staat sich selber schuldig ist, die Vereinigung und Einheit seiner Kräfte zu bewirken und zu erhalten, sprechen also für eine gesammte Reichsschuld. Dieß Allgemeine wird hierauf auf die Provinz Magdeburg insbesondere angewendet, da sie einer unverhältnißmäßig großen Last von Kriegssteuern und Schulden so ganz unterliegt. In Beziehung auf diese hat die Schrift auch einen historischen Werth. Da bereits die an den Kaiser von Frankreich zu zahlende Contribution von fast 26 Millionen Franken in der Convention vom 22. April 1808 nicht als Schuld der einzelnen Provinzen, sondern als Schuld des ganzen Königreichs Westfalen gefordert und anerkannt ist; und da in der Rede vom Throne an die versammelten Reichsstände die Vereinigung der Schulden aller Provinzen zu einer gesammten Reichsschuld als billig ist erklärt worden: so möchte wohl nicht an der willigen Annahme zu zweifeln seyn.

Jena.

Bey Frommann: Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unserer Zeit, dargestellt von Friedrich Immanuel Niethammer, der Philosophie und Theologie Doctor u. s. w. 1808. 359 Seiten in groß Octav.

Der Gegenstand dieser Schrift würde unsre vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, auch wenn die Schrift selbst nicht durch die Verhältnisse, in denen der Verfasser als Central-Schul- und Studienrath bey dem Ministerium des Innern der königl. Baieri-

schen Regierung sich befindet, eine besondere Wichtigkeit erhielte. Die Rede ist nicht von einem neuen Erziehungsplane, oder einer neuen Unterrichtsmethode, dergleichen in Deutschland, seit Basedow, nun schon mehrere, ohne sonderlichen Gewinn für die moralische und intellectuelle Bildung der Jugend, in Umlauf gebracht sind. Der Verf. nimmt die alte, von den Philanthropinisten herabgesetzte, Art des Unterrichts, die bis auf Basedow in den Deutschen Schulen die einzige war, nach philosophischen Grundsätzen, nicht ganz in ihrer alten Form, aber ihrem Geiste und Zwecke nach, in Schutz gegen die sämmtlichen Unterrichts-Systeme, die aus der Schule des so genannten Philanthropinismus hervorgegangen sind. Da wir in der Hauptsache mit dem Verf. übereinstimmen, und seine Schrift zu den vorzüglichsten zählen, die uns über diesen Gegenstand zu Gesicht kamen, so können wir, ohne uns dem Vorwurfe der Tadelsucht auszusetzen, um so unbefangener auch dasjenige anzeigen, was uns in den Ansichten des Verf. unrichtig, einseitig und überhaupt mangelhaft zu seyn scheint. Daß er dem Worte Philanthropinismus durch das ganze Buch hindurch einen gehässigen Sinn gibt, läßt sich entschuldigen, weil das dringende Bedürfniß einer bestimmten Reaction auch einen bestimmten Parteynahmen fast unvermeidlich macht, und Philanthropinismus am Ende doch auch etwas ganz Anderes ist, als Philanthropie. Auch das Wort Erziehungsunterricht mag mit seiner Zweydeutigkeit durchschlüpfen, um dieses Mahl denjenigen Unterricht zu bezeichnen, der als ein Theil der Erziehung angesehen werden darf. Wir wenden uns zu der Hauptsache.

1. Die Untersuchung über den wahren Geist und Zweck des Unterrichts in Schulen fängt bey dem Verf.

mit seiner historischen Beziehung des Gesichtspunctes an. Zugestanden wird sogleich S. 14, daß man in den Schulen, wie sie damahls waren, als sich der Philanthropinismus erhob, wirklich den Zweck über dem Mittel zu vergessen schien, und den Unterricht in ein mechanisches Wort- und Buchstabenwesen ausarten ließ. Eine Reform war nothwendig. Daß aber diese Reform die materielle Richtung nahm, in welcher sich der neue Philanthropinismus entwickelte, sucht der Verf. aus dem Charakter des Preussischen Staats zu erklären, der damahls für Deutschland den Ton angab. Nach dieser Erklärung wäre denn der so genannte Philanthropinismus eigentlich ein Borussianismus oder Berlinismus. Nicht aus Zuneigung zu dem unglücklichen Staate, der jetzt bey jeder Gelegenheit für so Vieles büßen muß, was er nicht gesündigt hat, können wir dem Verf. in dieser Deduction des neuern Erziehungswesens nicht beypflichten. Wir läugnen gar nicht, daß man im Preussischen Staate den Begriffen des Reellen und Nützlichen mit besonderer Vorliebe die Bedeutung gab, für welche die Wörter Materiell und Animalisch besser paßten. Der Trieb nach Geld und Gewinn, und nach der Einträglichkeit materieller Productionen, sticht freylich im Charakter jenes Staats besonders hervor. Auch die so genannte Aufklärung, die, nach dem Ausdruck des Verf.s ein Rückschreiten der wahren Geistes-Cultur, einen Haß gegen alles rein Geistige und Ideale bewirkte, die Philosophie zum Synkretismus und Materialismus, die Weltweisheit zur Erdweisheit machte, und die Wissenschaft in Plusmacherey verwandelte, ging in Deutschland unstreitig von Berlin besonders aus, und wirkte besonders von dort aus auf das neue Erziehungswesen. Aber war denn der Geist

dieser Preussischen Aufklärung etwas Anderes, als völlig entwickelter Geist der Zeit? War die damahls so genannte Philosophie, die durch ihre Flachheit und Afterpopularität diese Art von Aufklärung für die wahre ausgab, im Preussischen entstanden? War sie nicht von daher eingewandert, wo, nach der Meinung des großen Königes, der Sitz der wahren Geistes-Cultur und des guten Geschmacks sich finden sollte? Der Verf. hat also offenbar in seiner Deduction des neuern Erziehungswesens den Canal mit der Quelle verwechselt. Und wie konnte er Rousseau vergessen, der doch zuverlässig der Urheber aller Erziehungs-Reform im achtzehnten Jahrhundert ist, und dessen Grundsätze nur nach dem Geist des Zeitalters immer mehr modificirt wurden? Gewiß aber ist, daß seit dieser Zeit die Idee einer allgemeinen Bildung, bey welcher der Mensch zunächst und unmittelbar nur als Mensch in Betrachtung kömmt, sich immer mehr verlor, und daß durch das aufgeregte Interesse für die Aussenwelt und das Streben nach mercantilischem Gewinn das Gefühl für die höhere Bestimmung des Menschen unterdrückt, oder gar vernichtet, und nun auch der Zweck des Unterrichts der Jugend vorzüglich darin gesetzt wurde, den Schüler und Zögling auf sein künftiges Gewerbe vorzubereiten. Selbst in der Pestalozzischen Schule, meint der Verf., erscheine dieses System nur in einer veränderten, und, wie er sich ausdrückt, in seiner gefährlichsten Gestalt. Es sey also Zeit, den neuen Impuls, den eine höher strebende Philosophie seit zwanzig Jahren dem Geiste der Deutschen Denker gegeben hat, zu benutzen, um das alte Humanitäts-System, das durch den Philanthropinismus verdrängt werden sollte, in einer geläuterten Form und in einem bestimmteren und mehr umfassenden Sinne

wieder herzustellen. Aber schon hier, wie durch das ganze Werk hin bis gegen das Ende, hat der Verf. zu wenig Rücksicht auf den Unterschied zwischen Volksschulen und Gelehrtenschulen genommen. Sehr wahr ist seine historische Bemerkung, daß aus den Schulen des Philanthropinismus, so viel man weiß, auch noch nicht ein einziger tüchtiger Gelehrter oder überhaupt ein Mann, der in seinem Fache etwas Großes geleistet, hervorgegangen ist. Daraus aber folgt nicht, daß in einer Volksschule nach Pestalozzischen Grundsätzen nicht dasjenige Interesse der höheren Humanität, dessen auch der gemeine Mann fähig ist, mit der Bildung für den bürgerlichen Beruf vereinigt werden könne. Gewiß ist, daß die älteren Volks- und Dorfschulen, und die Art von Religions-Unterricht, die der nächste Zweck dieser Schulen war, zur Veredlung des gemeinen Mannes wenig, oder gar nichts, beytrugen, und daß, wenn aus diesen Schulen ein tüchtiger Mensch hervorging, er seine sittliche und intellectuelle Vorzüglichkeit nicht der Schule verdankte. — Weit mehr genügte uns der zweyte Abschnitt, wo der wissenschaftliche Gesichtspunct der Untersuchung bestimmt wird. Das Princip der wahren und eigentlichsten Humanität in Beziehung auf den Unterricht, der einen Theil der Erziehung ausmacht, bestimmter, als es bisher geschehen, hervorgehoben und aufgeklärt zu haben, ist das größte Verdienst, das sich der Verf. durch diese Schrift erworben hat. Die geistigen, nicht thierischen, Bedürfnisse des Menschen sollen das erste Argument der Erziehung und des Unterrichts seyn. Die Vernunft, im höchsten und eigentlichen Sinne des Worts, nicht der Kunstverstand, soll vorzüglich geweckt und gebildet werden. Dadurch aber unterscheiden sich

nach der vortrefflichen Darstellung des Verf., die streitenden Systeme des Philanthropinismus und Humanismus ihrem ganzen Geiste nach, daß der Philanthropinismus den Menschen als ein bildungsfähiges Thier in Anspruch nimmt, das nebenher auch Vernunft hat, der Humanismus aber der Vernunft eine unmittelbare Würde zuerkennt, und ihre Entwickelung und Bildung nach der Idee einer höheren und überthierischen Bestimmung des Menschen für das Erste im Unterrichte und in der Erziehung hält. Diesen Gegensatz hat der Verf. durch das ganze Buch durchgeführt. Auf diesem Gegensatze beruhet alles, was er von den streitenden Systemen Nachtheiliges und Rühmliches sagt. Wir wollen unserm Zeitalter Glück wünschen, wenn es sich an diese Ansicht der menschlichen Natur zu gewöhnen anfängt. Aber wir besorgen, daß die dringende Noth in unsrer Welt, wie sie nun einmahl ist, fürs Erste unter dem Volke eine solche Cultur nöthig machen werde, durch welche das absterbende Gefühl für bürgerliche Rechtlichkeit, wo möglich, wieder belebt wird, damit dem Volke, dem der Glaube seiner Väter nicht mehr frommen will, die Ahndung einer höheren Humanität und der Glaube an eine überirdische Bestimmung des Menschen nicht ganz entschwinde. Indessen darf das Princip des Besseren nicht aufgegeben werden, auch wo man sich in der Anwendung desselben nach der Noth bequemt. Sehr zweckmäßig geht der Verf. sogleich der Einwendung entgegen, durch die man das Princip der wahren Humanität gewöhnlich zu entkräften sucht. Der Mensch, sagt man, ist nun einmahl zur Hälfte Thier, und das rein Geistige in ihm ist nur ein philosophisches Abstractum. Diese Einwendung ist aber nur ein triftiges Argument gegen die Schwärmer, die auf

das andre Extrem verfallen, Verachtung und Ertödtung der Sinnlichkeit und des wirklichen Lebens für moralische und intellectuelle Veredlung halten, und den wahren Zusammenhang des Physischen mit dem Geistigen eben so sehr verkennen, als die Animalisten, die das Physische als das Erste und Wesentliche setzen. Wenn der Weltverstand diese Schwärmer verspottet, muß ihm die Philosophie beypflichten. Von einer solchen unnatürlichen und widersinnigen Isolirung des Geistigen ist aber auch im Streite des Humanitäts-Systems mit dem Animalitäts-System nach dem Verf. nicht die Rede. Ob der Mensch wahrhaft als Mensch, oder als ein Thier, das nebenher denken kann, gebildet werden soll, das ist der Punct des Streits. Ausführlich entwickelt nun der Verf. die Lehren des Animalitäts-Systems. Er sucht zu zeigen, daß durch diese Lehren der Mensch um so mehr zum Thiere herabgewürdigt wird, je mehr sie sich durch ihre einseitige Natürlichkeit empfehlen. Die Bildung zur Humanität müsse gänzlich verfehlt werden, wenn das jugendliche Gemüth durch einen methodischen Erziehungs-Proceß gewöhnt werde, die Vernunft mit allen ihren Aeusserungen in der menschlichen Natur nur als ein Mittel zu betrachten, sein physisches Fortkommen in der Welt zu finden, und sich deßwegen vorzüglich mit physischen Dingen, also, nach der Methode der Philanthropinisten, mit Muscheln, Insecten, Schmetterlingen, Handwerks-Instrumenten und so genannten gemeinnützigen Gegenständen auf eine solche Art zu beschäftigen, als ob eine Stümperey in den Naturwissenschaften und mechanischen Künsten der wahre Anfang der Weisheit wäre. Bey einem solchen Verfahren könne unmöglich der Glaube an die Würde des Menschen geweckt werden; denn

dieser Glaube verschwindet, wo der Mensch aufhört, sich für das Wahre, Gute und Schöne nicht um irdischer Zwecke willen, sondern unmittelbar, weil es das Wahre, Gute und Schöne ist, zu interessiren. Was die Philanthropinisten hierauf antworten werden, um zu zeigen, daß auch nach ihrer Methode der Zweck des Humanitäts-Systems erreicht werden könne, läßt sich voraussehen. Um so mehr wünschten wir, daß der Verf. sich etwas bestimmter über den Begriff desjenigen Glaubens erklärt hätte, den man mit Recht das Höchste und Beste im Menschen nennt. Der Ausruf (S. 66): "Glaube ist Vernunft; Unglaube ist Mangel an Vernunft", bedürfte für den Weltverstand eines sehr verständlichen Commentars, um nicht geradezu als schwärmerisch abgefertigt zu werden. Viele, auf die der Verfasser vermuthlich wirken will, werden ihn deßwegen nicht fassen, wo er fortfährt, zu erinnern, daß Bildung der Vernunft in dem Kinde die erste Sorge des Erziehers seyn soll, und daß Bildung zum bürgerlichen Beruf nur Bildung des Kunstverstandes, aber nicht der Vernunft, ist. Besser vor Mißverständnissen gesichert ist das Resultat, das der Verfasser schon S. 67 aus der Vergleichung beider Extreme zieht, um in gleicher Entfernung von der Schwärmerey, die nur auf das Uebersinnliche achten will, und der Animalität, die an den Sinnen hängt, den Begriff der wahren Humanität genauer zu bestimmen. — Im dritten Abschnitte werden, nach der Untersuchung der Principien, die entgegengesetzten Erziehungs- und Unterrichts-Maximen beider Systeme erläutert. Dieser Abschnitt, der ausführlichste im ganzen Werke, gestattet keinen Auszug nach dem Zwecke unsrer Blätter. Nur Einiges wollen wir ausheben. Der

Verfasser behauptet, daß das Princip der wahren Humanität, zwar nicht deutlich gedacht, aber doch in der That, den alten Erziehungs-Maximen zum Grunde liege, nach welchen der Unterricht in den Volksschulen auf Religion, Lesen und Schreiben, und ein wenig Rechnen, eingeschränkt, in den so genannten Lateinischen Schulen aber vorzüglich auf das Studium der alten classischen Literatur gerichtet war. Die Philanthropinisten mißdeuteten den Geist dieser Institute, weil sie ihn mit den fehlerhaften Formen verwechselten. Um die Jugend gemeinnütziger zu bilden, entwickelten sie, auf Kosten der höheren Anlagen des Menschen, den gemeinen Kunstverstand und den Gewerbtrieb; um eine vielartigere Bildung an die Stelle der alten einseitigen zu setzen, beförderten sie die seichteste Vielwisserey und Stümperey in allen Wissenschaften und Künsten. Völlig einverstanden mit dem Verfasser über diesen Grundfehler des Philanthropinismus, finden wir uns doch nicht befriedigt durch dasjenige, was er über das Verhältniß der Volksschulen zu den so genannten Gelehrtenschulen, oder (S. 105) über die Grade der Extension und Intensität der Humanitätsbildung sagt. Denn wenn einmahl eine Trennung der Volksschulen von den Gelehrtenschulen eingeräumt wird, was denn doch nicht wohl zu vermeiden ist, wenn der Nahrungsstand gedeihen, und die Wissenschaften nicht sinken sollen, so liegt schon im Begriffe dieser Trennung eine bestimmte Rücksicht auf die Verschiedenheit des künftigen Berufs der Zöglinge. Ueber diesen Punct hätten wir deßwegen auch eine bestimmtere Erklärung bey dem Verf. zu lesen gewünscht. Sollen die Wissenschaften nicht sinken, die Gelehrsamkeit ihre Würde behaupten, und überhaupt das Liberale nicht in die Knechtschaft der

gemeinen Bedürfnisse des Nahrungsstandes herabgezogen werden, so ist kein Erziehungssystem verderblicher, als das philanthropinistische mit seiner seichten Vielwisserey und Stümperey in den Naturwissenschaften und mechanischen Künsten, und mit jener elenden Vielseitigkeit, gegen welche selbst eine kräftige Einseitigkeit hoher Gewinn ist. Sollte nun aber nicht eine Volksschule, nach dem Humanitätssystem, in demselben Sinne zugleich eine Industrieschule seyn können, wie die Institute, in denen die liberale Bildung fortgesetzt werden kann, zugleich Gelehrtenschulen sind? Beyläufig gestehen wir indessen, daß es uns um den Gewerbsfleiß und die mechanischen Künste in einem Lande schlecht zu stehen scheint, wo durch Industrieschulen die Fabriken und Manufacturen emporgebracht werden sollen. Wer dachte an solche Schulen in Griechenland, oder in den Niederlanden, als dort die mechanischen Künste, zu gleicher Zeit mit den schönen, emporkamen und blüheten? Der Nahme Realschulen zur Bezeichnung solcher Institute, als ob die übrigen Nominal- oder Formalschulen wären, bleibt in jedem Falle unschicklich. Da der Verf., vermuthlich um der Einheit des Princips des Humanitätssystems nichts zu vergeben, erst gegen das Ende seines Buchs auf die verschiedenen Arten von Schulen genauere Rücksicht nimmt, so konnte er auch bis dahin nur unbefriedigende Antwort auf die Frage geben, wie denn überhaupt, und folglich auch in den Volksschulen, dafür gesorgt werden solle, daß das Geistige und Ideale auch in der Seele des gemeinen Mannes den Rang vor dem Physischen und Gemein-Realen behaupte. Da hier Alles auf einen verbesserten Religionsunterricht zurückgeführt werden muß, so ist auch mit den allgemeinen Betrachtungen über die Herrschaft des Humanitätssystems wenig geholfen,

so lange man sich nicht bestimmt darüber erklärt hat, welche Art von Religiosität die vernünftige und wahre heißen soll. Die Philanthropinisten, besonders die neuesten, werden dem Verf. sogleich erwiedern, daß nach ihrer Methode das religiöse Gefühl keinesweges vernachlässigt, und daß es eben nach ihrer Methode am sichersten entwickelt und gebildet, und wahrhaft practisch in das wirkliche Leben eingeführt werde. — Schwerer wird es den Gegnern des Verf. werden, auf dasjenige zu antworten, was er über die verderbliche Maxime sagt, das Wesen der Bildung des Geistes in die Mannigfaltigkeit von Kenntnissen zu setzen. — Gegen die Pestalozzische Schule wird (S. 169) ausdrücklich erinnert, daß es ein verkehrtes Verfahren sey, die geistige Bildung auf methodische Entwickelung des äusseren Anschauungsvermögens zu gründen. Dadurch werde der Geist nur noch mehr an die Körperwelt gefesselt. Nur durch die Rede, das natürliche Kleid des Gedankens, werde das Geistige, so viel möglich, zur Anschauung, und zwar zur innern Anschauung, gebracht, welcher der Rang vor der äussern gebühre. Schon bey dieser Gelegenheit nimmt der Verf. den Sprachunterricht kräftig in Schutz. Warum durch das Studium der Muttersprache in den neueren Jahrhunderten nur ein kleiner Theil der geistigen Vortheile erreicht werden kann, die unsre Vorfahren ihrem eifrigeren Studium der beiden classischen Sprachen des Alterthums verdankten, hätte wohl füglicher in einem besondern Abschnitt von den Gelehrtenschulen erläutert werden können. Dagegen hätte, unsers Erachtens, die wichtige Frage (S. 274), wie weit der pädagogische Unterricht überhaupt kunstmäßig der Natur vorgreifen soll und darf, früher erörtert werden müssen. Doch hat der Verf. bey dieser Gelegenheit sehr gut auf die übereilte Verstandesbil-

lung aufmerksam gemacht, in welcher sich die neuern Pädagogen vorzüglich gefallen. Er hätte hinzusetzen können, daß sich kaum begreifen läßt, woher denn überhaupt noch das Genie in die Welt kommen sollte, wenn die pädagogischen Künste, durch welche die Geisteskräfte taktmäßig, wie auf einem Exercierplatze, entwickelt, und die Gedanken wie die Zahlen an einer Rechenmaschine hervorgelockt werden, allgemein würden. Der junge Superklug, sagt der Verf., der den Baum, anstatt sich an seinem Schatten zu ergötzen, in Wurzel, Stamm und so weiter, zergliedert, und seine mathematischen Dimensionen ausmißt, ist ein Schiefkopf, der dem Naturkinde weit nachsteht, für welches der Baum noch nichts weiter ist, als ein Ort, wo es Obst und Vogelnester zu suchen gibt. — In dem vierten und letzten Abschnitte, wo der Verf. auf die Anwendung seiner Grundsätze kömmt, finden wir nicht viel mehr, als eine wiederholte Einschärfung der Principien, nur mit einigen Anmerkungen über ihre Anwendung durchwebt. Diesen Mangel der nöthigen Ausführung bedauern wir um so mehr, da der Verf. mit Gegnern kämpft, deren Theorie sich eben durch ihre Anwendbarkeit, aus der das Practische sogleich hervorspringt, dem gemeinen Verstande empfiehlt, während die Lehren des Verf. das wirkliche Leben so hoch zu dem Idealen hinaufzurücken scheinen, daß wenigstens die Möglichkeit einer durchaus consequenten, nicht bloß temporisirenden, Anwendung leicht bezweifelt werden könnte. Glücklicher Weise ist der wahre Idealismus, der keiner Schule angehört, und nicht auf transcendentalen Speculationen, sondern auf einer Denkart beruht, nach welcher das Ideale im Menschen überhaupt als das Höchste geachtet wird, von dem gemeinen Realismus, der nur mit dem Sinnlichen [illegible], noch nicht so ganz

nothwendig, daß er sich nicht auch in der Erziehung und dem pädagogischen Unterrichte nachdrücklicher geltend machen sollte, denn auf kein speculativer Sectengeist sich in Verhandlungen mischt, als das Ideale selbst, und nicht die besondern Vorstellungen angehen, die man sich in den Schulen davon gemacht hat.

Nürnberg.

De spinae dorsi incurvationibus earumque curatione, auctore Joanne Feiler, M. D. atque Prof. Publ. Ord. Altorfino 1807. 46 Seiten in Octav, mit einem Kupfer. Seit sieben Jahren habe er, sagt der Verf., über die Krümmungen des Rückgraths ernstlicher und genauer nachzuforschen sich bemüht. Gegenwärtige, seit mehreren Jahren ausgeführte Abhandlung habe er indessen, bey aller Bereicherung der Materien, immer mehr zusammen zu ziehen gesucht. Da er die Krümmung des Rückgraths bloß für eine mechanische Krankheit annehme, so könne sie auch bloß durch mechanische Mittel geheilt werden, wenigstens wenn sie einmahl entstanden ist, könne sie nur nach mechanischen Gesetzen existiren. Die Heilmethode Maaseus (s. Gött. gel. Anz. oben S. 77) könne er nicht genug loben, ungeachtet er in Rücksicht der Ursache mit ihm nicht übereinstimme. Die Erschlaffung der Muskeln sey Wirkung der gekrümmten Knochen, nicht Ursache. Ueberhaupt sey unter den Knochenkrankheiten diese die verwickeltste (intricatus). Selbst die Bemühungen von Le Vacher, Coopmans, a Roy, van Gesscher und Camper geben noch kein festes Gesetz, um darauf eine passende unerschütterliche Indication bauen zu können. Der Verf. definirt sodann genau das Centrum gravitatis, die Linea directionis und die

Stützungslinie (fulcitoria), und zeigt, wenn beide zusammenfallen, und wenn sie von einander weichen. Für alle Fälle gelte die Regel: Centrum gravitatis dimotum reducatur in lineam fulcitoriam. Dieses könne man auf einem directen Wege durch drückende Maschinen, und auf einem indirecten durch ausdehnende erreichen. Zu den drückenden gehöre Le Vacher's Maschine, von welcher man vergeblich Heilung erwarte. Der Verf. stimmt Sömmerringen bey, daß auch Schnürbrüste nur schadeten: constat thoraces futiles praeterquam quod pectus totum deformant spinam ipsam distorquere varieque sinuare. Heister's so genanntes Crux würde nur eine andere Art von Buckel veranlassen, z. B. statt der Kyphosis eine Lordosis. Kurz, vom Druck lasse sich nichts Gutes erwarten. Zu den indirecten Heilmitteln gehöre das Aufhängen am Halse, an den Händen oder Achseln, und die übrigen ausdehnenden Maschinen. Durch diese Suspension entferne man nicht nur die Ursache, welche die Krümmung beständig unterhält und vermehrt, sondern man erwecke auch eine schickliche und zweckdienliche Kraft. Der Verf. erläutert dieses durch eine Abbildung. Suspensio quae cervice peragitur non ineptum modo subsidium sed admodum suspectum quoque. Weniger gefährlich, und daher anwendbarer, sey die Suspension an den Händen und Achseln. Das einzige und beste, auch von Richter'n empfohlene, Mittel sey lenis, lenta, atque continua spinae extensio. Daher sahen Darwin und Wichmann Buckel durchs bloße Liegen im Bette, neben der Anwendung einer passenden Maschine, geheilt werden. (Rec. heilte, sogar noch nach dem zwölften Jahre, ohne irgend eine Maschine, bedeutende Scoliosen durch Wegwerfung der Schnürbrüste,

Aufenthalt in reiner Luft, horizontales Nachtlager und täglich ein- bis zweymahliges stundenlanges horizontales Liegen auf einem Sopha.) Man empfehle also dem Kranken, neben einer passenden Maschine, die horizontale Lage im Bette. Zum Stützungspuncte nehme man den Kopf, zum Fußgestelle die Hüftbeine. Die nach Sheldrake und Le Vacher von Köhler und Bräunert verbesserte Maschine erfülle diesen Zweck; nur sollten die Arme derselben, welche die Hüften umfassen, mit Charnieren versehen, überhaupt nach der Form der Rollhügel der Schenkelbeine u. s. f. ausgeschnitten seyn. Mit genauer Schilderung der Einrichtung und Anlegung dieser Maschine beschließt der Verfasser dieses nützliche und schön geschriebene Werkchen, dessen Lesung gewiß jedem gründlichen Arzte Vergnügen machen wird.

Göttingen.

Bey Dankwerts: *Die Zerreissung der Gebärmutter, geburtshülflich und ärztlich behandelt.* Ein Process zwischen den Herren Baudelocque und Sacombe. Als ein Beytrag zu der Geschichte der Entbindungskunst überhaupt, und zu der Ansicht des gegenwärtigen Zustandes der Geburtshülfe und der Justizpflege in Frankreich insbesondere, aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *G. C. H. Sander*, der Arzneykunde und Weltweisheit Doctor, practischem Arzte zu Nordhausen etc. 1807. 400 Seiten in klein Octav. Liebhaber polemischer Schriften werden hier manchen Stoff zu Betrachtungen für sich finden. Der bekannte Schmäher Sacombe verlor den Process.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 1. August 1808.

Wien.

Bey Andreas Schmidt: *Francisci* Comitis *de Waldstein*, Caes. Reg. cubicularii, Ord. de Joan. Hierosol. Equitis, et *Pauli Kitaibel*, Med. D. *Descriptiones et Icones Plantarum rariorum Hungariae.* 1806—1807. Vol. II. Tab. 171 ... 200. Vol. III. Tab. 201 ... 210.

Wir fahren fort, unsern Lesern den Hauptinhalt dieses, bereits in unsern Blättern (Gött. gel. Anz. 1806 S. 1977) nach Verdienst gewürdigten, Werkes mitzutheilen. Gegenwärtige Hefte enthalten folgende Gewächse. Tab. 171. *Laserpitium verticillatum.* Auf den höheren Alpen von Croatien. Scheint der Angelica verticillaris im Aeusseren nicht unähnlich, nähert sich aber, nach der Meinung der Verfasser, mehr dem Smyrnio nodifloro; doch kann es wegen der Gestalt der Samen weder mit dieser, noch mit jener Gattung verbunden werden. Von den verwandten Laserpitiis ist es so unterschieden: foliolis oblongo-ovatis, acutis, inciso-serratis, ramis oppositis verticillatis.

que. Tab. 172. *Dianthus serotinus* (caulibus subbifloris, declinatis; squamis calycinis subsessilis, obovatis mucronatis, calyce quadruplo brevioribus: petalis multifidis subnudis). Auf Sandboden. Gleicht dem plumario und arenario wegen der fein zerschlitzten Blumenblätter; weicht aber von beiden in mehreren Theilen ab. Eigenthümlich ist besonders die spätere Entwickelung der Blumen. Tab. 173. *Onosma stellulata*, in Croatien, auf Kalkfelsen. Man würde sie vielleicht bey einer flüchtigen Ansicht für echioides halten; wenn nicht die Oberfläche des Stängels, der Blätter und der übrigen Theile mit sternförmigen Haaren bedeckt wäre. Tab. 174. *Thalictrum foetidum* Linn. Der specielle Charakter dieser Art wird nach wilden Exemplaren so verbessert: foliolis cordatis, 3-5-lobis, obtusiusculis, villoso-canis viscidisque. Tab. 175. *Silene flavescens* (villoso-cana, petalis bifidis; calycibus cylindricis, subangulatis, terminalibus; foliis lanceolatis). Da die Pflanze auf Kalkfelsen wächset, so läßt es sich erklären, warum sie in unsern Gärten ein so ganz abweichendes Ansehen annimmt. Auch dauert sie oft nur bis ins zweyte Jahr aus. Tab. 176. *Ranunculus nodiflorus* Linn. Tab. 177. *Linum aureum*, von Scopoli (Flor. Carn.) zuerst unter dem Nahmen liburnicum bekannt gemacht. Unstreitig lernen wir aber hier die Pflanze erst genauer kennen. Tab. 178. *Centaurea stricta*; eine der montana sehr ähnliche Art, die sich besonders durch einen steifen Stängel und schmälere Blätter bemerklich macht. Sie wächset auf Hügeln und in Weinbergen im Comitat Zemplin und einigen angrenzenden Gegenden. Tab. 179. *Colchicum arenarium*. Schon durch den Standort und durch die Kleinheit aller Theile von unserem ge-

meinen verschieden, besonders abweichend zeigen sich aber die Blätter und die Frucht. Der specielle Character ist so bestimmt: foliis lanceolato linearibus, erectis, canaliculatis; capsula utrimque acuta. Tab. 180. *Genista procumbens*, schon in Willdenow's Ausgabe der Spec. Plant. aufgenommen. Tab. 181. *Sedum glaucum*, im Bannat auf Sandhügeln, und in Croatien auf Kalkfelsen, Mauern u. s. w. Man darf es nicht mit dem hispanico verwechseln, von dem es sich, ausser andern Merkmahlen, auch durch eine jährige Wurzel unterscheidet. Tab. 182. *Bunium alpinum* (involucris involucellisque 3 - 5 - phyllis; caule basi attenuato, flexuosoque, subdichotomo). In Croatien auf den höheren Alpen unter freyliegenden Kalksteinen. Scheint nach Smith's Beschreibung einerley mit B. flexuosum With. Tab. 183. *Cytisus elongatus*, im Bannat und einigen andern Gegenden. In den botanischen Gärten nicht mehr selten. Er empfiehlt sich; wie der C. lupinus, dem er im Aeusseren sehr ähnelt, zur Abwechselung in Englischen Anlagen. Tab. 184. *Cochlearia macrocarpa*, wurde dem Herausgeber der Spec. Plant. früher von den Verfassern mitgetheilt; sie bezweifeln aber jetzt selbst ihre Verschiedenheit von der gemeinen Armoracia. Tab. 185. *Arctium Carduelis* Linn. (Carduus arctioides. Willd. Spec. Plant. 3. p. 1656). Tab. 186. *Allium ochroleucum* (scapo nudo, teretiusculo cum angulo; foliis linearibus, obtusis nervosis; umbella subrotunda; filamentis setaceis, corolla duplo longioribus). Croatien. Tab. 187. *Ranunculus scutatus*. Auf der Alpe Plissivicza u. a. angrenzenden Orten. Die Verfasser unterscheiden ihn von dem sehr verwandten R.

Thora durch folgende Diagnose: folio radicali nullo, caulino infimo suborbiculato, amplexicauli; calycibus patentibus. Tab. 188. *Scabiosa graminifolia* Linn. Nach der Verfasser Beobachtung, die auch Rec. im hiesigen botanischen Garten bestätigt gefunden hat, sind die Stängel nach der Wurzel zu mehr holzartig zu nennen; auch zeigen sich die Blätter nur im cultivirten Zustande nudiuscula, wie sie Linné beschreibt. Tab. 189. *Scilla pratensis* (racemo conico oblongo, pedunculis flore triplo longioribus, bracteis brevissimis). In Croatien auf Wiesen und Viehtriften. Grenzt zunächst an italica. Tab. 190. *Viola ambigua*. Eine Mittelart von cucullata und primulifolia, wie es aber dem Rec. scheint, noch näher mit V. hirta verwandt. Ihr Character ist: acaulis, foliis oblongis, cordatis, obtusiusculis, crenatis, nudis, basi lobis inaequalibus inflexis cucullatis. Tab. 191. *Dianthus nitidus*. Sehr ausgezeichnet. Die Blumen stehen einzeln, bisweilen auch zu zweyen und noch mehreren, an der Spitze des Stängels, und sind mit Schuppen eingeschlossen, die etwa nur die Mitte des Kelches erreichen. Tab. 192. *Laserpitium marginatum* (foliis biternatis: foliolis ovatis, subtrilobis, serratis; vaginis inflatis, superioribus aphyllis). In den Wäldern von Croatien. Die Wurzel ist ausdauernd. Tab. 193. *Hieracium racemosum*, bereits von Willdenow aufgenommen. Tab. 194. *Iberis carnosa* Willd. Spec. Pl. Tab. 195. *Centaurea coriacea*. Auch diese wurde dem Herausgeber der Spec. Plant. früher von den Verfassern mitgetheilt. Der Rec. cultivirt sie schon seit einigen Jahren, und kann daher ihre Selbstständigkeit als Art bestätigen. Tab. 196.

Alyssum utriculatum Linn. Tab. 197. *Verbascum rubiginosum* (foliis oblongo-ovatis, subvillosis, inferioribus petiolatis, duplicato-crenatis, superioribus sessilibus, simpliciter crenatis. Zunächst von ferrugineo zu unterscheiden. Tab. 198. *Poterium polygamum*. Bereits in den Spec. Pl. von Willdenow aufgenommen. Tab. 199. *Potentilla patula* (foliis radicalibus septenatis, quinatisque, cuneiformibus incisis, supra nudis; calyce breviore petalis; caulibus subdeclinatis). Sie hält das Mittel zwischen opaca und verna, doch nähert sie sich mehr der letztern. Auch cultivirt behält sie ihre Merkmahle unverändert. Tab. 200. *Hesperis runcinata*. Eine zweyjährige Pflanze, die 3 ... 5 Fuß hoch wird, und sich besonders durch die eingeschnittenen Blätter von den verwandten Arten bemerklich macht. Mit dem letztern Hefte ist zugleich das Titelblatt zum zweyten Theile und eine 32 Seiten starke, lesenswerthe physiographische Beschreibung von Croatien, welche diesem Bande als Einleitung vorzusetzen ist, ausgegeben.

Wir kommen nun zum dritten Bande. Tab. 201. *Asparagus sylvaticus*. Häufig im Bannat, in Croatien und andern Gegenden von Ungarn. Den Unterschied von A. officinalis bestimmen die Verfasser so: caule herbaceo erecto, tereti; foliis setaceis, semiverticillatis verticillatisque; stipulis solitariis, inermibus. Cultivirt blieb sie gleichfalls unverändert. Tab. 202. *Galium infestum*. Jetzt in allen botanischen Gärten bekannt, auch in mehreren Gegenden Deutschlands einheimisch. Tab. 203. *Plantago hungarica* (foliis lanceolatis subdenticulatis, 5-nerviis, scapisque hirsutis angulatis; spica subovata, nuda). Nä-

hert sich wegen des eckigen Stängels der lanceolata, doch weicht sie von derselben durch den Kelch und einige andere Charaktere ab. Tab. 204. *Scabiosa agrestis* Durch früher von dem Hrn. Prof. Kitaibel vertheilte Samen besitzt auch der hiesige botanische Garten diese Art schon seit einigen Jahren, und Rec. glaubt deßhalb um so mehr, die Beobachtungen der Verfasser bestätigen, und sie von der columbaria als verschieden ansehen zu können; nur bemerkt er, daß sowohl die Beschreibung als die Abbildung nach einer cultivirten Pflanze verfertigt zu seyn scheinen. Tab. 205. *Melissa alba* (pedunculis axillaribus, repetito-dichotomis; foliis ovatis, nudis; caule subtomentoso; fauce calycis nuda). Der Melissa fruticosa sehr ähnlich, und deßhalb auch, wie jene, mit Thymus zu verbinden. Tab. 206. *Gentiana utriculosa* Linn. Die von Willdenow bey dieser Art angenommenen spatelförmigen Blätter konnten die Verfasser nicht bemerken. Tab. 207. *Gentiana pyrenaica* Linn. Tab. 208. *Solidago alpestris*. Von Willdenow, so wie die folgende, bereits aufgenommen. Tab. 209. *Hieracium flexuosum*. Tab. 210. *Senecio umbrosus* (corollis radiantibus; foliis dentatis, inferioribus ovatis, in petiolum decurrentibus, superioribus cordato-oblongis, amplexicaulibus). Eine der ausgezeichnetsten Arten, besonders im cultivirten Zustande, worin sie der Rec. schon seit vier Jahren im hiesigen botanischen Garten zu beobachten Gelegenheit hatte.

Paris.

Chez Bernard 1806 — *Annales de Chimie* etc. Tome 66. (Nr. 178 . . . 180). — Die

Anzeige von Tome 59 sehe man S. 443 und 677 dieses Jahrganges unserer Blätter.)

In *Nr. 178.* theilt Descroizilles, der ältere, einige vermischte Bemerkungen über die Pottasche und Soda des Handels mit, worin er insbesondere ein Verfahren angibt, mittelst eines hier beschriebenen und zugleich in Abbildung beygefügten Alcalimeters den Alcaligehalt der Pottasche und Soda sehr schnell und ohne großen Kostenaufwand zu erfahren. Auch gibt er auf der der Abhandlung beygesellten Kupfertafel eine verbesserte Abbildung seines Tome 58. Nr. 174 beschriebenen Areometritype. — Accarie liefert eine Analyse des Schaftes von Zea mays Linn. Der Verfasser stellte dieselbe hauptsächlich in der Absicht an, um auszumitteln, ob der im Schaft des Türkischen Korns befindliche Zucker sich krystallisiren lasse. Durch die gewöhnlichen Processe konnte er indessen die Krystallisation desselben nicht bewirken. — Steinacker stellt eine Untersuchung des destillirten Wassers von Borrago officinalis an.

Nr. 179. — Diese Numer enthält, ausser einigen von der Galvanischen Societät zu Paris angestellten Versuchen über die Pacchianische Salzsäurebildung, und einigen Bemerkungen von Guyton-Morveau über den Filtrirstein und die Art, das specifische Gewicht sehr poröser Substanzen zu bestimmen, eine Untersuchung über die Gallussäure von Bouillon-Lagrange, worin der Verfasser sich bemüht, es wahrscheinlich zu machen, daß die Scheelsche Gallussäure eine Zusammensetzung aus Essigsäure, Gärbestoff und Extractiv-Stoff sey, und eine andere von Proust

über die blausauren Verbindungen. Letztere Abhandlung, wovon der Schluß in der folgenden Numer befindlich ist, ist unstreitig das Wichtigste, was seit den Arbeiten von Scheele und Berthollet über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. — (Die Anzeige von Nr. 180. im nächstenfolgen. Stück.)

Helmstädt.

Bey Fleckeisen: *C. Cornelii Taciti* de situ, moribus et populis Germaniae libellus; cum varietate lectionis brevibusque adnotationibus editus a *G. G. Bredow*. 1808. Octav 64 Seiten. Vermuthlich zu Vorlesungen über das Buch bestimmt; mit einer zweckmäßigen Einrichtung; und mit verständiger Auswahl von Lesearten und Berichtigungen unter dem Texte. Von S. 47 an folgen Notae, welche geographische Notizen, Orts- und Nahmensbestimmungen in treffender Kürze, meist mit Worten der Classiker selbst, daneben auch einige Sach- und Worterläuterungen enthalten, die gemeiniglich unrichtig verstanden werden.

Verbesserungen.

Stück 110 S. 1091 Z. 4 v. u. ist zu lesen: werden nach einander.
— S. 1093 Z. 9 für abermahlige, übermürhige,
— eben das. letzte Zeile, für bescheiden, beschränken.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1808.

Paris.

Oeuvres de *Jean Racine*, avec des Commentaires par *J. L. Geoffroy*. To. I ... VII. 1808. Octav, jeder Band 500 bis 600 Seiten stark.

Der als Journalist sehr bekannte vormahlige Abbé Gaoffroy läßt auf den Fußstapfen der von uns in diesen Blättern (1808 S. 52 u. 937) angezeigten La Harpe'schen Ausgabe diese neue folgen; ein Unternehmen, welches um so mehr von der Anhänglichkeit seiner Nation an ihren großen tragischen Dichter zu zeugen scheint, da die vorliegende Ausgabe mit wahrer typographischer Pracht, weit schöner, als die La Harpe'sche, gedruckt, und noch obendrein mit Kupferchen geschmückt ist, die aber, mit Ausnahme von drey gut gerathenen Portraits, nur zur Verunstaltung dienen. (Ueber Kupferchen bey Handausgaben von Dichtern und Romanen verlohnt es sich wohl, ein Wort zu sagen. Wir Deutschen hatten zu diesem Zwecke einen Künstler, der uns unvergeßlich seyn muß, Chodowiecki. In geistvoller Darlegung des Charakter

ristischen, in einem sehr kleinen Raume, suchte er seines gleichen. Das Schöne und Edle in Gestaltungen und Ausdruck war aber nicht sein Element. Seine Deutschen Mamsellen, nach den Mode-Journalen der Zeit, nach Französischen oder Englischen Moden, angezogen, sind gewöhnlich so steif, und gemacht, wie nur die Originale in der Wirklichkeit seyn konnten; der Dichter sie aber nicht allemahl zeichnen wollte. Was der Wohlgefälligkeit der Chodowiecki'schen Blätter als kleiner Kupferchen schadet, ist, daß, wo sie nicht bloß radirt sind, doch der Grabstichel des Künstlers nicht fein ist: ein feiner Grabstichel aber bey kleinen Bilderchen, so wie der Holländische Pinsel bey kleinen Gemählden, zur Hervorbringung der Wirkung des Angenehmen erforderlich scheint. Von Seiten der Feinheit des Grabstichels zeichnen sich viele der Kupfer in den Ausgaben Französischer Dichter aus; Kupfer, die entweder durch Vorstellung eines gefälligen Theater-Costums, oder durch den Ausdruck Französischer Nationalität, einen ganz angenehmen Anblick gewährten. Die vorzüglichsten Ausgaben von Dichtern mit Kupfern sind wohl unstreitig die Ausgaben von Eisen von den Erzählungen La Fontaine's, und ganz besonders der mit Baskervilleschen Lettern gedruckte Orlando, bey welchem sich die trefflichsten Kupfer von Bartolozzi finden. Das Nationale, was in den meisten Französischen Kupferchen hervorzustechen pflegte, obwohl manierirt, hatte doch einen eigenthümlichen, von der umgebenden lebenden Wirklichkeit entlehnten, Charakter. In neueren Zeiten aber ist man nicht selten darauf verfallen, die Kupferchen nach basreliefsartigen Zeichnungen zu liefern: ein gemachter Styl, der an sich so leicht in das Steif-Steinerne fällt. Von

diesem Style sind auch die von Garnier gezeichneten Kupferchen zu der vorliegenden Ausgabe nicht frey, die obendrein meistens schrecklich verzeichnet, und hart gestochen sind.) La Harpe und Geoffroy haben wohl beide das mit einander gemein, daß nicht ganz allein die Vorzüge Racine's als tragischen Dichters sie zu einer Ausgabe der Arbeiten desselben vermochten, sondern Racine's religiöser Sinn auch einigen Antheil an der Vorliebe beider für ihn hatte. Bey dieser Vorliebe wäre eine größere Uebereinstimmung Beider nach dem ersten Anschein zu erwarten gewesen: allein die Menschen haben Streitsucht mit Allem zu vereinigen gewußt, und bey den Critikern ist dieß ganz besonders der Fall. Persönliche Abneigung mochte sich auch in das Spiel mischen, denn Geoffroy hatte in seinem Journale sehr gegen Voltaire und die Philosophen gewüthet, was La Harpe, welcher, so sehr er auch in den letzten Zeiten gegen die religiösen und politischen Grundsätze dieser Parthey eingenommen war, doch einen Theil seiner Bewunderung für Voltaire's Genie behielt, sehr übel empfand, und in einer Note in dem Cours de Litterature seine Abneigung gegen Geoffroy höchst bitter ausdrückte. Zu diesen bewegenden Ursachen, welche Veranlassung zu einem neuen Commentar und Unzufriedenheit mit dem Vorgänger geben mochten, kamen noch folgendes. Der Commentar über Racine war des alten, lange verfolgten, La Harpe letzte Arbeit. So musterhaft treffend, mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, richtigem Urtheil und Bestimmtheit des Ausdrucks, einige Noten, psychologische Entwickelungen der Charaktere enthaltend, und mehrere grammatischen Inhalts, auch sind: so merkt man es doch im Ganzen

wohl, daß dieser Commentar die letzte Arbeit eines alten Mannes war. Indem, wenn La Harpe gleich bis jetzt der erste Criticus seiner Nation bleibt, so war er doch meistens, und ganz besonders in dem Fache der theatralischen Dichtkunst, nur für das, was nach dem Nationalgeschmack für schön gelten, gelassen konnte, empfänglich, und also nicht selten höchst ungerecht gegen Schönheiten anderer Art, selbst gegen die, welche die Griechischen Tragiker vorkommen. Das Angeführte zeigt, daß natürlich der Gedanke entstehen konnte, einen Commentar zu liefern, der in einigen Beziehungen besser sey, als der La Harpe'sche. Das Bessermachen war im Einzelnen möglich, und das Andersmachen, wie immer, sehr leicht. Geoffroy ist nicht allein mit den alten Dichtern vertraut, mit seinem Theater bekannt, sondern dabey ein denkender, beobachtender Kopf, der sehr dreist, und mitunter sehr lebendig, schreibt, nur Schade, daß das lange getriebene Journalisten-Metier ihn in Concentration seiner Gedanken behindert zu haben scheint, und er zu Zeiten in das Geschwätzige verfällt. — Das Leben Racine's von Geoffroy zog uns mehr an, als das von La Harpe verfertigte, weil es mit einer größern Lebendigkeit geschrieben ist. Wir heben eine lange Stelle aus diesem Leben aus, theils des interessanten Inhalts wegen, theils um von Geoffroy's Ansichten und Styl einen Begriff zu geben. L'éducation étoit alors mâle et austère; on appliquoit les jeunes gens aux langues anciennes; on les nourrissoit de la lecture des meilleurs auteurs; on cultivoit leur raison par une saine morale, et la réligion étoit la base principale de toute l'instruction; la piété étoit la science essentielle; on se hatoit de l'inculquer à la jeunesse

presqu' avec autant de zèle et d'ardeur qu'on en met aujourdhui à l'initier aux mathématiques; les exercices classiques n'étoient point des bals et des concerts; la danse et la musique étoient considérées comme des arts profanes, plus propres à corrompre qu'à former les jeunes gens, plus convenables à des théatres qu'à des collèges; le dessin étoit regardé comme un simple amusement, bon pour occuper les momens de loisir; on ne croyoit pas que la société eut besoin d'un aussi grand nombre de danseurs, de musiciens, d'histrions; des arts presqu' entièrement physiques et matériels et dont l'objet est de flatter les sens, ne paroissoient pas mériter la préférence sur les sciences morales, alimens de l'esprit et du coeur. C'est cette éducation grossière qui a préparé le siècle de Louis XIV.; c'est la génération élevée d'après ces maximes Gothiques, qui a fait éclore cette pépinière d'illustres personnages, dont la gloire doit être immortelle. C'est en vain d'un coté qu'on fait tout pour les arts, tandis que de l'autre on n'oublie rien de ce qui peut les étouffer: les lycées, les maitres, les méthodes abondent; mais la corruption, la mollesse, la dissipation détruisent tout le fruit qu'on pourroit en recueillir. Une éducation efféminée énerve l'esprit et le corps; elle pervertit le jugement et le goût. Une institution sevère et robuste fortifie l'entendement, donne aux idées de la justesse et de la vigueur. Il nait des talens dans tous les siècles, mais tous les siècles ne sont pas propres à la culture des talens; et dans les temps de décadence et de barbarie, ce ne sont pas les esprits qui manquent, ce sont les moeurs qui

Geistes bey weitem nicht die Schonung verdient, wie La Harpe, zeigt sich G's. critische Billigkeit.

Eben daselbst.

Nr. 180. von Tome 60. der *Annales de Chimie* (s. oben S. 1230). — Ausser der Fortsetzung und dem Schluß der Proustschen Abhandlung kommen in dieser Numer einige Beobachtungen über das Verhalten der schweflichten Säure gegen den durch andere Säuren gerötheten Veilchensyrup und die Wiederherstellung der blauen Farbe desselben durch die schweflichte Säure, von Planche, vor; ferner Bemerkungen von Perperes über die Bildung der Essigsäure bey schlechter Verdauung; von J. M. Haußmann über die verschiedenen Nuancen von Purpurviolet, welche man mittelst der Anchusa tinctoria erhalten kann; von P. Alemani zu Mailand über die Zersetzung des Wassers, und Salzsäurebildung durch die Voltaische Säule, und von Vauquelin über das Vorkommen des Platins in den grauen Silbererzen von Guadalcanal in Estremadura. Dieses Vorkommen des Platins ist um so merkwürdiger, weil es hier weder vom Iridium, noch vom Osmium, Rhodium und Palladium begleitet ist. Das Erz, worin es angetroffen wird, gehört zum Fahlerz, und enthält, ausser Silber und Platin, Kupfer, Bley, Antimonium, Eisen, Schwefel und zuweilen auch Arsenik. Der Platingehalt darin ist sehr veränderlich; in einigen Proben stieg er auf 10 Procent, andere hingegen gaben nur einige Spuren davon. — Auch ist in dieser Numer noch ein Auszug der schätzbaren Untersuchungen Proust's über das Cobalt und Nickel von Chevreuil befindlich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1808.

Leipzig.

Formula Confutationis Augustanae Confessionis, cum latina e codice manuscripto, qui in Bibliotheca Julii Pflugii Cizensi asservatur, tum germanica ex Actis Tabularii electoralis Moguntini nunc primum in lucem edita. Cum editionibus vulgatis contulit notisque illustravit M. *Chr. Gottfried Müller*, Rector Scholae et Bibliothecae episcopalis Cizensis Praefectus. Accessit formula Confutationis Confessionis Tetrapolitanae latina nunc quoque primum edita. 1808. S. LXXXVI und 224 in Octav. Es sind nicht weniger als drey für die Reformations-Geschichte höchst wichtige Documente, welche hier von dem schon sonst um sie so sehr verdienten Hrn. Herausgeber dem gelehrten Publico mitgetheilt werden. Das erste ist die Lateinische Confutation der Augsburgischen Confession, zwar nicht in der Form, in welcher sie auf dem Reichstag zu Augsburg dem Kaiser zuletzt übergeben, aber doch in jener, in welche sie von ihren Verfassern vor der letzten Aenderung gebracht wurde, die auf den Befehl des Kai-

sers damit vorgenommen werden mußte. Man weiß nähmlich nicht nur aus der Geschichte, daß dieß seltsame Machwerk der catholischen Theologen, denen der Auftrag, die Confession zu widerlegen, von dem Kayser ertheilt worden war, mehrere Aenderungen erfuhr, ehe man es zu dem Gebrauch, der davon gemacht werden sollte, ganz tauglich fand; sondern man hat die stärksten Gründe, zu vermuthen, daß in die noch nachher davon genommenen Abschriften, wenigstens in jene, nach welchen hernach Fabricius und Cölestin die Confutation abdrucken ließen, noch eben so Vieles hinein corrigirt, als darin durch Schreib- oder Druckfehler entstellt wurde. Dieß ist nun vollends durch das Exemplar, das Hr. M. unter den Pflugischen Papieren fand, ganz ausser Zweifel gesetzt worden, aber durch die sorgfältigste Zusammenstellung aller Umstände, und durch die mühsam-genaueste Vergleichung dieses Exemplars mit den gedruckten ist auch von Hrn. M. die specielle Genealogie der Pflugischen Abschrift beynahe zu der vollesten Gewißheit, und dadurch in die ganze Entstehungsgeschichte der Confutation ein Licht gebracht worden, das man bisher darin vermißte. Bey diesen Entdeckungen leistete ihm aber auch das Exemplar der Deutschen Confutation besondere Dienste, das schon dem sel. Weber in Weimar aus dem Mainzischen Archiv mitgetheilt, und jetzt Hrn. M. aus dessen Bibliothek zugeschickt wurde. Sie verdiente daher um so mehr, daß sie ebenfalls in das Publicum gebracht wurde, aber sie verdiente es schon an sich aus mehreren Rücksichten. Nur der Deutschen Confutation gebührt eigentlich der Nahme und der Charakter einer öffentlichen Urkunde, oder Staatsschrift; denn nur in Deutscher Sprache wurde sie in dem Nahmen des Kaisers den protestantischen Ständen und ihren Theologen vorgelesen; so gewiß man aber weiß, daß sie ursprünglich Lateinisch entwor-

sen wurde, und nur erst zwey Tage vor ihrer Vorlesung auf Befehl des Kaisers ins Deutsche übersetzt werden mußte), so fehlte uns doch bisher diese authentische Übersetzung, welche von den Verfassern selbst oder doch unter ihren Augen davon gemacht, und auf dem Reichstage vorgelesen wurde. Die drey Deutschen Confutations-Formeln, welche Chyträus, Cölestin u. Fabricius herausgaben, wurden von ihnen selbst als spätere Übersetzungen eines Lateinischen Exemplars angegeben. Einer Deutschen Confutation, die in die bekannte Brille auf den evangelischen Augapfel vom J. 1629 eingerückt worden war, wollte man zwar zuweilen den Charakter einer authentischen Uebersetzung zuschreiben; allein es war immer ungewiß, ob ihr diese Ehre gebührte, und jetzt ist man gewiß geworden, daß sie ihr nicht gebührt, denn Hr. D. Gabler hat sich, wie man hier S. LXIII erfährt, die Mühe genommen, sie mit der Fabricianischen zu vergleichen, und dabey gefunden, daß sie nur eine wörtliche Wiederhohlung von dieser ist. Aus einer Menge von äusseren und inneren Zeichen geht es hingegen hervor, daß sie wirklich der Mainzischen, hier abgedruckten, Formel gebührt, wenigstens so weit gebührt, daß man sie für eine getreue gleichzeitige, und noch auf dem Reichstag selbst genommene Abschrift von jener Deutschen Confutation halten muß, die den protestantischen Ständen wirklich vorgelesen wurde. Die Gestalt, worin man sie fand, und selbst der Ort, wo man sie entdeckte — nicht das Reichs-Archiv, sondern das churfürstl. Mainzische Archiv — lassen zwar der Vermuthung keinen Raum, daß sie das vorgelesene Original-Exemplar selbst gewesen seyn könnte, was auch der sel. Weber selbst keinen Augenblick glaubte: doch was verliert man dadurch, wenn sie sich auch nur als gleichzeitige Copie von diesem legitimiren läßt, woran jetzt nach dem von Hrn. M. geführten Beweise, schwerlich ein Zweifel mehr Statt finden kann? — Das dritte

hier mitgetheilte Document, das auch noch zu den Acten des Augsburgischen Reichstages gehört, ist die Confutation der Confessio Tetrapolitana, welche auf den Befehl des Kaisers verfertigt, und den Abgeordneten der vier oberländischen Städte ebenfalls nicht übergeben, sondern nur vorgelesen wurde. Auch ihnen wurde das Gesuch um ihre Mittheilung, und zwar mit noch größerer Heftigkeit, als den Lutherischen Ständen, abgeschlagen: dennoch wußten sie sich wahrscheinlich eine Abschrift davon zu verschaffen, wie man aus der Apologie, welche sie darauf herausgaben, und einigen Nachrichten bey Sleidan u. Schelhorn schließen muß; niemahls aber wurde sie durch den Druck in das Publicum gebracht. Es ist daher doppelt dankswerth, daß man sie hier durch Hrn. M. aus den Pflugischen Papieren erhält. Dieß wird es noch mehr durch einige Eigenheiten, wodurch sich diese Confutation auszeichnet; und wenn sich auch noch zweifeln ließe, ob die Pflugische Abschrift gerade alles enthielt, was den Abgeordneten der vier Städte vorgelesen wurde, so verliert sie doch dadurch nur wenig von ihrem Werth. Den größten Dank indessen verdient Hr. M. für so manche specielle historische Aufklärung, die er aus Veranlassung dieser Documente in der Einleitung dazu dem Publico mitgetheilt hat; daher würden wir sehr bedauern, daß wir uns hier nicht darauf einlassen dürfen, wenn es nöthig seyn könnte, daß die Kenner der Geschichte unter uns erst aufmerksam darauf gemacht werden müßten.

Paris.

Tableau des accidens funestes qui résultent du mauvais traitement de la Gale ou de sa répercussion; faits qui intéressent les Citoyens de toutes les classes. Dans cet Ouvrage, on expose la Manière ou Méthode de guérir cette

Maladie contagieuse sans suites dangereuses par *P. Favarrille-Placial*, Dr. et Chirurgien de l'Hôtel Dieu de Paris etc. etc. 1807. 163 Seiten in Octav. Dreyßig Jahr lange Praxis habe dem Verfasser gezeigt, daß die Zufälle, welche auf eine zurückgeschlagene Krätze folgten, fast immer tödtlich abliefen. Er spricht äusserst bescheiden von seiner Arbeit, und gesteht, daß er nichts Neues, nur alles auch für Laien verständlich, vortrage. Zu den innern Ursachen rechnet der Verfasser des espèces d'acrimonie salines ou virulentes dont nos humeurs sont affectées et de la débilité de l'action des vaisseaux cutanés, so wie er von den äussern Ursachen schreibt: L'humeur de la transpiration retenue en stagnation sur les pores de la peau peut ulcérer les extrémités de ces mêmes pores et par-là déterminer des éruptions psoriques. Würmchen habe er bey der Krätze, aller angewandten Mittel ungeachtet, nicht entdecken können. Darauf folgen Beobachtungen des Verfassers, nähmlich: Obs. 1. zurückgeschlagene Krätze, welche Beängstigung und Blutspeyen zur Folge hatte: geheilt durch neue Ansteckung und Schwefel. Obs. 2. Durch Seebad zurückgeschlagene Krätze macht Faulfieber: geheilt. Obs. 3. Faulichtes Gallenfieber, auf welches eine critische Krätze folgte. Obs. 4. Zurückgeschlagene Krätze durch Seebad macht Seitenstechen. Obs. 5. Zurückgeschlagene Krätze durch eine Salbe macht tödtliche Kolik. Obs. 6. Dépôt am rechten Schenkel von übel behandelter Krätze. Obs. 7. Zurückgeschlagene critische Krätze macht Faulfieber, doch rettet ein Dépôt am rechten Schenkel den Kranken. Obs. 8. und 9. Zurückgeschlagene Krätze macht ein tödtliches Faulfieber. Obs. 10. Tödtlicher Dépôt, mit Beinfraß an den Rippen, von übel behandelter

Krätze. Obs. 11. Zurückgeschlagene Krätze durch einen Gürtel von Quecksilber macht eine Mastdarmfistel; geheilt durch Wiederansteckung und die Operation. Obs. 12. Tödtlicher Beinfraß an den Vorderarmbeinen und den Oberarmbeinen nach zurückgeschlagener Krätze. Obs. 13. Fußgeschwür, eine Folge schlecht behandelter Krätze. Obs. 14. 15. 16. Zurückgeschlagene Krätze macht heftiges Fieber, Seitenstich, Kurzathmigkeit. Obs. 17. 18. Hr. Raimond beobachtete zu Dominique, daß auf schlecht behandelte Krätze einmahl schreckliches Erbrechen, ein ander Mahl schwarze Epidermis folgte. Obs. 19. Eben derselbe schildert eine venerische Krätze, welche, zurückgetrieben, in einer Schwangern eine Geschwulst von der Größe einer Muscatnuß, nebst Auswüchsen am After, erregte, und durch Quecksilbereinreibungen geheilt ward. Obs. 20. Brisdault zu Oleron sur un dépôt par congestion (am Arme) évacué par la voie des urines à la suite de délitescence de l'humeur; in einem sechsjährigen Kinde. Dieser Fall gehört eigentlich nicht hierher, so wie auch Obs. 21, welche von einer Lähmung der Zunge und des Schlundskopfs handelt, die auf ein Tertianfieber als Metastase folgte, doch in 3 Wochen geheilt wurde. Obs. 22. Daignan, Wassersucht, welche auf zurückgetriebene Krätze folgte. Obs. 23. Nach Jonfrede machte zurückgeschlagene Krätze ein hitziges Fieber mit Seitenstechen. Obs. 24. Mr. Denis zu St. Venant bemerkte epidemische frieselartige Flechten, welche Etwas von der Natur der Krätze hatten, und sogar tödlich abliefen. Obs. 25. und 26. Mr. Darquier sah auf zurückgeschlagene Krätze hitzige Fieber und ein Asthma convulsivum folgen. Obs. 27. 28. Nach Okean machte zurückgeschlagene Krätze Peripneumonien, und nach Mr.

Rambaud eine allgemeine dartre érésipelateuse mit einer sehr schmerzhaften Geschwulst des linken Hypochondriums, die sich mit einer héméralopie endigte. Obs. 29. 30. 31. 32. Mr Granger sah auf zurückgeschlagene Krätze Brustwassersucht folgen, und durch Wiederkehr der Krätze geheilt werden. Gaalon de la Botteliere sah Bluthusten, Duplessis eine Bauchwassersucht, und Lissardel eine Schwindsucht darauf folgen. Diese Observationen von Nr. 20 bis 32 sind aus dem Recueil d'Obs. de médecine des hôpitaux militaires 1772 genommen. So führt der Verfasser bis zur 69sten Observation aus der Bibliothèque salutaire, aus den Ephem. natur. curios., aus Zacutus Lusitanus, Ettmüller, Sennert, Hevin, aus einer von Mr. Grandjean mitgetheilten Handschrift, aus Allen, aus dem Journal de Médecine, und mitunter aus seiner eigenen Praxis, die Fälle auf, wo 33. ein Kind von der Krätze geheilt ward, durch Mittel, die man der Mutter reichte; 34. eine tödtliche Metastase, die auf den Mastdarm erfolgte; 35. durch Bleysalbe zurückgeschl. Kr., die in der nächsten Nacht Erstickung verursachte, 36. den Appetit verdarb; 37. Schlagfluß, eine Folge zurückgeschlagener Krätze; 38. Bluthusten von z. Kr.; 39. zweytägige Blindheit und Epilepsie von z. Kr.; 40. unheilbare Blindheit und tödtliche Fallsucht; 41. Blindheit von z. Kr.; 42. Gicht; 43. Staar; 44. u. 58. das Waschen mit Tabaksaufguß gegen die Krätze ist gefährlich, macht Magenschmerzen, ja nach 69. sogar den Tod. 45. 46. 47. Kritische Krätze wird bey übler Behandlung tödtlich. 48. Durch kritische Krätze wird der Blutsturz einer Frau geheilt. 49. Schwefel heilte eine Krätze, welche durch Quecksilber nicht geheilt werden konnte. 50. Man dürfe die Krätze auch nicht zu früh heilen. 51. Zurückgegangene Krätze macht allgemeine Wassersucht.

52. Kopfwassersucht. 53. Krätze, welche durch die monathliche Reinigung geheilt ward. 54. Krätze, welche mit dem Mondeslichte zunahm. 55. Durch Arsenik zurückgeschlagene Krätze tödtet. 56. 57. Durch Arsenik zurückgetriebene Krätze macht ein Faulfieber, worauf Gicht folgte. Auch Bleyanwendung ist gefährlich. *Resumé.* Bey Behandlung der Krätze komme alles auf die Ursachen an, durch welche sie hervorgebracht wurde. Das infallible specifische, seit 2000 Jahren als das vorzüglichste anerkannte, nie Schaden bringende Mittel gegen die Krätze sey der Schwefel, ja er sey ein Prophylacticum sowohl gegen die Krätze, als gegen verschiedene andere Hautkrankheiten. Méthode curative et circonstantielle pour guérir la gale: Molken, Bäder, Ptisanen von Hundszahn, Borretsch, Cichorien, Salat u. s. f., Abführung, Waschen und tüchtiges Reiben, innerlich 10 bis 15 Gr. Schwefel, Vermeidung aller unterdrückten Ausdünstung, reine Wäsche. Méthode de faire les divers onguens ou pommades contre la gale, d'après les sentimens de plusieurs auteurs: Vorschriften von Willis, Borel, Barbette, Boerhaave, Sumeyre, Goulard u. s. f. Manière de désinfecter les vêtemens qui ont servi pendant tout le traitement fait à la gale, ou ceux qu'on a portés avant le dit traitement: Waschen und Räuchern mit Schwefel. Onguent sulfureux, peu dispendieux: Schwefel mit Schweinefett. Onguent sulfureux aromatisé, pour éclipser l'odeur du soufre: Schwefel mit Salmiak und Weinsteinöhl, Butter und einem wohlriechenden Oehl. Des bains. Nach den Einreibungen habe man noch schweflichte Mineralwasser zum Baden und Trinken nöthig. Der Verf. citirt den Plato, Homer, Hippocrates und Plinius, und gibt die Liste der Oerter, wo sich solche Bäder finden. Ein paar Worte über die Eaux factices nach Fourcroy machen den Beschluß.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 6. August 1808.

Berlin.

Bey Quien: Tableau historique des maladies internes de mauvais caractère qui ont affligé la grande Armée dans la Campagne de Prusse et de Pologne et notamment de celles qui ont été observées dans les Hôpitaux militaires et les villes de Thorn, Bromberg, Fordon et Culm dans l'Hiver de 1806 à 1807, le Printems et l'Eté de 1807 etc. par *N. P. Gilbert*, Médecin en chef d'Armée, Principal au 6e Corps de la grande Armée etc. VIII und 134 Seiten in Octav. 1808.

Premiere Partie. *Histoire du service médical*. In bösartigen Fiebern sey das Transportiren der Kranken von einem Orte zum andern unter dem Einfluß einer großen Kälte oft sehr nützlich gewesen, und Reil's Ausspruch: Coeli aperti vis antifebrilis, habe sich bestätigt. Hier wird das nur mit Einer Beobachtung belegt: der Kranke fand sich auf der Reise selbst viel besser, verlor die Neigung zur Diarrhöe, aber war nachmahls auch in einer sehr bedenklichen Lage. (Eine große Anzahl mit Genauigkeit angestellter und erzählter Beobachtungen von Fällen dieser Art wird nur im Stande

seyn, hier Aufschlüsse zu geben, und zu nützlichen Resultaten für die Ausübung zu führen. Diese fortdauernde Einwirkung von Kälte ist sehr verschieden von dem schnellen Begießen mit kaltem Wasser nach der Currie'schen Methode.) 250 Fieberkranke würden zu Thorn von 4 — 5 Aerzten der Stadt besorgt. Zwey Französische Aerzte hätten für diese Krankenzahl hingereicht. Die Deutschen Aerzte hätten sich nur mit Schwierigkeit verständlich zu machen gewußt, zu lange Besuche gemacht (ist das für einen Hospital-Arzt ein Vorwurf?), die Vertheilung der Speisen und Arzneyen nicht mit Regelmäßigkeit und Leichtigkeit zu bewirken gewußt, für jeden Kranken eine besondere Arzneyform verschrieben, immer Recepte von großer Länge gegeben, die des Tages über oft zwey bis drey Mahl von neuem bereitet werden mußten, und aus Mitteln bestanden, die in den Armeevorräthen sich nicht fanden. Man mußte sie entfernen. (Ihre Geschicklichkeit können wir, da wir sie nicht kennen, nicht vertreten. Zu sehr zusammengesetzte Arzneyformeln sind eine herrschende Neigung Deutscher Aerzte von den ältesten Zeiten her, die sich unter dem Einfluß jedes Systems erhält. Sonst, sieht man, konnten die guten Thorner Aerzte sich von einem andern Hauptfehler der Deutschen nicht frey machen, jedes Geschäft, selbst wenn es sich auf den Feind bezieht, mit zu viel Ernst und Treue zu betreiben.) Schreckliche Lage des kranken Militärs daselbst, als von der Mitte des Junius an große Hitze die Zahl desselben vermehrte, und den Uebeln einen bösartigern Charakter gab, besonders als am 7. Julius das Pulver aufflog. Die Einwohner waren noch häufiger und gefährlicher krank, durch Ansteckung von jenen. Vom März bis Ende Augusts hatte der Verf. allein 20 bis 30 Aerzte (officiers de santé) in dem Officier-Hospital auf einmahl zu behandeln

an bösartigen Fiebern, colliquativen Durchfällen, faulartigen Ruhren, alle angesteckt durch ihr ununterbrochenes Seyn bey den Kranken. Hier nimmt er eine sehr schickliche Gelegenheit, mit großem Nachdruck von der mühe- und gefahrvollen Lage der Aerzte in den Hospitälern der Armee zu sprechen, deren Aufopferung und verdienstliche Thätigkeit nicht so bemerkt und geschätzt wird, als was die Wundärzte auf dem Schlachtfelde und in der Nähe der höchsten Personen und Feldherren leisten. Mit bewunderungswürdiger Feinheit und großer Unpartheylichkeit, aber doch in kräftigen Worten, schildert er die Empfindungen dieser Aerzte, als den Wundärzten allein Lob und Ehrenzeichen ertheilt wurden. So bald der Inspecteur général Des Genettes zur Armee kam, erhielten indeß die Aerzte durch ihn die Versicherung des Kaisers, daß er ihre Verdienste kenne, und belohnen werde. Diese wurden nun auch über das verbreitete Gerücht in etwas beruhigt, daß man selbst ihre Stellen in den Hospitälern, so wie bey der Oestreichschen und Preussischen Armee, Wundärzten anvertrauen werde. Ueber das Nachtheilige und Unausführbare eines solchen Plans äussert sich der Verfasser ohne Rückhalt. (Weil der höhere Wundarzt medicinischer Einsichten bedarf, glaubt er selbst, wie das Publicum, er sey im Stande, den Arzt ganz zu ersetzen. In Deutschland, wo in den letzten Jahrzehenden alle alte Einrichtungen gehässig geworden sind, und revolutionirt werden sollen, erhebt sich eine allgemeine Stimme für die Vereinigung beider Zweige der Kunst, die unsre Vorfahren und andre Völker immer getrennt hielten. Man übersieht, weil man in allem von einseitigen und schiefen Theorien ausgeht, daß die Eigenschaften des Arztes und Wundarztes verschiedenartige Fähigkeiten und Richtungen voraussetzen, die sich sehr entgegen stehen,

fast gegenseitig ausschließen, und nach dem Ausspruche der Erfahrung im vorzüglichern Grade sich nur höchst selten oder nie in Einer Person vereinigen. Der Doctortitel, den Deutsche medicinische Facultäten herunterzusetzen im Wetteifer sich bemühen, und den jeder rohe Barbiergesell und Compagnie-Feldscheer allenthalben mit nicht sehr hohen Kosten und geringen Bemühungen erhalten kann, und sich jetzt geben läßt, entscheidet allerdings nichts, und gibt keine Weihe: aber die frühe gelehrte Bildung, der feste und anhaltende Gang der Studien, die planmäßig fortgesetzten Bemühungen einer gewissen Art geben den Ausschlag, und begründen einen wesentlichen Unterschied. Der Unfug und die Verwirrung ist zu einer Höhe gestiegen, daß sie die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich ziehen müssen. Der verderblichste Einfluß zeigt sich davon auf die Wundarzneykunst selbst. Sie wird vernachlässigt, mit Unlust betrieben, weil unsre Chirurgen es bequemer finden, und — welche Verkehrtheit! — es für ehrenvoller halten, Recepte zu schreiben, als Operationen zu machen. Die größten innern Uebel heilen zu wollen, trägt kein Dorfwundarzt Bedenken; aber die ersten Wundärzte großer Städte lehnen es oft gern ab, in bedenklichen äussern Fällen das chirurgische Messer zu führen, fallen in ein Zaudern, und nöthigen endlich ihre Mitbürger, weite Reisen zu machen. Ein Theil des Uebels kömmt von der schlechten, unzweckmäßigen Organisation des medicinischen und chirurgischen Wesens bey den Deutschen Armeen, die sich so vieles Unnützen nicht zu entledigen wußten, wohl aber der Vollkommenheit sich zu nähern glaubten, wenn sie den Aerzten ihre Stellen nahmen, und sie den Chirurgen mit anvertraueten. Es ist nicht zu erwarten, daß die großen Sieger hierin von den Besiegten etwas entlehnen werden.) — Seconde Partie.

Histoire des maladies et observations. In einer vorangeschickten Einleitung gibt der Verf. seine allgemeinen Ansichten, die im Ganzen unsern Beyfall haben, obgleich uns nichts Neues lehren. Nur hat ihn seine Beschäftigung mit neuern Deutschen Büchern und ein falscher Gesichtspunct verleitet, ohne Noth neue Kunstworte zu bilden, statt Dynamie soll man Zoodynamie sagen; Sthenie bezeichnet er mit Hyperzoodynamie, Asthenie mit Azoodynamie. Histoire des maladies. Schilderung der der Gesundheit so nachtheiligen Lage des Landes, aller Verhältnisse, in denen die Armee war. De la Diarrhée. Dysentérie. Beide Krankheiten hatten den Charakter von Schwäche; die Ruhr war oft im Gefolge von Faulfieber, dem sie als Symptom zuzugehören das Ansehen hatte, sie kam und verschwand mit demselben. Die Einwohner litten ganz besonders von ihr. Il y a eu fort peu d'habitans de ces contrées qui se soient garantis de la contagion diarrhoïque ou dysentérique. Alle epidemische Ruhren der Armeen wären immer dieselben, ihr herrschender Charakter sey immer die Azoodynamie gewesen; alle Modificationen kämen nur von der Individualität. Einen zu häufigen Zufluß der Galle, durch die große Wärme erregt, sah er oft dabey, aber dann hatte man keine besondere Art von Ruhr vor sich, nur eine Complication. Ueber die große Ansteckbarkeit dieser Ruhr. Aus der Schilderung und Heilungsart der Krankheit finden wir uns nicht veranlaßt, etwas Lehrreiches herauszuheben. La plupart des malades auxquels il survenait des tumeurs parotidiennes ou sousaxillaires, périssaient. Sehr selten wurde Einer in derselben Epidemie zum zweyten Mahle befallen. Die Natur des Ansteckungsstoffes ist unbekannt. Es war zu vermuthen, daß er sehr nahe dem Stickstoff und den flüchtigen Erzeugnissen der thierischen Zersetzung steht. Metastasen waren

häufig, und fast immer tödtlich; innere und äussere asthenische Entzündungen, Eiterungen übler Art, Brand, seröse Ansammlungen in den Höhlen, besonders in der Brust, Lungenschwindsucht, Auszehrung. Die medicinische Behandlung war einfach und kräftig. Bekamen die Fieber einen festen Typus von Remission oder Intermission, so gab man die China in Substanz, und rettete so mehr als Einen Kranken in Fällen, in denen es sehr schwer war, den Ausspruch zu thun, ob das Fieber ein bösartiges Fieber, oder eine Remittens sey. (Hätte der Verf. doch bestimmt angegeben, ob diese Fälle häufig waren, sich vorher in nichts auszeichneten, und ob gleichzeitig gewöhnlich kalte Fieber herrschten!) Auffallend ist die Behandlung S. 97, wenn sehr drohende Symptôme eintraten, l'irritation de l'organisme, portée à un haut dégré, ou une azoodynamie locale très-grave. Dans le premier cas *on combattait* (?) les accidens par la combinaison des toniques ou des excitans *avec les adoucissans, les mucilagineux*. Z. B. Chinarinde mit einer schleimigen Auflösung abkochen zu lassen, und dann Althäasyrup hinzu zu fügen. So recht verstehen wir den Verf. nicht, wenn er sagt, les fièvres ataxiques ou nerveuses sans mêlange d'azoodynamie ont été sporadiques. Im Officier-Hospital zu Thorn hätte man mehrere Beyspiele davon gesehen. (Heißt das Nervenfieber, die einen andern Charakter als Schwäche hatten, und nicht die so genannte reitzende Methode verlangten? Warum erhielten sie denn den Nahmen fièvres ataxiques?) *Observations.* 7 Krankengeschichten des bösartigen Fiebers, an Aerzten und Wundärzten beobachtet; vier endigten mit dem Tode. — Troisième Partie. *Quelques réflexions sur les modes de traitement de la fièvre nerveuse adoptés par les Médecins Français et Allemands.* Die

Deutschen und Polnischen Aerzte, deren Behandlungsart der Nervenfieber der Verf. mit der Methode der Französischen Aerzte zu contrastiren sucht, sind entschiedene und einseitige Brownianer. Unter den Aerzten Deutschlands sind viele eifrige Gegner des Brownianism; auf andre hat er nur einen sehr gemäßigten Einfluß gehabt, so wie etwa auf Hrn. Gilbert selbst; andre haben ihn schon wieder verlassen, um zum Theil sich noch grösseren Verkehrtheiten hinzugeben. Der Verf. war also nur berechtigt, von den Deutschen Aerzten zu sprechen, deren Heilverfahren er zu beobachten Gelegenheit hatte, oder deren Schriften er las. Viele Deutsche Aerzte wenden ohne Zweifel zu starke und zu häufige Reitzmittel im Typhus an, und berücksichtigen verschiedene Formen desselben zu wenig; aber wie der Verf. ihr Verfahren schildert, so tollkühn, roh, lassen sich es doch wohl nur sehr wenige zu Schulden kommen. Er meint, Deutsche Naturen könnten das vielleicht ertragen, aber die müssen auch dabey zu Grunde gehen. Ueber das Eigenthümliche der Französ. Medicin in diesen Gegensätzen uns zu äussern, würde uns zu weit führen.

Man lernt mit Vergnügen in dem Verf. einen Arzt von den besten Gesinnungen und von feiner Bildung kennen, der auf seine Kunst ein großes Studium wendet, und selbst Deutsche Bücher mit Nachdenken lieset. Hoffentlich erhalten wir von ihm selbst noch ein Werk, das die herrschenden Krankheiten der Französ. Armeen in den letzten Feldzügen umfassender und eindringender schildert, als es hier geschehen konnte.

Von dieser Schrift ist eine Uebersetzung erschienen, Erfurt bey Hennings: Ueber die Krankheiten, welche während des Preussisch-Polnischen Feldzugs bey der großen Französischen Armee herrschten u. s. w. übersetzt von Dr. Bock. Mit einer Vorrede und mit

Anmerkungen versehen von Dr. Formey, geheimen Rath. Hr. Formey spricht in der Vorrede über das Verdrängen der Aerzte bey den Armeen durch die Wundärzte Diese lebten mit dem gemeinen Mann, derselbe schätze den, welchen er verbinden und aderlassen sehe, höher, als den, der es bewirke, daß es nicht nöthig sey, die Ader öffnen zu lassen u. s. w. Die Mehrheit der Stimmen bey der Armee ist wohl nie über den Vorzug der Wundärzte befragt worden, und hat also nie für sie entschieden. Es ist die Gunst und hohe Meinung der Fürsten, Kriegsminister, Generale, welche die Wundärzte für sich zu erhalten wußten, so weit Rec. beobachten konnte. Die Wundärzte verstehen es vortrefflich, den militärischen Zuschnitt, den man so lieb hat, anzunehmen, betragen sich subordinirter, sind auf die gemeine Weise gewandter, halten mehr zusammen, haben mehr Esprit du Corps. bilden eine Art von Hierarchie unter sich. Die berühmtesten Aerzte großer Residenzen haben wenig Anhang und Liebe unter ihren Kunstgenossen, von denen sie sich in der Regel zu entfernt halten, und deren Eifersucht und Neid sie zu sehr rege machen, während daß die ersten Wundärzte auf einem vertraulichen Fuße mit ihren Untergebnen und Collegen leben, der Stolz und die Stütze ihres ganzen Standes sind, und sich der Mitwirkung und des Lobpreisens desselben versichert halten können.

Eben daselbst.

In der Realschul-Buchhandlung: Ueber den sogenannten ersten Brief des Paulos an den Timotheos. Ein kritisches Sendschreiben an J. C. Gaß, Consistorialassessor und Feldprediger zu Stettin, von F. Schleiermacher, ordentl. Professor der Theologie und ausserordentl. der Philosophie, auch Universitätsprediger an der königl. Preuss. Friedrichsuniversität zu Halle (gegenwärtig zu Berlin). 1807. Octav 239 S.

Schon der Titel der vorliegenden Schrift gibt die Tendenz und die Einrichtung derselben ziemlich deutlich zu erkennen; daher es keiner besondern Vorrede zu bedürfen schien, um sich darüber mit den Lesern zu verständigen. Der Ausdruck, "sogenannter erster Brief des Paulos an Timotheos", scheint nähmlich nicht unverständlich anzudeuten, daß jener Brief vielleicht mit Unrecht so genannt wird, daß etwa die Authentie desselben soll in Anspruch genommen werden. Und die Firma, kritisches Sendschreiben, scheint einen Wink zu enthalten, daß man hier nicht eine systematisch abgefaßte Schrift, nicht eine methodische und daher desto leichter zu übersehende Anordnung der Zweifel gegen die Authentie jenes Briefes, sondern eine ungebundnere Aeusserung derselben, wie sie etwa den Herzensergießungen gegen einen Freund angemessen ist, zu erwarten hat. Wir wollen mit dem Verf. über die Form nicht rechten, sondern halten uns allein an die Sache!

Nach einer allgemeinen Apologie critischer Untersuchungen dieser Art, und nach einer kurzen Andeutung, worauf es bey solchen Untersuchungen ankömmt, beginnt Hr. S. S. 15 mit einer Musterung der Zeugnisse für den Paulinischen Ursprung unsers Briefes, als wodurch er vorzüglich begünstigt werde, da er nicht nur nicht unter die αντιλεγομενα oder νοθα des Eusebius gehöre, sondern auch vielmehr schon von den Zeiten des Irenäus an überall angeführt, und da schon früher Polykarpus unter diejenigen gezählt werde, welche Stellen aus ihm entlehnen. Allein hiegegen wird erinnert, als weniger beweisend, daß unser Brief, gleich dem zweyten an Timotheus, und dem Brief an Titus, in dem Kanon des Marcion fehle; als beweisender, daß die Anführung dieses Briefes bey Polykarp etwas bedenklich scheine, indem das angebliche Citat desselben aus diesem Briefe zum Theil zu wenig wörtlich mit den Worten d. Briefes übereinstimme, zum Theil einen blo-

ßen Gemeinspruch enthalte; dagegen sich gleich nach dieser Stelle des Polykarp, wo von den Weibern und Witwen die Rede sey, und wo die Veranlassung, unsern Brief zu citiren, für Polykarp so nahe gelegen hätte, keine Spur einer solchen Anführung zeige; daß es also wahrscheinlich sey, Polykarp habe unsern Brief gar nicht gekannt (?). Zugleich wird bemerkt, daß Eusebius in der bekannten Stelle III, 25. die Paulinischen Briefe als Ein Ganzes behandle; dieß beweise freylich, wie lange vorher schon die Sammlung gerade so, wie wir sie haben, abgeschlossen gewesen, aber auch, wie uncritisch man dabey zu Werke gegangen sey (?). Wenn sich also sonst gegründeter Verdacht gegen unsern Brief zeige, so könne er durch die Zeugnisse d. Alterthums allein schwerlich gerettet werden. Dieser Verdacht aber müsse sich aus den innern Kennzeichen ergeben, zu deren Aufstellung und Beurtheilung es uns bey Vergleichung der Apostelgeschichte nicht an Datis fehle. Nämlich aus der Uebereinstimmung mit den Nachrichten derselben müssen sich die wichtigsten und größten der Paulinischen Briefe als echt unmittelbar erweisen lassen: und diese wiederum müssen den übrigen als Typus der Composition und der Schreibart vorstehen, und denen, die hierin mit ihnen übereinstimmen, zur Beglaubigung dienen. Auf diesem Wege sey bereits J. E. C. Schmidt zu einem, freylich nur im Vorbeygehen geäusserten, Verdacht gegen unsern Brief geleitet worden. — Die Zweifel gegen den Paulinischen Ursprung unsers Briefes, die von innern Kriterien abgeleitet sind, beginnen mit einer Bemerkung über das Verhältniß unsers Briefes zu den ihm am nächsten kommenden, nämlich dem zweyten an Timotheus und dem an Titus, als welche eben so an einzelne Personen gerichtet seyen. Schon in Absicht auf die Sprache habe unser Brief viele Einzelheiten mit jenen beiden gemein. Doch ehe dieser Punct erörtert werde, müsse bemerkt werden, wie unverhältnißmäßig viel seltne Wörter, die in jenen beiden Briefen nicht, auch

sonst nirgends in den Paulinischen Briefen, ja größten Theils überhaupt im N. T. nirgends vorkommen, allein in unserm Briefe von sechs Kapiteln angetroffen werden. Wörter, wie ἑτεροδιδασκαλειν, απαραντος, πατραλοιας, μητραλοιας u. ähnliche, die diesem Briefe ganz eigenthümlich sind, wie auch manche eben so befremdende Redensarten u. Constructionen werden hier S. 29 ... 76 gemustert; es wird der wahrscheinliche Sinn derselben ausgemittelt, und zugleich bemerklich gemacht, welcher Ausdrücke sich dagegen Paulus in den ihm unbezweifelt angehörigen Briefen zu bedienen pflege, um einen ähnlichen Sinn oder ähnliche Beziehungen anzudeuten. Diese Menge fremdartiger, zum Theil so dunkler, Wörter u. Redensarten, die in einem so kleinen Aufsatze zusammengehäuft sind, sollen nun Verdacht gegen Paulus als Verf. dieses Briefs erregen, da dessen Sprachschatz sonst so sehr beschränkt sey. (Als ob nicht der Apostel sich eben auch im zweyten Briefe an Timotheus u. im Briefe an Titus so vieler fremdartiger Wörter und Redensarten bediente, die für den kleinen Umfang dieser sieben Kapitel ebenfalls unverhältnißmäßig sind, die aber zugleich zum Beweise dienen, daß sein Sprachschatz nicht so sehr beschränkt war!) Neben diesen, unserm Briefe ausschließend eigenthümlichen, Wörtern, heißt es ferner, lassen sich in der Sprache desselben so manche Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen mit jenen andern beiden Briefen bemerken, die sich bis zum Schein der Copie u. des Plagiats steigern; dazu kommen endlich noch Mißverständnisse und Schwierigkeiten, die nur erklärt werden können, wenn man eine Uebertragung aus einem Briefe in den andern annehme. Wie dieser Beweis durch Berufung auf Ausdrücke, wie Θεος σωτηρ 1, 1., προσεχειν μυθοις 1, 4., γενεαλογιαι 1, 4. u. a., welche sich in einem der andern beiden Briefe wiederfinden, S. 79 ... 99 geführt wird: müssen wir eben sowohl unsern Lesern zur eignen Vergleichung überlassen, als, wie darauf bemerkt wird, daß in der Beschreibung des

Bischofs, Kap. 3, sich Vieles aus dem Briefe an Titus findet, aber nicht mit rechtem Verstande herübergenommen ist (?); daß aber, so bald diese, aus dem Briefe an Titus entlehnte, Materie beendigt ist, auch am Ende des dritten und im vierten Kap. die Worte ein Ende nehmen, die nur jenem Briefe und dem unsrigen gemein sind, und die dem letztern ganz eigenthümlichen wieder anfangen, nur von wenigen Reminiscenzen, vorzüglich aus 2. Tim., unterbrochen. Zu dieser Argumentation kömmt noch die Berufung auf Hymenäus u. Alexander 1, 20., als welche von den Personen gleiches Nahmens 2. Tim. 2, 17., 4, 14. nach allen Umständen müssen verschieden gewesen seyn; in diesem Fall lasse sich aber das gänzliche Stillschweigen des Apostels von diesen, nach dem ersten Brief an Tim. feyerlich verbannten, Irrlehrern bey Abfassung des zweyten Briefs an Tim. kaum erklären; aber begreiflich werde es, wenn wir uns einen andern Schreiber des ersten Briefs denken, der den zweyten vor Augen hatte (?). — Nach Anregung dieser Schwierigkeiten bey Annahme der Echtheit unsers Briefes kömmt Hr. S. S. 115 f. auf die historischen Schwierigkeiten, die sich bey Vergleichung der Apostelgeschichte ergeben. Diese historischen Schwierigkeiten, zum Theil die bekannten, die aber hier durch die Darstellung verstärkt und mit neuen vermehrt sind, bestehen in Folgendem: Timotheus sey, nach unserm Briefe, von Paulus, der plötzlich von Ephesus nach Macedonien reisete, in Ephesus zurückgelassen, um daselbst die fernern Einrichtungen der neuen Christl. Gemeine zu verfügen, dagegen nach Lukas (Apostelg. 19, 22.) Paulus den Timotheus nach Macedonien vorausgeschickt habe; hier sey nun die Annahme willkührlich, daß Timotheus noch vor der Reise des Apostels erst nach Ephesus wieder zurückgekommen seyn müsse, wenn gleich Lukas diesen Umstand mit Stillschweigen übergehe. Aber nicht diese willkührliche Annahme allein sey bedenklich; sondern auch die plötzliche Abreise des Apostels von Ephesus, ohne noch

Alles daselbst gehörig verfügt zu haben, daher es sogleich noch dieser speciellen Aufträge an Timotheus bedurfte; die Aufträge selbst an Tim. waren zum Theil von so allgemeiner Art, zum Theil von der Beschaffenheit, daß sie nicht wohl in wenigen Wochen, als welche Timotheus doch nur noch soll in Ephesus geblieben seyn, hätten ins Werk gerichtet werden können; besonders der vom Apostel geforderte Kampf gegen die Irrlehrer, welche Er bey seiner vorhergehenden längern Anwesenheit in Ephesus nicht selbst sollte bekämpft haben, und welche nun der junge Timotheus bekämpfen sollte; und endlich der gänzliche Mangel an Grüßen; alle diese Umstände sollen Verdacht gegen Paulus als Verfasser dieses Briefes erregen. Zu diesen historischen Schwierigkeiten fügt Hr. S. S. 128 f. die Bemerkung, daß dieser Brief, der nicht ausgearbeitet, sondern bloß hingeworfen sey, keine Vergleichung mit den übrigen Paulinischen aushält, vielmehr des Apostels gänzlich unwürdig ist; daß es ihm zu sehr an allen Einzelheiten fehlt, dagegen er sich so sehr im Unbestimmten u. Allgemeinen hält; ja, daß er gar nicht den Charakter an sich trägt, den ein Lehrbrief an sich tragen muß. Hier werden die Charaktere eines Lehrbriefs und eines vertrauten Briefs auf solche Weise aufgestellt, daß weder die einen noch die andern bey unserm Briefe zutreffen. Das vertraute Verhältniß, bemerkt der Vf., trete hier fast gar nicht heraus (? nicht in der Anrede 1, 18. ? nicht 5, 23. ? nicht 6, 11 f.?), und die meisten Gegenstände werden hier so behandelt, daß es zu Nichts führt (? führen denn die Ermahnungen u. Anordnungen 2, 8-12., 3, 1-7. 8-13., 5, 3 f., 6, 1 f. u.s.w. zu Nichts?); u. am wenigsten lassen sich hier Merkmahle wahrnehmen, daß diese Schrift als ein Brief vom Apostel Paulus entstanden sey, der sich sonst als ein guter Briefsteller zeige, nähmlich wegen der großen Lebendigkeit, mit welcher er auffasse und darstelle. (Wird denn diese Lebendigkeit der Auffassung u. Darstellung, wenn sie ja den Apostel zu einem guten

Briefsteller machen soll, in unserm Briefe vermißt? Zeigt sie sich nicht vielmehr in mehrern Stellen unsers Briefes, wie in andern Paulin. Briefen, ganz deutlich?) Auch springe der Brief so sehr von Einem aufs Andre (als ob dieß nicht, ungeachtet der von Hrn. S. S. 136 f. vorgetragnen Bemerkungen, zum Theil, wenn gleich nicht so häufig, auch im zweyten Brief an Timoth. und im Brief an Titus, zum Theil in den übrigen Paulin. Briefen überhaupt, gar oft der Fall wäre!), und gehe besonders in Absicht auf das, was er ankündige, so wenig in den besondern Zustand der Ephesinischen Gemeine hinein, daß man schwer sagen könne, was wohl Paulus eigentlich zu bestellen hatte? (Mußte dieß nicht dem Timoth., der die Verhältnisse u. Personen kannte, auf welche der Apostel anspielt, aus 1, 4. vergl. V. 6 f., 18 f., 4, 6 f. u. aus andern Stellen, wenn sie uns gleich aus Mangel an Kenntniß dieser Verhältnisse u. Personen nicht verständlich genug sind, hinlänglich klar seyn?) Wie nun unser Vf. nach diesen allgemeinen Bemerkungen u. Anschuldigungen gegen unsern Brief von S. 141 an ins Detail geht, und erstlich den Brief an Titus als einen leicht u. natürlich zusammenhängenden (?) Geschäftsbrief kürzlich darlegt, zweytens den zweyten Brief an Timoth. als einen Brief von der vertraulichen freundschaftl. Art charakterisirt, wobey ebenfalls Alles Eine Hauptbeziehung habe, u. sich leicht an einander anschließe (doch mit einigen Ausnahmen, die S. 151 f. bemerkt sind), u. nun drittens S. 152 ... 229 unsern Brief dagegen, durch genauere Zergliederung seiner einzelnen Bestandtheile, als einen solchen darstellt, dem es gänzlich an Zusammenhang mangle, u. dessen Verfasser vielfältig von seinem Gegenstand abspringe, der manches Unpassende enthalte, u. Manches, das nicht für jene, wohl aber für etwas spätere Zeiten gesagt seyn könne, der endlich bloß aus zusammengestoppelten Stücken bestehe, wobey der Verf. nicht einmal das Fremde mit dem Eignen geschickt verbinde: dieß Alles müssen wir zum eignen Nachlesen

empfehlen, um nur noch das Resultat auszuzeichnen, welches Hr. S. aus allen diesen einzelnen Argumenten herleitet. Dieses ist nähmlich: daß unser Brief untergeschoben, u. vorzüglich aus dem 2. Brief an Timoth. und dem Brief an Titus sehr unkritisch u. durchaus ungeschickt zusammengesetzt sey; daß das wenige Eigne, das er enthalte, Spuren einer spätern Zeit verrathe, u. daß sich der Vf. zwar ängstlich, aber vergebens, bemühe, als Paulus zu erscheinen; daß sich dagegen über den Verf. u. Zweck des Briefs nichts Positives bestimmen lasse, als allein dieß Einzige, daß der unbekannte Vf. seinen frommen Betrug bloß in der guten Meinung gespielt habe, manchem Echtchristlichen in diesem Briefe eine höhere Autorität zu verschaffen, und daß der eigentl. Zweck seiner Abfassung nur in dem Eignen, das der Verf. einschaltet, könne gesucht werden. Dieses Eigne bestehe aber vorzügl. in dem, was das weibl. Geschlecht betreffe, sowohl in der Gesetzgebung über den Witwenstand Kap. 5, als in der Polemik gegen die frühe Ueberschätzung des ehelosen Standes Kap. 4, als in der Empfehlung an kirchl. Personen, die Deuterogamie zu meiden Kap. 3, 2. 12., 5, 9. Wir überlassen es denen, die sich davon überzeugen können, daß diese Puncte allein, die dem Vf. des Briefs am Herzen lagen, ihm sollten, um sie recht eindringlich unter apostol. Auctorität einzuschärfen, zur Amalgamirung dieser Puncte mit andern ganz heterogenen Puncten, die er aus jenen beiden Paulin. Briefen entlehnte, Gelegenheit u. Antrieb gegeben haben, dem Hrn. S. hierin beyzustimmen, und sich nun auch nach ihrem Gutdünken die Frage zu beantworten, wo und wie dieser Brief zuerst mochte in Umlauf gekommen seyn, wo u. wie er zuerst mochte apostol. Auctorität erhalten haben? Aber verhehlen kann es Rec. nicht, daß ihm die Gründe des Hrn. S., diesen, freylich sehr rhapsodisch, vielleicht unter verschiednen Unterbrechungen abgefaßten u. daher nicht sehr zusammenhängenden, Brief dem Apostel Paulus abzusprechen, keinesweges hinzureichen

scheinen. Er muß vielmehr bemerken, daß der von der Sprache des Briefs hergenommene Grund ihm sehr wenig beweisend scheint, wie er schon angedeutet hat; daß die rhapsodische Form des Briefs, nach seinem Gefühl, kein Grund gegen Paulus als Verf. seyn kann; daß aber das angeblich Unpassende in manchen einzelnen Stellen sich leicht bey der genauern Erklärung beseitigen läßt, wenn man nicht schon im Voraus gegen den Brief eingenommen ist; daß zur Erläuterung des wechselseitigen Verhältnisses dieses ersten Briefs an Timoth. zu dem zweyten u. zu dem Briefe an Titus, in welchem Paulus ähnliche Gedanken zum Theil in ähnlichen, zum Theil in andern Ausdrücken mittheilt, eine Vergleichung der Briefe an die Epheser u. Kolosser, z. B. Eph. 4, 16. mit Kol. 2, 19., Eph. 4, 22-24. mit Kol. 3, 8-10., sehr dienlich seyn kann, indem die angegebnen und ähnliche Stellen jener beiden Briefe ganz in ähnlichen Verhältnissen zu einander stehen, als die von Hn. S. aufgeführten Stellen in unserm u. den beiden andern Briefen; daß endlich die historischen Schwierigkeiten, nach des Rec. Dafürhalten, so bedeutend sie auch an sich zu seyn scheinen, doch in so fern nicht sehr entscheidend gegen Paulus als Verf. gebraucht werden mögen, da sie mehr auf ein Schweigen der Apostelgeschichte über einzelne Umstände, und auf einen Mangel an Kenntniß einzelner Personen u. ihrer Verhältnisse, als auf einen bestimmten Widerspruch gegen historisch begründete Thatsachen hinführen. Rec. muß daher sein aufrichtiges Bekenntniß ablegen, daß ihn in dieser ganzen Schleiermacherschen Schrift einzelne hin und wieder vorkommende gelehrte Bemerkungen zum Verständniß einzelner Stellen, oder zur Rüge unhaltbarer Deutungen, viel mehr befriedigt haben, als die Beweisführung der Unechtheit des Briefes im Ganzen, wenn gleich die erstern bloß zur Ergänzung der letztern dienen sollten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 8. August 1808.

Göttingen.

Von den astronomischen Instrumenten, welche Se. Majestät unser allergnädigster König der hiesigen Sternwarte zu schenken geruhet haben, ist bereits am 20. Julius angekommen, ein vorzügliches und sehr gut montirtes Teleskop von Chevalier, und eine vortreffliche Seeuhr von Louis Berthoud. Die übrigen Instrumente, welche bisher in Paris befindlich waren, dürfen wir gleichfalls bald erwarten.

Den 23. Julius hielt die königl. Societät der Wissenschaften ihre Versammlung für diesen Monath, die für die Ertheilung eines öconomischen Preises bestimmt war. Die Preisaufgabe betraf die besten Mittel, einem durch Krieg ruinirten Lande, dessen Wohlstand am meisten auf Landwirthschaft gegründet war, wieder aufzuhelfen.

Es waren sieben Preisschriften eingegangen; wir bezeichnen sie nach der Zeit, da sie uns zugekommen sind, und mit ihren Devisen: 1) diligentia et labore; 2) Fleiß und Sparsamkeit;

3) Nil desperandum; 4) eine fremdher eingesandte Lateinische Schrift, ohne Devise und Bezeichnung; 5) Omnium certe rerum nihil est agricultura melius; 6) O möchten die Regierungen einsehen s. w.; 7) les vagues déclamations contre le luxe s. w. kam viel zu spät nach dem vorgeschriebenen Termin.

In allen diesen Schriften kommen viele einzelne gute Bemerkungen und Räthe vor; in allgemeinen Vorschlägen kommen sie natürlicher Weise überein; in einigen ist viel Fremdes, zur Sache nicht Gehöriges, eingemischt; auch Manches aus der speculativen Zeitphilosophie sehr wortreich und zuversichtlich ins Blaue hinaus raisonnirt, es fehlt ihm nur die Uebereinstimmung dessen, was wirklich ist, und die Anwendbarkeit auf das Wirkliche und, woran uns am meisten liegt, auf das Gegenwärtige. Wie die schönen spitzfindigen Entwürfe einmahl im Lande der Meinungen sich fügen und anpassen lassen werden, bleibt für jetzt noch ausgesetzt; jene künftigen Zeiten mögen einst für sich selbst sorgen. Die unter Nr. 5. angeführte Schrift, mit dem Motto: Nil desperandum, enthielt, wie wir in einem künftigen Stücke unsrer Gel. Anzeigen in einem kurzen Auszuge darlegen wollen, nach dem gemeinschaftlichen Urtheil, das Beste und Anwendbarste in allen, gut gestellt und vorgetragen, mit ihrem Eigenen. Ihr ward also der Preis zuerkannt. Nach Eröffnung des versiegelten Billets fand sich darin der Nahme eines bereits geschätzten statistischen und politischen Schriftstellers:

Freyherr von Eggers, Ober-Procureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein, jetzt zu Rendsburg.

Das Accessit ward zuerkannt den beiden Abhandlungen Nr. 2. Fleiß und Sparsamkeit, und Nr. 5. Omnium certe rerum nihil est agricultura melius.

Hierauf wurden noch die in vorigem Jahre bereits bekannt gemachten öconomischen Preisaufgaben (Gött. gel. Anz. 1807 201. St. S. 2008) wiederhohlt und in Erinnerung gebracht:

Für den November 1808:

Die vortheilhafteste Einrichtung eines großen landwirthschaftlichen Hofes, sowohl in Absicht der Lage desselben gegen die dazu gehörigen Ländereyen, als auch vornehmlich in Absicht der beßten Anordnung und Stellung der landwirthschaftlichen Gebäude.

Für den Julius 1809:

Wie kann dasjenige, was die dienstpflichtigen Bauern für die ihnen erlassenen Frohnen ihren Gutsherren ersetzen müssen, am richtigsten und billigsten bestimmt und vertheilt werden?

Für den November 1809:

Welche Wirkungen auf die verschiedenen Gewerbe hat die Veränderung des schweren Münzfußes in einen leichtern, und eines leichtern in einen schwerern? wie können die daher möglichen Nachtheile verhütet oder vermindert werden?

Für die Einsendung der Schriften ist der späteste Termin der May und der September. Der Preis bestehet in zwölf Ducaten.

Die Haupt-Preisfragen aber, mit dem Preise von funfzig Ducaten, für die nächstkünftigen Preisvertheilungen sind folgende:

Auf den Nov. 1808 von der physischen Classe:

De arterioso et venoso foetus humani sanguine, an diversus, et quae sint partes constitutivae?

"Da die an dem arteriösen und venösen Blute erwachsener Menschen leicht wahrnehmbare Ver-

schiedenheit der Farbe, bey vielen Naturforschern die Vermuthung, und sogar, ohne nähere Prüfung, den Glauben erweckt hat, daß eine ähnliche Verschiedenheit im Blute der menschlichen Frucht, nur in umgekehrtem Verhältnisse, Statt fände; — in Wahrheit aber das Auge nicht den geringsten Unterschied der Farbe des arteriösen und venösen Blutes einer früher oder später gebornen menschlichen Frucht entdecken kann: So wünscht die königl. Societät, daß durch physikalische Prüfungsmittel das Blut der von gesunden Müttern gebornen gesunden Früchte, z. B. aus schnell nach der Geburt an beiden Enden unterbundenen Nabelschnüren, genommen, geprüft und entschieden werden möchte, ob wirklich eine Verschiedenheit wahrnehmbar, worin sie bestehe, und welches überhaupt die Bestandtheile des Blutes einer menschlichen Frucht seyen, abgerechnet den Theil des Sauerstoffs, der erst bey den Versuchen aus der Atmosphäre zutreten möchte"?

(Man s. Gött. gel. Anz. 1806 193. St. S. 1922.)

Auf den November 1809 ist die wiederhohlte Frage der mathematischen Classe aufgestellt:

Quae est gas oxygenii, azotici, aliorumque fluidorum aeriformium (seu eorum basium) vis et efficacia ad excitandam electricitatem ope attritus?

Was haben Sauerstoffgas, Stickgas und andere Gasarten (oder deren Grundstoffe) für einen Einfluß auf die Erregung der Electricität durch Reibung, und wie verhalten sich andere electrische Erscheinungen, z. B. Anziehen und Abstoßen, Funken, Strahlenbüschel ꝛc. in den vorzüglichsten Gasarten?

(Man vergl. G. g. A. 1806 St. 192 S. 1914 ... 1919, und vorhin 1804 S. 2014, 2015; 1805 S. 1978 f.)

Auf 1810 von der historischen Classe:

Desiderat Societas Scientiarum geographiam Carpini, Rubruquis, et inprimis Marci Poli, Veneti, qua non solum horum virorum itinera, verum etiam regiones, populi, urbes, montes, et fluvii ab iis memorati, excutiantur, atque cum optimorum et recentissimorum auctorum narrationibus ita componantur, ut vera a falsis, certa ab incertis, facile distingui queant.

Die geographischen Notizen, welche im Carpini, Rubruquis, und vornehmlich im Marco Polo von Venedig sich finden, nicht bloß in Beziehung auf ihre Reisen selbst, sondern auch in Hinsicht auf die Länder, Völker, Städte, Berge und Flüsse, von denen sie erzählen; so daß die Nachrichten genauer untersucht, mit den besten und neuesten Reisebeschreibungen und Geographen verglichen, das Irrige und Ungewisse vom Wahren und Zuverlässigen unterschieden werde.

(s. Gött. gel. Anz. 1807 S. 2007.)

Der späteste Termin für die Einsendung der concurrirenden Schriften ist bis Anfang des Septembers der erwähnten Jahre.

* * *

In der vorhin gedachten Versammlung der königl. Societät der Wiss. hielt die Vorlesung der Hr. geh. Justizr. Heyne: de usu sermonis Romani in administrandis provinciis a Romanis probato. Die Römer hatten die Lateinische Sprache durch alle Provinzen eingeführt, also bey Völkern von ganz verschiedenen Sprachen, rohen und cultivirten; wie war dieß möglich? auf welche Weise und durch welche Mittel bewirkten sie dieses? Die Frage bietet sich überhaupt im Alterthum gar oft an: wie konnten in den großen Rei

chen von den frühern Zeiten her die vielen, unter einander an Stamm und Sprache so verschiednen, unterworfnen Völker beherrscht und regiert werden? Die Antwort läßt sich zwar bald geben: mit Gebrauch der Gewalt, welche große Reiche in Händen haben, läßt sich alles ausführen; über die Art aber, wie es geschähe, pflegte man in jenen Monarchien Asiens wohl nicht viel bekümmert zu seyn. Aber dem Freunde der Menschheit und dem Geschichtforscher liegt es doch am Herzen, zu wissen, welche Nachrichten und Spuren finden sich hierüber in den alten Nachrichten u. Schriftstellern. Leider geht die älteste Geschichte, die uns die Begebenheiten und ihre Erfolge bloß summarisch erhalten hat, in das Einzelne, was uns brauchbar und wissenswerth seyn konnte, nicht leicht hinein, und wir müssen den Gang der Sachen, die Ausführung, die Mittel, immer nur aus zufällig angeführten kleinen Umständen und aus Vergleichung des Einen mit dem Andern, abnehmen und errathen, wie das Ganze für den erzählten Erfolg und Ausgang eingeleitet, geführt und bewerkstelligt worden seyn kann. Der Geist des Alterthums muß den Geschichtforscher in den meisten Dingen leiten, um das Wahrscheinliche aufzufinden und zu treffen, welches die Stelle des Erwiesenen oder Erweisbaren vertreten muß, das eigentlich nur durch die Aussagen der Schriftsteller, und der von ihnen angegebnen Zeugnisse und Zeugen, ausgemittelt und bewirkt werden kann. Verfolget man alle die verschiednen Wege, auf welchen die durch Herkunft, Stamm und Sprache, verschiednen Völker an einander und mit einander zusammentreffen konnten und mußten: so entdeckt man eine Mannigfaltigkeit, welche für die Betrachtung sehr unterhaltend wird, bey dem Fortrücken, der Ausbreitung, des Angrenzens, des Einrückens in bereits bewohnte Gegenden und Länder, der Verhältnisse, Verträge, des Verkehrs, der Vereinigung und Trennung, Auswanderung, Un-

terdrückung, und sieht das ganze Schreckbild der Menschheit, als Raub des Mächtigern, vor sich, aus welcher einst Ordnung, Cultur, Verstandes- und also auch Sprach-Bildung, hervorgehen sollte. Und auch dieß geschah ohne vorausgedachten Plan, ohne eingeleiteten Gang; alles ist anscheinender Zufall, der die Bildung zum Bessern an die Hand gab. Wie also so viele verschiedenartige und verschiedenzungige Völker in ein großes Assyrisches, Medisches, Persisches Reich; und so in andre, haben vereinigt werden können, wird uns auf keinem andern Wege kund gemacht, als durch die Uebergewalt, die Alles auf einen einzigen Zweck, des Herrschens, hinleitet. Die Sprache des Herrschers war sofort Reichssprache oder Staatssprache; in dieser wurden die Befehle und Verordnungen abgefaßt, und Jahrhunderte über bloß mündlich in die Provinzen übergebracht und durch Dolmetscher, öffentl. Ausruf und durch Herolde dem Volke bekannt gemacht. Mit welcher Genauigkeit dieß mag geschehen seyn, läßt sich leicht denken. Leicht war es also auch dem Statthalter der Provinz, dem die Vollziehung u. Ausführung überlassen war, den Sinn und die Anwendung so weit zu dehnen, als ihm behagte. Daher läßt es sich auch begreifen, wie bald und leicht die mächtigen Satrapen und Statthalter sich vergrößern und unabhängig machen konnten; noch, wenn man bedenkt, daß der Monarch aus den Provinzen mehr nicht erwartete, als Tribut und Kriegsvölker. Man sieht hieraus schon, wie viel wir der hohen, seitdem erfolgten, Cultur der Menschheit zu verdanken haben. In Beziehung auf die Sprache sieht man also überall in den alten Geschichten den Gebrauch der Dolmetscher; wer dem Könige vorgestellt ward, erscheint mit Geschenken, und spricht durch den Dolmetscher; und mit den Großen des Reichs konnte der Fall nicht verschieden seyn; der Ankömmling aus der Provinz mußte entweder der Hofsprache mächtig seyn, oder durch den Dolmetscher seine Angelegenheit vortragen,

welche an den Monarchen gebracht werden sollte. Themistocles ward also bald inne, wie nöthig ihm sey, das Persische sprechen zu können, und ward bewundert, daß er es in so kurzer Zeit fertig sprach. Man kann denken, wie bald schlaue Menschen dieses Organ sich mögen verschafft und zu ihren Absichten angewendet haben!

Aber auch hier traf die Völker der großen Reiche ein neuer Unfall. Ueberhaupt erfolgten die Eroberungen und Stiftungen neuer Reiche schnell auf einander; dann kam auch immer eine Dynastie nach der andern auf den Thron, deren Stifter aus einem andern Stamm war; dieser brachte eine neue Veränderung in den obersten Gewalten, der Verwaltung und der Staatssprache mit sich; des neuen Beherrschers Landessprache ward nun Hofsprache, u. weiterhin Reichssprache; dieß läßt sich am leichtesten in der Persischen Königesgeschichte u. an den verschiednen Persischen Dialecten, frühern u. spätern, wahrnehmen. Was dagegen die Verhältnisse anderer Völker, welche nicht in große Reiche vereint, sondern zerstreut, als Nomaden, als Landanbauer, als Städter u. Landeinsaßen in gebildeten kleinern Staaten, unter Häuptern von verschiedner Art u. Macht lebten, auf die Sprache, ihre Bildung u. Veränderung gewirkt haben, ward gleichfalls kurz berührt; um dahin zu gelangen, daß durch Alexanders Eroberung Asiens, und in den von seinen Feldherren gestifteten Reichen, die ersten sichtbaren Beyspiele vorkommen, daß auf die Volkssprache Rücksicht genommen war, insonderheit in Aegypten u. in Syrien; Hier erfuhren zuerst die unglücklichen Juden die Folgen, da ihre Sprache mit ihren Sitten u. religiösen Gebräuchen so genau verbunden, und der Ausübung der Gewalt in verschiednen einzelnen Dingen hinderlich war. Es erfolgten daher die bekannten Judenverfolgungen, Empörungen, tapferer Widerstand, durch Uebermacht aber bewirkte Unterjochung.

(Die Fortsetzung im folgenden Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. u. 129. St.

Den 11. August 1808.

Göttingen.

Die Römer waren die ersten, fährt der Hr. geh. Justizr. Heyne in seiner am 23. Jul. in der Versammlung der königl. Soc. der Wiss. gehaltenen und oben S. 1269 bereits erwähnten Vorlesung fort, welche einige Methode in den Gebrauch ihrer Sprache und das Aufdringen derselben brachten. Weit entfernt überhaupt, alles auf Einmahl umändern zu wollen, beschlossen sie bedächtlich, und führten es nach und nach und stufenweise aus, wenigstens so lange die Staatsgewalt sich in den Händen des Senats befand. Auch die Römische Sprache führten sie nach und nach, und ohne gewaltsam zu verfahren, ein; sie verbanden das Recht, sie in öffentl. Geschäften zu gebrauchen, mit dem Bürgerrechte; sie machten es sogar zu einer Auszeichnung und Beweis von Huld u. Gnade, wenn sie ihrer Sprache den öffentlichen Gebrauch in andern Fällen gestatteten. Dazu kamen verschiedne glückliche Umstände, welche ihnen die ganze Vereinigung der Völker und Provinzen zu Einer Staatssprache erleichterten. Der häufigere Gebrauch der Schrift zu schriftlichen Edicten, mußte ohnedem einen leichtern Weg bahnen, mit

einer Stimme zu sprechen, welche bis in die äussersten Grenzen hörbar war.

Mehrere Jahrhunderte über, so lange sie ihre Gewalt in Mittelitalien ausübten, war gar keine Schwierigkeit: die Völker in Latium und den übrigen angrenzenden Ländern waren Stamm- und Sprachverwandte, vom Stamm der Ausoner her; mit den Etruskern, Umbern, Samniten, Campanern, kamen sie nach und nach, durch das gewöhnliche Mittel der Völker, durch welches sie Bekanntschaften unter einander errichten, durch den Krieg, in Bekanntschaft. Die Griechen grenzten in Unteritalien mit ihnen, und wie nah war von da aus Sicilien! In Ansehung der übrigen Völker in Italien war die Vereinigung zu der Römischen Sprache leicht. Es gab so viele Berührungspuncte mit den Römern durch den Verkehr der Völkerschaften unter einander und mit den Römern und mit Rom selbst, durch die zerstreuten Römischen Colonien, verschiedner Art, durch die Municipien, durch den Aufenthalt Vieler in Rom in öffentlichen oder Privatgeschäften, durch die den Römern von den Verbündeten zugeführten Kriegsvölker, wenn sie wieder nach Hause zurückkamen s. w. Zu den Griechen gelangte die Römische Sprache anfangs spärlicher, bloß durch den Verkehr, welchen die Römer von lange her hatten; hierauf durch die Kriege mit den Samniten, die Eroberung von Tarent, und hiermit durch das Wegführen der Einwohner u. Verkaufen zu Sklaven. Nun ward es beiden gar leicht, zu näherer wechselseitiger Bekanntschaft mit ihrer Sprache zu gelangen; jene heroischen Mittel sind, wie bekannt, in ihrer Art sehr wirksam. Sehr erleichtert war nun alles, wie Sicilien, die erste Provinz ausser Italien, den Römern zu Theil ward. Auch hier kamen sie nur nach u. nach zur völligen Kenntniß des Landes-Dialects; die beßte Sprachlehre für die Römer war überall der Krieg und die Uebermacht; in den Kriegen

mit den Karthagern, die in Sicilien zuerst geführt wurden, lernten die Römer zugleich Griechisch u. Punisch sprechen; freylich zu keinem großen Heil für die Menschen. Von da zogen sich die Kriege jenseit des Ionischen Meeres; Macedonien, Griechenland, das Griechische Asien, und so, weiter hin, die unter dem Nahmen von Barbaren begriffnen Völker, geriethen nach und nach in ihre Bekanntschaft. Um die Sprachen u. die Dialecte der letztern bekümmerten sich die Römer wenig; Sprachforschung war ihre Sache überhaupt nicht; sie hatten nach ganz andern Dingen zu forschen; zum Glück hatten sie bereits auch für die Barbaren eine Hülfssprache, die Griechische Sprache, welche lange her sich überall hin verbreitet hatte; diese beförderte freylich dereinst die Ausbreitung der beglückenden Christl. Religion: aber damahls begünstigte sie die Verbreitung der Macht Roms in jene entfernten Länder, und hierdurch das größere Elend von Millionen Menschen, die unter den Waffen der Römer bluteten, oder kraftlos hinsanken. Und nun diese aus Raubhorden an der Tiber erwachsenen Weltbeherrscher, wie hielten sie es in Ansehung der Sprache mit ihren Unterjochten u. Provinzen? ließen sie ihnen die Muttersprache? oder drangen sie ihnen die Römische auf? Sie machten es sich überall so leicht, als es ihrer Uebermacht sehr leicht möglich zu machen war.

So lange die Römer ihre Gewalt innerhalb der Grenzen Italiens ausbreiteten, und alle Städte und Völkerschaften, als Verbündete, als Socii pop. R., aber mit ganz verschiednen Rechten u. Verpflichtungen, von unterthänig Gemachten an bis zu fast freyen Bundesgenossen, mit sich vereinigten, verbreitete sich zugleich ihre Sprache durch die ausgeführten Colonien, und durch das ertheilte Bürgerrecht, welches aber auf sehr verschiednen Stufen, und in sehr verschiednen Gestalten, mit allerhand Einschränkungen, ertheilt ward,

die aus den Röm. Classikern und dem Unterricht in den Röm. Alterthümern bekannt sind. Unter den Municipien waren also auch Griech. Städte in Unteritalien, welche früh in Verbindung mit den Römern getreten waren, zwar das Bürgerrecht angenommen, übrigens aber sich ihre alte Verfassung vorbehalten hatten, also auch ihre eigne Muttersprache. Nun findet sich eine Erzählung bey Livius (XL, 42. im J. R. 573), daß die Einwohner von Cumä in Campanien die Vergünstigung verlangt und erhalten hätten, ut publice latine loquerentur, et praeconibus latine vendendi jus esset. Der Aufschluß ist folgender: Cumä, eine Griech. Stadt, war ein Röm. Municipium geworden, die Cumaner hatten sich aber ihre eigne Verfassung, Sitten und Rechte vorbehalten; also auch den Gebrauch ihrer Sprache in öffentl. Angelegenheiten. Da sie jetzt Etwas darin ändern, und also von den Worten des Vertrags abgehen wollten, mußten sie erst von den Römern Einwilligung erhalten. Was sie bewog, den Gebrauch der Latein. Sprache in ihren öffentl. Geschäften, besonders bey Auctionen, einzuführen, läßt sich nur muthmaßen: ihre Nachbarn waren Abkömmlinge der alten Ausoner, und sprachen Oscisch, oder sie waren Etruskischer Abkunft; um sie zu stärkerem Verkehr, Handel, und besonders zu öffentlichen Verkäufen herbeyzulocken, konnte die Römische Sprache nöthig seyn, so wie überhaupt für den ganzen Verkehr mit jenen Nachbarn.

Wie aber ausserhalb Italien Röm. Provinzen errichtet wurden, wird zwar in den Verträgen und den Unterwerfungsurkunden der Röm. Sprache nirgends gedacht, aber ihr Gebrauch gründete sich gleich in der Sache selbst: die Unterwerfung war zwar in sehr gelinden und dem Anschein nach sehr gemäßigten Ausdrücken gefaßt, ut majestatem populi Romani comiter servarent u. a. sie enthielt aber so viel: die Besiegten behielten nicht mehr, als ihre Privatrechte; alle jura publica behiel-

ten sich die Römer vor, also alle Staatsrechte, mit ihrer Verwaltung u. Landespolizey; diese trugen sie ihren verordneten Provinzialmagistraten auf, u. ließen alles in ihrem Nahmen ausüben. Natürlicher Weise ergab sich nun in Ansehung der Sprache Folgendes: der Vertrag oder das Bündniß selbst war Lateinisch abgefaßt u. promulgirt; Abgeordnete der Städte u. der Landschaften mußten in den Unterhandlungen mit den Römern Römisch sprechen; der jährlich abgelösete Landesverwalter oder Statthalter, der Magistratus provinciae, erließ alle seine Verordnungen in der Provinz Lateinisch; das waren die Edicta, sowohl die ordinaria, als extra ordinem, geschriebne u. mündliche, wozu der Gebrauch der Ausrufer, praecones, diente. Von gemachten oder beygefügten Uebersetzungen lieset man nichts; in der großen Geschichte läßt sich die Aufführung solcher einzelner Umstände nicht erwarten; aber es versteht sich, daß für die Einwohner eine Verdolmetschung nothwendig geworden seyn muß. So wie die Verordnungen Lateinisch ergingen, mußte auch die Ausführung, die ganze Verwaltung u. Administration der Provinz, in Latein. Sprache geschehen; zu dem Ende brachten die Prätoren eine ganze Schar Römer zur Begleitung in die Provinz mit (Legatus. Quaestor. Scribae. Accensi. praecones. commentarienses. Cohors praetoria. Contubernales), durch welche die Geschäfte geleitet u. besorgt wurden. Der stärkste Druck d. Provinzen erfolgte gleich durch die Einrichtung des Steuer- u. Zollwesens (tributa, stipendia, vectigalia), das durch jene Menschen verwaltet, u. in Latein. Sprache abgefaßt u. geordnet war; bloß die untersten Stellen u. die niedrigsten Geschäfte kamen in die Hände der Eingebornen des Landes. Wir kennen die Zollbedienten aus dem Evangelium, wo der Zöllner u. Sünder, und eines bußfertigen Zöllners, doch nur eines Einzigen, gedacht wird. Die Rechnungen wurden nach Röm. Weise u. Sitte geführt; und hier

war eine der schrecklichsten Bedrückungen, von denen wir in den Röm. Schriftstellern so Vieles lesen, der verschiedne Münzfuß, das unbestimmte Verhältniß der Münzen der größern Zahl von Städten, welche Geld prägten, nach innerm Gehalt, dann in dem gemeinen Curs, und dann wieder nach dem von d. Römern angesetzten Werth. Aus diesem allem ist indessen in neuern Zeiten eine sehr gelehrte Wissenschaft hervorgegangen, die alte Numismatik. Da die Gefälle u. Einnahmen alle pachtweise durch die Röm. Ritter, die publicani, Staatspächter, erhoben wurden, so war natürlich auch hierin die Latein. Sprache herrschend; alle Pachtungen, Lieferungen, Auctionen; Verträge u. Contracte über öffentl. Gegenstände u. Geschäfte, Staats- u. Landesangelegenheiten u. Unterhandlungen über dieselben geschahen in der Regel Lateinisch; die Provinzialen mochten eine Landessprache haben, wie sie wollten; und wenn sie auch Latein verstanden, so kann man sich leicht denken, daß die Röm. Abkömmlinge ihre Vortheile zu behaupten wußten. Aus diesem allem erklärt sich, wie, ohne erst die öffentl. Calamitäten, die Auflagen selbst, die Truppen- u. Natural-Lieferungen, die bürgerl. Kriege, in Betrachtung zu ziehen, durch die Verwaltung u. Administration selbst, zumahl bey der jährl. Abwechslung, die reichsten Provinzen in kurzer Zeit von Geld, Mitteln u. Menschen so entblößet waren, verarmten u. verödeten, indem sie unter dem Druck erlagen, welcher unter den Kaisern noch ganz neue Formen u. Zusätze erhielt. Die Verhältnisse der Römer mit den Königen, die sie entweder im Besitz des Landes gelassen, oder neue eingesetzt hatten, gehörten nicht in die Grenzen gegenwärtiger Abhandlung.

Das Meiste, was die Schriftsteller von den Geschäften der Magistrate der Provinzen im Einzelnen gedenken, bezieht sich, ausser dem Kriegswesen, auf die Rechtspflege, welche alle Gegenstände, die aus der Administration selbst hervorgingen, Polizey-, Landes- u. Criminal-

sachen, endlich die Appellationen, in sich begriff: und in diesen Stücken allen war die Röm. Sprache die Sprache der öffentl. Verhandlungen, den Provinzialen waren bloß ihre Privatrechte gelassen; sie hielten also ihre Gerichte in ihrer Landessprache; die Communen plaidoyirten, wie wir sprechen, jede nach ihrer Weise, so wie die Römer es bereits eingeführt gefunden hatten; aber auch dieß nach verschiednen Einrichtungen, oder, wie wir sagen, durch Privilegien, welche die Römer, bey aller Allgemeinheit der Rechte, gemacht hatten; sie ertheilten nähmlich gewisse Befreyungen unter sehr scheinbaren Nahmen: es gab Freystädte, steuerfreye, unabhängige Städte (ελευθεραι, ατελεις, αυτονομοι, liberae, immunes): aber diese Freyheiten waren gewaltig eingeschränkt u. beschnitten; denn das, was ihnen auf der einen Seite an Steuern u. Lasten erlassen ward, wußte man an andern Seiten u. auf andre Weise doppelt wieder zu gewinnen. Die Verfassung der öffentl. Gerichte brachte es mit sich, daß sie der Magistrat der Provinz von seinem Tribunal aus hielt, u. daß sein Gefolge als Beysitzer, u. nebst ihnen angesehene Römer, insonderheit Ritter, die sich in der Provinz aufhielten, hinzugezogen wurden. Die ganze Verhandlung ward in Röm. Sprache gehalten, selbst mit Gebrauch der Präconen; also mußten die Kläger u. Beklagten aus der Provinz durch Röm. Sachwalter ihre Sache führen; u. da wissen wir aus den öftern Empörungen der Völker, u. schon aus den Klagen der Deutschen beym Tacitus, was die Folgen waren. Betrafen die Rechtshändel Angelegenheiten der Röm. Bürger unter sich, oder mit den Provinzialen, so war die Sache eines Theils leichter, auf der andern Seite aber, wie fern dabey einheimische Rechte, Gewohnheiten und vorige Landesverfassungen in Betracht kamen, desto verwickelter, u. erforderten wieder sachkundige Männer aus der Provinz. Beyspiele vom Verfahren in Criminalsachen in den Provinzen ha-

ben wir in der Erzählung von der Leidensgeschichte des Heilandes, u. der Anklage des Apostels Paulus, aus welchen man den ganzen Gerichtsgang am deutlichsten absehen kann, wenn man die Röm. Gesetze u. Worte den Worten der Erzähler unterlegt; und hier erhellet auch, daß überall, vorzüglich die ersten Grundgesetze, die die erste Unterwerfung des Landes u. die darin festgesetzte Verfassung der Provinz festgestellt hatte, in Augen behalten werden mußten. Zu Verwaltung der Rechtspflege waren bekannter Maßen gewisse Städte u. Plätze benennt, wo die Conventus juridici der Provinz gehalten, und von dem Präses der Provinz zu bestimmten Zeiten bereiset wurden, damit die Rechtssachen aus dem Districte auf der Stelle durch ihn abgethan würden. Zuweilen verordnete er auch seine Legaten oder andre als Commissarien oder Beauftragte der Justiz für eine Sache. Das Einzelne läßt sich weiter nicht verfolgen. Aber man sieht leicht ein, daß diese Einrichtungen den Gebrauch der Röm. Sprache nach u. nach in der ganzen Provinz verbreiten, die Landessprache aus den Städten gänzlich verbannen u. auf das Landvolk einschränken mußte; aber auch unter diesem entstand eine Mischung der alten Landessprache u. des Lateins, welches die lingua rustica erzeugte, aus welcher die neuern Sprachen des südl. Europa hervorgegangen sind. Also hier ging das Schlechtere aus dem Bessern hervor, damit es irgend einmahl wieder in das Bessere übergehen möchte! Aber bevor dieses erfolgte, trat noch eine andre Hauptveränderung des ganzen Zustandes der Provinzen ein, durch die Constitution des Antoninus Caracalla, de civitate universo orbi Romano data, durch welche im ganzen Röm. Reiche eine völlige Gleichheit der Rechte eingeführt, die Provinzialen insgesammt zu Röm. Bürgern erhoben, u. diese auf der andern Seite den erstern gleich gesezt wurden. Die hierbey obwaltenden Absichten, mit den daraus abzuleitenden Folgen für die

Provinzen und die ganze Staats- u. Reichsverfassung, gehörten nicht in die Vorlesung. Genug, nun lernte alle Welt Latein, ohne Sprachmeister u. Grammatik.

Bis dahin war die Verbreitung der Griech. Sprache, welche vor der Römerherrschaft vorausgegangen war, eine grosse Erleichterung des übrigen Verkehrs der Römer mit den Provinzialen. Die Kenntniss u. der Gebrauch jener Sprache mußte einem grossen Theile der Römer von je her geläufig seyn, durch Handel u. Wandel, und selbst durch die jährl. Einwanderungen des Gefolges der Prätoren in die Provinz, wo das Griechische Landes- oder Hülfssprache war, welche vermuthlich, nebst den gefüllten Beuteln u. erbeuteten Schätzen, auch ein wenig Kunde des Griechischen mit sich nach Hause brachten; denn überall war in dem östl. Teile des Reichs Griechisch die Sprache des Umganges. Selbst die Römischen Magistrate pflegten, wie so oft erwähnt wird, die primores civitatis vor sich kommen zu lassen, und unterhielten sich mit ihnen Griechisch; welches freylich in unsern Zeiten nicht leicht wieder in Gebrauch kommen dürfte.

* * *

Hr. Hofr. Meiners hatte die Absicht, in der letzten Versammlung der königl. Soc. der Wiss. am 23. Jul. seinen Collegen, vorzüglich denen, welche Kenner der Mineralogie sind, zur genauern Prüfung einige Data über mehrere kostbare, u. nicht genug bekannten Steinarten vorzulegen, die gewiss seit Jahrhunderten, und wahrscheinlich schon seit Jahrtausenden, in der kleinen Bucharey gefunden worden, und zu den vornehmsten Handelsartikeln im ganzen östlichen u. südlichen Asien gehörten. Da er aber wegen Unpäßlichkeit nicht gegenwärtig seyn konnte; so entschloß er sich, das schriftlich zu entwerfen, was er mündlich hatte vortragen wollen. Vielleicht veranlaßt dieser kleine Aufsatz auch auswärtige Gelehrte, ihre Belehrungen oder Vermu-

thungen mit der Erlaubniß mitzutheilen, daß sie gleichfalls in unsern Blättern bekannt gemacht werden.

Der Erste, welcher der kostbaren Steine der kleinen Bucharey, und des Handels mit diesen Steinen nach China erwähnt, ist Marco Polo. Indem dieser Reisende von dem Gebiet, und der Stadt Ciartiam, unstreitig Jerken, der Hauptstadt der kleinen Bucharey, redet, setzt er hinzu: in mehreren Flüssen dieser Provinz findet man viele kostbare Steine, besonders Jaspisse u. Chalcedone, welche die Kaufleute nach Cathai bringen (I. c. 43. p. 35 edit. de Bergeron.).

Viel umständlicher handelt von den kostbaren Steinarten der kleinen Bucharey der Jesuit Bened. Goez, der im Anfange des 17. Jahrh., auf Veranstaltung seiner Oberen, eine der merkwürdigsten Reisen, die in der neueren Zeit gemacht worden, aus dem nördl. Hindostan in die große Bucharey, aus der großen Bucharey in die kleine, und aus dieser endlich nach dem nördl. China antrat, um die Frage zu entscheiden, ob das Reich Cathai mit dem Chinesischen Reiche einerley, oder von demselben verschieden sey (*Nic. Trigaut.* de Christiana Expedit. apud Sinas, etc. V. c. 11 et sq. 544 et sq. p.). Als der P. Goez mit der Caravane, mit welcher er von Lahor aufgebrochen war, nach Cabul kam, traf er in dieser Stadt eine Schwester des Königes von Caschgar, und Mutter des Königes von Kotan, an, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte, und wegen des ihr ausgegangenen Geldes nicht weiter reisen konnte. Die Königinn suchte Hülfe bey der Caravane, die gleichfalls nach der kleinen Bucharey gehen wollte. Der Christl. Missionar sah ein, daß die Bekanntschaft, u. Dankbarkeit der Königinn seine Hauptabsicht ausserordentlich befördern könne, und verkaufte so viel von seinen aus Hindostan mitgebrachten Waren, daß er der vornehmen Pilgerinn 600 Goldstücke vorstrecken konnte. Die Königinn versprach, ihrem Gläu-

higer alles in der kostbaren Steinart zu ersetzen, welche die gesuchteste unter den fremden Waren in Cathai sey. Sie erfüllte ihr Versprechen um desto eifriger, da der P. Goez sich alle Zinsen verbeten hatte. Nam deinde marmoris illius apud Sinas nobilissimi fragmenta restituit, qua merce nulla alia est Catajum petentibus accommodatior. p.548. Nachdem der P. Goez die Stadt Hiarchan, die Residenz der Könige von Cascar, erreicht hatte, mußte er ein ganzes Jahr warten, bevor sich eine nach Cathai abgehende Caravane sammelte. c.12. p.551 . . 53. Er hatte um desto mehr Zeit, zur Einforderung seiner Schuld eine Seitenreise nach Kotan, oder Quotan zu machen, welche Stadt 10 Tagereisen von Jerken entfernt liegt. In beiden Städten lernte er sowohl die Kostbarkeit, als die Verschiedenheit der in China so hoch geschätzten Steinarten noch viel genauer, als vorher, kennen. Am besten ist es, die Hauptstelle aus dem Auszuge der Papiere des P. Goez selbst abzuschreiben: Nulla est negotiatio pretiosior, frequentiorve in hoc itinere toto, quam fragmentorum *pellucidi* cujusdam *marmoris*, quod *Jaspin nos vocabuli penuria* solemus appellare. Haec fragmenta regi ferunt, allecti magnitudine pretii, quam Cataiensis Rex esse arbitratur e sua dignitate. Quidquid minus placet, liberum est in privatos distrahere, lucro tali, cujus spes tantos labores, sumtusque bene collocatos putat. Ex eo marmore variam supellectilem concinnant. *vasa*, *vestium* et *zonarum ornamenta*, quae frondibus, ac floribus affabre insculptis sane non exiguam referunt majestatem. Ea marmora, quibus plenum est hodie regnum, Sinae, *Tusce* vocant, et *duplex* est ejus marmoris species: altera pretiosior, quae e flumine Cotan, non procul a Regia educitur, eo fere modo, quo gemmas urinatores piscantur, et instar *silicum crassiorum* educi solet. Altera species inferior *e montibus eruitur*, et in saxa majora diffinditur, in *laminas duabus*

fere ulnis latiores, quae deinde ad iter accommodari solet. Abest mons iste ab hac regia dierum viginti itinere, et Consangui Cascio, id est, mons lapideus vocatur: quem verisimile est eum esse, qui eodem nomine in geographicis descriptionibus hujus regni quibusdam nuncupatur. Eruuntur haec fragmenta labore incredibili, vel loci solitudine, vel marmoris duritia, ad quod tantisper emolliendum ferunt extructo desuper igne luculento domari. Hujus quoque eruendi facultatem magno pretio rex alicui Negotiatori vendit, sine cujus facultate toto contractus tempore caeteris negotiatoribus effossio prohibetur. Cum eo tenditur, annuus ad operarios alendos defertur commeatus; neque enim breviore spatio ad exculta hominibus loca reditur. Nach den Wahrnehmungen u. Nachrichten des P. Goez kam die kostbarere Steinart nicht anders, als Flußgeschiebe vor. Die andere ward gebrochen, u. zwar in Tafeln, die bisweilen fast 2 Ellen breit waren. Beide Arten, wenigstens die kostbarere, waren durchsichtig, oder doch nicht ganz undurchsichtig. Man verarbeitete beide nicht bloß zu Verzierungen von Kleidern u. Gürteln, sondern auch zu allerley Gefäßen mit zierl. Blumen u. Laubwerk.

Als der Kaiser Aureng-zeb in den letzten Zeiten seiner Regierung eine Reise nach Kaschemir machte, schickte ihm der König von Groß-Thibet unter andern Geschenken einen kostbaren Stein von ausserordentlicher Größe, welchen Bernier Jachen nennen hörte. II. 308. Dieser Jachen, fährt Bernier fort, ist ein grünlicher Stein mit weissen Adern, u. so hart, daß man ihn nicht anders, als mit Diamantpulver verarbeiten kann. Er wird am Hofe des großen Mogul sehr geschätzt. Man macht aus diesem Stein Taßen u. a. Gefäße, die mit Laubwerk von Golde, u. Edelsteinen verziert werden. ... d'une pierre de Jachen, qui est du grand prix, parce-qu'elle est d'une grandeur extraordinaire. Ce Jachen est une

pierre verdâtre avec des veines blanches, qui est si dure, qu'on ne la travaille, qu'avec la poudre de diamant, et qui est fort estimée à la Cour du Mogol. On en fait des tasses, et autres vases, comme j'en ay, enrichis d'or en filets d'un travail tout particulier aves des pierreries. Man kann kaum zweifeln, daß der Jachen beym Bernier mit der erstern, oder kostbarern Steinart beym P. Goez einerley, und daß Jachen eine in Thibet vorgegangene Verstümmelung des Nahmens Jerken sey. Man nannte den kostbaren Stein von der Hauptstadt der kleinen Buchareу, weil diese der vornehmste Stapelplatz der in Thibet u. Hindostan nicht weniger, als in China gesuchten Ware war. Wenn man dieser Vermuthung beypflichtet, so gewinnt man drey Merkmahle der unbekannten kostbaren Steinart der kleinen Bucharey mehr: nähmlich die grünliche Farbe, die weissen Adern, und die ausserordentliche, nur durch Diamantstaub zu überwindende, Härte. Weil die Kaschemirier, u. die Mohren in Hindostan den Jachen zunächst aus Thibet erhielten, II. 308, 312; so glaubten beide, daß dieser Stein ein Product dieses Landes sey.

Indem Hr. Hofr. M. die neuesten Beschreibungen von China in der Absicht durchging, um zu erfahren, ob der Geschmack an den kostbaren Steinen der kleinen Bucharey noch fortdaure, traf er in dem Stauntonschen Werke nur auf eine einzige Spur. Nachdem, heißt es II. 232, 233, der Kaiser Kienlong sich noch etwas länger mit dem Gesandten unterhalten hatte; so übergab er ihm, als Geschenk für Se. Maj. den König von Großbritannien, eine Gemme oder einen kostbaren Stein, der von den Chinesen sehr hoch geschätzt wird. Der Stein war ungefähr einen Fuß lang, und sehr künstlich in der Form eines Scepters ausgearbeitet, dergleichen sich beständig auf dem kaiserl. Throne finden, und welche man als Sinnbilder von Glück u. Frieden betrachtet. Der Chines. Kaiser schenkte in der Folge dem Könige von

England noch mehrere ähnliche Scepter. Die Zeichnung Eines der Scepter sieht man im Stauntonschen Werke II. 235. S. Nach dieser Zeichnung ist der Scepter der ganzen Länge nach mit Laubwerk u. Blumen verziert. Es wäre zu verwundern, wenn man die Steinart der von dem Chines. Kaiser geschenkten Scepter in England nicht genauer untersucht, und die Resultate der Untersuchung bekannt gemacht hätte.

Die Chinesen waren von undenklichen Zeiten her über die meisten Ostind. Inseln verbreitet, u. wo sie sich auch nicht niederließen, da kamen sie wenigstens zu gewissen Zeiten hin, um Handel zu treiben. Man findet daher auch auf allen Ostind. Eilanden vorzüglich Chinesische Stoffe, Chines. Geräthe, u. Chines. Zierathen. Unter den Kleinodien u. Zierathen, die von aussen, wahrscheinlich von Chinesen, eingeführt werden, ist keiner, den alle Ostind. Insulaner so sehr suchten, und so allgemein trägen, als halb durchsichtige Armringe von verschiedenen Farben, Valentyn's Beschryving van Amboina II. 73, 74. Den größten Werth auf diese Armringe setzen die Alfoereesen auf der Insel Ceram. Die Alfoereesen theilen die Armringe in Rücksicht ihrer Kostbarkeit in drey Classen ein. Die von der besten Sorte sind grün, und halb durchsichtig, doch so, daß, wenn man sie gegen das Licht hält, man kleine Wolken oder Nebel darin spielen sieht. De beste is glas-green, half doorschynende, dog zo, dat men, als men ze tegen 't licht houd, 'er wolkiges of een watering, of golfjes, Camelots gewyze, in maet zien speelen. Die von der zweyten Sorte sind dunkelblau, wiewohl hin u. wieder etwas in die Orangefarbe spielend, durchsichtig, und gewölkt. Donker-blaeuw, met wat peers gemengt, doorschynent, ook gewolkt. Der Werth dieser beiden Sorten ist ungefähr gleich. Die Einen ziehen die grünen, Andere die blauen vor. Sowohl die blauen, als die grünen, werden um desto theurer bezahlt, je ein helle

leres Wasser sie haben. Die dritte u. schlechteste Sorte, welche man auf Ceram weniger, als auf Timor achtet, ist bald grün, bald blau, bald grau von Farbe. Diese schlechteren Armringe haben häufig kleine Löcher oder Ritzen, die mit einer rothen oder gelben Farbe angefüllt sind: welche färbende Theile leicht herausfallen. Unter den Armringen der bessern Sorte werden einige um 20 Thaler gekauft. Für andere gibt man Einen oder mehrere, ja 20 bis 30 Sklaven. Noch andere werden für unschätzbar gehalten, und um solcher Mamakurs willen führten die Alfoereesischen Könige oft die blutigsten u. langwierigsten Kriege. Die Alfoereesen brauchen die Mamakurs bald als Amulete, bald als wirkliche Fetischen, welche sie um Rath fragen, u. um Hülfe anrufen. Die Alfoereesen behaupten standhaft, daß ihre Mamakurs Producte der Natur seyen. Die Holländer hingegen hielten sie für Kunstproducte, nähmlich für Glas, in welches kleine durchscheinende Steine verschmolzen worden. Man gab Aufträge, Mamakurs in Holland nachzumachen. Die nachgemachten Armringe waren den echten Mamakurs so ähnlich, daß die Verkäufer selbst beide nicht zu unterscheiden wußten. Man mischte echte u. unechte unter einander, und bot sie zu Kaufe an. Die Alfoereesen erkannten auf den ersten Blick die echten, und verschmäheten die unechten. Die Holländer konnten nicht erfahren, woher die Alfoereesen ihre Mamakurs erhalten hätten. Es ist um desto wahrscheinlicher, daß die Mamakurs aus China abstammen, da auch das übrige kostbare Geräthe der Alfoereesen Chines. Ursprungs ist: nahmentlich die Schüssel, von welchen man glaubt, daß sie von jedem Gifte, das hineingethan würde, zersprängen. II. 75. — Mit Recht also kann man fragen, ob nicht die Mamakurs der Alfoereesen aus eben den kostbaren Steinarten verfertigt worden, welche die Chinesen schon seit Jahrhunderten durch die Bucharischen Caravanen erhielten?

Es ist merkwürdig, daß der Opsianische oder Obsidianische Stein, von welchem die Alten glaubten, daß er am Aethiopischen Ufer, oder auf Inseln am Aethiopischen Ufer gefunden werde, so Vieles mit den kostbaren Steinen gemein hatte, welche man in neueren Zeiten im östlichen und südl. Asien so hoch schätzte: nähmlich die grüne Farbe, Halbdurchsichtigkeit und eine Härte, die ihn der höchsten Politur fähig machte. Vincent's Periplus of the Erythrean See. I. 107. Appendix p. 31. II. Append. p. 40. Da der Kaiser Domitian einen Porticus mit Obsidianischen Steinen, wie mit Spiegelplatten bekleidete; so sollte man fast glauben, daß er nicht bloß in Form von Geschieben gefunden worden. Vincent verwirft nicht ohne Grund die Meinung von Dutens, daß der Obsidianische Stein weiter nichts, als vulcanisches Glas gewesen sey. Vulcanisches Glas hätten weder die Griechen noch die Römer nöthig gehabt, vom rothen Meere her oder über Aegypten kommen zu lassen.

Selbst der eben genannte gründliche Ausleger des Periplus wußte nicht (II. Append. p. 69, 75), was die Pelles Parthicae, und die σηρικα δερματα gewesen seyen, die in den Römischen Gesetzen und im Periplus als kostbare Waren angeführt werden. Hr. Hofr. M. vermuthet, daß man unter beiden einerley verstanden habe, nähmlich die berühmten Bucharischen Lämmerfelle, welche man wahrscheinlich im Alterthum nicht weniger, als in neueren Zeiten, suchte, und schätzte. Die theuersten Bucharischen Lämmerfelle erhält man aus Heerden von Arab. Race, die mit ihren Hirten schon seit undenklichen Zeiten in die kleine Bucharey eingewandert sind. Ein Fell der besten Art, das glänzend schwarz, u. wie Damast, geblümt war, kostete zu Falck's Zeiten in der Bucharey selbst einen Ducaten, und in Orenburg 5 Rubel. Beyträge zur topographischen Kenntniß des Russischen Reichs III. 512. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 13. August 1808.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Soc. der Wiss. am 23. Jul. theilte der Hr. Hofr. Osiander eine kurze Uebersicht seiner für die leidende Menschheit so wichtigen Entdeckung und glücklichen Unternehmung, den Gebärmutterkrebs durch den Schnitt zu heilen, öffentlich mit. Der Gebärmutterkrebs ist eines der allerschrecklichsten Uebel, welches das weibl. Geschlecht befallen kann, häufiger in manchen Gegenden, als man gemeinhin weiß, tückischer und heimlicher um sich greifend, als hundert andere Uebel, und den bisher bekannten und angewandten innern und äussern Mitteln höchst selten weichend. Die Direction des königl. Clinicums allhier gab ehedem dem Hrn. Hofr. O. vielfältig Gelegenheit, am Mutterkrebs leidende Kranke zu untersuchen und zu behandeln. Er gab sich mit mehreren solchen Kranken viele Mühe unter thätigem Beystande der das Clinicum besuchenden jungen Aerzte und Wundärzte, alle bis dahin gegen dieses Uebel ersonnene und bekannt gewordene Mittel innerlich und äusserlich anzuwenden, um zu erfahren, durch welches

Mittel oder durch welche Heilmethode dem Fortgange dieses schrecklichen Uebels Einhalt gethan werden könne. Allein er machte die traurige Erfahrung, daß man damit nichts weiter bewirken könne, als höchstens bey einzelnen Kranken ein minder schnelles Ueberhandnehmen und einen erträglicheren Zustand der Symptome, nähmlich der Schmerzen, der Blutungen und des übeln Geruchs; aber eine Heilung war durchaus nicht zu erzwingen. Er fiel daher längst vor dem Unternehmen einer Operation zu dem Zweck der Heilung dieses Uebels auf den Gedanken, ob es nicht möglich wäre, den Krebs der Gebärmutter auf eben die Weise durch Ausschneiden zu heilen, wie man längst den Brustkrebs zu behandeln und zu heilen wisse. Die Möglichkeit des Gelingens gründete er auf die vielfältige, aus alten Zeiten bekannte, Erfahrung, daß umgestülpte und aus dem Muttergang hervorhängende Gebärmütter sowohl von Wundärzten absichtlich, als von Hebammen aus Unwissenheit, abgeschnitten wurden, ohne daß das Leben dieser Frauenspersonen darüber verloren ging, wie denn noch in hiesiger Gegend eine Frau lebt, deren vor 26 Jahren nach der Geburt umgestülpte und vorgefallene Gebärmutter eine alte unwissende Hebamme mit einem Brotmesser vor dem Leibe abschnitt oder vielmehr absägte, und deren Geschichte damahls der sel. Hofrath Wrisberg in einer, in diesen Blättern 1787 Stück 81 S. 810 angezeigten und im VIII. Bande der Commentat. erschienenen, Vorlesung der königl. Societät bekannt machte.

Diese Erfahrungen veranlaßten den Hrn. Hofr. O., in seinen Vorlesungen über Frauenzimmerkrankheiten schon vor 15 Jahren den Vorschlag zu thun, den Gebärmutterkrebs durch Ausschneiden zu heilen zu versuchen, und er gab dazu mancherley An-

schläge, unter andern auch den, welchen nachher der verstorbene Dr. Struve, sein ehemahliger Zuhörer und nachheriger Arzt zu Prenzlau, in dem dritten Stück des 16. Bandes des Hufelandschen Journals für die practische Heilkunde im Jahr 1803 als seinen Einfall bekannt machte, und wogegen sich der Hr. Hofr. O. damahls schon im Reichsanzeiger 1803 Nr. 300 S. 3926 verwahrte. Allein ganz anders fand der Hr. Hofr. Osiander die Ausführung, als er sich solche vorher vorgestellt hatte, nachdem sich ihm endlich im Jahr 1801 den 5. May eine Gelegenheit darbot, eine Operation des Gebärmutterkrebses an einer Witwe vorzunehmen, deren Zustand der deplorabelste war, den man sich nur denken kann. Ein carcinomatoser Schwamm des Mutterhalses füllte den Muttergang wie ein Kindeskopf aus, stank und blutete heftig. Der Fungus wurde mit einer Smellie'schen Geburtszange angezogen, und damit tief in den Muttergang herabgebracht; als aber eine Schlinge um den Hals der Gebärmutter angelegt werden sollte, brach der Fungus ab, und die Blutung war schrecklich. Die anwesenden jungen Aerzte und Wundärzte, und einige erfahrne Aerzte, unter welchen der Hr. Hofr. O. den noch lebenden Hrn. Leibarzt Althof in Dresden als Zeugen aufführt, riethen von dem fernern Unternehmen ab, weil sie glaubten, die Frau könne die Operation wegen der bereits sich ereigneten Blutung nicht überstehen. Aber die Patientinn bat selbst, von der einmahl angefangenen Operation nicht abzustehen, und munterte den Hrn. Hofr. O., zur Verwunderung aller Anwesenden, zur Fortsetzung derselben auf. Da nun kein in den Muttergang merklich hervorragender Mutterhals mehr da war, wur-

ehe man die Gebärmutter herabziehen konnte, so gab die Noth, die Mutter vieler Erfindungen, dem Hrn. Hofr. O. schnell den Gedanken ein, die Gebärmutter mittelst durchgestochenen Nadeln und durchgezogenen Faden herabzuziehen und bis zum vollendeten Schnitt festzuhalten. In der Eile wurde feiner Bindfaden durch krumme Nadeln gezogen, mit Wachs bestrichen, und im Verborgenen mit einer großen Behutsamkeit im Grund des Muttergangs durch diesen und den Mutterkörper gestochen, und zum innern Muttermunde (denn der Mutterhals und äussere Muttermund waren bereits vom Krebsschwamm zerstört) herausgeführt, und so vier Fäden von allen vier Seiten, von vorn, von hinten und von beiden Seiten, durchgeführt, daran allmählich die Gebärmutter tief in die Mutterscheide gezogen, und so bald sie dem Ausgang nahe war, festgehalten. Nun führte der Hr. Hofr. O. unter dem Zeigefinger der rechten Hand ein starkes Pott'sches Bistouri ein, und schnitt über dem scirrhösen Theil der Gebärmutter diese horizontal so gerade durch, als ob sie ausser dem Leibe mit Hülfe der Augen durchschnitten wäre. Das abgeschnittene, noch in Weingeist aufbewahrte, Stück, so wie mehrere andere von solchen Operationen, hat der Hr. Hofr. O. der königl. Societät vorgezeigt. Die Blutung war einen Augenblick stark, wurde aber durch einen mit feinem styptischen Pulver, aus gleichen Theilen Alaun, Arabischem Gummi und Colophonium bestehend, bestreuten und in die Mutterscheide gebrachten Schwamm eben so schnell gestillt. Nachdem die Blutung stand, wurden Schwämme, mit Bleywasser und Essig benetzt, die Entzündung zu mildern, eingebracht, und so bald sich Eiterung auf den Schwämmen zeigte, so wurde diese durch

eiterbefördernde Mittel vermehrt. Der Hr. Hofr. Osiander gebrauchte zu dieser Absicht eine eigene Mischung aus dem Extract grüner Wallnußschalen, Honig und rothem Quecksilberpräcipitat, welches auf Schwämmen vor den abgeschnittenen Theil so genau hingeleitet wird, daß davon der Muttergang nach vorn fast ganz unberührt bleibt. Ist die Eiterung sehr stark, so wird die Mischung in geringerer Quantität und ohne Quecksilberpräcipitat eingebracht, ist sie zu gering, solches zugesetzt und nach Befinden vermehrt. Die Heilung ging bey dieser ersten Operirten unter der innerlichen Anwendung stärkender Mittel, besonders der China, so schnell vor sich, daß die Operirte und Genesene schon in der dritten Woche das Bette verlassen konnte, und in der vierten, völlig genesen, herum ging.

Dieses erste glückliche Unternehmen gab dem Hrn. Hofr. Osiander den Muth, die Operation bald hernach wieder, und bis diesen Sommer zum neunten Mahl, jedesmahl mit demselben glücklichen Erfolg, zu unternehmen, ja eine und dieselbe Frau, bey welcher nach einem Wohlbefinden von drey Jahren der Mutterkrebs wieder ausbrach, zum zweyten Mahl zu operiren, und abermahls mit glücklichem Erfolge. Er behält sich vor, die einzelnen Fälle bey einer andern Gelegenheit umständlich zu erzählen, und gab für jetzt nur folgende Resultate seiner Beobachtungen, welche er in Hinsicht dieser Krankheit und der damit öfters verwechselten andern Krankheiten sowohl in hiesiger Gegend, als im Auslande, wohin ihn der Ruf von dem glücklichen Erfolge dergleichen Operation seit einigen Jahren zu reisen veranlaßte, so vielfältig anzustellen Gelegenheit fand.

Der Scirrhus der Gebärmutter und der Krebs derselben fangen fast immer am äussern Muttermunde an, und gehen von da nach dem Mutterkörper, und ehe das Uebel oft die Hälfte der Gebärmutter zerstört hat, macht der Tod den schrecklichen Symptomen von nagendem Schmerz, Blutung und abscheulichem Geruch ein Ende. Nur in seltenen Fällen fängt ein Geschwür im Grunde der Gebärmutter an, und geht in Krebs über, der keine Heilung zuläßt. Im erstern Falle hingegen kann eine gründliche Heilung durch den Schnitt bewirkt werden, wenn in Zeiten das Krebshafte und Scirrhöse ausgeschnitten wird. Manchmahl wandert der Krebs vom Muttermunde herab in den Muttergang, und dann ist durch den Schnitt ebenfalls keine Heilung zu bewirken. Der wahre Scirrhus und Krebs aber werden sehr oft verkannt und mit andern Uebeln verwechselt.

Erstlich mit der gutartigen Anschwellung und Verdickung der Gebärmutter, welche nach Abortus, Partus praematuros und schweren natürlichen Geburten sich öfters ereignet. Der Mutterhals und Muttermund werden nähmlich, angeschwollen, noch einmahl so dick, als im natürlichen Zustande, und der Frau durch die Schwere und den Druck des ganzen Uterus lästig, und dieser erregt ein Gefühl, als ob er vor den Leib heraustreten wollte. Dieses Dickerwerden ist eine Folge von anhaltender großer Blutanhäufung in und um die Gebärmutter, von Plethora locali, und daher meist mit Hämorrhoidal-Zufällen verbunden, und zwar öfters mit Haemorrhoidibus per vaginam, welche alsdann um so leichter bey den Aerzten und Nichtärzten, selbst bey den im Untersuchen geübten

Geburtshelfern die Täuschung veranlassen, als sey solches ein blutender Mutterkrebs. Diese Anschwellung (ἐξόγκωσις) und Verdickung (σκλήρωμα) der Gebärmutter kann das ganze Leben hindurch unverändert bleiben, ohne bösartig zu werden, wenn keine andere Ursache hinzukömmt. Sie kann gehoben werden, durch Mittel, welche die Plethora localis aufheben; sie kann aber auch in wirklichen Scirrhus und Krebs übergehen, wenn ein örtlicher Reitz oder eine krankhafte Materie, z. B. ein chronisches Exanthem, von der Haut nach der Gebärmutter versetzt, die Anschwellung des Uterus unterhält und vermehrt.

Verschiedene solche, von vielen Aerzten verkannte, Fälle und Ursachen hat der Hr. Hofr. Osiander wiederhohlt zu beobachten und zum Theil glücklich zu heben Gelegenheit gehabt, deren er hier nur kurz erwähnen konnte. In einigen Fällen z. B. hatte ein runder harter Mutterkranz, mit Gewalt eingebracht, den Mutterhals so eingeschlossen und geklemmt, daß davon ein hartnäckiges Sceroma entstand, welches sich, jedoch mit Mühe, noch ohne Operation heben ließ. In einem Falle aber war die Folge eines in der Vagina ganz vergessenen drückenden Mutterkranzes der Mutterkrebs, Lähmung der untern Extremitäten und ein elender Tod.

Eine andere verkannte Ursache des Scleromatis und mehrerer dem Mutterkrebs ähnlichen Symptome ist die Einklemmung einer zurückgebeugten, nicht schwangern, Gebärmutter. Die Falte hinter der Gebärmutter ist bey vielen weiblichen Körpern von einer solchen Beschaffenheit, daß sie oben sehr enge und nach unten weit, ja zuweilen auch durch eine senkrechte Scheidewand in zwey Hälften getheilt ist.

Nach Geburten und bey hartem Stuhldrang wird nun zuweilen der Muttergrund in diese Falte rückwärts hinabgepreßt, und kann sich nicht wieder aufrichten; und die Gebärmutter fängt an aufzuschwellen, einen heftigen Druck auf den After, Ziehen an der Urinblase und heftige Goldaderbeschwerden zu veranlassen. Vier Fälle von der Art sind dem Hrn. Hofr. Osiander zu behandeln vorgekommen, wovon er drey, durch den unglücklichen Ausgang des ersten belehrt, glücklich heilte. Im ersten Fall klagte eine Witwe über beständige Goldaderbeschwerden, und über einen lästigen Druck auf den After, mit öfteren Anwandlungen von Ohnmachten. Sie wurde niemahls untersucht, sondern ihr nur innere und äussere Mittel gegen Goldaderbeschwerden verordnet; plötzlich erkrankte sie an einem Nervenfieber, und starb. Bey der Leichenöffnung fand man die nicht schwangere Gebärmutter zurückgebogen, mit der Tiefe der Falte verwachsen, und hinter dieser ein weit um sich greifendes Geschwür, mit Entzündungsspuren in den Gedärmen und der Milz, und verhärtete Eyerstöcke.

In einem zweyten Fall hatten nach einem Abortus die Hämorrhoidal-Beschwerden lange angehalten, und die schrecklichsten Schmerzen und hartnäckigste Verstopfung verlaßt. Bey der Untersuchung fand sich die Gebärmutter mit einem aussen und hinten an ihr sitzenden Sarcom von der Größe einer ganz großen welschen Nuß, zurückgebogen und eingeklemmt. Das Zurückbringen durch die gewöhnliche Taxis mit den Fingerspitzen gelang nicht. Der Hr. Hofr. O. erfand daher eine eigene Operationsart, welche in den beiden folgenden

Fällen, so wie in diesem, die schleunigste Hülfe leistete. Er brachte sein Ausdehnungswerkzeug von oben nach unten bis auf den Grund des zurück liegenden Uterus, und drehte nun mit einem Mahl das Instrument um. Auf solche Weise kam der Muttergrund plötzlich in die Höhe. Im zweyten Fall war die Gebärmutter, sammt einem birngroßen Polypen, über Jahr und Tag zurückgebeugt, und hatte schwangerschaftähnliche Umstände, Hämorrhoidal-Beschwerden und krebsähnliche Symptome erregt. Der Hr. Hofr. O. erkannte bey der ersten Untersuchung das Uebel, richtete auf die vorige Weise die Gebärmutter auf, dehnte nach einigen Tagen mit demselben Werkzeuge den Uterus aus, und schnitt den Polypen sogleich mit einer eigenen, aufs Blatt gebogenen, Scheere aus dem Grunde aus, wie er es bey allen Polypen zu machen pflegt, von denen er keinen weder ausreißt, noch abbindet. Im dritten und neuesten Falle war die Gebärmutter seit einigen Jahren zurückgebeugt, und hatte die schrecklichsten Beschwerden von Hämorrhoiden, auch Urin- und Stuhlgangsbeschwerden, veranlaßt, welche durch viele warme Klystiere in After und Muttergang noch vermehrt, und von den Aerzten für Beschwerden eines Mutterkrebses gehalten wurden, wovon der Hr. Hofr. O. aber gleich bey der ersten Untersuchung die wahre Ursache erkannte, und durch das eingebrachte Ausdehnungswerkzeug die lange gedauerte Ursache des Uebels schnell hob.

Zweytens wird der Mutterkrebs oft mit Polypen der Gebärmutter, die aufgebrochen sind, und eine stinkende Jauche von sich geben, und mit Sarcomatibus der Gebärmutter verwechselt, welche

gebracht, und festgehalten. Die Genitalien werden durch Ausspritzen gereinigt, und mit Salben erweicht. Das Fungose wird mit den Fingern oder einem Exstirpations-Instrumente weggenommen. Ist die Blutung darauf stark, so wird sie mit einem eingebrachten Schwamm, in Essig und styptisches Pulver getaucht, gestillt; wo nicht, so wird gleich mit der Operation fortgefahren. Zu dem Durchstechen des Uterus bedient sich der Hr. Hofr. Osiander kleiner gebogener Nadeln von nicht gehärtetem Stahl, deren Spitzen sich leicht biegen lassen. Gehärtete Nadeln setzten in die Gefahr, daß sie abbrächen, und die abgebrochenen Spitzen alsdann in den verborgenen Theilen vielleicht nie wieder aufgefunden werden, aber den größten Schaden anrichten könnten. — Das Durchstechen der Nadeln durch den Uterus macht, bis man sich durch Uebung die nöthige Fertigkeit erworben hat, die größte Schwierigkeit; wie weit man es aber darin bringen kann, beweiset unter anderm der Umstand, daß, als im verwichenen Jahr bey einer öffentlichen Operation in dem hiesigen Accouchir-Hospital sich der Fall ereignete, daß die durchgezogenen Fäden aus der bereits im Uterus steckenden Nadel ausgezogen wurden, der Hr. Hofr. Osiander die Nadel stecken ließ, und die Fäden innerhalb der Vagina durch das Nadelöhr führte, ohne sich eines Lichtleiters zu bedienen. Der sehende Operateur kann und muß in solchem Fall eben die Präcision und Geschicklichkeit durch Uebung bekommen, welche sich viele Blinde erwarben, da er ohnehin ganz wie ein Blinder handeln muß. Ein Nadelhalter kömmt nur bey dem

Einführen der Nadeln, sonst nicht, zu statten; das übrige Durchstechen müssen die Finger allein, so wie alles Uebrige, nach dem Gefühl unterscheiden. Die Stiche gehen sowohl von hinten nach vorn, als von vorn nach hinten, und von der Seite. Die größte Vorsicht ist nothwendig, daß die Nadeln nicht zu weit gehen, sich in dem Muttergang anhaken, oder in eines von den arteriösen oder großen venösen Gefäßen hinter der Vaginal-Haut kommen. Dieß zu verhüten, muß der Operateur seine Finger preis geben; die Spitze der hervorstechenden Nadel sogleich mit der Fingerspitze umbeugen, und mit einer kleinen Zange fassen und anziehen. Ohne Nadelstiche in die Finger gehet es dabey nicht ab, und man sollte glauben, da nachher die Finger noch lange in der scharfen Jauche arbeiten müssen, eine gefährliche Ansteckung sey unvermeidlich. Der Hr. Hofr. Osiander ist aber davon immer frey geblieben, indem er gleich nach geendigter Operation die Hände wiederhohlt mit Seife wäscht, dann die Stichwunden mit verdünntem flüchtigem Laugensalz auswäscht, und zuletzt anhaltend aussaugt, ohne nachher auf die Wunden etwas Eitermachendes zu legen. Nach vier bis sechs Tagen sind die Stichwunden ohne alle weitere Folgen heil.

Durch die Nadeln wird vierfacher gewichster Zwirn gezogen. Manchmahl sind zwey durchgezogene Fäden hinreichend, die Gebärmutter in den Muttergang herabzuziehen; ein ander Mahl erfordert der Umfang vier Fäden.

Eine irrige Vorstellung haben manche Aerzte von dieser Operation, welche glauben, die Gebärmutter müsse vor den Leib herausgezogen, und

zum gänzlichen Vorfallen gebracht werden. Eben so irrig ist diejenige Vorstellung, nach welcher Einige glauben, die ganze Gebärmutter werde ausgeschnitten, und deßwegen die Operation des Mutterkrebses, als unmöglich, läugneten oder verwarfen.

Durch die Fäden wird nur der ganze Uterus in der Tiefe der Vagina zum Abschneiden fixirt. Das tiefe Herabziehen wird aber zuweilen durch das Verwachsen des äusseren Muttermundes mit dem Netze sehr erschwert. — Als neulich, aus gleicher Ursache, der Uterus nicht in die Tiefe herab dem Ziehen an den Fäden folgen wollte, die Fäden selbst aber bey dem Einführen des Bistouri aus Versehen durchschnitten wurden, so ergriff der Hr. Hofr. Osiander geschwind eine Blasensteinzange, faßte den Uterus am Orificio damit, und schnitt den Cervix ab.

Das Krebshafte und Scirrhöse braucht nur bis auf das Gesunde ausgeschnitten zu werden. Das Gesunde unterscheidet man nach dem Gefühl durch die glattere Oberfläche und elastische Festigkeit von den rauhen und holzartigen Scirrhositäten.

Das gebogene Bistouri muß schmal und stark, scharfschneidend und vorn abgerundet seyn, dicht auf den Cervix, so hoch wie möglich, geführt werden, während ein Gehülfe die Lefzen der Geschlechtstheile von einander hält. — Der Schnitt wird im Bogen geführt: erst kräftig, dann langsam, um die Vagina nicht zu verletzen. — Dieß ist die eine und des Hrn. Hofr. Osiander älteste Operationsart.

Die zweyte ist folgende: Wenn der Cervix bereits größten Theils vom Krebsschwamm zer-

wichter, weit ausgedehnt, und die Höhle voll höckerichten carcinomatösen Schwammes ist, die Gebärmutter sich nicht mehr mit den Nadeln fassen und herabziehen läßt, so bringt er die zu operirende Kranke in eine fast horizontale Lage, läßt einen Gehülfen, mit der Faust auf die Gegend des Fundi uteri gelegt, die Gebärmutter herabdrücken, fixirt den Muttergrund in der Aushöhlung des Ossis sacri mit dem Zeigefinger der linken Hand, den Mittelfinger und Goldfinger steckt er in die Gebärmutter, und schneidet nun, während diese Finger die Scheerenschnitte leiten, mit einer aufs Blatt gebogenen Scheere und seinem Exstirpations-Instrumente alles Schwammige, Unebene und Scirrhöse in kleinen Stücken aus. So bald dieß geschehen ist, füllt er die Höhle mit Badeschwamm, welcher in Wein und das gemeldete styptische Pulver getaucht worden, aus, und verfährt bey der Heilung auf die bereits erwähnte Weise.

Diese Operation ist, nach der Aussage aller Frauen, welche sie aushielten, lange nicht so schmerzhaft, als man sich vorstellt, und die Heilung geht über alle Erwartung schnell vor sich. Die Natur scheint bey keinen Theilen des menschlichen Körpers in Reproducirung des Verlornen und Heilung des Verletzten thätiger zu seyn, als bey den Zeugungstheilen beiderley Geschlechts. Mit Erstaunen sieht man z. B. in vier Wochen ein durch Brand verlornes Scrotum wieder ersetzt, und mit Verwunderung den völlig abgeschnittenen Cervix zu einem Quasi-Muttermund in wenigen Wochen regenerirt, und aus dem restirenden halben Uterus nach wenigen Wochen die Menstruation wieder regelmäßig hervorfließen.

Die Dauer der Heilung ist sehr verschieden, so wie sie es bey allen Krebs-Operationen zu seyn pflegt. — Ein Umstand und Erfahrungs-Resultat ist schon von großer Wichtigkeit, nähmlich daß bey dieser, mit so großer Schwierigkeit im Verborgenen zu unternehmenden, Operation bis jetzt nicht Eine Operirte während der Operation, oder in und während der Heilung gestorben ist. Alle heilten erst, und einige starben nach Jahr und Tag an ganz andern Zufällen, wie Nervenschlag, Wassersucht und dergl., oder das Uebel erneuerte sich bey neuer Ursache plötzlich wieder, und nahm schnell und unheilbar überhand; andere blieben drey und mehrere Jahre lang gesund.

Je früher sich eine Kranke zur Operation entschließen kann, von desto längerer Dauer wird die Genesung seyn; und je strenger sie eine nachher angeordnete Diät beobachten kann, desto eher wird sie dadurch auf immer von dem Uebel befreyet bleiben.

Genug, daß die Kunst bey einem bis jetzt von Seiten der Wundarzneykunst für unheilbar erklärten Uebel gezeigt hat, daß sie mehr vermag, als man sich je dachte, und daß dadurch eine neue Bahn für die Heilkunde eröffnet ist, von welcher sich die leidende Menschheit Trost und Hülfe versprechen darf. — Möchten nur recht Viele sich den Muth und die Fertigkeit zu verschaffen trachten, welche dazu gehören, dergleichen Operationen mit Sicherheit zu unternehmen, und mit glücklichem Erfolge auszuführen!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 15. August 1808.

Paris.

Supplément à l'Hérodote de Larcher, ou Chronologie d'Hérodote, conforme à son texte, en réfutation des hypothèses de ses traducteurs et commentateurs, par *C. F. V.* (*Volney*). Chez Courcier 1808. 82 Seiten in Octav. Die gegenwärtige, zwar kleine, aber scharfsinnige, Schrift ist einigen chronologischen Untersuchungen über die Medische, Lydische und frühere Griechische Zeitrechnung, nach Herodots Angaben, gewidmet; und, wie schon der Titel erwarten läßt, weissentheils gegen Hrn. Larcher gerichtet. Sie bezieht sich also nur auf die Zeiten vor dem Persischen Reiche; und auch hier gehet die Absicht des Verfassers nicht sowohl dahin, eine neue Chronologie zu begründen, als nur einzelne Facta chronologisch zu fixiren; wornach allerdings dann andere wiederum geordnet werden müssen. Er gründet diese Forschungen auf eine, von seinen Vorgängern abweichende, Methode, indem er Herodot allein aus sich selbst erklärt; während die früheren

Chronologen andere Angaben mit zu Hülfe nahmen, und sich dadurch in Widersprüche verwickeln. Gegen diese Verfahrungsart läßt sich gewiß nichts mit Grunde einwenden; wenn gleich Herodot keine allgemeine Zeitrechnung gebraucht, so hatte er darum doch seine Chronologie; und könnte man daran noch zweifeln, so würden es eben diese Versuche deutlicher machen, wie sorgfältig auch hier der Vater der Geschichte gewesen war, die Materialien seines Werkes chronologisch zu ordnen, ehe er die Ausarbeitung unternahm. Damit ist indeß noch nicht erwiesen, daß Herodots Zeitbestimmungen durchaus die richtigen waren. Die Schriftsteller über allgemeine Chronologie mußten allerdings auch die Angaben Anderer berücksichtigen; und verdienen darüber keinen Tadel, viel weniger bittern Tadel. Bey einem Werke, wie das des Hrn. Larcher, machen ohnedem die chronologischen Bestimmungen zwar einen Gegenstand, aber doch immer nur einen untergeordneten Gegenstand, der Untersuchungen aus. Aber der Weg, den unser Verf. betreten hat, bleibt darum doch ein herrlicher Weg, und würde, ganz zurückgelegt, zu einem glänzenden Ziele führen; zu einer Chronologie des frühern Alterthums; die sich wahrscheinlich bald als die richtigste bewähren würde. Wir folgen unserm Verf. jetzt nach den einzelnen Puncten. Der erste betrifft das Datum der von Thales vorausgesagten Sonnenfinsterniß; wodurch der Krieg zwischen dem Kyaxares und Alyattes geendigt ward. Wir lernen nur aus Herodot, daß dieses Ereigniß im sechsten Jahre des Krieges eintrat; aber nicht, in welchem Jahre seiner 40jährigen Regierung. Die Bestimmungen der Chronisten schwanken hier nun ausserordentlich, zwischen 583 bis 607 vor Christo. Von Larcher war das Jahr

597 als das wahrscheinlichste angenommen; jedoch mit dem Zusatz: *que cette époque n'est pas sûre, vû les variantes des auteurs;* ein Bekenntniß, worin selbst ein erwiesener Irrthum seine Entschuldigung findet. Auch Er hatte, wie seine Vorgänger, die Angaben Anderer, des Cicero, Plinius und Solinus, zu Rathe gezogen; wodurch die Sache verwirrt wurde. Indem Hr. B. nun, mit Beyseitsetzung dessen, bloß die chronologischen Angaben des Herodot aufzählt und neben einander stellt (das Jahr 634 nimmt er, mit seinen Vorgängern, als das Antrittsjahr der Regierung des Kyaxares an): so kömmt er zu dem Resultat, daß die Finsterniß nicht früher, als 627, und nicht später, als 625 vor Chr. gefallen seyn kann. Er vergleicht damit die Tafeln von Pingré über die Finsternisse in den nächsten 1000 Jahren vor Anfang unsrer Zeitrechnung; und findet eine Central-Sonnenfinsterniß 19. Sept. 627, die aber nur für Ostasien sichtbar war; eine sehr partielle 14. Febr. 626, die deßhalb beide nicht passen: aber eine Central-Sonnenfinsterniß 3. Febr. 625 von 22° O. L. von Paris war in ganz Asien sichtbar; die er daher für die Sonnenfinsterniß des Thales erklärt. Wir glauben schwerlich, daß gegen diese Meinung, die auch noch durch mehrere Nebenumstände von dem Verf. bestätigt ist, in so fern man Herodot aus sich selber erklärt, eine gegründete Einwendung gemacht werden kann. Nach diesem Datum ordnen sich alsdann natürlich auch die andern Begebenheiten der Regierung des Kyaxares (so fällt z. B. der Einbruch der Skythen in Vorderasien nicht, wie er sonst angesetzt wird, 633, sondern 626); und dem Verf. bleibt das Verdienst, diese genauer bestimmt zu haben. Uebrigens fällt er in dem Todesjahr des Königes wieder mit der gewöhn-

lichen Zeitrechnung zusammen, wie sich von selbst ergibt, da auch das Antrittsjahr nicht differirt. — Der zweyte Punct, woran sich die Lydische Zeitrechnung reihet, ist die Einnahme von Sardes durch Cyrus. Unser Verf. setzt diese, indem er wiederum, nach Vergleichung aller von Herodot selber angegebenen Data, ihn bloß aus sich selber erklärt, in das Jahr 557 vor Chr., statt daß Larcher und Andere sie 545 setzen; also um zwölf Jahre später. Herodot hat hier aber noch ein gleichzeitiges Datum angegeben, I. cap. 65. Nachdem er nähmlich die Geschichte der Usurpation des Pisistratus eingewebt, bis zu dessen dritten und dauernden Herrschaft, setzt er hinzu, so sey es damahls in Athen gewesen, als Crösus das Orakel befragt habe. Dieß damahls haben die Ausleger von der dritten Occupation des Pisistratus verstanden; der Verf. hingegen versteht es, um seine Meinung zu beweisen, von der ersten. Allein nach dem Zusammenhange und nach der Art, wie Herodot sich ausdrückt, können wir uns davon nicht überzeugen. Wer Herodot ohne vorgefaßte Meinung lieset, kömmt gewiß nicht auf diese Idee; und Herodot ist nicht der Schriftsteller, der seine Leser durch zweydeutige Ausdrücke irre führt. Die Sache verdient auch noch aus einem andern Grunde eine weitere Untersuchung. Herodot führt gleich darauf in Sparta die Regierung der beiden Könige Leon und Hegesicles als gleichzeitig an; es wird also darauf ankommen, dieser ihre gemeinschaftlichen Regierungsjahre genau zu bestimmen. — Die dritte Untersuchung betrifft einige Puncte in dem Leben des Solons, nähmlich seine 10jährige Reise, die der Verf. zwischen 574 oder 573 und 564 oder 563 setzt; also zunächst vor der ersten Usurpation des

Pisistratus, die ins Jahr 561 oder 560 fällt. — Hierauf über die Zeitrechnung des Thales. Wir heben hier eine feine Bemerkung aus: Manche der Griechischen Weltweisen waren von unbekannter Herkunft; und darum wußte man ihr Alter so wenig gewiß. Erst in späteren Jahren machten sie sich bemerken; wer könnte da noch leicht ihr Geburtsjahr zuverlässig erfahren? Deßhalb sind so manche Angaben der Art beym Diogenes von Laerte so unzuverlässig. Die Angabe dieses Schriftstellers, daß Thales bey der Armee des Crösus gewesen sey, als er gegen Cyrus zog, und ihm den Rath ertheilt habe, den Halys abzuleiten, wird sehr gut aus Herodot widerlegt: da Herodot sie als eine Sage erzählt, der er selber keinen Glauben beymesse, da die Brücken noch vorhanden seyen, auf denen Crösus den Fluß passirt habe. Der Verf. endigt seine Abhandlung noch mit der Untersuchung über die zerstreuten Nachrichten des Herodot von den Einbrüchen der Cimmerier in Asien. Das Resultat derselben ist, daß diese Einfälle sich auf zwey reduciren lassen, wovon der frühere unter Ardys, der spätere in die Periode des Alyattes und Kyaxares, um die Zeit der Sonnenfinsterniß des Thales, fällt.

Der Verf. verspricht am Ende noch weitere Untersuchungen über die Chronologie der Assyrer und Babylonier, die, besonders die letztere, noch reichhaltiger werden müssen. Wir hoffen, daß ihn diese Untersuchungen von selbst zu der Aufstellung einer allgemeinen Chronologie Herodots vor Cyrus, oder bis ans Ende der Regierung des Cyrus, führen werden; nach der hier beobachteten Methode, einzig und allein die Data aus dem Schriftsteller selber zu sammeln und zu vergleichen; und daraus seine Resultate zu ziehen; ohne alle Rücksichten auf

andere, seyen es alte oder neue, Schriftsteller; wodurch sonst nur die Aufmerksamkeit unnöthig unterbrochen wird; die dieß nirgends weniger verträgt, als bey chronologischen Untersuchungen. Erst alsdann wird es auch möglich seyn, über eine solche einzelne Schrift, wie die gegenwärtige, mit Zuversicht zu urtheilen; da sonst so leicht irgendwo einzelne, nicht bemerkte, Data stecken können, welche den Gegnern günstig sind, oder doch scheinen könnten. Eine solche Arbeit, ganz mit der Klarheit und Simplicität durchgeführt, wie es hier bey einzelnen Puncten geschehen ist, würde vielfach belehrend seyn; denn wir sind der festen Ueberzeugung, daß die Chronologie des Herodots eben so gut einen eigenen Commentar verdiene, als er seiner Geographie zu Theil geworden ist.

Eben daselbst.

Bey Du Menil Le Sueur: Traité élémentaire de Physique, de Chimie et de Physico-mathématiques, par *J. B. Jumelin*, Docteur Régent, Professeur de l'ancienne faculté de Médecine de Paris, et Professeur de Physique et de Chimie au Lycée Impérial. *Tome premier*, contenant la Physique et la Chimie. 570 Octavseiten. 1806.

Noch im Jahre IX (1801) habe es in Frankreich an einem Lehrbuche der Physik gefehlt, worin auch die neuern, etwa seit 30 Jahren gemachten, Entdeckungen zu finden seyen. Der Verfasser sah sich also genöthigt, selbst ein solches auszuarbeiten, und die Hauptsätze desselben seinen Eleven in die Feder zu dictiren, damit sie sich des mündlichen Vortrags desto lebhafter wieder erinnern möchten. Nachher seyen zwar mehrere,

zum Theil sehr schätzbare, Lehrbücher erschienen. Da aber jeder Lehrer seinen eigenen Gang befolge, so habe ihn dieß bewogen, auch das seinige drucken zu lassen. Er habe sich bemüht, die vorzüglichsten Lehren mit möglichster Klarheit und Kürze vorzutragen. Was für eine Ordnung im Ganzen herrscht, wird aus folgender Uebersicht erhellen. Zuerst ein paar Worte im Allgemeinen über die Qualitäten der Körper. Von deren Eintheilung in organische und unorganische, und den besondern Gegenständen der Naturgeschichte, Physik und Chemie. Nun insbesondere von der Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit, Beweglichkeit, Trägheit. Ueber das Maaß der Kräfte; Von der allgemeinen Anziehung, von der Schwerkraft, und dem davon abhängenden hydrostatischen Grundgesetze. Vom Drucke der Flüssigkeiten gegen den Boden und die Wände eines Gefäßes. Vom Drucke der Luft. Barometer, Luftpumpe, Heber, specifisches Gewicht der Körper; Von der gleichförmig beschleunigten Bewegung; Von den Verwandtschaften. Modificationen der Körper, welche von der attraction d'aggrégation abhängen. Festigkeit, Flüssigkeit, Figurabilität, Porosität, Elasticität, gelegentlich insbesondere von der Elasticität der Luft, und dem Höhenmessen vermittelst des Barometers. Von den Attractions exercées par les corps en masse sur les corps molécules. Von den Haarröhrchen, und Hygrometern. Modificationen der Körper, welche von der attraction de composition abhängen. Von den Elementen der Körper. Licht, Wärmestoff, electrische Materie. Von den electrischen Erscheinungen. Franklin's System, dualistisches System. Galvanismus,

andere, seyen es alte oder neue, Schriftsteller; wodurch sonst nur die Aufmerksamkeit unnöthig unterbrochen wird; die dieß nirgends weniger verträgt, als bey chronologischen Untersuchungen. Erst alsdann wird es auch möglich seyn, über eine solche einzelne Schrift, wie die gegenwärtige, mit Zuversicht zu urtheilen; da sonst so leicht irgendwo einzelne, nicht bemerkte, Data stecken können, welche den Gegnern günstig sind, oder doch scheinen könnten. Eine solche Arbeit, ganz mit der Klarheit und Simplicität durchgeführt, wie es hier bey einzelnen Puncten geschehen ist, würde vielfach belehrend seyn; denn wir sind der festen Ueberzeugung, daß die Chronologie des Herodots eben so gut einen eigenen Commentar verdiene, als er seiner Geographie zu Theil geworden ist.

Eben daselbst.

Bey Du Menil Le Sueur: Traité élémentaire de Physique, de Chimie et de Physico-mathématiques, par *J. B. Jumelin*, Docteur Régent, Professeur de l'ancienne faculté de Médecine de Paris, et Professeur de Physique et de Chimie au Lycée Impérial. *Tome premier*, contenant la Physique et la Chimie. 570 Octavseiten. 1806.

Noch im Jahre IX (1801) habe es in Frankreich an einem Lehrbuche der Physik gefehlt, worin auch die neuern, etwa seit 30 Jahren gemachten, Entdeckungen zu finden seyen. Der Verfasser sah sich also genöthigt, selbst ein solches auszuarbeiten, und die Hauptsätze desselben seinen Eleven in die Feder zu dictiren, damit sie sich des mündlichen Vortrags desto lebhafter wieder erinnern möchten. Nachher seyen zwar mehrere,

zum Theil sehr schätzbare, Lehrbücher erschienen, da aber jeder Lehrer seinen eigenen Gang befolge, so habe ihn dieß bewogen, auch das seinige drucken zu lassen. Er habe sich bemüht, die vorzüglichsten Lehren mit möglichster Klarheit und Kürze vorzutragen. Was für eine Ordnung im Ganzen herrscht, wird aus folgender Uebersicht erhellen. Zuerst ein paar Worte im Allgemeinen über die Qualitäten der Körper. Von deren Eintheilung in organische und unorganische, und den besondern Gegenständen der Naturgeschichte, Physik und Chemie. Nun insbesondere von der Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit, Beweglichkeit, Trägheit. Ueber das Maaß der Kräfte; Von der allgemeinen Anziehung, von der Schwerkraft, und dem davon abhängenden hydrostatischen Grundgesetze. Vom Drucke der Flüssigkeiten gegen den Boden und die Wände eines Gefäßes. Vom Drucke der Luft. Barometer, Luftpumpe, Heber, specifisches Gewicht der Körper; Von der gleichförmig beschleunigten Bewegung; Von den Verwandtschaften. Modificationen der Körper, welche von der attraction d'aggrégation abhängen. Festigkeit, Flüssigkeit, Figurabilität, Porosität, Elasticität, gelegentlich insbesondere von der Elasticität der Luft, und dem Höhenmessen vermittelst des Barometers. Von den Attractions exercées par les corps en masse sur les corps molécules. Von den Haarröhrchen, und Hygrometern. Modificationen der Körper, welche von der attraction de composition abhängen. Von den Elementen der Körper. Licht, Wärmestoff, electrische Materie. Von den electrischen Erscheinungen. Franklin's System, dualistisches System. Galvanismus,

Luftelectricität, Turmalin, electrischer Aal u. s. w. Magnetismus. Nun der Ordnung nach die ponderablen Elemente. Oxygen, Azot, Hydrogen, Carbone, Phosphor, Schwefel, Metalle, Erden (Kieselerde, Alaunerde, Glucinerde, Circonerde und Yttererde). Kalien (Pottasche, Baryt, Soda, Strontian). So weit die Physik im engern Sinne. — Von S. 253 an Chemie. Zuerst der Ordnung nach alle Körper, welche aus zwey (ponderablen) Elementen zusammengesetzt sind (composés binaires). Dann die Composés ternaires (Salze). Hierauf das Allgemeinste über die Bestandtheile der Fossilien, und ihre Zerlegung. Untersuchung der Mineralwasser, der Vegetabilien, und endlich der thierischen Substanzen. — Der chemische Theil dieses Lehrbuchs hat unstreitig Vorzüge vor dem physischen, welcher uns gar zu oberflächlich (jedoch vielleicht hinreichend für die Schüler der Lyceen), übrigens aber nicht in der besten systematischen Ordnung behandelt zu seyn scheint. Eigene Ideen des Verfassers haben wir eben nicht bemerkt. Hin und wieder ist auch etwas zur Meteorologie Gehöriges beygebracht. Den Donner sieht der Verfasser als den Erfolg einer combustion du gaz hydrogène, accumulé en grande masse, et enflammé par l'etincelle électrique, und des dadurch entstandenen leeren Raumes an, und das Rollen des Donners sey nur ein Wiederhall von den Wolken.

S. 1266 in der Mitte: "die unter Nr. 5. angeführte Schrift" —
muß verbessert werden: Nr. 3.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1808.

Paris.

Bey Migneret: *Recherches sur l'origine et la signification des Constellations de la Sphère Grecque.* Par *C. G. S.* Traduite du Suedois. Avec cartes et planches. 1807. 151 Octavseiten.

So viele Versuche auch gemacht worden sind, die Entstehung der Sternbilder zu erklären; so war doch zu vermuthen, daß noch mehrere nachfolgen würden, weil sich noch viele Combinationen denken ließen, wenn man bloß einmahl von Hypothesen dabey ausgehen will, ohne auf die Bemerkungen der Alten, so wenig auch derselben sind, Rücksicht zu nehmen. Der Verfasser gegenwärtiger Schrift hält die Sternbilder für Sinnbilder, welche das Vaterland ihres Erfinders darstellen sollen. Er glaubt, daß sie ein Ganzes ausmachen, nach Einem Systeme und nach Einem Plane von Einem Erfinder entworfen wären. Man müsse bey Erklärung derselben nicht von den Sternbildern des Thierkreises, sondern vom Pole der Ekliptik selbst ausgehen. Von hier aus zieht der Verf. 12 Linien, welche die Eintheilung bestimmen. Da die Sternbilder

um den Südpol nicht in den alten Verzeichnissen der Griechen vorkommen; so müsse man, glaubt der Verf., das Vaterland des Erfinders nördlicher suchen. (Obgleich in dieser Bemerkung manches Wahre liegt, und zu guten Resultaten führt, wenn man sie weiter verfolgt; so darf man doch deßwegen nicht aus dem Horizont der Griechen hinausgehen. Daß der Erfinder, wenn es bloß einen einzigen gab, nicht in der heissen Zone lebte, ist offenbar.) Das Sternbild des Schiffs ist ihm ein Beweis, daß der Erfinder unter einem Volke und zu einer Zeit lebte, wo die Schifffahrt schon ziemlich vervollkommnet war. Folglich dürften weder die Aegypter, noch die Babylonier, auf die Ehre der Erfindung Anspruch machen, noch weniger die Griechen. Auch darf man dabey nicht in ein zu hohes Alterthum zurückgehen, sondern mit Jones höchstens 1400 Jahre vor unsrer Zeitrechnung, und zwar auch wieder nach der Lage der Koluren. Sonach können die Sternbilder auf keine Gegend besser passen, als auf die (westliche) um das **Kaspische Meer** und um den **Kaukasus**, besonders auf die **Stadt Baku**. Der **Krebs** stellt die ehemahlige Gestalt und Lage dieser Stadt am Meere selbst vor, der **Löwe** die trockene Gegend um dieselbe. Das **Schiff**, und der **Felsen** dabey (wie er in **Beyer's** Abbildung steht, und den die Alten nicht kannten) bedeuten, daß dasselbe mit vollen Segeln in einen von Felsen beschützten Hafen einläuft; wie sich die Gegend am Kaspischen Meere zeigt. Die große **Wasserschlange** deutet die Adern von Naphtha an, die sich in der Gegend findet. Der **Rabe** hat mit der Naphtha einerley Farbe; der **Becher** drückt die Art aus, wie man sie aufbewahrt. Der **Drache** am Nordpol bezeichnet den Schnee und die Menge

Wasser, welche daraus entsteht, wenn er durch die Sonnenwärme schmilzt, und die Wälder in der Nähe erfüllt. Die Festigkeit zeigen die Windungen des Drachen um den Pol, die Flüssigkeit des Wassers die andre Hälfte des Körpers, die ohne Krümmungen ist. Der große Bär, welcher sich bis zum Schwanze des Drachen erstreckt, und über den Löwen und Krebs ausgebreitet ist, ist eine Anspielung auf die Wälder von Lesghistan längs der Wüste von Baku, welche durch den Löwen dargestellt ist. Der kleine Bär über demselben bedeutet durch seine kleine Gestalt die stockende Vegetation (rabougrie) auf den hohen Bergspitzen. Arktophylax, das Haar der Berenice (welches, nach dem Verfasser, seiner ersten Gestalt nach eine Garbe war, wie es Beyer darstellt, und das Conon nur aus Galanterie verwandelte), und die Jungfrau sind Sinnbilder der Fruchtbarkeit dieser Gegend und ihrer Nachbarschaft, besonders zwischen der Stadt Derbend und dem Flusse Atatchai. Die beiden ersten Bilder gehen überhaupt auf den Ackerbau, die Jungfrau aber vorzüglich auf die Cultur des Reises. Die Hindus nähmlich sagen ausdrücklich, daß die Kornähre in der Hand der Jungfrau eine Reisähre sey. Auch die Flügel derselben scheinen sich auf die Reisfelder zu beziehen, die stets unter dem Wasser stehen, und über welchem die Jungfrau zu schweben scheine, wie ein Schwan. Die Wage ist ein Zeichen des Handels, welches sich auf Derbend bezieht, so wie die nördliche Krone die Grenze dieser Stadt anzeigt, weil das Wort Krone in einigen Sprachen Grenze bedeutet. Der Centaur mit dem Wolfe zeigt die Gefahr an, in welche man durch die Räuber in dieser Gegend gesetzt wird. Der Schlangenträger, be-

sonders aber die Schlange, welche er in der Hand hält, deutet auf die schnell hervorsprudelnden Quellen und den Lauf derselben, wodurch die warmen Schwefelbäder in der Gegend um Derbend entstehen. Der Skorpion bezeichnet die Hautkrankheit, gegen welche diese Bäder gebraucht werden. Herkules oder Engonasin ist wahrscheinlich das Symbol eines Menschen, der sich auf die Knie stützt, um sich gegen den Fall zu sichern, weil um diese Bäder der Weg über Felsen so sehr gefahrvoll ist, daß man leicht ausgleiten und herabstürzen kann. Auf der andern Seite vom Kur ist die Ebene Mugann fruchtbar an Viehweiden. Man hat sich wahrscheinlich derselben bedient, um eine zahlreiche Cavallerie zur Vertheidigung des Landes zu unterhalten. Einen solchen Reuter soll der Schütze vorstellen, was auch seine Waffen anzeigen. Die Krone zu dessen Füßen drückt den guten Zustand der Armee aus, wenn sie die Grenze passirt, und der Altar den Sieg, den sie über ihre Nachbarn davon trägt. Der Steinbock bezeichnet den Araxes, und die Gazellengestalt, welche der Verf. nach der Indischen Astronomie für die ursprüngliche hält, die Schnelligkeit seines Laufs. Der Adler, der Delphin und der Pfeil, welche über dem Steinbock stehen, beziehen sich auf einige besondere, diesen Fluß betreffende, Umstände, nähmlich auf die Katarakten von Eresbar. Der Adler ist nähmlich ein Raubvogel, der sein Nest auf steile Felsen bauet. Hier ist er das Bild der Berge, welche diesen Fluß einengen. Der Adler scheint zu fallen: dieses deutet auf die Höhe. Der Delphin, welcher abwechselnd schwimmt und untertaucht, zeigt durch die bewundernswürdige Geschmeidigkeit seines Körpers die raschen Bewegungen der Wellen eines Wasserfalles an. Der Pfeil ist beynahe in allen

Sprachen ein Ausdruck der Schnelligkeit. Unter diese Gruppe hat der Erfinder einen Schwan gesetzt, mit ausgestrecktem Halse. Dieser Vogel liebt ruhige Wasser, und kann daher angesehen werden als das Bild eines Sees. Und in der That findet man an der linken Seite des Araxes einen beträchtlichen See unter dem Nahmen Deria Chirin. Die Leyer bedeutet das Gebirge Ararat, an der andern Seite des Araxes: dasselbe ist in zwey Spitzen gespalten, so wie die Leyer oben getheilt ist. Ueberdieß kann dieses Instrument auch noch das Geräusch der vulcanischen Ausbrüche bezeichnen; und vielleicht sollte die Erzählung vom Orpheus dasselbe ausdrücken. Die Gruppe des Wassermanns, des südlichen Fisches und des Pferdes bezeichnen den Fluß Kur. Die beiden ersten Bilder sprechen sich selbst aus, das des Pferdes aber bedeutet eine Caskade, theils durch die springende Gestalt, theils durch die ausgebreiteten Flügel, als ein besonderes Symbol des mit Ungestüm von der Höhe des Kaukasus herabstürzenden Wassers. Die Fische im Thierkreise sind Sinnbilder von verwüstenden Strömen, welche beym Schmelzen des Schnees und bey Regengüssen Ueberschwemmungen im Kaukasus verursachen. Andromeda, die mit Ketten an den Felsen gefesselt ist, ist das Bild der Nothwendigkeit, in welcher alle schwache Personen sind, die sich an Felsen anklammern müssen, um nicht durch die Fluthen fortgerissen zu werden. Aber Männer, wie Perseus, suchen schnell den Strömen Luft zu machen, und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dieses muß am Kaukasus oft der Fall seyn, besonders, wenn man Reineggs Beschreibung vergleicht, bey Terek. Die Thätigkeit, welche dabey herrschen muß, ist durch die geflügelten Sohlen des Perseus ausgedrückt. Eisschollen, von welchen

von allen Seiten Wasser herabtrieft, können auch durch das Bild von Schlangen dargestellt werden, daher der Kopf der Medusa. Der schiefliegende Triangel bezieht sich auf Grenzsteine, die durch die Fluth umgeworfen sind. Cepheus und Cassiepeia sind zwey königliche Personen, welche sich über das durch Ueberschwemmungen verursachte Unglück und den Ruin vieler Familien beklagen. Der Wallfisch drückt die Ueberschwemmungen des Kur aus. Man sieht zugleich, warum der Widder und der Stier in den Stellungen sich befinden, als ob sie sich zu retten suchen wollten. Der Widder muß daher springend dargestellt werden, nicht, wie gewöhnlich, liegend, und der Stier in einer schrägen, streitenden Stellung, den Körper in den Wellen verborgen. Manilius und Arat's Zeichnungen sind also nicht richtig. Eben so wenig darf der Stier den Ackerbau bedeuten. Der über ihm stehende Fuhrmann, oder vielmehr Schäfer, nach Kircher, scheint denselben an einem Seile herauszuziehen. Eridanus ist überdieß der Kur selbst. Auch der Hase und Orion scheinen Furcht und Flucht vor der Fluth auszudrücken. Die Zwillinge und die Hunde endlich sollen das Bild der Sklaverey seyn, welche die wilden Völker des Kaukasus über ihre Gefangenen ausüben. — Rec. glaubt durch eine genaue Relation einer weitläuftigen Beurtheilung der Ideen des Verf. überhoben zu seyn. Er begnügt sich nur damit, noch einige Worte über die Grundsätze hinzu zu fügen, nach denen der Verf. bey Aufstellung seines Systems handelte, und welche in dem ersten Theile seiner Schrift enthalten sind. Gleich im Anfange legt er selbst das Geständniß ab, daß es mehrere mögliche Fälle gebe, die Entstehung der Sternbilder zu erklären, daß die Unter-

suchungen dieser Art sehr unfruchtbar wären, und daß der Gegenstand selbst vieles Geheimnißvolle enthalte. Das letztere fällt größten Theils hinweg, wenn man den Weg nicht verläßt, den uns die Wahrscheinlichkeit, die Geschichte, und die Schriften der Alten zeigen. Die Natur der Sache lehrt nähmlich, daß diese Gruppirungen nicht alle auf einmahl haben entstehen können, und die Nachrichten der Alten bezeugen, daß sie nicht so entstanden sind. Es war natürlich, daß die auffallenden Figuren zuerst Gelegenheit gaben, dem Gedächtnisse bey Auffindung der Sterne zu Hülfe zu kommen, und die späteren Mathematiker, bey vermehrtem Bedürfnisse und erweiterter Himmelskunde, zur Nachahmung reitzte, wobey freylich die Phatasie ihr Spiel trieb, ohne daß man immer nach einem hinreichenden Grunde fragen darf, noch kann. So sehr daher auch Rec. den Scharfsinn, die Belesenheit und die Combinationsgabe des Verf., der alles durch Nachrichten von der Gegend zu belegen sucht, bewundert, und ihm gern das Zeugniß ertheilt, daß er seine Hypothese consequent durchgeführt hat; so muß er doch auf der andern Seite bedauern, daß sich derselbe eben dadurch zu falschen Ansichten hat verleiten lassen. Wahr ist es nähmlich, daß die Sternbilder kein sehr hohes Alterthum haben, und richtig die Bemerkung, daß die Bestimmung des Weltpols den Alten nicht so leicht war, und erst nach langer Erfahrung ein befriedigendes Resultat gab. Dagegen leuchtet es dem Rec. auch nicht ein, daß der Pol der Ekliptik durch die Windungen des Drachen mit besonderer Sorgfalt angegeben sey, wahrscheinlich weil der Verfasser die Absicht gehabt habe, den Sonnenweg besonders genau zu bemerken. Nach des Rec. Einsicht würde er alsdann sich lieber beym ersten Versuch an die Ekiptik selbst, als an

ihren Pol gehalten haben. Und wäre derselbe dann wirklich auf diese Art genau bestimmt? Dem Rec. scheint es, wenn irgend eine Absicht dabey Statt fand, daß es nichts anders, als eine vage Bestimmung des Polarkreises in der alten Bedeutung des Worts, das heißt, des Kreises, war, welcher die nie untergehenden Sterne bezeichnete. Auf diese Vermuthung könnten die Nachrichten der Alten führen. Wenn auf sinnliche Puncte Rücksicht genommen werden mußte, wie dieses wirklich geschehen, so konnte man damahls eben so wenig an den Pol der Ekliptik denken, als an den Weltpol. Es ist ferner wahr, daß einige Figuren verstümmelt sind, andre sehr ausgedehnt, einige gegen die Ekliptik verkehrt stehen, wie Herkules, das Pferd, die Leyer, der kleine Bär, daß ähnliche Figuren oft wiederhohlt sind, wie die Fische, die Schlangen, die Bären. Rec. sieht aber dabey weiter nichts, als zufällige Umstände, welche die Lage der Sterne selbst veranlaßten, nirgends aber einen systematischen Plan. Eben so verhält es sich endlich mit der Bemerkung, daß zwischen den verschiedenen Bildern eine gewisse Verbindung Statt finde. Bey einigen, wie beym Wassermann und dem südlichen Fisch, oder den Fischen in der Ekliptik, kann dieselbe zwar nicht geläugnet werden; andre aber sind bloß willkührlich von dem Verf. zusammengestellt; noch andre Verbindungen machten die Alten, durch die Fabel veranlaßt, wie uns Hygin bezeuget. Mit Einem Worte, Rec. würde sich bey solchen Untersuchungen lieber an die Nachrichten der Alten selbst, als an Beyer's, Kircher's und anderer neuer Schriftsteller Zeugnisse gehalten haben, die oft bloß willkührliche Aenderungen der neueren Zeit anführen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1808.

Göttingen.

Bey Röwer: Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, von D. Carl Friedrich Stäudlin, Consistorialrath und Professor der Theologie zu Göttingen. gr. Octav XXVI und 835 Seiten.

Als der Verfasser im Jahr 1799 den ersten Band seiner Geschichte der Sittenlehre Jesu herausgab, kündigte er sogleich an, daß von dem zwölften Jahrhundert an sein Werk einen Theil der Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben, welche unter der Mitwirkung mehrerer Gelehrten geschrieben werden sollte, und damahls schon ihren Anfang genommen hatte, ausmachen sollte. Er erfüllt dieses Versprechen, ehe jenes frühere Werk, von welchem im Jahre 1802 der zweyte Band erschien, so weit vorgerückt ist, jedoch mit der Abänderung, welche er nach reiferer Ueber-

legung vorzunehmen für nöthig fand, daß er diese neuere Geschichte erst mit dem vierzehnten Jahrhundert anfängt. Der Theil, welcher hier abgeschnitten ist, fällt natürlich der Geschichte der Sittenlehre Jesu anheim. Das vorliegende Werk mußte sich von dem frühern dadurch unterscheiden, daß von demselben die Geschichte der Sitten, der Sittlichkeit und der unter den Christlichen Völkern herrschenden moralischen Begriffe ausgeschlossen blieb. Hier mußte die Christliche Moral als Gegenstand schriftstellerischen Geistes und Fleißes, und philosophischer, so wie gelehrter Bearbeitung, Hauptsache seyn. Uebrigens durfte doch auch hier nicht übergangen werden, wie sich in moralischer Rücksicht die verschiedenen Christlichen Secten und öffentlichen Lehrbegriffe unterschieden, was die Repräsentanten der Kirche über das Sittliche des Christenthums bestimmten, wie einzelne Männer etwa die öffentlichen Lehrbegriffe in moralischer Beziehung veredelten oder verschlimmerten, in welches Verhältniß das Moralische im Christenthum zu seiner Glaubenslehre jedesmahl gesetzt zu werden pflegte. Es war hier die Geschichte der Christlichen Moral in einer in mehrere Parteyen getrennten Gesellschaft zu beschreiben; hier kam es nicht allein darauf an, was die moralischen Schriftsteller in diesen Parteyen behauptet und geleistet haben, sondern auch darauf, was überhaupt in denselben in moralischer Rücksicht gelehrt und geglaubt wurde, was Symbole und Statuten darüber bestimmten und vorschrieben, und wie sich die Parteyen in der moralischen Ansicht des Christenthums von einan-

der unterschieden. Absichtlich hat der Verfasser das Ganze in Einen Band gebracht. Leicht hätte er wenigstens noch einen, eben so starken, darüber schreiben können, wenn er von Allem eine eben so ausführliche und genaue Nachricht hätte geben wollen, als er hier von den Hauptsachen gegeben hat. Dieß ist aber nicht Sache einer Geschichte, sondern eher einer Bibliothek der Geschichte der Christlichen Moral, und würde hier, wo der literärische Vorrath so groß, so mannigfaltig und zum Theil so widerlich ist, nicht leicht in die Form einer Geschichte haben gebracht werden können. Der Verfasser hat also in den ausführlicheren Darstellungen eine Auswahl getroffen, das Uebrige aber kürzer abgethan, oder nur angedeutet oder nachgewiesen; man wird hoffentlich nichts von irgend einer Bedeutung vermissen. Kürzer wollte er aber auch in einer so wichtigen Sache nicht seyn. Ueber Manches kann gestritten werden, ob es in eine Geschichte der Christlichen Moral oder anders wohin gehöre. Diese Geschichte rechtfertigt sich hie und da selbst über das, was sie aufgenommen oder übergangen hat. Eine Geschichte der einzelnen moralischen Dogmen sollte hier nicht geliefert werden, man wird aber das Vornehmste aus derselben in diese Geschichte verwebt finden. Die Hauptsache war, zu zeigen, was das Ganze und die Principien der Christlichen Moral für Schicksale erfuhren, wie diese Moral das philosophische Nachdenken und die exegetische und historische Gelehrsamkeit beschäftigte, wie man sie in Systeme zu bringen suchte, und in die mannigfaltigste Formen bildete, und wie charakteri-

stisch sich die Christlichen Moralisten von einander unterschieden. Die Geschichte der Mystik ist eben so wenig, als die der Casuistik, ausgeschlossen, jedoch ist in der einen und in der andern, besonders aber in der ersten, welche nicht ganz hieher gehörte, ein gewisses Maaß beobachtet worden. Der Plan des Ganzen nach seinen Haupt-Perioden ist folgender: I. Periode, von dem Wiederaufleben der Wissenschaften bis zur Reformation. 1) Einfluß des Wiederauflebens der Wissenschaften auf die Ansicht und Behandlung der Christlichen Moral. 2) Von der kirchlichen, scholastischen, casuistischen und mönchischen Moral. 3) Von den Gegnern der herrschenden Moral und den mystischen Moralisten. 4) Von den Moralisationen über die Bibel und Natur, den moralischen Wörterbüchern, der Moral aus dem Thierreiche und den Schriften über einzelne moralische Gegenstände. 5) Von der Moral der Griechischen Kirche. — II. Periode. Geschichte der Christlichen Moral im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert. 1) Vom Einflusse der Reformation auf die Christliche Moral, und dem Verhältnisse des strengen Lutherischen Lehrbegriffs zu derselben. 2) Von Melanchthon's und seiner Anhänger sittlicher Lehre und ihren Streitigkeiten mit den strengen Lutheranern. 3) Von der besondern gelehrten und systematischen Bearbeitung der Christlichen Moral unter den Evangelischen im 17. Jahrhundert, und dem Einflusse der Philosophie des Aristoteles, Grotius, Pufendorf und Thomasius. 4) Von den evangelischen Casuisten im 17. Jahrhundert. 5) Von den evangelischen Theologen, welche eine

Verbesserung der Sitten, der Sittenlehre und der Kirchenverfassung herbeyzuführen strebten, und den mystischen Moralisten unter ihnen. 6) Von der Moral der reformirten Kirche im 16. und 17. Jahrhundert. 7) Von der Geschichte der Moral in der catholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert überhaupt. 8) Von der Entstehung der Moral der Jesuiten. 9) Von den vornehmsten Jesuitischen Casuisten und Moralisten, und dem Geiste ihrer Moral. 10) Von den Verdammungen, Bestreitungen und Vertheidigungen der Jesuitischen Moral. 11) Von der Moral der Jansenisten. 12) Von den Mystikern der catholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert insbesondere. 13) Von den übrigen Römisch-catholischen Moralisten und Casuisten im 16. und 17. Jahrhundert, und der Mönchsmoral. 14) Von der Moral der Anabaptisten, Socinianer, Arminianer und Quäcker. — III. Periode, vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis jetzt. 1) Allgemeine Geschichte der Christlichen Moral. 2) Geschichte der Moral in der evangelischen, 3) in der catholischen, 4) in der reformirten Kirche, und unter den kleinern Christlichen Religionsgesellschaften. — Es wäre nun noch übrig, auch die Geschichte der Sitten und der Sittlichkeit, so weit sie durch die Moral des Christenthums bestimmt wurden, und überhaupt Gegenstand der Geschichte werden können, während dieses Zeitraums zu liefern. Der Verfasser hat sich auch vorgesetzt, sie in einer besondern Schrift möglichst gedrängt zu liefern, wodurch alsdann, nach Vollendung des älteren Werks, die Geschichte der Christlichen Sitten-

sehen. Der Verfasser macht ferner auf den Werth aufmerksam, den die Wörter in den verschiedenen Sprachen als natürlicher Körper der Gedanken haben. Was er aber zum Beschlusse über die so genannte Ideographik oder Kunst, unmittelbar auf das Papier zu denken, hinzufügt, ist nur Wink aus einer weiten Entfernung. Auch bleibt noch die Frage, ob Leibnitz, auf welchen sich der Verfasser beruft, nicht eben so wohl an eine Pasigraphie, als an eine Ideographie im Sinne des Verfassers gedacht hat. Und wenn wir in dem Paßl nur an nichts weiter, als an alle Gelehrte denken, so läuft die so genannte Ideographie mit der wahren Pasigraphie am Ende zusammen.

Bielefeld.

Erinnerungen aus dem Leben des Herrn Conrectors Gerhard Heinrich Schaaf — von D. Friedrich Ernst Kuhlkopf, Rector des Gymnasiums. 1808. Octav. Wir gedenken dieser kleinen Biographie, weil sie geschrieben ist, wie Schriften dieser Art geschrieben seyn sollen; man sieht den wackern Schulmann aus der vorigen Zeit, wie vor den Augen stehen und handeln, lernt, wie er sich in dem Geist seiner frühern Zeit so gebildet hat, und wie die Tugenden und die Mängel jenes Zeitgeistes immer noch besser geeignet waren, gute biedere Menschen zu bilden, als die oberflächliche Verfeinerung und Uebertünchung des unsrigen. Er starb als ein noch thätiger Greis im 81. Jahr, und im 58. Jahre seines Lehramtes.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 20. August 1808.

Göttingen.

Bey Heinr. Dieterich: Anweisung über zweckmäßige Anlegung der Landkirchen, von Georg Heinrich Borheck. Mit 13 Kupfertafeln. 158 S. Text in Octav. 1808.

Der bereits durch seine Anweisung zur Land-Baukunst bekannte Verfasser erfüllt durch dieses Werk einen von mehreren Baumeistern längst gehegten Wunsch, indem er die Grundsätze, nach welchen protestantische Landkirchen errichtet werden müssen, systematisch geordnet und vollständig geliefert hat. Ohne mit dem Verfasser über die, an die alte Polemik erinnernde, Behauptung rechten zu wollen, daß die Catholiken Menschen sind, welche mehr durch dunkle Gefühle, als durch Ueberzeugung geleitet werden, sind wir darin mit ihm einverstanden, daß die Form und innere Einrichtung der protestantischen Kirchen ganz verschieden von der der catholischen seyn kann. Bey jeder Anlage einer protestantischen Kirche muß das Aeussere auf den ersten Blick wahrnehmen lassen, daß es ein

zur Gottesverehrung bestimmtes Gebäude sey, und das Innere damit in einem gewissen Verhältnisse stehen. Um aber den geschmacklosen Anlagen und Verzierungen vorzubeugen, liefert der Verfasser (S. 20 . . . 40) eine kurze und bestimmte Darstellung derjenigen Säulenordnungen, welche bey Landkirchen-Anwendung finden können, wozu er die Dorische, Jonische und Korinthische rechnet. Die Kupfer, welche diesen Abschnitt erläutern, sind aus dem bekannten Werke von Neufforges genommen; im Texte; wo der Verfasser von den ersten Kirchen, den Basiliken, dem Altare und Taufsteine handelt, folgt er Krünitz und Stieglitz. Im zweyten Abschnitt (S. 40 . . . 47) findet man zwey Entwürfe zu Altarverzierungen: einen mit Jonischen Pilastern für kleine und unbemittelte Kirchen, und einen mit Korinthischen Säulen für größere und reichere Kirchen (Tab. IV. V.). Man sieht aus den Zeichnungen des Verf., daß er sich immer bemüht hat, die Kanzel mit dem Altar so zu vereinigen, daß der Altar nur als Nebensache erscheint. Auf dem ersten Blatte schwebt die Kanzel zwischen zwey Jonischen Pilastern, auf dem andern zwischen zwey Korinthischen Säulen über einem Altar, der das Ansehen eines Postaments hat. Daß sich die Pilaster verjüngen, ist unerhört und wider alle Grundsätze der Architectur, auch hat der Fuß der Kanzel, vorzüglich Tab. IV., eine Form, die dem guten Geschmack entgegen steht. Die drey Vasen Tab. V. würden einen bessern Effect hervorbringen, wenn der Karnies gerade wäre, und keinen halben Bogen in der Mitte bildete. Auch würden wir die innere Wölbung des Architravs wegwünschen. Allein da der Verf. lediglich auf weise Sparsamkeit sieht, so findet er es auch zweckmäßig, den guten

Geschmack der Oeconomie unterzuordnen. Das zweyte Kapitel (S. 48 . . . 158) handelt von der Anlage und innern Einrichtung der Landkirchen, und zerfällt in mehrere Abschnitte: Ueber die Anlage der einfachsten Landkirchen; über die Anlage einer größern Kirche von amphitheatralischer innerer Einrichtung; über die Anlage der Kirchen mit Emporkirchen, und über die Anlage einer Kreuzkirche mit Anwendung der Jonischen Säulenordnung. Die amphitheatralische innere Einrichtung, so daß die Stühle in der Kirche stufenweise erhöhet werden, und die letzten an der Mauer weit höher liegen, als der Fußboden beym Eintritt in den Hauptgang, hat zwar für die Zuhörer große Vortheile, macht aber stets einen übeln Effect, indem man beym Eintritt in die Kirche den großen, weiten Raum und die freye Aussicht des Hauptaltars vermißt. Rec. hat viele Kirchen gesehen, welche man auf diese Weise entstellt hat, und die ihn immer an ein Schauspielhaus erinnern. S. 59 macht der Verfasser eine richtige Bemerkung, daß die Thürme den Dörfern nicht nur eine große Zierde geben, sondern auch auf den Fall sehr nützlich sind, wenn in der umliegenden Gegend eine Feuersbrunst entsteht, welche von dem Thurm herab, als dem höchsten Standpunkt im Dorfe, beobachtet und bestimmt werden kann. Allein es wäre lächerlich, wenn man den Thurm als einen Hauptschmuck des Gebäudes ansehen, oder ihn wohl gar mit Bruchstücken Griechischer Architectur zusammensetzen wollte. Mit einem Leuchtthurm an einem Hafen ist es eine andre Sache. Der Raum unserer Blätter verbietet uns, die Anzeige dieser nützlichen und lesenswerthen Schrift weiter auszudehnen, welche unstreitig alles auf das zweckmäßigste liefert, was das Bedürfniß

der Zeit für das Fach der Landkirchen-Baukunst fordert.

Paris.

Traité sur la nouvelle Physiologie du Cerveau, ou Exposition de la doctrine de Gall sur la structure et les Fonctions de cet organe; Ouvrage accompagné de beaucoup de Notes sur différens points de cette doctrine, et orné de (3) Planches par *J. B. Nacquart*, D. M. Médecin du septième Arrondissement. 1808. 452 Seiten in gr. Octav, mit dem sehr wenig ähnlichen Bilde von Gall. Das weitläufigste bis jetzt über diesen Gegenstand erschienene Werk, aus welchem wir das Eigene aphoristisch herausheben. *Introduction*. Die Resultate der Gallischen Lehre sont tels, que déjà ils servent de base à un système complet (?) de Physiologie du cerveau. — Les inductions — sont d'un ordre tel, que toutes les classes savantes ont droit d'en espèrer d'immenses avantages, si elles sont fondées. Der Verf. unterscheidet vier Classen von Gall's Beurtheilern: sectateurs enthousiastes, detracteurs opiniâtres, Consequenzenmacher, und Spötter. Er habe mehrere Curse bey Gall gehört, Noten gesammelt, nachgedacht, und stelle nun in einer neuen Ansicht die Sache dar. Es sey höchst ungereimt, zu behaupten, daß man vor Gall'n das Gehirn als eine unorganische Masse, als einen Käse, angesehen hätte, da man ja nur Vieussen's Werk anzusehen brauche, um sich vom Gegentheile zu überzeugen. Nur habe man bisher niemahls sich träumen lassen, so viele Sachen unter den Titel von Functionen des Gehirns zu vereinigen. Le cadre de la nouvelle Physiologie est

immense — cette Physiologie du cerveau est la vraie philosophie de l'homme. Der Verf. lobt Hrn. Gall als einen savant aussi modeste qu'aimable; il accueille avec la plus grande obligeance ceux qui veulent s'instruire. Alle ihm gemachten Vorwürfe von Venalité, Mysticisme u.s.f. seyen grundlos. — Chap. 1. Que nos dispositions sont innées. Der Verf. unterscheidet, um allen Wortstreit über angeborne Ideen zu vermeiden, penchans und dispositions. Chap. 2. Que le cerveau est l'organe de l'ame. Considérations générales sur le cerveau et le système nerveux. Hr. M. unterscheidet, nach Bichat, das organische oder vegetative Leben vom thierischen oder relativen Leben — ferner statuirt er, ausser den Rückenmarks-Nerven und Sinn-Nerven, noch Nerfs des fonctions intellectuelles oder Gall's höchst unschicklich so genannte Nerven der Hirnmasse, welche alle Welt unter dem Nahmen Markfasern kennt, desgleichen noch ein psychologisches Leben der Thiere, welches gerade das interessanteste sey. Gegen Gall bemerkt er, keine Thatsache beweise, daß im gesunden habituellen Zustande bloß Eine Seite des Gehirns allein wirke, während die andere sich leidend verhalte. Ch. 3. Qu'admettre des dispositions innées, ne peut mener au fatalisme. Gerade umgekehrt zeige Gall's Lehre die Nothwendigkeit der Erziehung und Religion. Chap. 4. Que le cerveau n'est point un organe unique, mais qu'il est composé de différens organes assignés aux diverses facultés de l'intelligence. Diesen Satz führt der Verf. artig durch. Ein Mann zu Marseille verlor durch den Stoß eines Rapiers das Gedächtniß der nominum propriorum, selbst den Nahmen seines Vaters. (Taugte denn das Organ

des Nahmensgedächtnisses der andern Seite gar nichts ?) "La doctrine de la pluralité des organes dans le cerveau à été exposée *dans tout son jour* par Mayer", welches vor 30 Jahren geschriebene Werk der Verf. sich aber nicht verschaffen konnte. (Hr. N. thut doch wohl hier Hrn. Mayer zu viel Ehre an.) Chap. 5. De quelques autres phénomènes, qui servent de preuves à la pluralité des organes dans le cerveau, tels que le sommeil, la veille, les rèves, le somnambulisme, les visions etc. Ein Traum sey einfach, wenn nur Ein Organ erwacht, zusammengesetzt, wenn mehrere Organe erwachen: dieß wird als ein Factum angenommen, die Pluralität der Organe im Hirne zu beweisen. Chap. 6. Que la pluralité des organes dans le cerveau n'entraine pas le matérialisme pour conséquence. Chap. 7. Que les organes du cerveau se manifestent à sa surface, et par suite à celle du crâne recevant sa forme de cet organe. Je entwickelter ein Organ des Gehirns sey, desto mehr Platz nehme es auf der Oberfläche desselben ein. Gall habe nach dem Fall von einer Treppe die Geistesfähigkeit sich ausdauernd erhöhen gesehen. Mabillon habe, nachdem er trepanirt worden war, une ampliation notable de ses facultés intellectuelles gespürt. (Die Thatsache kann richtig seyn: allein es ist noch immer die Frage, ob das Trepaniren gerade die Ursache der Erhöhung der Geisteskräfte war? denn was ging in Mabillon's Unterleib vor?) Es sey gewiß, daß die Generalform des Gehirns von dem Grade der Entwickelung seiner so genannten Organe urtheilen lasse. Im neugebornen Kinde sey die Stirn sehr plattgedrückt (deprimé, applati); gegen den vierten bis sechsten Monath werde sie vorwärts gewölbt; im

zwölften Jahre la nature abbaisse de nouveau le front (ist doch zu bildlich ausgedrückt). In schlecht genährten Kaninchen und Affen habe Gall das Gehirn um ein Drittel seines Volumens sich vermindern gesehen. Sömmerring habe bey der Vergleichung der Nerven eines Jünglings mit denen eines Greises, z. B. an den Lippen einen fast die Hälfte betragenden Unterschied in der Dicke gefunden. Bisweilen bleibt bis ins höchste Alter dasjenige Organ des Gehirns in seinem Zustande der Integrität, welches am meisten sich entwickelt hatte, während die übrigen zu Grunde gehen. Chap. 8. Que la nouvelle Physiologie du cerveau non seulement éclaire quelques maladies mentales, mais peut même conduire à une Pathologie du cerveau, ou histoire de ses altérations. Der S. 89 angeführte Hofrath, welchen Rec. recht gut kennt, kann keine zwey, geschweige vier Pfund Wasser im Kopfe haben. Die Cretins seyen wasserköpfig. Irrig ist auch, daß der platte Kopf S. 90, von welchem Rec. einen Abguß besitzt, von der Bildung des Gehirns abhing; die Ursache war offenbar die Verwachsung der Lambda-Naht. Nach Gall hänge vielleicht die Verdickung der Schedelknochen von einer gänzlichen oder theilweisen Entzündung des Gehirnes ab. Wundern müssen wir uns, daß der Irrthum in Paris wiederhohlt wird, daß Verwundungen, z. B. Säbelhiebe, den Schedel verdicken, da man dort doch viele Beyspiele vom Gegentheile besitzen muß. Daß Kolbenschläge dieß bewirken, ist kein Gegenbeweis. Hr. M. erzählt gelegenheitlich die Leichenöffnung eines Mannes, der sich durch viel verschlucktes Vitriolöhl umgebracht hatte. Gegen Dr. Gall's hypothetische Periodicitäten macht der Verf. Erinnerungen. Chap. 9. Découverte des

organes. Marche suivie dans leur recherches. Ganz so ausgeführt, wie Hr. Dr. Gall es mündlich vorzutragen pflegt. Wenn man die Berichte von Gall's Besuchen in den Gefängnissen von Berlin und Spandau läse, so sollte man glauben, die practische Kunst der Craniologie habe ihre Vollkommenheit erreicht. Allein zu Paris, wo doch so viele Gelegenheit dazu wäre, seyen diese Wunder nicht erneuert worden. Auch komme es ihm sonderbar vor, Gall'n immer von zwanzig großen Mathematikern, zwanzig Tonkünstlern, sprechen zu hören, da doch Paris kaum so viele Ressources liefern könnte. Chap. 10. Organe de l'amour propre, ou de la propagation, ou de la copulation. Unter den hier vorausgeschickten Corollaires: Chaque organe a la forme d'un cône ou d'une pyramide, dont le sommet se rapproche de la moëlle elongée et la base concourt à former la surface du cerveau. Unsers Wissens hatte Dr. Gall diesen Satz in Deutschland noch nicht aufgestellt, der mit dem Satze: das Gehirn ist eine Haut, schwer zusammenreimbar scheint. Nach den Noten, welche der Verf. zu dem Satze: das kleine Gehirn sey Organ des Geschlechtstriebes, macht, scheint er von der Wahrheit desselben ganz und gar nicht überzeugt. Chap. 11. Organe de l'amour maternel, ou du penchant pour les petits. Nach Hrn. Gall gaben die alten Künstler ihren weiblichen Bildern viel zu kleine Köpfe: "si l'on pourrait vivifier la Vénus de Médicis, elle serait imbecille". (Doch wohl nicht, denn der hirnfassende Theil des Kopfes ist zu dem kleinen Gesichtchen groß genug.) Je soupçonne que les parties du cerveau des animaux, que le Dr. Gall dit correspondre avec celles du cerveau de l'homme, ne sont pas tou-

joues parfaitement les mêmes, und nach S. 175 und 176 scheint er gar zu zweifeln, daß das Organe de l'amour propre probehaltend befunden werden möchte. Chap. 12. Organe des réalités ou de la docilité ou de l'éducabilité ou de la perfectibilité. Hr. M. hat dieses Organ bey Kindern nicht finden können, auch scheine es ihm nicht auf eine so kleine Stelle der Stirn, als Gall annimmt, beschränkt werden zu dürfen. Chap. 13. Organe des lieux. Die Memoria localis der Jesuiten. Hr. M. könne nicht begreifen, wie ein Hirnorgan im Stande sey, ein Thier (z. B. die Zugvögel) zu dirigiren, durch Oerter, die es nie besucht, gegen Puncte, die es nie gekannt hätte. An allen von Gall als Belege vorgezeigten Schädeln habe er nichts, als eine Erweiterung (ampleur) der Stirnhöhlen entdecken können. Ch. 14. Organe des couleurs ou de la peinture. In Paris hatte Dr. Gall von keinem Organe pour les personnes gesprochen, wenigstens nicht in zwey Cursen, denen Hr. M. beywohnte. Auch das Farbenorgan will dem Verf. gar nicht einleuchten, und wenn Hr. Gall sich auf ein paar Chinesenschedel berufe, so scheine ihm eher das Gegentheil daraus zu folgen, und dieses Volk gerade die wenigste Disposition für Farbensinn zu haben. Ch. 15. Organe de la musique et des tons. Nach Tischbein zu Hamburg, welcher hier, so wie S. 119, Diechpen heißt, glichen große Musiker ihrer viereckigen Stirne wegen den Ochsen. Die Neger, die doch Musik leidenschaftlich lieben, müßten am unfähigsten dazu seyn, falls Gall's Angaben richtig wären. Chap. 16. Organe des Mathématiques ou du calcul. Wunderbarlich genug sey dieses Organ das kleinste von allen. Chap. 17.

M. macht eine Menge Erinnerungen gegen die Annahme dieses Organs. Chap. 36. Organe de la constance de caractère ou de la fermeté. Hr. M. frägt, ob denn dieses Organ nicht die positive Qualität des Organe de la circonspection oder der pusillanimité sey? Chap. 37. Considérations générales sur les organes; moyens d'en assurer la découverte; sous quel point de vue il faut étudier la forme de la tête des différens peuples. Der practische Theil oder die Anwendung der neuen Lehre scheine noch ganz ungewiß. Chap. 38. Que l'art, appellé physiognomie, n'existe pas, et que les jugemens que nous croyons lui devoir, sont fondés sur la Pathognomie. Des gestes et de leurs causes. Hr. M. stimmt Hrn. Gall in seinem Urtheile über die Richtigkeit der Physiognomik bey. Indessen habe er Hrn. Coroisart tausend Mahl aus dem bloßen Ansehen des Kranken den Zufall voraussagen sehen, welcher den Kranken betroffen hatte: denn es sey gar nicht richtig, daß die Kranken bey Kopfverletzungen in jedem Falle nach der leidenden Stelle mit der Hand fahren. Chap. 39. Sur le nombre des organes et les moyens d'en découvrir de nouveaux. Das Resultat des Verfassers ist: Je ne crois pas que Gall soit en possession de toutes les facultés fondamentales de l'ame; de l'autre je crois aussi qu'il a trop divisé celles qu'il a réellement découvertes. Indessen lade Gall Andere ein, ein Organ für das Schwimmen aufzusuchen. Für den Egoismus aber lasse sich kein Organ denken. Chap. 40. Organe de la mimique, ou de l'imitation, ou de la pantomime. Gall's Gründe für die Annahme dieses Organs seyen gar schwach; von den nach-

-ahmenden Affen, Vögeln und Kindern, die nichts Aehnliches am Schedel zeigten, schweige er; ja man könne an dem Daseyn einer solchen Neigung zweifeln. Chap. 41. De la mimique des différens organes. Hr. Macquart schließt dieses kurze Kapitel mit den Worten: Je regarde donc les mimiques — non comme une preuve des localités de chacun des organes auxquels il les rapporte. Chap. 42. Quelques applications de la nouvelle Physiologie du cerveau. Von der Aussenwelt, ob sie wirklich, oder nur eine Erscheinung sey. Endlich S. 359 gedenkt der Verf. Demangeon's (s. Gött. gel. Anz. 1807 St. 97), und widerlegt die Idee von einer zunehmenden Perfectibilität des Menschengeschlechts. — *Partie anatomique.* Chap. 43. Considérations générales sur l'anatomie du cerveau. Réflexions historiques. Méthode du Dr. Gall. Bekannte Dinge, mit Unrichtigkeiten untermischt, z. B. daß man bis auf Gall geglaubt habe, durch den Wasserkopf werde das Gehirn desorganisirt. Hr. Macquart scheint weder Hunauld, noch Baillie zu kennen, welche, so wie viele Andere, bezeugen, daß bey der Hirnhöhlenwassersucht der Verstand nicht immer leide. Chap. 44. Du système nerveux en général. De ses rapports avec le cerveau. Wiederhohlung des Irrthums, daß die Hirnlosigkeit neugeborner Kinder durch das Platzen eines Wasserkopfs entstände; daß man geglaubt habe, die Nerven entständen aus dem Gehirne; daß das Rückenmark aus Ganglien bestehe. Auch die Vergleichung der Knollen des Bambusrohres mit den Nerven-Ganglien ist doch gar zu unstatthaft. Chap. 45. Du Cerveau. De sa formation. De

ses deux ordres de filets nerveux. Hier erzählt der Verfasser die wunderlichen, zu nichts als zur Sprachverwirrung führenden, Neuerungen des Hrn. Dr. Gall: denn auch nicht das mindeste anatomische Factum ist hier neu oder unbeschrieben. Alles läßt sich, wie der Verfasser zum Theil zeigt, in Vieussens, Vicq d'Azyr, Monro, Sömmerring und Andern aufs klareste nachweisen. Indessen so lange Hr. Dr. Gall nicht sich selbst schriftlich darüber vernehmen läßt, wäre alle Widerlegung vergeblich, weil ihm die Antwort, daß man seine Sätze entstellt habe, übrig bleibt. Die Benennung der grauen Substanz, substance nourricière, so wie die von nerfs divergens, nerfs récurrens, sind übel gewählte metaphorische Ausdrücke. Chap. 46. Que le cerveau est formé par une lame susceptible de déplissement. Eben so leicht, als sich zeigen lasse, daß man längst wußte, daß beym Wasserkopf die Masse des Gehirns durch die Ausdehnung verdünnt werde, könne man auch beweisen: que le procédé du Dr. Gall diffère essentiellement de celui qu'emploie la nature — — le cerveau est converti en une poche, sans qu'une de ses fibres soit rompue. Hr. Gall qui ne peut comprimer le lacis, est obligé de le briser etc. etc. D'après ces différences dans les procédés et dans les résultats l'anatomiste peut-il encore se flatter d'avoir deplissé le cerveau? Je ne crois pas. Wenn aber der Verfasser S. 421 schreibt: que les anatomistes n'ont pas vu que les circonvolutions n'étaient que de plicatures, so möchten wir ihn ersuchen, doch nur die schon 1521, also vor mehr als drey

hundert Jahren, geschriebene Stelle von Carpus anzusehen, welcher in seinen Commentariis super anatomia Mundini. Bononiae. M.D.XXI. pag. CCCCXXXI. schrieb: Anfractus cerebri quos Avicenna commissuras vocat sunt certe pliche seu plicature vel crispitudines, quae sunt in parte exteriori substantiae cerebri, sicut sunt plicaturae et crispitudines in vestibus sericeis, laneis, et lineis nō totaliter extensis: sed circūuolutis nostris corporibus, quando non sunt totaliter extense et ideo faciunt illas plicaturas, quarum aliquae sūt parvae aliquae mediocres et aliquae magnae, et simili modo sunt in cerebro *plicature* quas *plicaturas* sequitur pia mater ad intra eas. Also in diesem rohesten Zustande der Zergliederungskunde sah man diese Sache gerade so an, wie Hr. Gall. Ja sogar Erasistratus nannte die Windungen des Gehirnes, nach des Galenus Zeugniß, ἑλιγμούς. Chap. 47. Du Cervelet. Wenn man gewöhnlich das Cerebellum von aussen nach innen zu demonstrirte: so demonstrirt es Hr. Dr. Gall, wie vor ihm schon mancher anderer Anatom ebenfalls, von innen nach aussen, welches im Grunde in Rücksicht der Thatsachen auf Eins herauskömmt. Chap. 48. De l'origine des nerfs. Alles, was in diesem Kapitel gelehrt wird, scheint dem Recensent nicht nur unerwiesen, sondern durchaus unrichtig. Chap. 49. Récapitulation. Opinion sur chacune des bases de la doctrine et sur son ensemble. Conclusion. Hrn. Dr. Gall's Art, die facultés primitives aufzusuchen, und sie von den qualités générales zu unterscheiden, hält der Verfasser für eine der schönsten Ideen,

die seit langer Zeit gefaßt worden; auch, daß er mehrere dieser facultés radicales glücklich herausgebracht habe. Gall's Philosophie sey nicht weniger bewunderungswürdig als Methode zur Graduation der primitiven Facultäten. Mais il s'en faut beaucoup que je pense aussi favorablement de la craniologie, ou même de la découverte des localités affectées dans le cerveau aux diverses facultés; je crois que presque tout est encore à faire. Or, il me semble que cette doctrine, degagée de tout ce qu'elle a de pratique ou de la craniologie, serait plus voisine de sa perfection: c'est aussi de la sorte que je l'envisage comme devant durer; je crains même que tous les efforts faits par le Dr. Gall pour l'appuyer sur des faits ne servent qu'à la rendre suspecte, et n'empêchent de l'etudier avec tout le *soin* qu'elle mérite. Recensent, der seit 1792 Hrn. Dr. Gall's Gang verfolgte, würde gerade die Craniologie für das Schätzbarste erklären, weil ihm einige Bemerkungen derselben sehr sinnreich aufgefunden, und, so viel er noch prüfte, ziemlich richtig schienen, sie sich auch durch das Zeugniß der Sinne bestätigen, erweitern und beschränken lassen. Da hingegen alles Uebrige, so wie auch schon die Dicke dieses Buches sattsam beweiset, nur zu unendlichem Wortstreite führt, der durchaus unstatthaften so genannten anatomischen Angaben nicht zu gedenken. Die Notes sur les Planches, von welchen die zweyte und dritte Platte das Verdienstlichste gegenwärtigen Werkes enthält, machen den Beschluß.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 22. August 1808.

Göttingen.

Einen neuen, devotest zu verehrenden, Beweis Königlicher Huld hat die hiesige Universität abermahls durch ein Geschenk an die Sternwarte von zwey Spiegelkreisen von Le Noir, erhalten.

Cassel.

Coup d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante; en particulier du royaume de Westphalie, par *Ch. Villers*, Correspondant de l'Institut national de France, Membre de la Société royale de Goettingue, etc. 1808. 112 Seiten. — Woferu Schriften nicht bloß durch sich selbst, sondern auch durch die ausserordentlichen Zeitverhältnisse, unter denen sie erscheinen, ein erhöhetes Interesse erhalten können: so dürfen wir gewiß die gegenwärtige dazu rechnen. Die Frage über den Werth und die Zweckmäßigkeit Deutscher Universitäten wurde schon seit ein paar Decennien mehr, als je,

in Anregung gebracht. Gewiß war dieses an und für sich kein Uebel; denn öffentliche Institute erdulden nicht nur die öffentliche Censur; sie bedürfen ihrer um ihrer selbst willen. Die Universitäten hatten dabey sehr Vieles gegen sich. Ihre Tadler waren Leute, denen es sehr selten um Wahrheit, sondern meist nur darum zu thun war, Aufsehen zu machen, und auf das große Publicum zu wirken; und denen jeder Vorwurf, jede Anklage, recht zu seyn schien, wenn sie nur zu ihrem Zwecke paßte. Und wer sollte die Vertheidigung dagegen führen? Schriftsteller, die ausserhalb den Universitäten lebten, fanden dazu nicht leicht Beruf; die auf ihnen lebten, fanden Bedenklichkeiten in ihren Verhältnissen, welche es ihnen so schwer machten, unpartheyisch zu erscheinen. Zwar sollten auch diese Institute sich durch sich selber, durch ihre Wirksamkeit, vertheidigen; allein das viele Gute, was auf ihnen geschah, ward selten laut bemerkt; dagegen bedurfte es nur irgend eines, noch so unbedeutenden, Vorganges, um nicht selten die Journale in und ausser Deutschland mit Erzählungen anzufüllen, welche glücklicher Weise in manchen Fällen durch ihre Absurdität sich selber charakterisirten. Wenn aber auch gleich bisher noch in Deutschland kein einziger Mann, so viel wir wissen, dessen Nahmen Autorität wäre, sich gegen die Universitäten erklärt hat: so konnte bey dem Zustande unsrer Literatur, wo, leider! keine Absprecher so oft ein momentanes Ansehen erhalten, — freylich, um alsdann auf immer vergessen zu werden; — doch der Eingang sich nicht berechnen lassen, den selbst die oberflächlichsten und absprechendsten Urtheile finden würden. Unterdessen änderte sich aber die Lage der Angelegenheiten. Viel dro-

sondere Gefahren, als alle Journalisten ihnen bereiten konnten, wurden durch die Zeitbegebenheiten für die Universitäten herbeygeführt. Der gewaltige Sturm, der nicht bloß das alte Gebäude des Deutschen Reichs, und ausser ihm so manches andere, das felsenfest dazustehen schien, stürzte, sondern auch bey der Errichtung neuer Constitutionen fast alle alte Institute des Vaterlandes vernichtete, bedrohete auch diese Tempel Deutscher Cultur, und Deutscher Wissenschaft. Erst jetzt fing man an, es allgemeiner, es lebhafter zu empfinden, was sie für die Deutsche Nation seyen; was sie an ihnen verlieren würde. Der Ruhm, das unterrichtetste Volk zu seyn, wie wenig blendend er auch in einem Zeitalter seyn mag, wo politische Größe Alles gilt (es werden Zeiten kommen, wo man anders mißt; auch das siegende Rom hat das gebeugte Griechenland nicht zu verdunkeln vermocht); jener Ruhm würde (das empfanden selbst die Unempfindlicheren) mit den Universitäten zu Grunde gehen. Denn welche Zufluchtsörter würden in einem Lande, das keine große Hauptstadt besitzt (welche der Centralpunct der Cultur der Nation, und durch so viele in ihr vereinigten Institute auch ohne den Nahmen die größte Universität ist), mit dem Aufhören der Universitäten den Wissenschaften übrig bleiben? — Sehr vernehmbar erhob sich nun, als die Gefahr nahete, die öffentliche Stimme; die vielen Tausende, welche, hier gebildet, noch einen Werth auf diese Bildung legten, empfanden es, welcher Verlust das Vaterland bedrohe; und hatte jemahls die öffentliche Meinung über diese Institute geschwankt: so blieb es jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, auf welche Seite sie sich neige.

Unter diesen Umständen, bedurfte es nur noch einer lauteren und allgemein geachteten Stimme, die es klar und eindringend sagte, was diese Institute seyen; was mit ihnen erhalten, was mit ihnen verloren gehen würde. Aber diese Stimme mußte nicht die Stimme eines Deutschen seyn; die Stimme eines Ausländers war hier erforderlich, wenn sie durchdringen sollte. Es war von einem Gegenstande die Rede, der nicht bloß Deutsche, sondern Europäische Cultur interessirte. Aus diesem höheren Gesichtspuncte, bey dem die Stimme eines Deutschen immer parteyisch geschienen hätte, konnte nur ein Ausländer sie würdigen. Aber wie viel mußte bey diesem Ausländer sich vereinigen, um ihn in den Stand zu setzen, es zu können? Er mußte unsre Sprache, unsre Literatur; er mußte unsre Sitten und unsre Studien kennen. Er mußte eine vertraute Bekanntschaft mit diesen Instituten selbst, aus eigner Ansicht; mit ihren Lehrern, mit ihren Vorstehern, besitzen; er mußte, ohne aufzuhören, ein Fremder zu seyn, doch Deutscher seyn können. Und was wären alle diese Vorzüge, auch verbunden mit dem Blick des Genies, gewesen, wenn nicht jene innere Liebe für Wissenschaft, jener edle Enthusiasmus für ihre Erhaltung, für ihre Verbreitung, hinzugekommen wäre, der allein, aus eigner Ueberzeugung hervorquellend, wiederum die Sprache der Ueberzeugung führen läßt?

Es kann wohl nur Eine Stimme im Publicum darüber seyn, daß kein anderer Mann einen solchen Beruf dazu haben konnte, als der, dem wir die gegenwärtige Schrift verdanken. Denn es war nicht ein Beruf, der bloß durch äussere Umstände geweckt wurde; es war ein innerer Beruf, der schon

lange den Vorsatz erzeugt hatte, über diesen Gegenstand zu seiner Nation zu sprechen; die Zeitverhältnisse veranlaßten nur, daß es gerade jetzt geschah. Die Achtung für Deutsche Literatur und Cultur mußte sich bey einem solchen Beobachter von selbst mit der Aufmerksamkeit auf diejenigen Institute verbinden, in welchen er die Hauptstützen unsrer wissenschaftlichen Ausbildung sah. Herr Villers war es, der sich, was sonst den Ausländern so schwer wird, zuerst über den beschränkten Gesichtskreis erhob, in den Universitäten nichts weiter, als Unterrichtsanstalten zu sehen; und sie nach einem Maaßstabe zu messen, nach dem wenigstens die größern derselben gar nicht gemessen werden dürfen. Denn sehr unzweckmäßig müssen unstreitig diese Institute erscheinen, wenn sie keinen weitern Zweck haben sollten, als, den nothdürftigen Unterricht zu ertheilen, um künftige Staatsdiener zuzustutzen. Wenn sie aber die Bestimmung haben, den ganzen höheren wissenschaftlichen Unterricht zu geben, der nicht bloß den Staatsdienern, sondern dem gebildeten Menschen nothwendig ist; wenn sie ausserdem die Depots jener wissenschaftlichen Kenntnisse sind, durch welche eine Nation, als cultivirtes Volk sich darstellt; wie ganz anders erscheint alsdann ihr Wirkungskreis; aber wie ganz anders auch die Bedürfnisse und der Umfang, der ihnen gegeben und erhalten werden muß, wenn sie jenen Wirkungskreis sollen ausfüllen können.

Sehr überflüssig würde es ohne Zweifel seyn, einen Auszug aus einer Schrift zu geben, welche Keiner, der sich für den Gegenstand interessirt, ungelesen lassen wird. Aber einige der Haupt-Ideen des vortrefflichen Verfassers müssen wir

doch herausheben, um den Geist zu charakterisiren, worin sie geschrieben ist. Gleich der Anfang zeigt, wie falsch man urtheilen würde, wenn man diese Schrift für die Frucht eines, bloß gelegentlich, etwa durch die Zeitumstände veranlaßten, Nachdenkens halten würde. Es ist vielmehr klar, daß sie einen wesentlichen Theil von den Beobachtungen ausmacht, welche ihr Verfasser über den ganzen gesellschaftlichen Zustand und die literärische Cultur von Deutschland seit Jahren anstellte; ganz vorzüglich aber, daß sie in einem unmittelbaren Zusammenhange mit seiner berühmten Preisschrift über die Folgen der Reformation steht. Denn dieß ist der Punct, von welchem der Verfasser ausgeht; daß die Universitäten, in ihrer jetzigen Gestalt (was thut es, wenn auch der Nahme älter ist?) eine Folge der Reformation; und eben deßhalb mit dem Protestantismus unzertrennlich verbunden sind. Sie machten von jeher einen wesentlichen Bestandtheil des Unterrichtssystems aus; welches durch die Reformatoren aufgestellt und gegründet wurde. Diese baueten ihre ganze Reform auf Volksunterricht. Dieser mußte also bey ihnen eine ganz andere Wichtigkeit erhalten, als er vorher hatte, oder bey den Anhängern der alten Kirche behielt. Er konnte aber auch nachmahls diese Wichtigkeit nicht verlieren; er war auf das innigste mit dem Interesse des Staats verknüpft; und daraus erklärt es sich also, wie fortdauernde Verbesserung des öffentlichen Unterrichts fast allenthalben die Frucht des Protestantismus war. In den verschiedenen Abstufungen desselben, welche der Verfasser classificirt, nehmen die Universitäten den obersten Platz ein. Es lag wiederum in dem Geist und

in den Bedürfnissen des Protestantismus, daß diese Anstalten jene Universalität haben mußten, wodurch sie sich von Special-Schulen unterscheiden. Das natürliche Band, welches die Wissenschaften überhaupt umschlingt, war hier schon fester gezogen durch die Verbindung, welche zwischen Theologie und Philosophie Statt fand. Es war dieser grosse Umfang des Unterrichts, der diese hohen Schulen nicht bloß zu Anstalten für Ein Land oder Ländchen, sondern für das cultivirte Europa, machte. Eben daraus floß aber dann auch ihre weitere Organisation, die ihnen ertheilten Privilegien; die bey denen, welche in den neueren Zeiten gebildet wurden, sich nur auf dasjenige beschränken, was ihre Bestimmung mit sich brachte. Der Verfasser zeigt auch dieses auf eine einleuchtende Art; und widerlegt den unbilligen Vorwurf, daß sie einen Staat im Staate bilden.

Der zweyte Hauptabschnitt ist den Universitäten des Königreichs Westphalen, und besonders der hiesigen Universität, gewidmet, welche der Verfasser aus eigner Ansicht am genauesten kennt; wie denn auch das am Ende in tabellarischer Form angehängte Schema der Lectionen nach den hiesigen Catalogen entworfen zu seyn scheint. Es sey uns dabey erlaubt, den kleinen Umstand zu verbessern, daß die hier nach den Wissenschaften classificirten Lectionen nicht von Einem, sondern von zwey Semestern, also einem ganzen Jahre, sind. Wir bemerken diesen Umstand, um dadurch dem Vorwurfe zu entgehen, daß ein so mannigfaltiger und vielumfassender Unterricht nur encyclopädisch seyn könne, und vielleicht am Ende nur Halbwisser bilde. Wir würden zwar auch

in einem solchen Falle antworten, daß, unsers Erachtens, die Halbwisser noch besser sind, als die Nichtwisser. Aber im Ernst kann dieser Vorwurf wohl nur von dem gemacht werden, der sich einbilden kann, diese sämmtlichen Vorlesungen müßten nun von jedem jungen Mann, vielleicht gar sämmtlich in Einem Semester, frequentirt werden. — Was Hr. Villers weiter von den hiesigen Anstalten sagt, gehört nicht für diese Blätter zur Beurtheilung. Wenn aber ein Ausländer, dessen Feder in keinem andern Dienst, als dem der Wahrheit steht, aus eigner Ansicht so urtheilen konnte, wie hier geurtheilt ist, so darf die Academie wenigstens daraus den Schluß ziehen, daß sie das Urtheil derer, welchen es ein Ernst ist, sie kennen zu lernen, nicht zu scheuen hat.

Die Schrift, in der königlichen Buchdruckerey gedruckt, ist Sr. Majestät dem Könige zugeeignet. Indem der Monarch dazu die Erlaubniß ertheilte, gab er einen neuen Beweis, — und wie vieler haben wir uns nicht schon zu rühmen? — wie sehr die Erhaltung der höheren wissenschaftlichen Anstalten, wovon hier die Rede ist, ihm am Herzen liege. "Als der erhabene Bruder Eurer Majestät" (so schließt diese Zueignung) "den Thron von Frankreich bestieg, das aus einer zehnjährigen Anarchie hervorging, fand Er Alles neu zu schaffen. Eure Majestät dagegen, zur Herrschaft friedlicher Länder gelangt, genießen des vielleicht wenigern glänzenden, aber viel süßeren Vergnügens, viel zu erhalten, und Alles zu vervollkommnen zu haben".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1808.

Göttingen.

Die ersten, in diesem Jahre auf der hiesigen Sternwarte gemachten, Beobachtungen der Juno sind bereits im 107. Stück dieser Blätter angezeigt: seitdem sind die Beobachtungen fortgesetzt, so oft die Umstände dazu günstig waren, freylich nur mit dem Kreis-Mikrometer, da der kleine Planet in dem lichtschwachen Fernrohre unsers Mauer-Quadranten beständig unsichtbar blieb. Man hat diesen Mangel durch zahlreiche und möglichst sorgfältige Vergleichungen zu ersetzen gesucht, und besonders die vier Beobachtungen in der Nähe der Opposition dürfen für so genau gehalten werden, als es nur immer die angewandte Methode verstattet. Da die Beobachtung vom 22. Junius noch eine kleine Correction erlitten hat, so stellen wir hier die ersten beiden Bestimmungen noch einmahl mit allen bisher gemachten späteren zusammen:

1808.	Mittlere Zeit in Göttingen.			Scheinb. ger. Aufst. d. Juno.			Südl. Abw. der Juno.		
Jun. 20.	11$^{u.}$	49′	0″	315°	29′	34″	2°	16′	23″
22.	12	0	45	315	23	1	2	14	29
Jul. 6.	12	42	23	314	1	0	2	19	7
30.	10	51	17	309	38	6	3	57	13
31.	11	40	57	309	24	53	4	3	48
Aug. 4.	10	42	53	308	33	44	4	30	32
5.	10	53	46	308	20	39	4	37	36

Der Fehler der Ephemeride ist hiernach bey den letzten Beobachtungen auf 13 Min. in gerader Aufsteigung angewachsen; der Fehler der Declination ist ziemlich unverändert 1½ Min. Auswärtige Beobachtungen sind bisher noch nicht bekannt geworden.

Hr. Prof. Gauß hat die vier letzten, vorzüglich gut ausgefallenen, Beobachtungen zur Bestimmung der Opposition benutzt, und folgendes Resultat gefunden:

1808. Aug. 2. 9$^{u.}$ 30′ 43″ mittl. Z. in Göttingen
wahre Länge . . . 310° 16′ 31″5
wahre geocentr. Breite 13 53 56,2 nördl.

Die Verbindung dieser Opposition, der vierten bisher beobachteten, mit denen von 1804, 1806 u. 1807 hat hiernächst zur Bestimmung folgender neuen Elemente (VIII) gedient, wodurch die sämmtlichen bisherigen Beobachtungen noch sehr gut dargestellt werden.

Epoche der mittlern Länge für den Meridian von Göttingen:

1804	320°	1′	20″1
1805	42	35	8,4
1806	125	8	56,7
1807	207	42	45,0
1808	290	30	7,6
1809	13	3	55,8
1810	95	37	44,1

Tägliche mittlere tropische Bewegung 814″324
Tropische Umlaufszeit 1591 Tage 12 Stunden
Sonnennähe 1805 . . . . 53° 10′ 53″9
Aufsteigender Knoten 1805 171 4 11,3
Beide siderisch ruhend vorausgesetzt.
Neigung der Bahn . . . 13° 4′ 11″0
Excentricität 0,2554521
Logarithm der halben großen Axe 0,4261883

Die nächste Opposition, wo die Juno wieder ansehnlich heller seyn wird, fällt nach diesen Elementen 1810 Januar 30; in 130° 2′ Länge und 14° 51′ südlicher Breite, am Kopf der Wasserschlange.

Eben daselbst.

Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa; vom Hofrath A. H. L. Heeren. Eine vom Nationalinstitut von Frankreich gekrönte Preisschrift. 1808. 439 S. Octav. Auch unter dem Titel: Kleine historische Schriften, von ꝛc. ꝛc. Dritter Theil. — Die Veranlassung zu der gegenwärtigen Schrift, welcher in der öffentlichen Sitzung der Historischen Classe des National-Instituts am 1. Jul. d. J. der Preis zuerkannt worden ist, ist in der Vorrede erzählt. Es war vorzüglich die Aufmunterung seines verehrten Freundes, des Hrn. Villers, und das gütige Anerbieten, ihm zum Uebersetzer zu dienen, welches den Verf. zu der Ausarbeitung bewog; die in der Französischen Uebersetzung seines Freundes dem National-Institut vorgelegt wurde. Die aufgegebene Preisfrage verlangte, daß die Folgen der Kreuzzüge für Europa sowohl in Rücksicht der Civilisation und der bürgerlichen Freyheit, als des Handels und der Industrie, so wie der Kenntnisse und Einsichten, erläutert werden sollte. Diesem gemäß hat der Verf., nachdem er in der Einleitung eine Ansicht der Kreuzzüge überhaupt,

in der dreyfachen Rücksicht, ihrer Dauer, ihres Umfanges und ihrer Einrichtung gegeben hat, seine Untersuchung in drey Theile getheilt. Der erste ist den politischen Folgen der Kreuzzüge gewidmet. In dem ersten Abschnitt gibt der Verf. ein Gemählde von dem Zustande Europa's zunächst vor dem Anfange der Kreuzzüge, sowohl der Hierarchie, als der Macht der Fürsten; des Adels, der Städte und des Landvolkes. In dem zweyten Abschnitt werden alsdann die Folgen der Kreuzzüge sowohl für diese Bestandtheile der Gesellschaft im Einzelnen, als demnächst im Allgemeinen gewürdigt. Der zweyte Theil, die Kreuzzüge in Rücksicht auf Handel und Industrie, zerfällt wieder in die beiden Abschnitte: Zustand des Handels vor dem Anfange der Kreuzzüge; und darauf: Folgen der Kreuzzüge für den Handel, zuerst bis auf die Eroberung Constantinopels 1204, und dann nach derselben. Seehandel und Landhandel sind von einander abgesondert behandelt. Große Dienste leistete dabey dem Verf. das vor 10 Jahren bereits erschienene, aber diesseit der Alpen fast gänzlich unbekannt gebliebene Werk des Nobile von Venedig, Marin: *Storia civile e politica del commerzio de' Veneziani*; die erste aus Urkunden gezogene Geschichte des Venetianischen Handels; das daher von dem Verf. auch in der Vorrede genauer charakterisirt ist. Der dritte Theil enthält die Untersuchung von den Folgen der Kreuzzüge für die Wissenschaften; zuerst im Allgemeinen, und dann im Einzelnen für die classische Literatur; die Philosophie; die Geographie; die Naturwissenschaften und Medicin; nebst einer allgemeinen Recapitulation.

Ein Auszug aus dieser Schrift gehört nicht für unsre Blätter; und die Beurtheilung bleibt andern überlassen. Wir bemerken daher nur noch, daß

die dem National-Institut vorgelegte Französische Uebersetzung bereits auch in Paris gedruckt wird. So bald wir sie werden erhalten haben, werden wir sie gleichfalls anzeigen.

Bamberg und Würzburg.

Bey J. A. Göbhardt: Beiträge zur vergleichenden Zoologie, Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Dr. Oken (nunmehrigem Professor zu Jena) und Dr. Kieser (Stadt-Physicus zu Nordheim). Erstes Heft. 1806. Quart 18 Bogen und 3 Kupfer.

Dieser erste Heft des schon jetzt viele neue und merkwürdige Beobachtungen und Ansichten enthaltenden, und nach den beyläufig darin gegebenen Bemerkungen noch viel versprechenden Werks, begreift drey Abhandlungen des Hrn. Prof. O. I. Anatomie von eilf beynahe reifen Schweins-Fötus zur Bestimmung der Bedeutung und Function der Appendices allantoidis. II. Anatomie von fünf noch nicht vier Wochen alten Schweins-Embryonen zur Lösung des Problems über die Vesicula umbilicalis, und III. Entwickelung der wissenschaftlichen Systematik der Thiere. Das Hauptsächlichste aus jenen beiden ersten ist schon früher in diesen Blättern angezeigt. (1805 179. Stück). Der Verf. folgert aus seinen Beobachtungen, "daß 1) die Därme der Embryonen ursprünglich nicht in der Bauchhöhle liegen, sondern aus einem Bläschen entspringen, welches ausser dem Amnion gelegen ist, und bey den Thieren tunica erythroidea, beym Menschen vesicula umbilicalis heißt; daß 2) die Därme nicht in dem Bläschen liegen, wie in einem Sacke; sondern daß sie dessen Fortsetzung selbst — wie das duodenum des Magens — sind, welche sich in

einen vordern und hintern Darm spaltet, wovon beide längs durch die Nabelschnur in die Bauchhöhle, einer zum After, der andre zum Magen laufen; daß 3) der Bläschenhals zwischen der Spaltung der Därme und dem Bläschen nach einigen Wochen obliterirt, sich wie eine Nabel-Arterie schließt und lostrennt, nun als Blinddarm, später auch als Wurmfortsatz erscheint, und daher an dieser Stelle die Därme keine Continuität, sondern eine winklichte Einfügung mit einer Klappe bilden; daß 4) jetzt erst die Därme sich gegen den Nabel zurückziehen, und endlich in die Bauchhöhle treten, weßwegen alle Embryonen nothwendig den so genannten Nabelbruch haben. Es wird sich endlich zeigen, daß 5) dieser Bau nicht nur bey Thieren, sondern auch beym Menschen wesentlich ist". So sey durch die That nachgewiesen, was er, der Verf., schon in seinem Buche von der Zeugung 1805 behauptet habe: "In so fern der Embryo Polyp ist, wird er durch die vesicula umbilicalis ernährt; abgesehen von der philosophischen Construction erhärten diesen Satz die vasa omphalo-mesenterica, die sich in dieses Bläschen verlieren, und dadurch die Gleichheit der Entwickelung des Embryo der Säugthiere mit den Vögeln darthun. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß die Ernährung aus diesem Bläschen nicht durch die genannten Gefäße, sondern durch einen wahren ductum intestinalem wie aus dem Dotter geschehe". Inzwischen ist doch gerade dieser so genannte ductus beym noch unreifen Küchlein nicht nur häufig, sondern, wie sonst zuverlässige Beobachter versichern, gewöhnlich dicht, ohne Canal; auch findet sich, unsers Wissens, nur erst bey dem zum Auskriechen meist zeitigen bebrüteten Vogel Dotter in seinen Gedärmen; sondern dieser scheint, nach genauern Un-

tersuchungen, durch die vasa lutea auf der innern Seite des Dottersacks absorbirt und dem Blute unmittelbar beygemischt, um so zur Pfortader des Küchleins geführt zu werden.) Auch aus der dritten Abhandlung, der Entwickelung der wissenschaftlichen Systematik der Thiere, können wir nur die Fundamentalsätze und das Schema des darauf gebaueten zoologischen Systems ausheben. "Jede Thierclasse und jede Thiergattung ist charakterisirt durch den ausschließlichen Besitz eigenthümlicher Organe. Aller Unterschied der Thiere von einander beruht auf der übermäßigen Ausbildung eines Systems bey Vernachlässigung der andern. Wenn aller Thierunterschied in dem Ungleichgewichte der Organe liegt, so muß nothwendig alle Classification auf dieses nähmliche Princip gegründet seyn. Vor allem ist klar, daß so viele einseitige Ausbildungen von Organen wirklich vorhanden sind, als überhaupt Organe in die Idee der Thierheit gehören. Da aber das überwichtige Organ die Thierclasse bestimmt, so muß auch die Natur so viele Classen producirt haben, als sie Thierorgane in sich trägt. Wir haben hiermit den Schlüssel zur Systematik schon gefunden, wenn wir nur einmahl zur Hauptthüre hineingegangen sind, die uns den Anblick der Zahl und Natur der Organe der Thierheit überhaupt frey gibt; denn das Thierreich ist nur das zerschnittene, individuale Thier, dessen losgetrennte Organe dasselbe specifische Leben fortleben, welches sie im Individuum lebten, nur jetzt ungebunden von andern Organen". Dem zufolge theilt der Verf. sein zoologisches System in drey Reiche: I. Regnum animalium infimum. Begreifend 1. animalia epidermoidea, Oberhautthiere; vermes, Thiere mit herrschender Linie. 2. animalia dermoidea, Hautthiere; insecta,

Thiere mit herrschendem Kreise. 3. animalia pneumonica, Lungenthiere; conchylia, Thiere mit herrschender Dicke. II. Regnum animalium medium. 1. animalia osteoidea, Knochenthiere; aves. 2. animalia epatoidea, Leberthiere; pisces. 3. animalia gastroidea, Magenthiere; amphibia. Diese beiden Reiche begreifen die animalia monorganica. Hingegen das IIIte, höchste, Reich, animália panorganica, mammalia.

Leipzig.

Philotas. Beyträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende, und Freunde der Leidenden. Von August Hermann Niemeyer. Dritte, verbesserte Auflage. In der Weidmannschen Buchhandlung. Theil I. 272 S. II. 298 S. III. 318 S. in Octav. Ist irgend Einer unsrer populären Schriftsteller, der den rechten Ton zu treffen weiß, in welchem auf ein gebildetes Publicum zu wirken ist, so ist es unser ehrwürdiger nunmehriger Canzler der Universität Halle, Hr. Dr. Niemeyer. Ein deutlicher, einnehmender, auf Verstand und Herz zugleich wirkender, Vortrag, mit glücklicher Auswahl der Gegenstände aus dem wirklichen Leben, für welche die Aufmerksamkeit am leichtesten gewonnen wird, da sie durch das Individuelle und Einzelne selbst tiefer, als im Allgemeinen, eingreifen, mit der überall durchscheinenden religiösen wohlwollenden menschenfreundlichen Gesinnung, gewannen ihm gleich früh viele Leser des Philotas, als er das erste Mahl (1779) erschien; er wuchs zu dreyen Theilen an, und jetzt sehen wir hier die dritte Auflage: mit Theilnahme an den Tröstungen, welche, wie wir hoffen und wünschen, Trostbedürftige unsrer Zeit daraus schöpfen werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1808.

Göttingen.

Da, wie wir oben S. 1265, 66, die Nachricht gaben, über die wichtige und anziehende Frage: welches die wirksamsten und schnellesten (oder welches die beßten) Mittel seyen, einem durch Krieg ruinirten Lande, dessen Wohlstand am meisten auf Landwirthschaft gegründet war, wieder aufzuhelfen, sieben Schriften eingelaufen, und Eine darunter, Nr. 3 (nicht Nr. 5), Nil desperandum, gekrönt worden ist: so konnten wir leicht begreifen, daß unsre Leser wünschen müßten, zu wissen, welches denn die beßten Mittel sind, welche vorgeschlagen werden. Wir versprachen also, einen kurzen Auszug aus dieser Preisschrift zu geben, und wollen auch diesem Einiges aus den übrigen Concurrenz-Schriften beyfügen, was daraus noch Anmerkungswürdiges, für das Publicum und für die Sache, uns beygebracht zu seyn schien.

Natürlicher Weise gehet eine kurze Betrachtung der Wichtigkeit und der Begründung des Wohlstandes eines ganzen Landes auf dem Landbau, mit der Anführung der Uebel, welche der Krieg für die Land-

wirthschaft insonderheit herbeyführt, und die gemeiniglich erst nach dem Kriege recht fühlbar werden, voraus; denn den Folgen des Krieges soll durch zweckmäßige Mittel abgeholfen, und der alte Wohlstand wieder hergestellt werden. Die Vergrößerung des Wohlstandes gibt sich nachher von selbst, wenn ihn die Regierung durch unweise Verordnungen nicht selbst hemmt.

Unter den allgemeinen Folgen des Krieges treffen den Ackerbau vorzüglich folgende: Daß ihm die Hände für die Arbeiten entzogen werden; daß viele Gebäude verfallen, oder gar zerstört werden; daß der Boden sich verschlimmert, durch unterbliebnen wirthschaftlichen Betrieb noch mehr, als durch eigentliche Verheerung, mit der Verminderung des Viehstandes, mit der Zerstörung oder dem Verfall der Geräthschaften; und noch ein sehr erheblicher, oft unerkannter, oder spät erst gefühlter Schaden, Verschlimmerung des Saatkorns; ferner der Mangel an Geld und die daraus entstehende Schwierigkeit, sich Vorschüsse zu verschaffen; die aus Vernachlässigung der Polizey, einer natürlichen Folge des Krieges, entstehenden Uebel, und Unordnungen fast in allen Einrichtungen, welche sonst die Regierung schützen sollte, die Menge Bettler, Landstreicher, Verfall der Armenanstalten, des Unterrichts, der Sitten überhaupt.

Diesen Uebeln zu begegnen, sind allgemeine Veranstaltungen nöthig: zur Volksvermehrung, durch Wegräumung der Hindernisse, durch Erleichterung des Gewerbes überhaupt, durch Belebung des Geldumlaufes, durch Sorge für die möglichste Wohlfeilheit, und gute Polizey. Aber weislich fügt der Verf. hinzu (und hierdurch unterscheidet er sich gleich von den übrigen Concurrenten): "Diese Veranstaltungen dürfen hier nicht erwähnt werden: sie ge-

hören zu den allgemeinen Pflichten einer guten, aufmerksamen Regierung, und stehen nicht in besonderer Beziehung zu dem Ackerbau". Aber, fährt er fort, eine Maßregel, die dem Ackerbau vorzüglich arbeitende Hände schafft, ist die Ansiedelung neuer Familien; die Vervielfältigung der Wohnstellen mit Landbesitzern überhaupt; die Vertheilung der größern Höfe in kleinere kann, unter gewissen Bestimmungen sehr zuträglich seyn; weisliches Verfahren in Beziehung auf die Frohndienste, keine allgemeine Aufhebung der Frohndienste in einem solchen Augenblick; sie wäre das Verderblichste. "Die Geschichte der Aufhebung der Robottdienste unter dem gewiß wohlwollenden Joseph II. gibt davon ein lehrreiches Beyspiel". Aber Etwas, und nach und nach, nach vernünftigem Ermessen der Regierung, nach der Beschaffenheit, der Lage, den Sitten jedes Volks, mit beständiger Rücksicht auf das Mögliche, auf die allgemeine Wohlfahrt, auf das Wirksamere für die Folge s. w. Allgemeine Befehle würden noch verderblicher werden, als die Uebel selbst, denen abgeholfen werden soll. — Von vorzüglichem Nutzen würde ferner die Errichtung einer Creditcasse seyn für Landbesitzer zu Vorschüssen auf billige Bedingungen; mit nöthiger Vorsicht, wozu vortreffliche Vorschläge vom Verf. gethan werden, nach eignen Erfahrungen, da der Verf. selbst einer solchen Casse zwanzig Jahre lang vorgestanden hat. — In einigen Fällen muß die Regierung dem Landmann in der dringendsten Noth unmittelbar beystehen, ohne ihm auch nur eine Erstattung in dem Augenblicke der Hülfe aufzulegen. Nur kurzsichtige und unverständige Finanziers werden dieß Verschwendung nennen. (Hier aber entstehen die großen Schwierigkeiten, für welche Vorschläge zu wünschen waren, wie Geld her-

beygeschafft werden kann, um die verarmten Landleute zu unterstützen, wenn Land, Provinzen, Städte, Dörfer, Gemeinden, alles, und der Regent selbst, schon arm und verschuldet, und alle Länder in der Nähe und Ferne verschuldet sind; und, wer wird einem Staate leihen, wenn der Verkauf der Domänen, also der Hypotheken, eingeführt ist!) Die Gegenstände für solche schleunige Hülfe sind vorzüglich: Die Anschaffung von gutem Saatkorn, von Ackergeräthe, von Zugvieh, von Kühen, Schafen und Schweinen. Ueber die Art der Unterstützung werden verschiedne treffliche Vorschriften ertheilt. — Damit verbinde die Regierung zugleich eine angemessene Belehrung; sie wähle dazu alle gewöhnlichen Wege: populäre Bekanntmachungen unter öffentlicher Autorität, faßliche Volksschriften, Aufsätze in öffentlichen Blättern; warum nicht auch Kanzelvorträge? — Nöthige Vorsicht hierbey wird nicht vergessen zu empfehlen; insonderheit bey Proclamationen der Regierung; die zwar sehr schwer abzufassen sind; sie müssen einfach, deutlich, nur erzählend geschrieben seyn; der gemeine Mann muß selbst fühlen können, daß er verstehe, was man ihm sage, muß schon aus dem Ton Lust bekommen zu lesen, oder sich lesen zu lassen; aber eben, weil dieser Ton so schwer zu treffen ist, muß die Regierung sehr selten unmittelbar darin sprechen. Eine mißlungene Proclamation vereitelt den Erfolg von mehreren guten, zumahl wenn sie einen beglückten Zustand anpreisen, welcher nach dem Gefühl eines Jeden nicht vorhanden ist. — Um den Landmann vor Störungen zu sichern, muß auch, nebst schneller Wiederherstellung der Justiz, die Polizey in dem ganzen Umfange ihres Wirkungskreises, mit aller möglichen Kraft, mit verdoppelter Sorg-

-samkeit arbeiten. Es ist ein höchst ungegründetes Vorurtheil, nach einem Kriege müsse man der Ruhe pflegen; keinesweges! es ist die Zeit außerordentlicher Anstrengungen in jeder Hinsicht, nur nach einer andern Richtung, als während des Nothstandes, des Krieges. Diese Maßregeln unterhalten eine rege Thätigkeit, welche der Gewerbsamkeit, und selbst dem Geldumlauf in gleicher Maßen vortheilhaft ist. Unumgänglich nöthig sind die Wegeverbesserungen, von denen die Kosten sich gleich großen Theils bereits im nächsten Herbste verinteressirt haben. Wiederherstellung der Landschulen, des Schulunterrichts und der Schulzucht, wovon der Einfluß auf Sitten und Betriebsamkeit, auf das Landvolk, Jedem, der die Landwirthschaft practisch kennt, unverkennbar ist. Sachsen hätte sich, nach der Versicherung des würdigen Verfassers, nach dem siebenjährigen Kriege nimmermehr so schnell erholt, bey manchen Gebrechen, wären nicht die Schulen immer noch vorzüglich gewesen. — Noch hierzu, zweckmäßige Armenversorgung. — Endlich bey der Ausführung der Veranstaltungen zu Wiederherstellung des Wohlstandes muß die Aufsicht des Ganzen mit der Sorgfalt für das Detail verbunden seyn. Worin freylich immer gefehlt wird, bey den sonst besten Veranstaltungen. "Eine Behörde erlasse alle allgemeine Verfügungen; sie halte den Endpunct, in welchen alle Fäden zusammenlaufen — aber die Anwendung in den verschiednen Districten überlasse man, so viel möglich, den einzelnen Gemeinen; sie kennen am besten die Bedürfnisse eines Jeden, die Mittel, ihnen abzuhelfen; sie fast allein können über die Ausführung wachen; wenn man ihnen Zutrauen zeigt; ohne welches keine Regierung ihre Zwecke erreichen wird. Diese Beurthei-

lung der Mitwirkung in den wohlthätigen Absichten der Regierung hat noch einen andern wesentlichen Vortheil, sie macht die Regierung populär". Man lasse sich doch ja nicht verleiten durch Ministerstolz, oder blinden Haß gegen so genannten Democratismus, diese Rücksicht für unerheblich zu halten. Wer Erfahrung in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten hat, weiß es nur zu wohl, wie viel diese Stimmung des Volks für die Befolgung aller Vorschriften entscheidet, wie viel sie zum Wohl des Ganzen, zur Zufriedenheit jedes Einzelnen, beyträgt. — (Einen einleuchtenden Beweis hievon geben die Hannöverschen Lande; ihr Zustand würde noch unglücklicher seyn, wenn das Zutrauen zu den Staatsbeamten, den obern und untern Obrigkeiten, gefehlt hätte, oder wenn man früher angefangen hätte, die Unter-Obrigkeiten einzuschränken, und ihnen alle Möglichkeit zu entziehen, nach ihren Instructionen, Einsichten und Gewissen zu handeln, und ihnen dagegen in jedem einzelnen Falle besondere Befehle und Vorschriften zu ertheilen, oder gar allgemeine Vorschriften zu geben, die überall buchstäblich und ohne weitere Rücksicht angewendet werden sollten.) — Anwendung obiger Sätze auf die Verwaltung des Creditwesens, und jene Veranstaltungen zur Unterstützung Einzelner, besonders Bedürftiger. Bestellung von Commissionen in den verschiedenen Provinzen und Districten: allgemeine Vorschläge lassen sich für die Organisation von diesen nicht geben; alles beruhet auf Localitäten, die in jeder Provinz andre Modificationen anrathen. Nur zwey Bemerkungen dürften ziemlich allgemeine Anwendung finden. Die eine ist, daß man die Systeme nicht zu künstlich mache; wenn die untersten Abtheilungen nicht eine gewisse Eigenmächtigkeit haben, versteht sich, immer unter genauer Aufsicht, und Leitung

er obersten Behörde, so wird der Gang der Geschäfte zu sehr verzögert, und man schwächt die Meinung von eigner Verantwortlichkeit, welche für den Erfolg solcher Maßregeln so viel entscheidet. Die andre Bemerkung ist, daß man nicht bloß Justiz-Beamte in die Commission setze, sondern verständige Männer der Gegend aus allen Ständen, welche die öffentliche Meinung für sich haben. Gleiche Grundsätze gelten in Ansehung aller übrigen Maßregeln — es bleibt ausgemacht, daß eben unter solchen Verhältnissen, als nach einem beendigten Kriege entstehen, mehr als je, Local-Umstände in Betracht kommen müssen. —

So weit unsre gekrönte Preisschrift; sie verdient, ganz gedruckt (und das geschieht im Hannöverschen Magazin) und auch in andre Sprachen übersetzt zu werden; theils für die Kurzsichtigen, die durch eine einzige Maßregel, sie sey, welche sie will, und angewendet, wie sie wolle, allen Beschwerden abgeholfen glauben, theils auch für die überklugen Politiker, welche durch allgemeine Vorschriften auf dem Papiere alle Uebel zu heben glauben, oder andere, die behaupten, alles werde sich von selbst geben, man dürfe es nur gehen, aber indessen ihnen allein es wohl gehen, lassen.

Wir wollen in dem nächstfolgenden Blatt noch von den übrigen Preisschriften einige Nachricht geben, auch Bemerkungen, Vorschläge und Räthe aus ihnen mittheilen, welche in jener obigen nicht enthalten sind, oder sonst merkwürdig zu seyn scheinen; und zwar zuerst aus den beiden Accessit-Schriften.

Soest.

Bion's Idyllen, nebst einigen Gedichten der Sappho, der Erinna und des Mimnermus, von J. A. F. Goldmann (unserm ehemahligen

academischen Mitbürger.) Einladungsschrift zum Frühlings-Examen 1808. Octav. Diese Wahl des Gegenstandes für eine Schulschrift kann wenigstens der Lehrjugend gefallen; und Dichtertalent eines Schulmannes kann gute Wirkung zu Erweckung des Dichtergefühls bey der Jugend haben, auch selbst auf das Mechanische der Poesie und der Prosodie, als einen Theil der Schulstudien, aufmerksam machen, der sonst gemeiniglich vernachlässigt wird. Das größte Stück ist Bions Idyll auf Adonis; in gleichem Versmaaß übersetzt, als das vom Griechischen ist. Einige Stellen scheinen uns gut gerathen zu seyn; über die ganze Versification mögen Andre richten. Wir betrachten es bloß als Arbeit eines Lehrers, und als Beweis seiner feinen Sprachkunde und Erklärungsfähigkeit, besonders in den beygefügten Anmerkungen. Er bestreitet in diesen die Ansicht des Hrn. Prof. Manso, der Bions Gedicht eben so, wie das Gedicht des Theokrit, auf die Adonien (nicht, Adoniden) zum Absingen bey dem Paradebette bestimmt hielt, und dadurch manche Härte in der Interpretation herbeyziehe; die Stelle vorn herein zeige, daß die Handlung in den Wald selbst verlegt ist. So weit, sehr gut! Aber nun findet er auch V. 87 das Auslöschen der Fackel an der Schwelle, vor der Thüre, unpassend für eine Waldscene, und sucht eine andre Wendung für die Worte. Im V. 68 hatte gleichwohl der Dichter bereits die Ansicht geändert: μυχὸν ἐνὶ δρυμοῖσι. Unter den kleinen Gedichten schien uns in dem von der Erinna εἰς ῥώμην, welche hier An die Mannheit gegeben ist, der Geist am beßten aufgefaßt zu seyn; auch in den Bruchstücken von Mimnermus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 27. August 1808.

Göttingen.

Unter den beiden Accessit-Schriften, von deren Verfassern der Nahme bekannt gemacht werden wird, wenn sie erlauben, das den Schriften beygelegte Billet zu eröffnen, gehet Nr. 2. von dem Gesichtspuncte aus, daß er einen ruinirten Staat als eine zerrüttete große Haushaltung betrachtet; zu Tilgung der Schulden und Verbesserung des Zustandes ist Sparsamkeit und Fleiß die erste Erforderniß; Aufsuchen und kluges Benutzen jeder Hülfsquelle, auch des geringsten Vortheils, muß angewendet werden. Dieß sey nicht weniger der Fall für den Staat: 1. Sparsamkeit an dem Hoflager des Landesherrn, und in allen Cameral-Ausgaben, damit der Staat im Stande sey, für die ersten Bedürfnisse, die Anschaffung des Ackerviehes und Säesamens, und für die Aufbauung der zerstörten Gebäude zu sorgen. Dieser Pflicht könne er sich nicht entziehen, wenn er auch das Geld dazu aufnehmen müßte; denn nur auf diese Weise, und durch Nachlaß der Steuern für den Unvermögenden, kann er bewir-

ken, daß einst die Steuern nicht bloß in dem Register stehen, sondern wirklich beygetrieben werden können. 2. Die Aufhebung der Wildbahn. 3. und 4. Daß die Landeseinkünfte im Lande verzehrt werden. 5. Untersuchung durch Sachverständige, und Verbesserung des Feld- und Wiesenbaues in sämmtlichen einzelnen Aemtern, da jedes Amt und jede Gemeinde ihre eignen Quellen hat, aus denen sie Verbesserung ihres Zustandes schöpfen kann. Dahin rechnet der Verf. vorzüglich verständige Einschränkung des Kartoffelbaues und des Flachsbaues. 6. Benutzung der Gemeindewaldungen, 7. der Gemeinheiten, 8. u. 9. andre gemeine Nutzungen und erlaubte Vortheile zum Beßten der Gemeincasse verwendet. 10. Erst nach Aufsuchung und Gebrauch dieser Quellen soll in einigen Jahren von des Orts Vorgesetzten unter Aufsicht des Amts ein Ueberschlag der Mittel zur Tilgung der Schulden gemacht, und die Abtragung derselben unter die Einzelnen vertheilt, und der Antheil eines jeden entweder berichtigt, oder bis zur Zahlung verzinset werden. — Man sieht bereits aus der Angabe der Gegenstände von einzelnen Numern, daß in die Abhandlung Vieles hineingezogen ist, was überhaupt und zu allen Zeiten zur Verbesserung der Landwirthschaft dienen kann; so wie auch noch angehängt sind Anmerkungen, mit beygelegtem Plan zu einer Assecuration der Gefährten und Kühen der Unterthanen in einem Amte. Am meisten beschäftigt sich der Verf. mit der Frage, auf welche Weise sind die Landes- und Provinzial-Schulden auf die Gemeinde, und hiernächst sämmtliche Gemeindeschulden auf die Einwohner zu vertheilen? Als Grundsatz bey der Vertheilung der Kriegsschulden müsse schlechterdings jedes Einwohners gegenwärtiger Vermögenszustand angenommen

werden; jeder Staatsdiener, freye und nichtfreye, muß nach Verhältniß seines Vermögens Theil nehmen. Taxation des Vermögens oder der eingeführte Steuerfuß sey der beste Maaßstab für die Repartition; so nehmen liegende Güter, Gewerbe und Capitalisten gleichen Antheil. Vorschläge und Tabelle zu einer solchen Repartition der Schulden. Das Wichtigste ist eine eingerückte Nachricht, daß die angedeuteten Mittel aus der Erfahrung genommen sind. Der Verf. erzählt nähmlich, wie man sie bereits in einem Amte im Herzogthum Nassau, worin er lebet, ausgeführt hat; in einem Amte, das von dem Jahre 1792 an von den Armeen der Freunde und Feinde durchzogen worden. Die ganze Erzählung verdiente gedruckt zu werden, wenn es mit Erlaubniß des Verfassers geschehen könnte.

Das andre Accessit Nr. 5 zählt zuerst alle Kriegsschäden, die verschiednen Arten und ihre Folgen, auf, so wie auch hiernach verschiedne Mittel anzuwenden seyn müssen, die Schäden zu heilen, und die Folgen zu heben. Der Verf. gehet folgenden Weg. Einem Lande, dessen Wohlstand sich auf Landwirthschaft gründet, kann im Allgemeinen nur auf die Weise aufgeholfen werden, wenn seine Cultur, im weitesten Sinne des Worts, erleichtert und verbessert wird. Die Mittel dazu sind, einmahl, daß die Hindernisse weggeräumt werden, welche der Beförderung der Cultur entgegen stehen, und zweytens, daß die Cultur selbst thätig und zweckmäßig befördert und unterstützt werde. Die wegzuräumenden Hindernisse sind, wie man leicht denken kann, mannigfaltig, und entstehen nicht alle zunächst aus dem Kriege. 1. Die Verfassungen und Institute, welche die freye Disposition über das Eigenthum beschränken. Zu diesen rechnet der

Verf. den Lehensnexus, die Meyerverfassung, die Leibeigenschaft der Gutsleute, Eigenbehörigkeit und Dienstbarkeit mit allen davon ausgehenden Folgen. 2. Hindernisse, welche auf die Cultur des Landes directe wirken; diese sind: die Ziehung der Natural-Zehenden; die Hut und Weide, welche auf Aeckern, Wiesen und in Forsten ausgeübt wird. 3. Die Verhältnisse des Landmannes zu seinem Gesinde und den Tagelöhnern. 4. Der Luxus unter den producirenden Classen der Landbewohner überhaupt. 5. Hindernisse, welche der Versilberung und dem Vertrieb des Ueberflusses der Landes-Producte entgegen stehen; dahin gehören alle Sperrungen der Ausfuhr inländischer Producte, die das Land über sein eignes Bedürfniß erzeuget, durch Verbote, Belastung mit Abgaben; die Erleichterung der Einfuhr auswärtiger Producte, an denen das Land eignen Ueberfluß hat; die Erschwerung der Veredlung und Verarbeitung eigner Landes-Producte durch Abgaben, und Begünstigung des Imposts gleichartiger fremder Fabricate und Producte, endlich 6. drückende Auflagen. Uebel des Krieges, die mit dem Krieg aufhören, Fuhren, Vorspann, und alle mögliche Schonung, verstehen sich von selbst, und sollten nicht aufgeführet werden. Hier rückt der Verf. wieder umständlich die ganze Lehre ein von Verminderung der Abgaben, und Ersparung in allen Arten von Ausgaben und Aufwand, verhältnißmäßiger Vertheilung der Steuern, Erhebung der Steuern, Tilgung der Schulden. Nach einer umständlichen Ausführung von Gegenständen der allgemeinen Staatsverwaltung (nicht zunächst nach dem Kriege, um den Kriegsübeln zu begegnen), handelt er die Mittel ab, thätig die Cultur zu befördern und zu erhöhen, und dieß eben so allgemein wieder, was zu

jeder Zeit geschehen sollte: eine genaue und zweckmäßige Polizey-Aufsicht; Einrichtungen, den Credit im Ganzen und unter Einzelnen aufrecht zu halten und zu unterstützen; dazu gehört: schnelle und unpartheyische Justizpflege, und eine ordentliche Einrichtung des Hypothekenwesens; zweckmäßige Anstalten, bares Geld herbeyzuschaffen; der Verf. führt als ein redendes Beyspiel das ritterschaftliche Credit-Institut zu Zelle an; bare Geschenke des Landesherrn zur Unterstützung ganz verarmter Unterthanen aus eignem Privat-Vermögen. Noch folgen Mittel, die aus der Localität jeder Provinz und jedes Orts hervorgehen: durch Vertheilung der Gemeinheiten, mit Cautelen für die Einrichtung derselben; durch Vermehrung der Einwohner vermittelst Beförderung neuer Anbauer und Colonisten; durch Abänderung der bisherigen Einrichtung, stehende Heere im Frieden in die Städte zu verlegen, und sie dem Landbau zu entziehen; durch Vereinzelung und Vertheilung grosser Domanial-Güter, besonders in Gegenden, wo der Mangel an eigenthümlichen Grundstücken den Landmann zum Tagelöhner oder zum Deputatisten des Domänen-Pächters macht; durch Aufklärung und Belehrung des Landmannes über seine Vortheile, verbunden mit Aufmunterung des fleißigen, thätigen und aufgeklärten Landwirths; auch über die Gegenstände selbst verbreitet sich der Verf.: es seyen, Verbesserung der Cultur des Bodens selbst, und Gewinnung der Producte in größerer Menge und Güte; wo zu jenem vorzüglich beyträgt die Beförderung der Stallfütterung und der damit verbundene Anbau der Futterkräuter; zu dem andern, daß durch verbesserte Methoden der Bestellung des Landes und seiner Düngung die bisher gewöhnlichen Fruchtarten

in der Qualität sowohl, als in der Quantität verbessert werden, mehrere bisher weniger angebaute Producte erzeugt werden, oder daß auf mehrere öconomische Gegenstände Bedacht genommen wird; und endlich, daß der Landmann seine Erzeugnisse mit Vortheil absetzen kann. Alles dieß ist sehr gut, an und für sich, und ausführlich beygebracht, zugleich, was den ganzen Erwerbfleiß des Landmannes anbetrifft, mit der Trennung desselben von den städtischen Erwerbszweigen, und dem ganzen Forstwesen eines durch den Krieg ruinirten Landes, und dessen Wiederherstellung durch Schonung der Forsten und Holzungen mit der sorgfältigen Vermehrung neuer Anpflanzungen und Besamungen; bis dahin aber die Cultivirung des Torfmoors, der Steinkohlen und andrer Surrogate, und durch Ersparniß an der Holzverwendung.

Daß diese Hererzählung aller Hülfsmittel, den Wohlstand eines Landes überhaupt zu bewirken, sehr vollständig ist, so gut sie nur in einem Lehrvortrage oder Lehrbuche angegeben werden kann, und daß es recht heilsam seyn kann, ein solches Register vor Augen zu haben, ist nicht zu läugnen; Was aber nach dem Kriege zunächst am anwendbarsten ist, und das Wie? wird der Beurtheilung, der Ausfindung und Ausmittelung der Landesregierung überlassen. Aber dieß ist eben das, wovon die Frage war: wie am beßten, das ist, am wirksamsten und schnellesten, geholfen werden kann. Was seyn sollte, und was künftig seyn soll und muß, war nicht die Frage, sondern: was ist für den Augenblick zu thun, um schleunige Hülfe zu schaffen, zu retten? womit ist anzufangen, und wie ist es anzugreifen? woher die Mittel dazu?

Nun auch von den übrigen Concurrenz-Schriften, die alle, mehr oder weniger, in allgemeine Verbesserungsvorschläge des Landes und der Landesangelegenheiten sich verlieren. In der Aufführung der Gegenstände, worauf es bey Wiederherstellung des Wohlstandes eines durch den Krieg ruinirten Landes überhaupt ankömmt, kommen sie alle, mehr oder weniger, überein; vereinigen aber gemeiniglich die allgemeinen Gebrechen mit den eigentlichen Kriegsschäden; welches natürlicher Weise wieder Einfluß auf Bestimmung der Hülfsmittel und Hülfsquellen, dem Lande aufzuhelfen, hat. Die Gesichtspuncte, unter welche das Eine und das Andere gebracht wird, ändert in der Hauptsache wenig. So bringt eine gute Schrift, Nr. 1, alles unter zwey Hauptbedürfnisse, Menschen und Geld. Daß man vorher den Zustand des Landes selbst kennen müsse, verstehet sich, auch wohl die Gebrechen überhaupt, und die Gebrechen der Landwirthschaft insbesondere, und daß auch auf diese Rücksicht genommen werden müsse, verstehet sich; aber wie die Verbesserung des Ganzen sogleich die erste Sorge nach dem Kriege seyn kann, macht eine Schwierigkeit nicht nur, sondern eine Unmöglichkeit, die man ganz übersieht. Weise Feuerordnungen macht man nicht während des Brandes. In der Wahl der Mittel, und in der Hinneigung zum Vorzug der einen und der andern, ist eine natürliche Verschiedenheit der Meinungen und Gesinnungen, zumahl nach den Individualitäten, die jeder vor Augen und im Sinne hatte. Auch in der Anwendung und Vertheilung der ausgefundenen Unterstützungsmittel nimmt man mehr oder weniger Rücksicht auf den gegenwärtigen oder allgemeinen Zustand des Landes, als besonders auf die erlittenen Kriegsschäden. Nr. 1. fordert

eine tabellarische Uebersicht; die man freylich machen und vor sich haben muß: aber durch Zahlen und Tabellen allein ist nichts ausgerichtet, aber wohl verdorben. Hände für den Landbau, und Wiederherstellung des Viehstandes verlangt am Ende ein Jeder, nebst dem Ackergeräthe, Wiederaufbau der ruinirten Gebäude, baldige Abhülfe des Mangels an gutem Samenkorn, an Futterung, und an Eßkorn. Daß zu allem diesem nothwendig ist, daß bares Geld in Curs komme, und daß der Landes-Credit hergestellt werde, erkennt auch Jeder; an ausführbare Mittel aber wird weniger gedacht; und dieß ist eben das Schwerste und Wichtigste für die jetzige Zeit. Nach dem siebenjährigen Kriege war der Zustand der Länder mit dem gegenwärtigen nicht zu vergleichen. Kaum kann nach dem dreyßigjährigen Kriege der Zustand des nördlichen Deutschlands so ganz hülflos gewesen seyn. Ehe wir vom Flor der Länder sprechen wollen, ist nöthig, nur erst auf Rettung zu denken, daß wir nicht ganz in den Abgrund versinken. Bey einem wohlgeordneten Creditsystem, nicht Consenssystem, sondern Hypothekensystem, verweilt Nr. 1. vorzüglich. Aufmerksamkeit verdient das, was der Verf. beybringt über die Ursachen des Verfalls des Preussischen Creditsystems, und warum es den gehofften Nutzen nicht lange geleistet, sondern zuletzt Schaden gebracht hat. Allgemeine Sparsamkeit, öffentliche und Privat-Sparsamkeit, fanden wir weniger in dringende Anregung gebracht; dagegen wird der Nachtheil von erwecktem Mißtrauen gegen Staatsdiener und Volksobrigkeiten von Mehreren berührt, so wie die Anhäufung von Angesetzten, mit Ermangelung der Unter-Bedienten bey öffentlichen Veranstaltungen

und Verbesserungen, deren Ausführung ohne eine beständige wachende Aufsicht durch jene nie gedeihen kann. Vervielfältigung des Tabellenwesens u. dergl.

Der einen Schrift, Nr. 6, mit dem Motto: O möchten die Regierungen es einsehen s. w. müssen wir noch besonders erwähnen; sie macht ein ganzes Buch aus. Nachdem der wortreiche Verfasser alle mögliche Auslegungen der Worte der Aufgabe aufgesucht und erklärt hat, nimmt er endlich eben diejenige auf, welche alle Concurrenten sogleich gefunden und ohne Bedenken angenommen haben. Aber er hat sich nachher nicht an die Aufgabe gehalten, sondern er hat einen neuen Plan zu einer Staatsverfassung ausgearbeitet, den er, nach der Weise der neuen Philosophen, für den einzigen wahren hält, und der gleich nach dem Kriege ausgeführt werden soll; er eilt, und will die Gelegenheit nutzen, um den Staat nach seinem von der Studirstube aus gemachten Plane einzuarbeiten. So einen Plan hatte wohl Niemand unter uns gewünscht, und so sind wir auch nicht zur Beurtheilung desselben verpflichtet. Was er zweckmäßig gesagt hat, das findet sich schon practischer in unsern besten Schriften. Erst spät, nach einer Reihe von einigen und sechzig Seiten, kömmt der Verf. dahin, daß die Verbesserung mit der Landwirthschaft anfangen soll; dazu sollen General- und Special-Commissionen niedergesetzt werden. Endlich kömmt es zu Vorschlägen, die nöthigen Gelder aufzubringen, welche zur Verbesserung der Landwirthschaft erfordert werden, wobey von dem Publicum die Gutmüthigkeit vorausgesetzt wird, das, was der Feind nicht geraubt hat, zu weitschichtigen Landesverbesserungen herzugeben. — Gut ist das, was weiter hin

gesagt ist, aber nichts Neues, von Parification der Kriegsschulden. — Die Capitalisten sollen hohe Zinsen gezogen haben, und sollen deßwegen das Meiste hergeben. Aber wie dann, wenn sie keine Zinsen erhalten haben, und auch zu dieser Zeit keine Capitalien zurück erhalten können? — Unbegreiflich ist es, wie man es sich als möglich denken kann, ein ruinirtes, verarmtes Land auf Einmahl auf die höchste Stufe der Vollkommenheit setzen zu können. Ein neuer Steuerfuß, Aufhebung aller Frohnen, Vertheilung der Gemeinheiten, und viele andre, an und für sich ganz gute, Aenderungen können nur bey langwieriger Ruhe und wenn erst Geld wieder gewonnen ist, mit Sicherheit der Ausführbarkeit vorgenommen werden.

Ungefähr den nähmlichen Gang hat der Verfasser der Schrift Nr. 7. Les vagues déclamations, genommen: er gibt haarklein die Veranstaltungen und Einrichtungen an, welche in der Staatsverwaltung müssen vorgenommen werden; setzt aber weislich voraus "die Anwesenheit einer bedeutenden Summe baren Geldes in dem Schatze des Staats".

Wir müssen indessen noch einer Lateinisch geschriebenen Schrift (Nr. 4.) gedenken, welche einen Holländischen, so viel wir abnehmen, jungen, Gelehrten zum Verfasser hat; sie ist in einem schönen Lateinischen Stil geschrieben. Aber an diesem Beyspiel sehen wir, wie schwer es einem Ausländer ist, sich in die innere Verfassung eines fremden Landes zu finden, und richtige Begriffe von den einzelnen sowohl, als den öffentlichen Verhältnissen zu fassen. Gleich in der Aufgabe verwickelt er sich in Schwierigkeiten durch Uebersetzung des Wortes eines Staats mit dem Worte respublica,

dessen eigentliche Bestimmung nach unsrer Landesverfassung er nicht auffinden kann, bey den verschiedenen Bedeutungen, die das Wort hat. Die Frage selbst war zunächst für die hiesigen Lande in Nordsachsen aufgegeben, von welchen und ihrem Zustande die Preisbewerber natürlicher Weise unterrichtet seyn mußten und konnten. Hingegen des Verf. Ansichten sind aus seinem Vaterlande abgeleitet, folglich sind auch die Räthe und Vorschläge, die er gibt, überhaupt nicht verwerflich, und geben einen Verfasser zu erkennen, der in Schriften der Staatswirthschaft belesen ist, und gute Einsichten sich erworben hat: aber sie erlauben keine Anwendung auf die Gegenstände und ihre Localitäten, auf welche die Aufgabe eigentlich gerichtet war, so bald es auf das Eigenthümliche der Landesverfassungen ankömmt; die allgemeiner bekannten Mittel zur Herstellung des Wohlstandes eines Landes kennt er wohl, aber die langen bey unsrer Frage nicht zu.

Straßburg und Paris.

Bey Treuttel und Würtz: *Code Napoléon*, conforme a l'édition originale de l'imprimerie impériale, *avec la traduction allemande, faite par une société de jurisconsultes, et accompagnée de notes explicatives* par *L. Spielmann*, Procureur impérial au Tribunal civil, et Professeur suppléant à l'école de droit à Strasbourg. — Codex Napoleon, nach dem beygefügten, von der officiellen Ausgabe abgedruckten, französischen Original ins Deutsche übersetzt, u. s. w. — 1808. 983 S. in Octav. (Man kann auch den Französischen, oder Deutschen Text abgesondert bekommen.)

Alphabetisches Sachregister (jedoch nur zur Deutschen Ausgabe gehörig). Eben daselbst. 147 Seiten in Octav.

Ohne dem Werth der verschiedenen früheren Uebersetzungen des Napoleoneischen Gesetzbuchs (Code Napoleon ist weder Lateinisch, noch Französisch, noch Deutsch), die zum Theil so eilfertig gemacht sind, zu nahe zu treten, darf man mit gutem Gewissen behaupten, daß sie fast durchgängig mehr für ein neugieriges Lesepublicum berechnet, als zur Belehrung derjenigen bestimmt scheinen, die ein wissenschaftliches Interesse zu dem Studium des Französischen Rechts treibt. Hierzu wird mehr, als ein bloßes Uebersetzen der Worte des Originals in ungefähr gleichlautende Ausdrücke einer andern Sprache, wodurch sehr oft eine gefährliche Doppelsinnigkeit bewirkt wird, erfordert. Die Uebersetzer, mit dieser Wahrheit wohl bekannt, größten Theils auf Deutschen Universitäten gebildet, und mit der Deutschen Sprache innigst vertraut, suchten daher diesem Bedürfnisse abzuhelfen, und besonders den ausgebildeten und deutlichen Styl der Französischen Rechtssprache so viel als möglich in ihre Muttersprache überzutragen. Leider ist jedoch die Uebersetzung dessen ungeachtet durch so viele Provinzialismen, und verderbte Deutsche Wendungen entstellt, obgleich sie in Hinsicht der Sprache, Lassaulx's und Daniel's Uebersetzungen bey weitem übertrifft, daß man den Uebersetzern unmöglich beystimmen kann, wenn sie sich in der Vorrede S. VI schmeicheln, durch ihr Werk einen Beytrag zur Einführung einer allgemeinen Rechtssprache in Deutschland geliefert zu haben. Ihr zweytes Verdienst setzen sie darin, alles Dunkel des Originals aufgehellt, und jeden Zweifel

über den Sinn desselben erspart zu haben, besonders jeden Ausdruck, jede Wendung vermieden zu haben, welche einen Doppelsinn enthalten, oder nicht allenthalben richtig verstanden werden könnte. Ob sie gleich sich auch in dieser Hinsicht vor Lassaulx und Daniels auszeichnen, so soll dennoch die Uebersetzung noch gefunden werden, welche diese Bedingungen gehörig erfüllt, da selbst die, sich wegen Reinheit der Sprache so sehr auszeichnende, Erhard'sche in dieser Hinsicht Manches zu wünschen übrig läßt. So finden wir in unserer Uebersetzung den Unterschied zwischen cité und traduit (art. 14.) nicht beobachtet, der doch nach der Interpretation des Artikels durch das Gesetz vom 10. Sept. 1807, und nach dem 822. Artikel des Gesetzbuchs über das bürgerliche Verfahren Statt findet, denn der Fremde kann zwar wegen Verbindlichkeiten, die er mit einem Franzosen in Frankreich abgeschlossen hat, vor einem Französischen Gerichte, als in foro contractus (obgleich auch dieses dadurch erweitert ist, daß er vor jedes Französische Tribunal citirt werden kann), vorgeladen (cité) werden; nie aber wegen Verbindlichkeiten, die er mit einem Franzosen im Auslande eingegangen hat, als wenn er sich in Frankreich gerade aufhält, und sich daher sein persönlicher Arrest denken läßt (il pourra être traduit). So kann auch der Franzose wegen Verbindlichkeiten, die er im Auslande mit einem Fremden einging, nach art. 15. vor jedem Französischen Tribunal verhaftet werden, wenn es nicht sein forum domicilii war. So wird art. 41. übersetzt: "Die Register werden vom Präsidenten blattweise paraphirt (mit seinem Namenszuge versehen: warum ist dieses, gewiß Vielen unverständliche, Wort nicht näher erklärt?)

und foliirt, das erste und letzte Blatt mit Worten, die übrigen Blätter mit Ziffern". Unabgesehen, daß sich die hier mit andern Lettern bemerkten Worte nicht im Original-Texte zeigen, so scheint die Verbindung der Worte cotés par premiere, et dernière mit sur chaque feuille doch zu hart, und gegen den Genius der Sprache. So ist auch die Bezeichnung des tuteur subrogé durch Streitvogt gänzlich verfehlt, im 531. Artikel der Unterschied zwischen bateaux und navires gar nicht beachtet, im 1331. Artikel die wahre Bedeutung der échantillons keinesweges ausgedrückt. Rec., der, um seine Behauptung zu bewahrheiten, noch mehrere Belege häufen könnte, sieht sich durch den engen Raum dieser Blätter genöthigt, sich dessen zu enthalten, und geht lieber zu einer Beurtheilung desjenigen über, was Hr. Spielmann bey dieser Uebersetzung geleistet hat. Dieser hat, wie man aus der Vorrede schließen muß, durchaus keinen Antheil an der Uebersetzung selbst gehabt, sondern ist nur Verfasser der Noten, worin er sich alles, was durch Französische Localgesetze für Deutschland unverständlich seyn konnte, zu erläutern vornahm. Seine Hauptabsicht aber war, durch Zusammenstellung der sich auf einander beziehenden Artikel das Gesetzbuch gleichsam mit einer Concordanz zu versehen, und so aus sich selbst zu erklären. Wäre ihm das erste so gut gelungen, als es das letzte ist (denn wir erinnern uns auch nicht Eine Hauptstelle vermißt zu haben, welche auf einen beliebigen Artikel Bezug hat), so würden wir ihm vielen Dank schuldig gewesen seyn; leider lassen aber seine erklärenden Anmerkungen noch Manches zu wünschen übrig. Denn

theils fehlen alle Gutachten des Staatsraths, und alle transitorischen Gesetze, welche doch oft so äusserst vortreffliche Hülfsmittel zur Interpretation darbieten, und die daher sowohl Hr. Lassaulx, als Daniels, ihren Uebersetzungen sehr zweckmäßig angehängt haben. (Nur einige neuere Gesetze, welche nach dem 3. September 1807 erschienen sind, hat der Verfasser erwähnt.) Theils sind manche Anmerkungen völlig unwichtig, wie zu art. 2165 u. s. w., oder unverständlich, wie zu art. 108, oder gar falsch, wie zu art. 1276, wo von déconfiture behauptet wird, daß dieß Wort den Zustand eines Schuldners bedeute, dessen bereits mit Arrest belegte Güter nicht hinreichen, seine Schulden zu bezahlen; oder zu art. 2244, wo der Verfasser sagt, daß in der Französischen Praxis die Worte citation, assignation und ajournement ganz gleichbedeutend seyen, da doch das erstere lediglich von der Vorladung vor das Friedensgericht, die letztern hingegen von der Vorladung vor ein höheres Tribunal gebraucht werden (*Lepage* nouveau style de procedure civile) und dergleichen mehr. Wie kann Hr. Spielmann in der Anmerkung zum 1400. Artikel von der Gütergemeinschaft folgender Maßen sprechen: "Die in dem Römischen und Deutschen Rechte unbekannte Gemeinschaft der Güter zwischen Eheleuten", und doch hat Hr. Spielmann, laut der Vorrede, "auf Deutschen Universitäten den theoretischen Theil der Rechtsgelehrsamkeit erlernt", und ist Professor der Rechte, also ein Mann, von welchem man eine genauere Kenntniß auch der fremden Rechte verlangen kann, und der sich über die seichten Kenntnisse und grenzenlose Unwissenheit der Französischen

Schriftsteller über positive Jurisprudenz erhebt. — So erwartete Rec. bey dem art. 1431 auch die Frage nicht, ob durch diesen Artikel das Sc. Vellejanum und die Authentica si qua mulier, abgeschafft sey, da diese doch nur aus dem heillosesten Mißverstehen des Gesetzbuches, und des Gesetzes vom 30. Ventose XII entspringen konnte. In den Anmerkungen zu art. 1020, und 1049 werden scheinbare Controversen entschieden, letztere jedoch nur aus Maleville's (nicht Malleville) bekannter Analyse. Hin und wieder finden wir dürftige Remissionen auf das Römische Recht, auf Merlin, und Maleville. — So sehr auch solche kurze Anmerkungen über den Code nothwendig und zu wünschen wären, als Godefroy zum Römischen Gesetzbuch lieferte, so wenig kann uns mit einer solchen flüchtigen Arbeit gedient seyn, als Hr. Spielmann geliefert hat, da nur allein die Parallel-Stellen, welche sich auf einander beziehen, einiger Maßen mit Nutzen gebraucht werden können. — Druck und Papier sind mittelmäßig, doch, so viel der Recensent bemerkte, rein von Druckfehlern. — Noch ist zu bemerken, daß die mit Sternchen bezeichneten Anmerkungen in der Französischen Ausgabe fehlen; und daß das alphabetische Sachenregister, welches man auch einzeln kaufen, und bey jeder Ausgabe des Gesetzbuchs gebrauchen kann, das vollständigste ist, welches wir bis jetzt besitzen. — Aber wer wird uns einmahl mit einem Dictionnaire des Code beschenken, welches die Kunstwörter, und sonstigen ungewöhnlichen Redensarten erklärt? dessen Nothwendigkeit von Tage zu Tage fühlbarer wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. u. 140. St.

Den 29. August 1808.

Göttingen.

In der neulichen Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften zeigte Hr. Hofr. Blumenbach, der sich schon seit lange mit Erläuterung der Physiologie aus dem abnormen Bau der Mißgeburten beschäftigt, und eine belehrende Anzahl derselben für seine Sammlung zusammengebracht, einige davon vorläufig noch in ihrer ganzen Integrität vor, ehe er sie hernach zur Untersuchung des inneren Baues zergliedern wird. — Unter andern ein von einem rein belegten Hühnerhund in einer benachbarten Provinz geworfenes Monstrum, das dort großes Aufsehen erregt hatte, weil das Volk ein leibhaftes Menschenantlitz an ihm zu finden meinte, was sich aber einzig und allein auf eine im Grunde höchst unmenschliche Mißgestaltung einer cylindrisch prominirenden Nase reducirte. Inzwischen hat doch dieses much ado about nothing Hrn. Hofr. Bl. Anlaß zu einer critischen Revision so vieler weiland angestaunter Mißgeburten gegeben, die, von Thieren geboren, doch menschenähn-

liche Bildung gehabt haben sollten. Das Resultat war, daß sich wohl unter den menschlichen Mißgeburten nicht gar selten welche finden, die allerdings einige Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere zeigen, daß aber, so weit die Untersuchungen des Hrn. Hofr. reichen, auch nicht ein einziges von einem als genau und zuverlässig anerkannten Beobachter beschriebenes oder nach der Natur abgebildetes thierisches Monstrum aufgestellt worden könne, das wirklich eine dem Menschen ausschließlich eigne Gestaltung irgend eines seiner Theile und Gliedmassen gehabt habe. So daß es allerdings scheint, der Bildungstrieb müsse, um zur höchsten Stufe der reinen Ausbildung menschlicher Gestaltung zu gelangen, erst durch die niedern Sprossen der bloß thierischen Formen gehen. Auf diesem Wege wird er zuweilen gehemmt, so daß er bey jener niedern thierischen Form stehen bleibt, ohne den Gipfel des menschlichen Typus zu erreichen. Aber nun und nimmermehr kann er bey der Bildung einer thierischen Leibesfrucht die Staffel von dieser ihrer Form überspringen, und ihre Thierform zur menschlichen erheben.

Unter den übrigen monstris, die dießmahl vorgezeigt wurden, ein ungefähr dreymonathlicher menschlicher Embryo, den Hr. Hofr. Bl. der Güte des Hrn. Dr. und Prof. Heineken zu Bremen verdankt, und der sich, ausser andern Mißgestaltungen der Gliedmassen, durch eine Universal-Atresie auszeichnet, da er durchaus keine Spur irgend einer äussern Oeffnung des Körpers zeigt, eben so wenig Mund, Nase, Ohren rc., als After oder Genitalien, so daß in diesem Fall an eine Ernährung durch den Mund nicht zu denken ist. Auch ist dieses Quasi-Pflanzenthier allein (NB), und nicht, wie es bey andern menschlichen Mißgeburten der gewöhnlichere Fall ist, als

Zwilling zur Welt gekommen. — Ein weiblicher Fötus, ungefähr aus der Hälfte der Schwangerschaft, ohne Oberschedelknochen und Hirn, dagegen am Hinterkopfe mit einem häutigen Sack, der bis an die Lenden herabhängt, einem weitgespaltenen Rückgrath, allgemeinen prolapsus von Herz, Leber, Magen, Darmcanal rc. Die niedre, gleichsam gepreßte, Unform des Kopfs, der mangelnde Hals, die wundersame Kürze des Rumpfs und die dagegen mächtig langen Beine geben dem Totalhabitus der abenteuerlichen Creatur auf den ersten Blick auffallende Aehnlichkeit mit einem Frosch. — Ein schier zum Auskriechen zeitiges Gänschen ohne Oberschnabel, nur mit Einem großen Auge, das aber am Gaumen sitzt, und gleichsam aus dem offnen Rachen herausguckt. An einem skeletirten Kopf eines bebrüteten Gänschens von gleichem Alter ward vorläufig gezeigt, wie zumahl der Mangel einiger Kopfknochen diese in ihrer Art vielleicht einzige Monstrosität verursacht habe.

Bey Dieterich sind nun auch zwey frühere Commentationen des Hrn. Hofr. abgedruckt. Die eine: Specimen historiae naturalis, antiquae artis operibus illustratae, eaque vicissim illustrantis. 32 Seiten in Quart, mit 2 Kupfertafeln.

Die andre: Decas *quinta* collectionis suae craniorum diversarum gentium illustrata. 20 S. in Quart, mit 10 Kupfern.

Königsberg.

Bey Friedr. Nicolovius: Staatswirthschaft von Christian Jacob Kraus, öffentl. Lehrer der practischen Philosophie und der Cameralwissenschaften auf der Königsbergschen Universität. Nach dessen

sen Tode herausgegeben von Hans v. Auerswald, geh. Ober-Finanzrathe, ostpreuss. Kammerpräsidenten, Curator der Königsbergschen Universität und Ritter des rothen Adlerordens. Erster Theil S. XXXII u. 280. Zweiter Theil S. XXIV und 264 in Octav.

In der Vorrede gibt der Hr. Herausgeber über die Entstehung und Erscheinung dieses Werks einige Auskunft. Kraus hatte bereits mehrere Jahre Vorlesungen über die Staatswirthschaft gehalten, als der Chef des Ostpreuss. Finanz-Departements, Staatsminister Freyhr. v. Schrötter, aufmerksam auf die guten Früchte dieser Vorträge, gebot, daß alle, welche bey der Verwaltung angestellt werden wollten, sich durch Zeugnisse zu legitimiren hätten, daß sie Krausens Vorlesungen mit Nutzen beygewohnt. Dieß mochte die Frequenz bey seinen Vorträgen vermehren, obwohl solcher Befehl seinen Ansichten von Lehr- und Lernfreyheit wenig zusagte. Dieser vermehrte Besuch seiner Vorlesungen aus allen Ständen, und die Aufmunterung seines vortrefflichen Freundes, des Kriegsraths Scheffner, vermochten ihn endlich, nach langem Sträuben, die Hand an die Ausarbeitung eines Lehr- oder Handbuchs zu legen, welches wenigstens den Gebrauch von Adam Smith erleichtern könnte. Indeß gedieh das Werk langsam, weil der allzu bescheidene Mann eine besondere Abneigung gegen die Schriftstellerey hatte; auch klagte er bey der Ausarbeitung, daß er durch ein zu ängstliches Anschließen an Form und Ideengang von Smith seine eigene Freyheit eingebüßt habe. Seiner Freunde Zureden mußte ihn, so wie die Aussicht, nach Entwickelung der Smithschen Lehre einen angewandten Theil auszuarbeiten, wo er mehr Freyheit behaupten werde, aufrecht erhalten. Endlich ward nach

und nach die erste Hälfte, welche die Smithsche Lehre enthält, und wovon in diesen beiden Bänden das erste Buch abgedruckt ist, in Manuscript dem Herausgeber abgeliefert; aber die endlose Unzufriedenheit des Verfassers machte, daß er sein Manuscript zurückfoderte, um es einer neuen Revision zu unterwerfen. Jedoch, nach seinem Tode fand sich nichts geändert. Der andere Theil, oder das fünfte Buch, welcher den so genannten angewandten Theil enthält, soll aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers abgedruckt werden; nach des Hrn. Herausgebers Versicherung ist eben dieser Abschnitt der reichste an eigenen, durch Erfahrung geprüften, Ideen. Auch werden die Vorlesungshefte des Verf. über Finanz- und Handlungswissenschaft, Landwirthschaft und Technologie, von einigen seiner älteren Zöglinge, die sein besonderes Vertrauen genossen, geordnet, und wenn sie zum Druck geeignet seyn sollten, ihm übergeben werden. Das Zaudern mit der Publication des vom Verf. zum Druck ausgearbeiteten Theils des vorliegenden Werks schiebt der Herausgeber auch noch auf des Verf. Unzufriedenheit mit seinem schriftlichen Vortrage, den er selbst für etwas schwerfällig, verglichen mit Say's Bearbeitung von Smith, hielt. (Jedoch hat der Rec. diese Schwerfälligkeit oder Dunkelheit wenig verspürt, im Gegentheile ist bey weitem der größere Theil mit großer Klarheit, Bestimmtheit und ohne vielen Wortkram abgefaßt.) Dann aber hatte der Verf. für sein Zögern auch noch einen andern Grund: ihm wurden späterhin des Grafen Lauderdale Einwendungen bekannt, welche ihm die Fundamente der Smithschen Lehre zwar nicht umzustoßen, die ihm aber doch einer Rücksicht und Prüfung werth zu seyn schienen; hiermit sind wir ganz einverstanden.

Ueber des Verstorbenen Leben — eine ausführlichere Biographie wird die Sammlung seiner vermischten Schriften begleiten — sind die Notizen in der Königsberger und Berliner Zeitung vom Jahr 1807 abgedruckt, in welchem Jahre er, den 25. August, starb. Er war zu Osterode im Jahr 1753 geboren, studirte zu Königsberg; Kant's, Hamann's und seines Onkels, des Kirchenraths Buchholz, Verdienste um seine Bildung hatte er stets in dankbarem Andenken. Früher zur Theologie bestimmt, gab er bald dieses Studium auf, und widmete sich vorzüglich den mathematischen, philosophischen und philologischen Studien. Er ward Hauslehrer, und übersetzte als solcher Young's politische Arithmetik, welche im Jahr 1777 mit schätzbaren Anmerkungen erschien. Er kam späterhin als Führer eines Jünglings nach Göttingen, wo er des Vortrags der Lehrer daselbst sich erfreute, und ihn benutzte. Im Jahr 1781 ward er als Professor zu Königsberg angestellt. Zuerst hielt er mathematische, philosophische, philologische und historische Vorträge, bis er sich immer mehr auf Staatswirthschaft beschränkte. Vielleicht zu eifrig den Studien ergeben, wodurch er seine Gesundheit untergrub, hatte er eine unermeßliche Menge von Kenntnissen eingesammelt, in welcher Hinsicht er in einem dieser Aufsätze noch über Kant gestellt wird. Sein eigenthümlicher Scharfsinn, sein lebendiger Geist, führten ihn zu neuen Combinationen. Durch einen lebhaften Vortrag wußte er seine Zuhörer zu fesseln, und durch sein kindliches Gemüth, seine Liebenswürdigkeit im Umgange mit allen Classen, den vorzüglicheren Geschäftsmännern, den Mitgliedern der gebildeten Stände, den Professions-Verwandten und der studirenden Jugend, bey allen manchen guten Samen

auszustreuen, manches Talent zu wecken, und auch von ihnen zu lernen. Seinem Wohlwollen, seiner Unterstützung, haben Viele Vieles zu danken. Durch ihn wurden die besseren Ansichten über die Gründe des Nationalwohlstandes, über das, was zu dessen Beförderung von der obersten Gewalt zu erwarten sey, zuerst in Preussen verbreitet, und dieß Verdienst auch öffentlich von den höchsten Behörden anerkannt. Eine gewisse Aengstlichkeit und vielleicht zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit hinderten ihn, als Schriftsteller sich oft nennen zu lassen. Ausser jener Uebersetzung von Young, von Hume's politischen Versuchen, die er mit einer Zugabe versah, einigen trefflichen Recensionen, besonders der über das in Rußland erschienene Glossarium, und ein paar academischen Dissertationen, ist eben nichts weiter von ihm erschienen.

Wie wunderbar dieß Phänomen in unsern schreibseligen Zeiten nun ist, daß ein Mann von solchen Kenntnissen und Talenten so wenig durch den Druck bekannt werden ließ, so erfreulich ist es doch in mancher Beziehung. Vom Munde zum Gemüth ist der Weg oft kürzer, und führt oft schneller zum Ziele, bey dem, der Vortrag und Rede in seiner Gewalt hat, als durch die todten Buchstaben. Der Rec. hat Zöglinge des vortrefflichen Mannes gekannt, welche mit großem Enthusiasmus an ihm hingen, die durch ihn gehoben wurden, und bey welchen er das, was in ihnen schlummerte, zuerst zum Bewußtseyn gebracht hatte. Wer in gleicher Lage sich befunden, und gleiches Talent der Lehre besessen hat, wird Gleiches erfahren haben, und sich belohnter für ein mühevolles Leben oft dadurch, als durch das etwa zugetheilte Lob der Recensenten für Druckschriften, gefühlt haben. Aber es scheint das

was wir aus dem Vorberichte angemerkt haben, auch noch in anderer Beziehung wichtig. Es geht aus des Ministers Schrötter Verordnung hervor, daß er die Beschäftigung der Gelehrten, welche den Staatswissenschaften Zeit und Kräfte widmen, zu schätzen wußte, und es geht aus der freundschaftlichen Verbindung zwischen einem Geschäftsmanne, der auf einem so hohen Posten, wie der Herausgeber, stand, und dem Verfasser ein Verhältniß hervor, das man wohl für die bedrängte Welt häufiger wünschen möchte. Wechselseitig müssen und können die Geschäftsmänner von den Theoretikern, und diese von jenen lernen. Möchten doch öfter solche Beyspiele der Freundschaft zwischen beiden Theilen vorkommen! Wo der eine Theil von dem andern ganz getrennt ist, wie soll es da gut gehen? Wenn ein Mann, der sein Leben dem Studio der Staatswissenschaften widmet, von den Geschäftsleuten immer als ein Grillenfänger behandelt wird, als ein Sonderling, den man höchstens duldet, den man nicht würdigt, über Verwaltungsangelegenheiten mit ihm zu reden, während er es noch so sehr wünscht, um das, was er durch Speculation auffand und in seinem engen Kreise beobachtete, zu berichtigen, vielseitig zu prüfen; wenn man nur von Wind und Wetter mit ihm reden will, und ihn recht vornehm den Abstand zwischen Geschäften und Theorie fühlen lassen will: ist es dann dem Theoretiker zu verargen, wenn er einseitig ebenfalls bleibt, und wenn er es schon nicht laut äussern darf, doch im Stillen die Verachtung mit vollem Maaße der Routine zurückgibt, womit diese die Stubengelehrsamkeit begrüßt? Es mögen wohl nicht viele Beyspiele seyn, dergleichen hier von Kraus erwähnt werden, daß Regierungen ihre Gelehrten in staats-

wirthschaftlichen Angelegenheiten befragt haben. Wir wissen nicht, wie weit die bessere Harmonie zwischen den Gelehrten und Geschäftsmännern sich in Ostpreussen erstreckt hat, und in wie fern diese einen Einfluß auf das Practische hatte; aber Königsberg hat viel gewirkt, und das wissen wir gewiß, daß in Ostpreussen in der Stunde schwerer Prüfung ganz andere Geschäftsmänner sich vorgefunden haben, als in so manchen andern Theilen der Preussischen Monarchie. Wenn es dahin kömmt, daß, eine gute Hand zu schreiben, Rechnen, was man nennt, einen Aufsatz machen können, und das Verstehen einer oder der andern neueren Sprachen, alle Erfordernisse sind, die von den anzustellenden Verwaltungsbedienten begehrt werden: so sieht es etwas übel aus, und vielleicht kömmt man noch mit dem Finanz-Projecte dazu, daß man die Unterrichtsanstalten, wo die Lehrer so viel leeres Stroh dreschen, lieber ganz eingehen lassen sollte, um die edle Bildung auf Schreibstuben jeder andern vorzuziehen. Es mag innerhalb und ausserhalb der Mauer gefehlt worden seyn, wir sind weit entfernt, die Verirrungen der Gelehrten in Schutz nehmen zu wollen: aber die ganze Genossenschaft darf doch nicht einzelner Thoren wegen verdammt werden. Wer oft noch recht großmüthig ist, der will den Werth wissenschaftlicher Vorträge über die Natur und das Wesen des Staats und der bürgerlichen Verhältnisse nur als ein Spiel des Verstandes gelten lassen, und doch ist es so leicht zu erweisen, daß selbst sogar untere Bediente ohne staatswirthschaftliche Bildung ihrem Geschäfte oft gar nicht gewachsen sind. Ihre Berichte zum Beyspiel über die Phänomene, welche den National-Wohlstand betreffen, wie können sie wohl ohne die erbärmlichste

Einseitigkeit seyn, wenn sie nicht theoretische bessere Einsichten erlangt haben? Und wie viel gibt man hinwieder bey den höheren Behörden, oft viel zu viel, auf diese Berichte. Wenn Gelehrte über Dinge brüten, welche völlig unerquicklich sind, so ist es zum Theil ihre eigene, zum Theil aber die Schuld derer, welche sie so unfreundlich von jedem Antheil an allen den Verhältnissen zurückstoßen, welche ihnen die gleichwohl so nöthigen Kenntnisse von der Welt, den Menschen und den Geschäften gewähren könnten. Doch genug davon! Wir müssen von dem Buche Nachricht geben: aber wir glauben nicht, Etwas, was hieher nicht gehört, berührt zu haben, da gerade andere Verhältnisse und die Art der Wirkung unsers Autors gewiß nicht das Uninteressanteste sind, was in diesem Buche vorkömmt.

Kraus ist in diesem Werke ganz und durchaus Adam Smith gefolgt, selbst, mit geringer Ausnahme, der Ordnung, welche Smith gewählt hatte. Diese beiden Theile, oder dieses erste Buch, betreffen die Elemente des National-Reichthums, genau das, was Smith in dem ersten Buche seines Werkes abhandelt. Einiges, was bey Smith später hin vorkömmt, ist hier früher erwähnt, Einiges ist mehr zusammengeschoben worden; wo Smith für seine Landsleute sich in weitläuftige Prüfung vaterländischer Verhältnisse einließ, dafür sind Beyspiele aus andern Ländern, aus Preussen etwa, angeführt worden, wo sich manche genaue Kenntniß, Erfahrung und Belesenheit zeigt. Wir haben in keinem irgend bedeutenden Puncte unsern Verf. von Smith abweichend gefunden, denn wenn Kraus etwa annimmt, daß der Silberwerth in der letztern Zeit wieder falle, so war die Erscheinung an sich einleuch-

tend genug, und der Verf. sagt bescheiden, die Gründe würden besser auf Zeiten, wo mehrere Erfahrungen darüber gemacht wären, zu entwickeln verschoben. Auch Smith's Lehre vom Preise, vom reellen Preise, von der Arbeit als einzigem und unwandelbarem Maaßstabe des Tauschwerths der Güter, hat Kraus angenommen. Rec. ist anderer Meinung, aber er ist weit entfernt, Andere zu seinem allein seligmachenden Glauben zwingen zu wollen, wie fest er sich auch davon überzeugt hält, daß dieser Theil der Smithschen Lehre nicht haltbar sey. Es wird in diesen Kenntnissen wie in allen philosophischen Untersuchungen gehen, daß immerhin sich verschiedene Ansichten erhalten werden, denn es lassen diese Objecte sich nicht wie Zahlen behandeln. Ueber wie Manches hat man sich doch vereinigt, wenn man auch verschiedene Wege zu der Vereinigung einschlug! Auch soll mit der Behauptung, daß in diesem Werke keine neue Grundlage der Wohlhabenheit der Nationen aufgestellt werde, — und in der That wird sich auch hier nicht viel Neues entdecken lassen, — keinesweges behauptet werden, daß nicht auch manche Belehrung in dem Buche gefunden werde; im Gegentheil werden die, welche mit Smith wohl vertraut sind, dieß Werk nicht ohne Vergnügen, nicht ohne Belehrung lesen. Oft ist das, was bey Smith nach seiner Weise an mehreren Orten vorkömmt, an Einem zusammengestellt, so z. B. wenn von der Theilung der Arbeit die Rede ist, daß sie nicht bloß von der Ausdehnung des Markts, sondern auch von der Natur der Beschäftigung abhänge, welches erstere Smith, als er von der Vertheilung der Arbeit spricht, das andere an andern Orten vorträgt. Kraus hat Smith im Ganzen gewiß recht gut verstanden: ob er ihn bey dem, daß er die Ap-

heit als einen unveränderlichen Maaßstab aufstellt, aber ganz gefaßt habe, oder ob er, damit nicht ganz befriedigt, nun gleich auf eine practische Anwendung übergehen wollte, kann ungewiß scheinen. Er gibt zwar Smith's bekannte Ausdrücke selbst, dann aber auch sogleich die Methode an, wie aus den Geldpreisen, die eine Sache zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gegolten, ihr Realwerth (nach Smithscher Bedeutung) auszumitteln sey, indem nähmlich ausgefunden werde, welches Quantum Silber für eine bestimmte Quantität gemeiner menschlicher Arbeit an den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Zeiten gegeben werden, und dann der Geldpreis der Sache hinwieder damit verglichen werde. Der Verf. gesteht zu, daß solche Data auszumitteln schwer sey, und nur eine Annäherung Statt finden könne: aber Smith verfährt nicht so, an dem Orte wenigstens nicht, wo er von dem unwandelbaren Maaßstabe des Werthes redet, sondern er bleibt bey seinem unveränderlichen Abstract der menschlichen Arbeit stehen, und geht daselbst nicht in ein solches Detail, weil mit Recht der wirkliche Lohn der Arbeit in verschiedenen Zeiten verschieden ist, also die Gleichheit des Werthes der Arbeit, die er daselbst behauptet, auf diese Weise nicht Statt finden kann. — Recht belehrend ist, und dem Verfasser kamen seine mathematischen Kenntnisse hier zu Hülfe, wie man sich zu benehmen habe, um, mit Hülfe des Durchschnittspreises des Getreides von mehreren Jahren, einen ungefähr gleichen Werth in verschiedenen Zeiten auszumitteln oder zu übertragen. Hier (Th. I. S. 133 ... 144) findet sich viel Eigenes und Belehrendes. Früher wären die Bedingungen erwähnt, unter welchen von dieser Methode Gebrauch gemacht

werden könne. Wenn man eine Geldrente nach dem Durchschnittspreise des Getreides in dreyßig Jahren berechnen wolle, so brauche diese Berechnung nicht immer nach Ablauf von dreyßig Jahren vorgenommen zu werden, sondern man könne auch die Regulirung der Rente in kürzeren Fristen vornehmen, und jedesmahl den Durchschnittspreis der dreyßig vorhergehenden Jahre zum Grunde legen. Doch könne die Periode der Rente-Regulirung nicht länger seyn, als die der Durchschnittspreise, weil, wenn man jene z. B. auf vierzig Jahre setzte, diese aber aus dreyßig Jahren genommen würden, die Durchschnittspreise von einem Jahrzehend in der Berechnung ganz ausfallen müßten. Uebrigens müsse aus andern Gründen für jeden Fall bestimmt werden, ob die Periode der Rente-Regulirung und in welchem Verhältnisse sie kürzer, als die der Durchschnittspreise, anzunehmen sey. Da aber selbst bey gleichem National-Wohlstande Ernte und Handelsverhältnisse auf die Preise des Getreides Einfluß haben; so werde man in den nördlichen Gegenden bey der Durchschnittsberechnung dem vorgesetzten Zweck näher kommen, wenn man nicht bloß den Durchschnittspreis des Rockens, sondern auch den der Gerste zum Grunde lege, weil die letztere nicht bloß Speise, sondern auch Getränk liefere, und Fehlernten nicht leicht im Sommer- und Winterfelde zusammentreffen. Es wird durch Beyspiele gezeigt, wie verschieden das Resultat ausfallen werde, wenn man auf die eine oder die andere Weise verführe. Bey der periodischen Durchschnittspreis-Berechnung werde am besten so verfahren, daß man, nach Voraussetzung eines Hauptmarktplatzes, zunächst für jeden Markttag den Preis des Mittelguts daselbst ausfinde, wobey hinwieder ei-

